A. E. Brehm's

Illustrirtes Thierleben.



Vierter Band.

Illustrirtes

Thierleben.

Eine allgemeine

Kunde des Thierreichs

von **A. E. Brehm.**

Mit Abbildungen, ausgeführt unter Leitung von **R. Kretschmer.**

Vierter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1867.

Zweite Abtheilung.

Die Vögel.

Zweite Hälfte.

Späher, Läufer und Schwimmer.

Dritte Reihe.

Späher (Investigatores).

Der Name, welchen ich hier zur Bezeichnung einer größeren Anzahl anscheinend verwandter Vögel anwende, ist zuerst von Reichenbach, wenn auch nicht ganz in demselben Sinne gebraucht worden. Er will Vögel vereinigen, welche von anderen Naturforschern theilweise in dieser, theilweise in jener Ordnung eingereiht wurden. Nach Ansicht einiger Naturforscher gehören unsere Späher zu den „Sing=, Schrei=, Schrill= und Klettervögeln", nach Ansicht anderer Thierkundigen, zu den „Dünnschnäblern, Sitzfüßlern und Paarzehern". Gemeinschaftliche Beziehungen der einen zu den andern hat außer Reichenbach kein anderer Systematiker zu erkennen geglaubt.

Ich gestehe zu, daß die Verschiedenheit der von dem genannten Altmeister vereinigten Vögel größer ist, als innerhalb der Reihen, welche wir bisher kennen lernten, schließe mich deshalb aber doch Reichenbach an, weil die Späher, meiner Ansicht nach, unter sich ersichtlichere Aehnlichkeit bekunden, als mit den Angehörigen anderer Ordnungen oder Reihen. Wenn man einen Hornvogel mit einem Kolibri vergleichen will, wird man davon allerdings schwerlich Etwas gewahren; vergegenwärtigt man sich aber alle die Zwischenglieder, welche es gibt, so erscheint uns die Verwandtschaft beider doch wohl noch eher einleuchtend, als die Zusammengehörigkeit der Kolibris und — Pisangfresser, welche sogar als Glieder ein und derselben Ordnung angesehen worden sind.

Die Reihe der Fänger zeichnet sich vor allen übrigen gleichwerthigen Abtheilungen der Klasse durch Gestaltenreichthum aus. Einzelne Gestalten wiederholen sich, so zu sagen, hundertfach: ein und dieselbe Grundform scheint in wahrhaft wunderbarer Weise umgestaltet, immer wieder neugebildet zu sein, so daß die Trennung schwer wird; andere zeigen mit denen, welche unbestreitbar als Verwandte angesehen werden müssen, nur geringe Aehnlichkeit. Sogenannte Bindeglieder finden sich ungemein zahlreich vor, und nicht blos solche, welche nach unseren Anschauungen Familien, sondern auch solche, welche Ordnungen verknüpfen. Der Kolibri, welcher, wenn man die Summe seiner Kennzeichen berücksichtigt, mit keinem anderen Vogel verglichen werden kann, ist, wie wir zu sagen pflegen, in zwei anderen, als Ordnungen aufzufassenden Abtheilungen der Späher ersichtlich vertreten, der Specht, eine durchaus eigenthümliche Gestalt, innerhalb der Reihe, unseren Begriffen nach, wiederholt angedeutet. Das Gepräge des Singvogels verschmilzt mit dem des Dünnschnäblers; dieser geht allgemach in den Klettervogel über; der Kolibri wird, um mich so auszudrücken, zum Glanzvogel, dieser zum Eisvogel oder zum Bienenfresser, oder zum Bartvogel, der Bartvogel zu einem in den prachtvollsten Farben prangenden Ziegenmelker oder zum Kukuk und dieser wiederum zum Pfefferfresser, dem neuweltlichen Vertreter des Hornvogels. Die Schwierigkeit, Ordnungen und Familien der Vögel zu bilden, oder zu begrenzen, erreicht innerhalb der Reihe der Späher ihren Gipfelpunkt.

Der Gestaltenreichthum dieser Reihe macht eine Gesammtbeschreibung derselben geradezu unmöglich, falls man nicht eben aller größeren Gruppen im Besonderen gedenken oder mit anderen Worten der Einzelbeschreibung vorgreifen will. Es gibt kein Merkmal, welches allen Spähern gemeinsam wäre. Jeder einzelne Theil des Leibes, jedes Glied, jedes Werkzeug ändert manchfach ab; Befiederung und Färbung sind erstaunlichem Wechsel unterworfen. Damit hängt Verschieden=

heit der Lebensweise unzertrennlich zusammen, da ja ein Geschöpf nicht anders leben kann, als seine Begabung es gestattet. Somit läßt sich über die Gesammtheit zwar sehr Vieles, aber kaum etwas Uebersichtliches sagen. Man kann hervorheben, daß die Späher alle Gürtel der Breite und der Höhe bewohnen, in den Gleicherländern aber zahlreicher auftreten als in den gemäßigten oder kalten, daß sie vorzugsweise Waldvögel oder doch mehr oder weniger an Bäume gebunden sind — einzelne mehr, als alle anderen Vögel überhaupt, — daß die meisten hinsichtlich ihrer Begabung entschieden hinter den Knackern und Fängern zurückstehen, daß es z. B. nur sehr wenige Sänger, aber viele und arge Schreier unter ihnen gibt, daß sie vorzugsweise thierische, jedoch auch pflanzliche Nahrung zu sich nehmen, daß sie fast ausnahmslos in Einweibigkeit leben, größtentheils in Höhlen brüten und weiße Eier legen, daß die wenigsten von ihnen wandern, im Gegentheil nur einzelne größere Reisen unternehmen, daß die meisten uns nützen, wenige uns schaden, daß von der gesammten Anzahl nur einzelne sich für die Gefangenschaft eignen: hiermit wird aber auch Alles gesagt sein, was man im voraus zu sagen hat; denn alles Weitere muß aus der Einzelbeschreibung hervorgehen.

Siebente Ordnung.

Die Klettervögel (Scansores).

Es gibt Benennungen, welche man nicht umgehen oder vermeiden kann. Der Name „Klettervogel“, welcher stets im weitesten Sinne gebraucht wurde, ist so bezeichnend für gewisse Mitglieder der zweiten Klasse, daß er geradezu als unersetzbar erscheint. Dies erklärt sich, wenn man bedenkt, daß der Naturforscher wie der Mathematiker von dem Grundgesetz seiner Wissenschaft, der Thatsächlichkeit, nicht abweichen darf, daß seiner Phantasie bestimmte, unverrückbare Grenzen gesteckt sind. Die Naturwissenschaft verlangt auch im Nebensächlichen Klarheit und Bestimmtheit. Sie gestattet, den einzelnen Gegenstand in der freiesten Weise aufzufassen oder zu behandeln, aber sie fordert Beachtung ihrer Gesetze und Regeln, sobald dieser einzelne Gegenstand mit andern verglichen oder sonstwie in Beziehung gebracht wird. Ein einzelnes Thier zu benennen, ist sehr leicht, für eine Gruppe von Thieren einen Namen zu erfinden, ungemein schwierig. Im ersteren Falle darf Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt werden, im letzteren will Alles wohl erwogen und bedacht sein. Zur Benennung des Einzelwesens werden die Namen von Göttern und Helden, von Berggeistern, Feen, Sylphen, Nixen und ähnlichem luftigen Gesindel mit Erfolg verwandt; ja, es würde wahrscheinlich allgemein befriedigen, wenn man ein noch unbeschriebenes Schwein zu Ehren des heiligen Anton oder eine — Taube zu größerem Ruhme irgend einer selig gesprochenen Nonne benennen wollte, da innige Beziehungen genannter Thiere zu gedachten Persönlichkeiten kaum in Frage gestellt werden können: aber dergleichen Kühnheiten verbieten sich von selbst, sobald es sich um eine Gesammtbezeichnung handelt. Diese soll eben eine Bezeichnung, sie soll bedeutsam sein, d. h. irgend etwas der Gesammtheit Gemeinsames ausdrücken.

Der Name Klettervögel ist alt hergebracht; aber er ist verschieden gebraucht worden. Man hat mit ihm auch Vogelfamilien bezeichnet, für welche er aus dem Grunde kaum passend erscheint, weil kein einziges ihrer Mitglieder die Fähigkeit besitzt, welche er ausdrücken will. Ich habe oben die Gründe angegeben, welche mich bestimmten, die Papageien von den Klettervögeln zu trennen, und ich werde später noch mehr zu sagen haben: einstweilen will ich bemerken, daß ich, fast übereinstimmend mit Reichenbach, unter den Klettervögeln nur einen Theil der sogenannten Dünnschnäbler und die Spechtvögel verstehe. Diese beiden Vogelgruppen gehen so ersichtlich in einander über und

haben, wenigstens theilweise, so Vieles in Lebensart und Betragen mit einander gemein, daß ich jede Trennung, welche sie von einanderreißt, für ungerechtfertigt ansehen muß, obgleich ich mir vollkommen bewußt bin, daß einzelne z. B. entwickelte Singmuskeln haben, während diese andern fehlen, oder daß einige keineswegs in dem Sinne klettern, wie es die Spechte, Spechtmeisen oder Baumsteiger thun. Verschiedenheit im Bau des Leibes und dementsprechend auch in der Lebensweise wird unter den Angehörigen dieser Ordnung selbstverständlich ebensogut bemerklich, wie bei den Gliedern anderer gleichwerthigen Abtheilungen.

Versucht man die Klettervögel im allgemeinen zu kennzeichnen, so läßt sich etwa Folgendes sagen. Der Leib ist gestreckt, aber doch kräftig gebaut, der Hals kurz, der Kopf groß. Der Schnabel ist mittellang oder sehr lang, keilförmig und stark oder gebogen und schwach. Die Füße sind kurzläufig, aber langzehig. Die Zehen sind entweder regelmäßig geordnet oder paarig gestellt, ausnahmsweise auch von vier auf drei verringert, ohne daß man sagen könnte verkümmert; die Nägel, welche sie bewehren, zeichnen sich aus durch Größe, Wölbung und Schärfe. Der Flügel ist mittellang und gerundet, zuweilen sehr breit, niemals schmal und spitz. Der Schwanz kann sehr verschieden gebildet sein. Bezeichnend erscheint er bei den vollendetsten Gestalten der Ordnung; denn hier ist er zum Stemmschwanz geworden und hat damit eine Bedeutung erlangt, welche ohne Gleichen ist innerhalb der ganzen Klasse: er dient nicht allein als Steuerruder des fliegenden, sondern auch als Stütze des senkrechte Flächen erkletternden Vogels. Das Gefieder läßt sich im allgemeinen nicht beschreiben; denn wenn man auch behaupten darf, daß eine gewisse Uebereinstimmung nachgewiesen werden kann, so bezieht sich Das doch immer nur auf einzelne Gruppen, nicht auf die Gesammtheit der Ordnung. Bei den einen liegen die Federn glatt, bei den andern locker an; bei diesen ist die Färbung düster, erd- oder baumrindefarbig, jene prangen in köstlichen Farben und wetteifern mit den schimmerndsten, glänzendsten Vögeln überhaupt; bei einzelnen ähneln sich die Geschlechter, bei vielen unterscheiden sie sich sehr wesentlich &c. Die Eigenthümlichkeiten des inneren Baues können hier nicht besprochen werden; das Wichtigste soll bei Beschreibung der einzelnen Familien eine Stelle finden.

Unter den Sinnen steht das Gesicht noch entschieden oben an; als demnächst entwickeltster Sinn aber dürfte das Gefühl, welches hier als Tastsinn aufgefaßt werden muß, zu bezeichnen sein. Die Zunge verliert bei den Klettervögeln theilweise ihre Bedeutung: sie ist weniger ein Werkzeug des Geschmacks, als ein solches des Tastsinns. Allerdings gibt es auch einzelne Dünnschnäbler, welche nur eine verkümmerte Zunge besitzen und füglich doch nicht dem Verbande der Klettervögel entrissen werden dürfen: sie aber sind Ausnahmen, welche die Regel kaum beeinträchtigen. Diese belehrt uns, daß die Zunge eine in hohem Grade beachtenswerthe, durchaus eigenthümliche Entwickelung zeigt. Bei den meisten Klettervögeln füllt sie nicht blos die Schnabelhöhlung vollständig aus, sondern kann auch noch weit über die Schnabelspitze vorgestreckt und ebensowohl zum Aufnehmen oder Anspießen bestimmter Gegenstände, wie zum Tasten gebraucht werden. Eine besondere Anlage des Zungenbeins und verschiedener Muskeln verleiht ihr Fähigkeiten, welche selten sind unter den gefiederten Rückgratthieren und in ähnlicher Weise überhaupt nur noch den Verwandten der Klettervögel, d. h. anderen Spähern zukommen. Diese Fähigkeiten können sehr verschiedene sein, wie die Zunge selbst verschieden ist: ihre Bedeutung aber bleibt im wesentlichen dieselbe. Das Gehör mag ungefähr auf derselben Höhe stehen, wie der Tastsinn. Ueber den Geschmack läßt sich schwer ein Urtheil fällen, weil man sich niemals klar wird, wie viel man bei hierauf bezüglichen Schlußfolgerungen auf Rechnung des Gefühls zu setzen hat. Der Geruch ist wahrscheinlich als der am wenigsten entwickelte Sinn zu bezeichnen, obwohl Manches für das Gegentheil zu sprechen scheint.

Das Gehirn ist verhältnißmäßig groß, für geistige Thätigkeit also die unumgänglich nöthige Grundlage vorhanden.

Entsprechend der Leibesbildung und den Begabungen der Klettervögel müssen Aufenthalt, Lebensweise, Wesen und Betragen sehr verschieden sein. Die Ordnung verbreitet sich über alle

Erdtheile und auch fast über alle Gürtel derselben; viele ihrer Familien sind aber hinsichtlich ihres Vorkommens sehr beschränkt und werden im günstigsten Falle in anderen Ländern durch Verwandte vertreten; höchstens von einer Familie kann man sagen, daß ihre Mitglieder in allen Erdtheilen leben. Auch der Verbreitungskreis der einzelnen Arten ist gewöhnlich ein eng begrenzter, wenn auch nicht immer bezüglich seiner Ausdehnung, da die Beschaffenheit einer Oertlichkeit bestimmend sein kann. Der Wald ist der bevorzugte Wohnsitz unserer Vögel: sie klettern an Bäumen, ausnahmsweise nur an Felsenwänden, und betreiben noch seltener auf dem flachen Boden ihre Jagd. Je reichhaltiger der Wald, um so vollzähliger ist unsere Ordnung vertreten: auf bestimmten Bäumen leben auch bestimmte Klettervögel. Die Mehrzahl verweilt jahraus, jahrein innerhalb des heimatlichen Gebietes, streicht höchstens in ihm hin und her; manche aber wandern auch, und einzelne ziehen mit derselben Regelmäßigkeit, wie andere Zugvögel. Alle ohne Ausnahme sind wählerisch rücksichtlich ihres Aufenthaltes; wo sich der eine behaglich fühlt, vermißt der andere die Bedingungen zu seinem Wohlbefinden. Fülle oder Mangel an Nahrung ist sicherlich von großem Einfluß auf die Wahl des Aufenthaltes; aber die Nahrung allein bestimmt diesen durchaus nicht; denn gerade der Klettervogel verlangt, daß auch andere Erfordernisse, welche er an sein Leben stellt, erfüllt sind.

Man sollte meinen, daß ein Vogel, welcher leiblich wohl ausgerüstet und geistig wohl begabt ist, sich allerorten heimisch machen könnte, kann aber gerade bei den Angehörigen dieser Ordnung das Gegentheil wahrnehmen. Der Klettervogel fliegt gut, zwar nicht mit der Gewandtheit der Bevorzugtesten seiner Klasse, aber doch ohne Beschwerde; er ist auf dem Boden nicht fremd und auf den Bäumen Meister; er ist ein Späher, nicht blos dem Namen nach, sondern in der That und Wahrheit: ein Späher, welcher nicht allein mit dem Auge, sondern auch mit seiner Zunge sieht; er ist keineswegs auf eine bestimmte Nahrung angewiesen, besitzt vielmehr einen Magen, welcher, wenn auch nicht so viel, wie die Kirche, so doch gar Mancherlei verdauen und nicht blos nutzlos, wie jene, verdauen, sondern in Saft und Blut verwandeln kann; er ist klug und vorsichtig, kennt seine Feinde und versteht es, Dank seiner Kletterkünste, mehr, als mancher andere, Nachstellungen zu entgehen: — aber er verlangt auch, mehr als andere, eine passende Wohnung, also nicht blos einen geeigneten Wohnsitz. Die Mehrzahl der Vögel beansprucht keine Wohnung (denn das Nest ist als solche nicht aufzufassen); sie begnügt sich mit einem möglichst stillen, ungestörten Platze zum Ausruhen und Schlafen, und erst, wenn die Sorge um die Brut sich geltend macht, denkt sie daran, für diese eine Kinderstube herzurichten: die Mehrzahl der Klettervögel hingegen wohnt in einem bestimmten Raume, wie das Säugethier in seinem Bau oder Lager, und dieser Raum muß ein von ihm selbst oder von einem Anverwandten hergerichteter sein, wenn er behagen soll. Je mehr ein Mitglied unserer Ordnung den vollendetsten Klettervögeln ähnelt, um so fester hält es an dieser eigenthümlichen Sitte fest. Sie hängt mit den ersten Eindrücken der Kindheit durchaus nicht zusammen; denn andere Höhlenbrüter schlafen oder wohnen nicht regelmäßig in ähnlichen Schlupfwinkeln, wie sie zum Nestbau ausgesucht wurden: es ist vielmehr eine Angewohnheit, welche, außer den klugen Papageien und dem schlauen Meister Spatz, nur wenige Vögel mit jenen theilen. Dementsprechend ist ein Specht, eine Spechtmeise, ein Baumläufer undenkbar ohne Bäume mit Höhlungen, ein Mauerläufer ohne geeignete Steinhöhlen. Bei anderen Klettervögeln in unserem Sinne, welche nicht in hohlen Räumen wohnen, wird die Nahrungsergiebigkeit einer bestimmten Oertlichkeit maßgebend, und deshalb sind auch sie gebunden.

Sämmtliche Klettervögel ohne Ausnahme sind Kerbthierfresser; aber die Kerbthiere bilden nicht bei allen Familien und Arten das ausschließliche Futter. Nicht wenige nähren sich nebenbei oder zeitweilig gänzlich auch von Pflanzenstoffen und zwar von Früchten und Beeren ebensowohl als von Nüssen, Sämereien oder von Honig und Blüthenstaub. Die Erwerbung der Nahrung erfordert stets eine Thätigkeit, wie sie von den bisher beschriebenen Vögeln nicht oder höchstens in beschränktem Grade und ausnahmsweise geübt wird. Die Nahrung wird nämlich in der Regel weder aufgelesen, noch durch Nachjagen im Fluge erbeutet, sondern aus dem Verborgenen hervorgesucht, oft unter

Aufwand von bedeutender Kraft und mit vieler Mühe. Die Klettervögel beuten die Tiefe der Blumenkelche oder das Innere der Blüthen aus und durchstöbern alle Versteckplätze der Kerbthiere unter der Baumrinde oder im Innern des morschenden Holzes. Einige müssen sich in Folge ihrer Schwäche mit Dem begnügen, was die Oberfläche bietet; andere arbeiten gewaltig, um das Verborgenste bloszulegen.

Jeder einzelne nutzt die ihm eigenthümliche Begabung in bester Weise. Der eine hängt sich, nach Meisenart, an die Zweige und sucht sie und die an ihnen haftenden Blätter und Blüthen sorgfältig ab, der andere beklettert Baumstämme, der dritte Felsenwände; der vierte treibt es auf dem Boden, wie jene auf den Bäumen: die Art der Jagd ist ebenso verschieden, wie der Grad der Bewegungsfähigkeit.

Nicht alle Klettervögel entbehren des Wohllautes der Stimme; denn auch in dieser Ordnung gibt es Sänger, obgleich deren Anzahl nicht gerade bedeutend, und die Singfähigkeit eine verhältnißmäßig geringe ist. Die Mehrzahl freilich ist unfähig zu singen; sie ist höchstens im Stande, einzelne wohllautende Töne hervorzubringen. Von der Sangesgabe einzelner ist mit Entzücken gesprochen worden: — ob dasselbe ein gerechtes war, bleibt fraglich. Größere Beachtung, als der Gesang dieser bevorzugten, verdient wahrscheinlich die von vielen Mitgliedern der Ordnung beliebte Benutzung natürlicher Tonwerkzeuge, in der Absicht, dadurch Gefühle auszudrücken; denn derartige Künste werden eben nur von Klettervögeln geübt. Jeder andere Vogel singt oder schreit — der Specht trommelt seine Liebesbegeisterung in das Ohr seiner Begehrten oder Erworbenen: er versetzt fremde Körper in Schwingungen und entlockt ihnen Klänge, um sich und Andere an ihnen zu erfreuen.

Das Nest der Klettervögel wird verschieden angelegt und hergerichtet. Wohl die meisten brüten in Höhlen, viele ohne weitere Vorbereitung, einzelne nachdem sie dieselben passend ausgekleidet; unter der einen Halbscheid der Ordnung, welche die Dünnschnäbler umfaßt, gibt es aber auch viele, welche mehr oder weniger künstliche Gebäude in dem Gezweige oder auf dem Boden errichten. Etwas Absonderliches ist allen Nestern gemein. Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt, wie in anderen Ordnungen, und auch Gestalt und Färbung der Eier wechseln vielfach ab. Beide Geschlechter brüten, und beide theilen redlich die Mühen der Aufzucht ihrer geliebten Brut.

Für die Gefangenschaft eignen sich wenige Mitglieder dieser Ordnung. Ihre Haltung verursacht besondere Schwierigkeiten. Die wenigsten gewöhnen sich leicht an ein passendes Ersatzfutter, und viele erschweren wegen ihrer Unruhe und Zerstörungsluſt oder Zerstörungsfähigkeit ihre Einsperrung in Käfigen oder Zimmern. Diejenigen Klettervögel, welche bisher gefangen gehalten wurden, haben sich ohne Ausnahme die Zuneigung oder wenigstens die Theilnahme ihres Gebieters zu erwerben verstanden. Wenn man ihnen die Bedingungen erfüllt, welche zu einem erträglichen Dasein im Kerker erforderlich sind, bekunden sie auch hier die volle Lebhaftigkeit und Eigenthümlichkeit ihres Wesens. Einzelne werden zahm, „wie ein Hund"; sie gewöhnen sich, in ihrem Pfleger auch ihren Gebieter zu sehen, folgen ihm auf seinen Wegen getreulich nach und lassen sich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, ja, förmlich zum Hausthiere machen. Anderen Vögeln gegenüber zeigen sie sich höchst verträglich: kurz, sie entfalten eine Menge guter Eigenschaften.

Alle Klettervögel sind nützlich, kein einziger ist schädlich. Unser Wald, unsere Bäume überhaupt, haben in dieser Ordnung ihre besten Freunde, ihre Erhalter. Der rohe Verstand des ungebildeten Menschen will Das freilich nicht immer einsehen; daher ist es die unabweisliche Pflicht der Gebildeten, ihrerseits nach besten Kräften sich der Klettervögel anzunehmen. Die Spechte, Spechtmeisen, Baumläufer und wie sie sonst noch heißen mögen, sollten uns heilig sein, d. h. als unantastbare, unverletzliche Wesen gelten.

Ich muß mit Freuden bekennen, daß eine derartige Anschauung sich immer mehr Bahn bricht. Das so vielfach verschriene Wirken der Naturforscher beginnt Früchte zu tragen, das Licht, welches sie zu verbreiten suchen, Gegenden und Länder zu erhellen, in denen die Wissenschaft bis in die

neueste Zeit in Bann und Acht erklärt war. Erst in den letzten Tagen ist mir der für den böhmischen Landtag bestimmte Entwurf eines Gesetzes zum Schutze der nützlichen Vögel zugegangen, und es steht zu hoffen, daß dieses Gesetz angenommen und in Wirksamkeit gesetzt werden wird. Ehre den Männern, welche diesen Gegenstand für würdig erachtet haben, Landessache, Staatsangelegenheit zu werden!

Es ist üblich, die Vögel, welche unsere Ordnung bilden, in die beiden, oben genannten Zünfte einzutheilen. Als die höchststehenden sieht man die Dünnschnäbler (Tenuirostres) an, obgleich man sie nicht die vollendetsten Klettervögel nennen darf. Ich habe dem Althergebrachten Rechnung getragen, indem ich mit ihnen die Reihe der Familien eröffne. Als Kennzeichen der Gesammtheit gelten der Bau des Schnabels und der Füße. Ersterer ist dünn und gewöhnlich gebogen, letzterer nicht paarzehig. Im übrigen muß auf das Nachstehende verwiesen werden.

Die Aehnlichkeit, welche einige Klettervögel mit gewissen Singvögeln zeigen, darf für uns ein Grund sein, mit ihnen die Reihe und Ordnung zu eröffnen. Wir wollen zunächst uns beschäftigen mit den Blumenvögeln (Certhiolae), einer wenig Arten zählenden Gruppe kleiner südamerikanischer Vögel von prächtiger Färbung. Sie sind schlank gebaut; ihr Schnabel ist mittellang, an der Wurzel verstärkt, längs der Firste schwach gebogen; die Ränder des Oberschnabels sind einwärts gekrümmt; die Füße sind kurz und ziemlich kräftig; der Flügel ist mittellang, der Handtheil besteht aus neun Schwingen, unter denen die zweite, dritte und vierte fast von gleicher Länge und die längsten sind; der Schwanz ist mittellang und ziemlich weichfederig. Die Zunge ist lang, gespalten und fadig, aber nicht ausstreckbar. Die Geschlechter unterscheiden sich in der Färbung: die Männchen sind gewöhnlich blau, die Weibchen meist grün.

Alle Blumenvögel sind, nach der Versicherung des Prinzen von Wied, muntere, allerliebste Geschöpfe, welche in ihrem Wesen und in ihrer Lebensart die größte Aehnlichkeit mit unsern Sängern zeigen. Sie sind beständig in Bewegung, halten sich besonders in den höheren Zweigen der Waldbäume auf, fliegen hier von Ast zu Ast, hängen sich auch wohl wie die Meisen an die Zweige und verfolgen Kerbthiere oder gehen den Früchten nach. Der Prinz hat in ihrem Magen mehr Früchte als Kerbthiere gefunden, namentlich schöne rothe Samenkörner und Beeren. Sie ziehen aber auch allen Arten der reifenden Baumfrüchte und besonders den Orangen nach, denen überhaupt fast alle kleineren brasilianischen Vögel gefährlich werden. Zur Zeit der Reife dieser Früchte kommen sie in die Gärten und nähern sich den menschlichen Wohnungen, ganz so, wie die Sänger und Finken den unsrigen. Uebrigens leben sie ebensowohl in den geschlossenen Waldungen, wie in den minder dicht stehenden Gebüschen. Die gewöhnliche Lockstimme ist ein kurzer Laut; einen eigentlichen Gesang hat der Prinz nie von ihnen gehört.

Die Blauvögel (Caereba) kennzeichnen sich durch langen, dünnen, seitlich etwas zusammengedrückten, nur vorn stark zugespitzten Schnabel mit seichter Kerbe vor der Spitze, durch ziemlich lange, spitze Flügel, in denen die zweite und dritte Schwinge gleich lang und die längsten sind, durch einen mäßig langen, gerade abgestutzten Schwanz, schwächliche Beine und ein nach den Geschlechtern sehr verschieden gefärbtes Federkleid. Die Zunge ist ziemlich lang, zweilappig; die Lappen sind am Ende gefasert.

Der Sai (Caereba cyanea) ist prächtig glänzend hellblau, auf dem Scheitel schimmernd blaugrün; der Rücken, die Flügel und der Schwanz sowie ein Augenstreifen sind schwarz; der innere Rand der Schwungfedern ist gelb. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß lebhaft orangeroth. Beim Weibchen ist die Oberseite zeisiggrün, die untere blaßgrün, die Kehle weißlich. Die Länge beträgt 4⅔, die Fittiglänge 2¼, die Schwanzlänge 1¼ Zoll.

Der Sai ist über den größten Theil Südamerikas verbreitet: man hat ihn von Columbien an bis nach Südbrasilien gefunden. „In den von mir bereisten Gegenden", sagt der Prinz, „ist er nirgends so häufig als in der Provinz Espirito santo; denn dort in den schönen Wäldern unweit der Seeküste erlegten meine Jäger eine große Menge dieser schönen Vögel. Sie waren in der Fortpflanzungszeit gepaart, übrigens aber in kleinen Gesellschaften von sechs bis acht Stücken vereinigt



Der Sai (Caereba cyanea).

und durchzogen munter die höheren Baumkronen. In ihrem Magen fand man meistens Ueberreste von Früchten, doch auch Kerbthiere. Eine laute Stimme oder einen bedeutenden Gesang haben wir nicht von ihnen gehört; sie sollen indeß ein ziemlich leises Gezwitscher vernehmen lassen. Ihre Lockstimme ist ein oft und schnell wiederholter kurzer Laut. Sie hüpfen und flattern gleich unsern Meisen gesellschaftlich von Ast zu Ast, sind stets in Bewegung und halten sich nicht lange an ein und derselben Stelle auf. Oft sind sie mit andern kleinen Vögeln, z. B. mit Tangaras, gemeinschaftlich vereint. In der Zeit, wenn die saftigen Früchte reifen, stellen sie diesen eifrig nach." Schomburgk bestätigt lediglich die Angaben des Prinzen, ohne ihnen Etwas hinzuzufügen; er erwähnt jedoch in seiner Reisebeschreibung, daß eine verwandte Art von den Wilden erlegt wird, weil diese aus den prachtvoll glänzenden Federn sich Schmuckgegenstände verfertigten.

Die Mitglieder einer zweiten Sippe (Certhiola) hat man Pitpits genannt. Ihr Schnabel ist fast kopflang, am Grunde ebenso hoch wie breit, seiner ganzen Länge nach sanft gebogen, allmählich verdünnt und in eine lange, scharfe, gerade Spitze auslaufend; die Flügel sind lang, in ihnen die zweite, dritte und vierte Schwinge die längsten; der Schwanz ist kurz; die Zunge ist tief gespalten, beide Spitzentheile sind in lange Borsten pinselartig zerfasert.

Der Pitpit (Certhiola flaveola) ist auf der Oberseite schwarzbraun, auf der Unterseite und auf dem Bürzel schön gelb; ein Augenbrauenstreif, die Vordersäume der Handschwingen, die Schwanzspitze und die äußersten Schwanzfedern sind weiß; die Kehle ist aschgrau. Das Auge ist graubraun, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Das Weibchen ist oben schwärzlicholivenfarbig, unten düster blaßgelb, im übrigen aber dem Männchen ähnlich gefärbt und gezeichnet. Die Länge beträgt 3⅚, die Fittiglänge 2⅙, die Schwanzlänge 1 Zoll.



Der Pitpit (Certhiola flaveola).

Auch der Pitpit ist in ganz Brasilien gemein und außerdem noch über die Inseln Mittelamerikas verbreitet. „Er findet sich", sagt Gosse, dem wir die ausführlichste Schilderung seines Lebens verdanken, „nicht selten in Gesellschaft der Kolibris, indem er dieselben Blüthen und zu demselben Zwecke besucht wie sie. Er schwebt aber nicht vor den Blüthen, sondern setzt sich auf den Baum und untersucht emsig, von Zweig zu Zweig weiterhüpfend, das Innere der Blüthen, wobei er in allen Stellungen den Leib dreht und oft mit dem Rücken nach unten gekehrt sich aufhängt, um mit seinem gekrümmten Schnabel und mit dem Pinsel seiner Zunge den Inhalt der Blüthen zu prüfen. Hier sucht er die kleinsten Kerbthiere zusammen. Ueberraschend zutraulich kommt er oft in die Blüthensträucher der Pflanzungen und Gärten Jamaicas. Eine große Moringa, welche das ganze Jahr hindurch reichlich mit Blüthen besetzt ist, scheint für ihn wie für die Kolibris besondere Anziehungskraft zu besitzen. Und eben jetzt, da ich Dies schreibe, wird die vor meinen Fenstern

stehende Moringa von einem Paar dieser lieblichen Geschöpfe vor meinen Augen durchsucht, während an einer anderen Stelle ein kleiner Kolibri von einer Blüthe zur andern dahinschießt und anderwärts wieder die prächtige Urania (ein Schmetterling) sich zu ihnen gesellt. Von unserem Vogel allein ertönt oft ein sanftes Pfeifen bei seinem Geschäfte."

„Das Nest des Pitpit findet sich gewöhnlich im niederen Gebüsch, nahe bei den Nestern der Papierwespen, welche von dessen Zweigen herabhängen. Auch verwandte Vögel sollen Zuneigung zu dieser Nachbarschaft zeigen: sie glauben sich ohne Zweifel durch die Nähe dieser gefürchteten Kerbthiere gesichert und vertheidigt. Das Brutgeschäft fällt in die Monate Mai, Juni und Juli. Am 4. Mai sah ich einen Pitpit Seidenwolle zum Neste tragen. Der Bau, welcher oft nur Grundlage war, deutete auf eine Wölbung und bestand nur aus dieser Baumwollenseide. Später sah ich mehrere vollständige Nester. Ihre Gestalt ist die einer Kugel, das Eingangsloch befindet sich seitlich und unten. Die sehr dicken Wände bestehen aus Heu, welches mit der seidigen Wolle einer Askelepias gemischt ist. In einem andern Neste fand ich zwei Eier, welche auf grünlich weißem Grunde dicht mit röthlichen Flecken gezeichnet waren."

* * *

In der alten Welt werden die Blumenvögel durch die Honigsauger (Nectariniae) vertreten. Sie sind kleine, zierlich gebaute Vögel, welche theilweise in den prachtvollsten Farben prangen und dadurch auch an die Kolibris erinnern. Doch unterscheiden sie sich von diesen sofort durch ihre kurzen Flügel und die langläufigen Füße, demgemäß aber auch durch die Lebensweise, und deshalb ist es gewiß nicht richtig, sie, wie es oft geschehen ist, als die altweltlichen Vertreter der Kolibris anzusehen. Die Kennzeichen der Honigsauger sind ein gedrungener Leib, ein gestreckter, sanft gebogener, dünner und spitziger Schnabel, ziemlich hochläufige und schlankzehige Füße, mittellange Flügel, deren Handtheil aus zehn Schwingen besteht, und ein entweder gerade abgestutzter oder zugerundeter oder keilförmig zugespitzter Schwanz, dessen beide Mittelfedern außerdem noch sehr verlängert sein können. Die Zunge ist lang, röhrenförmig, tief gespalten und ausstreckbar. Das Gefieder ist nicht blos nach den Geschlechtern, sondern auch nach der Jahreszeit verschieden gefärbt; denn die Honigsauger mausern zweimal im Jahre und tragen nur während der Zeit der Liebe ihr prachtvolles Kleid, nach der Fortpflanzung hingegen ein höchst unscheinbares, wie es sonst den Weibchen und den Jungen eigen ist.

Die Familie verbreitet sich über Afrika, Asien und Oceanien; der erstgenannte Erdtheil ist besonders reich an Arten. Wo die Honigsauger vorkommen, sind sie häufig und deshalb eine außerordentliche Zierde der Wälder, Gebüsche und Gärten. Ihr Wesen und Treiben ist höchst anziehend; denn sie gehören zu den begabtesten und liebenswürdigsten Mitgliedern ihrer Ordnung. Man findet sie regelmäßig paarweise und nur kurz nach der Brutzeit in kleinen Gesellschaften, welche sich bald in einzelne Paare auflösen. Von diesen erwählt sich dann jedes einzelne ein Gebiet von ziemlichem Umfange und bewacht es vorsichtig gegen andere derselben Art, während es artlich verschiedene Verwandte duldet. Innerhalb dieses Gebiets machen sich die Honigsauger sehr bemerklich. Sie erscheinen mit einer gewissen Regelmäßigkeit an bestimmten Plätzen, da, wo gerade ein Baum in Blüthe steht, gewiß. Deshalb kommen sie auch oft in Gärten herein und treiben sich dann ungescheut vor den Menschen in unmittelbarer Nähe der Wohnungen umher. Wenn in Nordostafrika der Feigenkaktus in Blüthe steht, wird er zum Vereinigungsort aller Arten, welche die Gegend beherbergt. Dasselbe gilt für die Wälder, wenn hier eine blühende Mimose vereinzelt unter andern Bäumen steht; Dies gilt für alle Bäume, deren Blüthen Kerbthiere herbeilocken: denn ihnen stellen die Honigsauger nach — Blüthenstaub und Blüthenhonig verzehren sie nur nebenbei, unwillkürlich, um mich so auszudrücken.

In der Zeit der Liebe brüsten sich die Männchen mit ihrer Schönheit, nehmen sonderbare Stellungen an, bewegen sich in eigenthümlicher Weise und singen dabei auch recht niedlich. Das Nest ist ein kunstreicher Bau, welcher in den meisten Fällen an dünnen Zweigen aufgehängt wird. Das Gelege zählt wenige Eier von reinweißer Färbung.

Die Familie zerfällt in mehrere Horden, welche sich unterscheiden durch das Vorhandensein oder Fehlen eines Büschels eigenthümlich gestalteter Schmuckfedern, welche unter dem Flügel stehen, und durch das mehr oder weniger metallisch glänzende Gefieder. Da die Lebensweise derselben sich nicht oder nur wenig unterscheidet, will ich mich auf die bekanntesten Arten beschränken.

Zu denjenigen Arten, welche lebhaft gefärbt, aber nicht oder wenig metallglänzend sind, keinen Schmuckbüschel tragen und einen keilförmigen Schwanz besitzen, dessen Mittelfedern verlängert sind, gehört der Abu=Risch (Hedydipna metallica). Die Sippe, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch den kaum kopflangen, geraden und wenig gebogenen Schnabel, durch den verhältnißmäßig kurzen Flügel, in dem die zweite bis fünfte Schwinge gleich lang und die längsten sind, und durch den keilförmigen Schwanz, dessen beide Mittelfedern sich bedeutend über die übrigen verlängern. Das Männchen ist auf Kopf, Hals, Rücken und Schulterdecken erzgrün, auf der Unterseite hochgelb; ein Brustgürtel und der Bürzel sind violettglänzend, die Schwingen und Schwanzfedern schwarzblau. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das Weibchen ist hellolivenbräunlich, auf der Unterseite schwefelgelb; die Schwingen und Schwanzfedern sind blaß gesäumt. Die Jungen ähneln der Mutter, sind aber noch blässer. Die Länge beträgt 6 Zoll, wovon 3½ Zoll auf die mittleren Schwanzfedern zu rechnen sind; der Fittig mißt 2⅙, der Schwanz ohne die Mittelfedern 1¾ Zoll.

Der Abu=Risch ist der erste Tropenvogel, welchem man begegnet, wenn man, vom Norden kommend, ins Innere Afrikas eindringt, und obschon er im Norden nur einzeln zu finden ist, reicht er doch bis weit über die Grenze hinaus, welche andere mit ihm in derselben Heimat lebende Vögel streng innehalten. Ihm begegnet man, sobald man den Wendekreis überschritten hat; ihn fand ich schon bei Korosko und Derr in Nordnubien auf. In Mittelnubien fehlt er aus dem einfachen Grunde, weil die Gegend zu arm ist, ihn zu ernähren, weil die schwarzen Felsmassen zu beiden Seiten des Nil, des einzig Lebendigen in dieser Wüste, nicht einmal der so wenig begehrenden Mimose Raum geben. Da aber, wo die Mimose sich wieder zeigt, fehlt auch sicherlich unser Vögelchen nicht. Denn der Baum ist sein Ein und Alles: auf ihm beginnt, auf ihm verfließt, auf ihm endet sein Leben! Wenn er wirklich einmal den Ischr (Calotropis procera) besucht, so hält er sich dort doch nur auf, um rasch die großen und kerbthierreichen Blüthen zu durchforschen, oder aber, um die ihm zum Bau seines Nestes so erwünschte Pflanzenwolle dieses Strauches aufzusammeln: es sind nur Besuche, welche er auf dem Strauche macht. Das Gleiche gilt für einige Nutzpflanzen, welche in den Gärten der Stadt gezogen werden, namentlich für den Feigenkaktus, dessen große gelbe Blüthen von Kerbthieren sehr heimgesucht werden. Immer kehrt er bald wieder zu seiner Mimose zurück; sie bietet ihm, was er bedarf, erwünschtes Obdach und Nahrung in Fülle.

Auch ihn sieht man regelmäßig paarweise, an günstigen Orten allerdings sehr häufig. Hier muß sich jedes Paar begnügen, und es begnügt sich auch mit wenigen blüthentragenden Bäumen oder zeitweilig mit einer einzigen Hecke des Feigenkaktus. Der Abu=Risch ist ein echter Sonnenvogel. Morgens und abends ist er ruhig und still; wenn aber der heiße Mittag über der Erde liegt und die Glutstrahlen der scheitelrecht herabblitzenden Sonne alle anderen Vögel einem kühlen, schattigen Plätzchen zugescheucht haben, wenn sie alle der Ruhe pflegen: da treibt er es am lustigsten. Von Blüthe zu Blüthe geht sein Flug — fressend, schreiend, singend, immer in treuer Gemeinschaft mit seinem Weibchen! Vor anderen Vögeln scheut er sich wenig, und auch den Menschen gestattet er, nahe an ihn heranzukommen und ihn zu beobachten. Wenn man eine gerade recht in Blüthe stehende

Mimose gefunden hat, braucht man sich nur unter ihr aufzustellen, und man wird selten längere Zeit auf ihn warten müssen.

Mit raschem, schwirrenden Flug kommt er an, setzt sich zwischen die Dornen in das Gezweige hinein, schaut sich sehr sehnsüchtig nach seinem Weibchen um, ruft ihm zärtlich sein „Tschai, Tschähi, Tschä, Tschi“, den Lockton seiner Art, entgegen und beginnt nun rasch die Blüthen zu untersuchen. Dabei richtet er sich hoch auf und legt das Gefieder glatt an den Leib, sodaß er sehr schlank erscheint, fliegt von einer Blüthe zur anderen und steckt in jede derselben drei- oder viermal sehr rasch nach einander das Schnäbelchen ein, um die verschiedenen Kerfe, welche sich im Innern aufgesammelt haben, herauszuholen. Aber nicht blos die kleinen Kerbthiere bilden seine Nahrung; er hascht auch nebenbei geschwind eine Fliege weg und folgt einer solchen oder einem anderen summenden Kerbthier auch ein Stückchen in der Luft nach. So oft er eine Blüthe ausgesucht hat, schreit er gleichsam fröhlich auf



Der Abu-Risch (Hedydipna metallica).

und fliegt dann ein wenig weiter, einer zweiten Blüthe zu, und das Weibchen folgt ihm überall hin getreulich nach.

Beide Gatten eines Paares sind außerordentlich zärtlich gegen einander, und namentlich das Männchen überhäuft sein Weibchen förmlich mit Artigkeiten aller Art. Außer dem Lockton, welcher höchst zart hervorgestoßen wird, singt es ihm ein ganz hübsches Liedchen vor. Der Gesang pflegt mit der Strophe „Ta, tai, taiti“ zu beginnen und geht dann nach Art mancher Schilfsänger weiter, ziemlich verworren, mit spinnenden und schnarrenden Tönen vermischt. Der Sänger sträubt dabei die Kopffedern, läßt die Flügel hängen und breitet sie ein wenig, stelzt den Schwanz, sodaß er fast senkrecht steht, dreht und wendet sich nach allen Seiten hin und spiegelt sein Gefieder im Strahl der Sonne. Wie der Pfau weiß er die Pracht der Farben wohl zu würdigen und bemüht sich deshalb auch, jeden Theil seines schönen Gewandes im besten Lichte zu zeigen. Das Weibchen äfft ihm in komischer Weise jede Bewegung nach, so weit ihm Dies möglich ist. Ebenso groß, wie die Zärt-

lichkeit des Abu-Risch, ist aber auch seine Eifersucht. Er duldet kein anderes Männchen in seinem Gebiet und fällt über jeden Eindringling mit Heftigkeit her, verfolgt ihn aufs eifrigste durch die Luft und die ärgsten Dornen hindurch und rastet nicht eher, als bis er ihn vollständig aus den Grenzen seines Reiches vertrieben hat.

Die Brutzeit ist verschieden, je nach der Oertlichkeit oder richtiger, je nachdem der Frühling zu dieser oder jener Zeit des Jahres eintritt. In Südnubien und in der Samhara beginnt der Nestbau, sofort nach vollendeter Mauser, im März und April; im eigentlichen Sudahn hingegen fand ich Nester im Spätsommer, nach Anfang der Regenzeit. Es hält schwer, diese von den Nestern der Verwandten zu unterscheiden. Sie sind an den äußersten Spitzen der Bäume, namentlich der Mimosen, aufgehängt, selten hoch über dem Boden, zuweilen so niedrig, daß man sie eben noch mit der Hand erreichen kann, manchmal auch höher oben in der Krone nahe dem Wipfel. Die Gestalt des Nestes ist eiförmig, bald länglicher, bald rundlicher, zuweilen auch walzig und dann oben und unten gerundet. Das Flugloch befindet sich oben an der Seite. Die Pflanzenwolle des Ischr bildet den hauptsächlichsten Baustoff; aus ihr werden die Wandungen zusammengefilzt und gefügt. Im Innern ist das Nest mit Haaren, Spinnweben und auch wohl mit Blüthenfasern ausgekleidet. Sehr gern hängt es der Vogel so auf, daß der Eingang durch Blätter gedeckt ist. Beide Geschlechter bauen außerordentlich eifrig und bedürfen wenigstens zwei Wochen zur Vollendung des Kunstwerks. Drei längliche, weiße Eier bilden das Gelege; sie werden, wie ich glaube, vom Weibchen allein ausgebrütet. Ueber die Erziehung der Jungen habe ich keine Beobachtung machen können. Als auffallend muß es erscheinen, daß diese Blumensauger wie andere Verwandte zuweilen mit dem Nestbau beginnen, noch ehe sie ihr Hochzeitskleid angelegt haben. Möglicherweise bauen sie sich also nur Vergnügungsnester und denken noch gar nicht ernstlich an die Fortpflanzung. Doch muß ich hierzu bemerken, daß die Zergliederung des Vogels das Gegentheil zu beweisen schien.

Welche Feinde der Abu-Risch und seine Verwandten eigentlich hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe nie gesehen, daß irgend ein Raubvogel nach einem Honigsauger gestoßen hätte. Die Gewandtheit der kleinen Gesellen und die Dornen der Mimosen, zwischen denen sie sich beständig herumtreiben, schützen sie gegen Angriffe der Sperber und anderer Falken. Dagegen werden die Nester unzweifelhaft ebenso gut, wie alle anderen, von den Affen geplündert, wenn diese sie erreichen.

Die indischen Verwandten des Abu-Risch hat man Feuerhonigsauger (Aethopyga) genannt. Auch bei ihnen ist der Schnabel noch kurz, aber dünn und deutlich gebogen. Im Fittig ist die vierte Schwinge die längste, der Schwanz ist keilförmig gesteigert, die verschmälerten Mittelfedern sind ebenfalls verlängert. Das Kleid des Männchens ist durch lebhaft gefärbte Zügelstreifen ausgezeichnet, das des Weibchens ist unscheinbar, fast einfarbig.

Eine der schönsten Arten dieser Gruppe heißt Kadet (Aethopyga miles). Das Männchen ist auf der Oberseite blutroth, an der Kehle und auf der Oberbrust ebenso, aber etwas heller; der Oberkopf ist violettgrün, metallisch glänzend, der Nacken dunkelolivengelb, der Bauch mattolivengrün. Vom Mundwinkel an verläuft nach der Halsseite ein schmaler, nach unten sich verbreitender Streifen von stahlblauer Farbe. Die Schwingen sind braun, olivenfarbig gerandet, die seitlichen Außenfedern braun, an der Außenfahne purpurglänzend, die beiden mittleren Schwanzfedern dunkel und glänzend purpurgrün. Das Auge ist dunkelbraun, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel braun, der Fuß graulichschwarz. Das Weibchen ist oben olivengrün, unten gelblichgrün. Die Länge beträgt 6, die Breite 6½, die Fittiglänge 2⅜, die Schwanzlänge 3 Zoll.

Der Norden und Osten Indiens, namentlich der Himalaya, sind die Heimat dieses Vogels. Im Gebirge steigt er bis zu 2500 Fuß über das Meer empor. Boys behauptet, daß er Honig

fresse und Tytler berichtet, daß er Einen längere Zeit im Käfig gehalten und mit Zuckerwasser, Honig, Brot und Milch ernährt habe. Dies ist Alles, was mir über die Lebensweise bekannt geworden ist.

Eine Sippe, welche sich über die Sundainseln und Australien verbreitet, ist neuerdings Cyrtostomus oder Bogenschnabel genannt worden. Da mir die deutsche Benennung nicht bezeichnend genug erscheint, will ich die hierher gehörigen Vögel Blüthenleser nennen. Sie kennzeichnen sich durch kopflangen, stark gebogenen, auf der Firste stumpfkantigen Schnabel, dessen Ränder wenig eingezogen und dessen Schneiden gegen die sehr zarte Spitze hin fein gezähnelt sind, durch verhältnißmäßig hohe Läufe, einen ziemlich kurzen, abgerundeten Schwanz, mittellange Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die andern überragen und ein auf der Oberseite olivengrünes, in der Kehlgegend aber regelmäßig lebhaft gefärbtes Kleid.

Der australische Blüthenleser (Cyrtostomus australis) ist auf der Oberseite olivengrün, auf der Unterseite schön hochgelb, am Hals und auf der Oberbrust stahlblau. Ueber das Auge zieht sich ein kurzer Streifen von gelber Farbe, unter ihm verläuft ein etwas dunkler gefärbter und längerer. Das Auge ist kastanienbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das Weibchen ist auf der Unterseite gleichfarbig gelb. Die Länge beträgt nach Gould's Messungen 4¾, die Fittiglänge 2⅛, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Gould und Ramsay haben Einiges über die Lebensweise mitgetheilt. Der Blüthenleser verbreitet sich über die ganze Nordostküste Australiens, die anliegenden Inseln und die Eilande der Torresstraße. Er findet sich überall, ist aber nirgends häufig. Gewöhnlich sieht man ihn paarweise auf blühenden Bäumen, wo er der Kerbthierjagd obliegt. Er fängt seine Beute im Fluge oder zieht sie aus den Blüthen hervor. Ein an der ganzen Nordostküste häufiger Baum, welcher sehr große, ährenartige Trauben kleiner scharlachrother Blüthen trägt, wird von ihm bevorzugt, weil dieser Baum stets eine Menge von Kerbthieren anzieht. Hier verweilt unser Vogel hauptsächlich in den Morgenstunden, während er sich um die Mittagszeit nach den dichteren, noch schattigeren Gebüschen zurückzieht. Die Stimme ist ein scharf schrillendes Geschrei, welches etwa zehn Sekunden anhält und wie „tsi tsi tsss“ klingt. Das Männchen ist kampflustig wie andere Arten seiner Familie und verjagt andere Männchen eifersüchtig von dem Baume, auf welchem es sich befindet.

Die Brutzeit fällt in die Monate November und Dezember. Das Nest ist eiförmig, seitlich und oben mit einem Schlupfloch, welches durch einen kleinen Vorbau geschützt ist. Es besteht aus Rindenschalen, Blättern, verschiedenen Fasern, Raupengespinnst und Samenwolle und ist inwendig mit derselben Wolle und mit Federn ausgekleidet. Das Ei, welches Gould fand, war birnenförmig und auf grünlichgrauem Grunde überall gleichförmig dunkel schmutzigbraun gefleckt. Junge, welche sich in einem andern Neste befanden, wurden von dem Weibchen mit Fliegen gefüttert. Die Mutter kam in einem Zeitraum von zehn Minuten zweimal zu ihnen. Sie flog pfeilschnell herbei, setzte sich an die untere Seite des Flugloches, blickte einige Zeit lang sichernd umher, fütterte die Jungen und verschwand sodann ebenso plötzlich wieder als sie gekommen war.

* *
*

Die indischen Forscher, vor allen Anderen aber S. Müller und Bernstein, haben uns unterrichtet über eine den Honigsaugern verwandte Familie, welche man Pisangläufer (Arachnotherae) genannt hat. Sie sind kurz und gedrungen gebaute Vögel mit außerordentlich langem, oft sonderbar gebildeten Schnabel, welcher bei den meisten stark gekrümmt und an den Schneiden fein gezähnelt ist.

Die Nasenlöcher sind mit einer Haut bedeckt und öffnen sich nur am unteren Rande, wo eine wagrecht verlaufende, ritzförmige Spalte sich befindet. Die Zunge ist sehr lang, fadenförmig und durchaus wie eine Schmetterlingszunge gestaltet. Sie besteht nämlich aus zwei feinen Röhren, welche neben einander verlaufen und in ihrem Untertheil verbunden, aber durch eine feine Rinne angedeutet und nur an der Spitze getrennt sind. Da das Zungenbein wie bei den Spechten gebaut ist, so kann auch die Zunge lang herausgestreckt werden. Die Füße sind kräftig, aber mäßig lang, verhältnißmäßig kürzer, als bei den meisten Honigsaugern. Die Flügel sind mittellang, in ihnen ist die vierte Schwinge die längste. Der Schwanz ist auffallend kurz. Das Gefieder steht an Farbenpracht weit hinter dem der Honigsauger zurück: ein bräunliches Olivengrün auf der Oberseite und ein mehr oder weniger lebhaftes Gelb oder Grau und Grün auf der Unterseite sind vorherrschend. Die Geschlechter unterscheiden sich nur wenig in der Färbung.

Die Pisangläufer bewohnen düstere, schattenreiche Wälder und erheben sich selten zu den luftigen Gipfeln hochstämmiger Bäume, bewegen sich vielmehr am liebsten zwischen Gebüsch und Sträuchern in einer Höhe von höchstens funfzehn bis zwanzig Fuß über dem Boden. Auf den Sundainseln sind es vor allem die Pisangbestände, die Kaffeepflanzungen, die Umzäunungen der Dörfer in der Ebene und die Vorhölzer im Gebirge, welche ihnen Herberge geben. Da, wo der Pisang wild im Buschholze wächst, trifft man sie sehr regelmäßig. Sie nähren sich von dem Honig der Blüthen und von den Kerbthieren, welche dem Honig nachgehen. Man sieht sie von einem Kolben zum andern schweben und oft mehrmals zu denselben zurückkehren. Sie stecken den Schnabel tief ein in die Scheiden, welche die Blüthen umhüllen, und tasten hier nach Spechtart mit der Zunge umher. Neben den kerfartigen Thieren scheinen die Pisangläufer vorzüglich kleine Spinnen zu lieben, und darauf hin deutet ihr wissenschaftlicher Name. Sie auszuspähen, prüfen sie vorzüglich die Unterseite der Blätter. An die Gewächse in der Nähe der Häuser und längs der Umzäunungen der Scheune und Ställe kommen sie regelmäßig. Die Feigenbäume besuchen sie wegen des Honigs, „auf dessen Genuß selbst ihre pendelartige Kopfbewegung nach hinten und vorn, während sie die Zunge einsenken, hindeuten möchte, da dieselbe ein wahres Pumpen wie bei den Schwärmern unter den Schmetterlingen bezeichnet, welches hier eben im Anklammern und Sitzen nur unter dieser Kopfbewegung geübt werden kann". Sie sind viel scheuer als die Honigsauger; auch ihr Flug ist anders: er ist pfeilschnell, ruckweise und etwas rauschend, fast spechtartig. Die Eingebornen haben diesen Flug wohl beachtet, und so spielen die Pisangfresser bei mehreren Volksstämmen die Rolle, welche die Vögel überhaupt für die Auguren in Rom gespielt haben. Auch jene machen ihre Hoffnungen abhängig von ihrem Flug und unterlassen oft einen beabsichtigten Raubzug, wenn die Richtung dieses Fluges ihnen nicht günstig erscheint.

Die vorstehende Schilderung ist Reichenbach's vortrefflichem Werke „Handbuch der speciellen Ornithologie" entnommen, da genannter Forscher, allerdings auch im wesentlichen auf Müllers Angaben sich stützend, zuerst eine von Unrichtigkeiten freie Beschreibung der Lebensweise der Pisangläufer gegeben hat.

Die Sippe der Halbschnäbel (Hemignathus) umfaßt Pisangläufer, welche sich von ihren Familienverwandten und von den meisten andern Vögel dadurch unterscheiden, daß der Schnabel wirklich nur ein halber ist, da der in eine feine Spitze auslaufende, sichelförmige Oberschnabel viel länger, bei einigen Arten wirklich doppelt so lang ist, als der Unterschnabel. Die Füße sind verhältnißmäßig kurzläufig, aber langzehig. Das Kleid ist einfarbig grün, auf der Unterseite gelblich. Die Gruppe gehört Oceanien an.

Eine der schönsten Arten ist der glänzende Halbschnabel (Hemignathus lucidus). Das Gefieder der Oberseite ist olivengrün, auf dem Scheitel und den Außenrändern der Schwingen in

Grasgrün übergehend; ein Streifen über dem Auge, die Kopfseiten und die Kehle sind rein orangefarbig, die Brust ist dottergelb, der Bauch blässer und matter, der Hinterbauch grünlichgrau. Bei jungen Vögeln ist die Oberseite und die Augengegend olivenfarbig, die untere hellgrünlichgrau, der Bauch matt gelblich. Die Länge beträgt 6 Zoll, wovon 1¾ Zoll auf den Schwanz und 1¼ Zoll auf den Schnabel gerechnet werden müssen. Der Unterschnabel ist nur 8 Linien lang.

Ueber die Lebensweise wissen wir blos, daß der Halbschnabel in Pisangpflanzungen auf Oahu häufig vorkommt und ganz nach Art anderer Pisangfresser lebt.

Die Sippe der Hängevögel (Arachnocestra) kennzeichnet sich durch sehr langen, wenig, aber gleichförmig gebogenen Schnabel, welcher am Grunde fast ebenso hoch als breit, im ganzen Verlauf



Der Hängevogel (Arachnocestra longirostris).

gleich dick, nur gegen die Spitze hin allmählich verdünnt, auf der Firste stumpfkantig und an den Schneiden des Oberschnabels fein gezähnelt ist, durch schlankläufige Beine mit mittellangen Zehen, ziemlich lange Flügel, in denen die vierte, fünfte und sechste Schwinge die längsten sind, und einen kurzen, gerundeten Schwanz.

Der **Hängevogel** (Arachnocestra longirostris) ist auf der Oberseite olivengrün, auf der Unterseite schwefelgelb, an Kehle und Vorderbrust weiß; die Schwingen und Schwanzfedern sind dunkelbraun; erstere olivengrün gesäumt; die drei Außenschwanzfedern weiß an der Spitze. Der Schnabel und die Füße sind schwarzgrau hornfarbig. Die Länge beträgt 6½, die Fittiglänge 2⅔, die Schwanzlänge 1¾ Zoll.

In allen Bananenpflanzungen ist der Hängevogel nach Müller's Beobachtungen, welche von Bernstein durchaus bestätigt werden, nicht selten, entzieht sich aber doch leicht dem Auge und verräth sich noch eher durch sein Geschrei, als durch seine Bewegungen, weil die Farbe der Blätter der Färbung seines Gefieders entspricht. Das Geschrei ähnelt einem ängstlichen Quiken, wie „Djip, djip", es beginnt sehr leise und wird dann immer stärker, endet auf kurze Zeit und beginnt von neuem. Diese Eigenthümlichkeit täuscht den Zuhörer über den eigentlichen Sitz des Vogels. Ist man ihm so nahe gekommen, daß er besorgt wird, so nimmt er schnell die Flucht und schreit dabei scharf „kritsch kritsch".

Das Nest hat Bernstein beschrieben. Es ist höchst eigenthümlich. „Die Gestalt ist die einer halben Birne, wenn man sich diese nämlich durch einen vom Stiel ausgehenden Längsschnitt getheilt denkt. Doch ist diese Vergleichung eigentlich nur insoweit richtig, als man dabei den innern, zur Aufnahme der Eier bestimmten Raum im Auge hat, während das Aeußere eine länglich abgerundete Form zeigt. Dieses 6 bis 7 Zoll lange und 3 bis 4 Zoll breite Nest ist nun an eines der großen, mehrere Fuß langen Blätter in der Art befestigt, daß der innere Nestraum der oberen Fläche des mehr oder weniger aufrecht stehenden Blattes zugewendet ist. Das Blatt schließt also den Nestraum von hinten ab und bildet zugleich die hintere Nestwand. Die Verbindung mit dem Blatte ist seitlich und unten eine sehr innige; sie wird durch Baumwollenfäden vermittelt, ähnlich wie es bei dem Nest des Schneidervogels der Fall. Oben bleibt eine spaltförmige Oeffnung, durch welche der Hängevogel ein- und auskriecht. Dieser kann, wenn er auf den Eiern sitzt, nicht sehen, was draußen vorgeht, es sei denn, daß das Blatt durch irgend einen Zufall einen kleinen Riß erhält. Zum innern Ausbau benutzt der Vogel ausschließlich weiche Blatt- und Bastfasern, sowie einige zarte Halme, während die Außenwände aus denselben, jedoch gröberen Stoffen, vorzüglich aber aus den dürren, vermorschten Blättern bestehen, d. h. aus solchen, deren weichere Bestandtheile durch die Feuchtigkeit aufgelöst wurden, so daß allein das zarte elastische Nervengerippe übrig bleibt. Beim ersten Anblick könnte man das Gemisch dürrer Blätter eher für ein Raupengespinnst halten, als für ein Vogelnest, zumal auch der Eingang auf eine so ungewöhnliche Weise angebracht ist. Die beiden Eier sind reinweiß und gegen das stumpfe Ende hin mit einem aus feinen rothbraunen Strichen und Punkten bestehenden Ringe umgeben."

* * *

Bei weitem der größte und hervorragendste Theil der Pflanzenwelt Neuhollands, so ungefähr schildert Gould, besteht aus zwei reichen Gruppen, den Gummibäumen und Banksien, welche wiederum mehreren großen Vogelfamilien einen behaglichen Aufenthalt bieten, so den Papageien und den ungemein zahlreichen Pinselzünglern. Die Familie der letztgenannten Vögel umfaßt nicht weniger als einige funfzig Arten, welche in mehrere natürliche Unterabtheilungen zerfallen. Ihr Haushalt hängt so innig mit diesen Bäumen zusammen, daß man die einen ohne die andern sich nicht denken könnte. Alle Pinselzüngler fressen Kerbthiere, Blüthenstaub und Honig aus den daran so reichen Blüthen der Gummibäume und genießen diese Nahrung mit Hilfe ihrer langen, an der Spitze pinselförmigen und deshalb hierzu wunderbar geeigneten Zunge. Nur wenige steigen von den Bäumen herab und suchen auf dem Boden Käfer und andere Kerbthiere auf, die Mehrzahl lebt nur auf den Bäumen, die einen auf diesen, die andern auf jenen.

Die Kennzeichen der Pinselzüngler (Meliphagae) sind ein ziemlich langer, leicht gebogener, dünn abgerundeter Schnabel, dessen Oberkiefer den unteren etwas überragt, mittellange, kräftige Füße mit starken Hinterzehen, mittellange, abgerundete Flügel, in denen gewöhnlich die vierte Schwungfeder die längste ist und ein mehr oder minder langer, meist auch abgerundeter Schwanz. Die Nasenlöcher sind unter einer knorpligen Schwiele verborgen, die Rachenspalte ist eng, die Zunge

vorn an der Spitze mit feinen, borstenähnlichen Fasern besetzt, sodaß sie zu einer wirklichen Bürste wird. Der Magen ist sehr klein und wenig muskelig. Das Gefieder ist verschiedenartig, bald dichter, bald glätter anliegend, auch in eigenthümlicher Weise verlängert, so namentlich in der Ohr- und Halsgegend, bald sehr bunt, bald wieder ziemlich einfarbig, nach dem Geschlecht wenig verschieden.

In ihrem Wesen und Betragen bekunden die Pinselzüngler große Uebereinstimmung. Sie sind fast ohne Ausnahme sehr lebhafte und unruhige, größtentheils auch redselige Vögel. Im Gezweig nehmen sie die verschiedensten Stellungen an, je nach ihrer zeitweiligen Beschäftigung. Kletterkünste wissen sie vortrefflich auszuführen, wenn auch nicht nach Art der Spechte, so doch wenigstens nach Art unserer Meisen. Sie hüpfen geschickt von einem Zweig zum andern, laufen rasch längs der Zweige dahin und hängen sich sehr häufig kopfunterst an den Aesten an, um in dieser Stellung nach unten sich öffnende Blüthen zu durchsuchen. Ihr Flug ist wellenförmig, wird aber bei der Mehrzahl nicht weit ausgedehnt, während andere wiederum treffliche Flieger zu sein und sich zu ihrem Vergnügen in der Luft umherzutummeln scheinen. Die Stimme ist reichhaltig: einige sind vorzügliche Sänger, andere wenigstens lebhafte Schwätzer. Wenige Arten lieben die Geselligkeit; die Mehrzahl lebt paarweise, wenn auch dicht neben einander. Einige werden als sehr kampflustige Vögel geschildert, welche sich kühn auf Krähen, Falken oder überhaupt auf alle anderen großen Vögel stürzen, von denen sie nichts Gutes erwarten. Vor dem Menschen scheuen sich die wenigsten: viele kommen im Gegentheil bis dicht an die Wohnungen heran und nisten ungescheut selbst inmitten der Städte und auf den belebtesten öffentlichen Plätzen, falls hier ihre Lieblingsbäume wachsen.

Das Nest ist verschieden gebaut, die Anzahl der Eier gering.

Für die Gefangenschaft scheinen sich nur wenige Arten zu eignen; mindestens haben wir bisher noch nicht viel über gefangene Pinselzüngler erfahren. Ihre Haltung im Käfig ist aber nicht unmöglich; denn einzelne Glieder der Familie sind wiederholt sogar schon nach Europa gebracht worden.

Als Verbindungsglieder der Honigsauger und Pinselzüngler sind die Honigfresser (Myzomela) zu betrachten. Sie sind klein; ihr Schnabel ist zart und ziemlich stark gekrümmt, ihr Fuß kräftig; Flügel und Schwanz sind mittellang; letzterer ist gerade abgeschnitten oder ein wenig ausgeschweift. Das Gefieder ist durch lebhafte Färbung ausgezeichnet.

Eine der hübschesten Arten ist der Blutvogel (Myzomela erythrocephala). Bei ihm sind der Kopf, Hals und Bürzel scharlachroth, der Rücken, ein Brustband, die Flügel und der Schwanz schokoladenbraun, die Unterbrust und der Bauch bräunlichfahl. Das Auge ist röthlichbraun, der Schnabel olivenbraun, der Fuß olivengrau. Das Weibchen ist braun, unten lichtfahl. Die Länge beträgt 4½, die Fittiglänge 2¼, die Schwanzlänge 1¾ Zoll.

Dieser prächtige kleine Vogel bewohnt die nördlichen Theile Australiens, namentlich die Gegend um Port Essington und hier fast ausschließlich die Dickichte der Mangelbäume, welche alle Inseln und Seebusen umsäumen. Von den Blumen dieser Bäume nimmt er seine Nahrung, welche, wie bei den andern Arten der Gruppe, aus Kerbthieren und Honig besteht. Er ist ein höchst bewegliches Geschöpf, fliegt mit der größten Schnelligkeit von Zweig zu Zweig und von einem Blüthenbüschel zum andern und läßt dabei sein ziemlich scharfes und rauhes Zwitschern hören. Ueber seine Fortpflanzung ist noch Nichts bekannt.

Eine zweite Sippe zeichnet sich durch besonders entwickelte Ohrbüschel aus, und die betreffenden Vögel haben deshalb geradezu den Namen Ohrbüschler (Ptilotis) erhalten. Sie sind gestreckt gebaut, kurzflügelig und langschwänzig; der Schnabel ist kurz, ziemlich stark und auf der Firste seicht gebogen; die Füße sind mittellang.

Eine der hübschesten Arten dieser zahlreichen Gruppe ist der gelbkehlige Ohrbüschler (Ptilotis flavigula). Die Oberseite, die Flügel und der Schwanz sind gelblicholivengrün, die Untertheile dunkelgrau, silbern schimmernd, der Bauch und die Seiten verwaschen olivenfarbig; der Oberkopf ist dunkelgrau, die Kehle schön guttagelb; die Ohrbüschel sind gelb gespitzt; die Innenfahnen der Schwingen sind dunkelbraun. Das Auge ist holzbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß bleifarbig, der Schlund und die Zunge sind schön orangegelb. Die Länge beträgt 8, die Fittiglänge 4½, die Schwanzlänge 4¼ Zoll. Das Weibchen ist kleiner, dem Männchen aber gleich gefärbt und gezeichnet.

„Dieser schöne und augenfällige Ohrbüschler“, sagt Gould, „ist häufig in allen bewaldeten Schluchten um Hobart-Town und über ganz Tasmanien verbreitet, kommt aber auch in Viktorialand vor. Seine Färbung ähnelt dem Gelaube so, daß es schwer hält, ihn zu entdecken. Er ist zierlich von Gestalt und angenehm in seinem Anstande, munter in allen Bewegungen, lebhaft, ja außerordentlich schnell. Wenn er seine Nahrung sucht, breitet er oft seine Flügel und seinen Schwanz aus, klettert und hüpft im Gezweige, die verschiedensten anmuthigen Stellungen annehmend, hängt sich auch wohl an den äußersten Spitzen der Zweige auf. Sein Flug ist wellenförmig, wie der der Spechte, wird aber selten geübt. Die Stimme ist voll, laut, kräftig und klangreich.“

„Der Magen ist muskelig, aber außerordentlich klein. Die Nahrung besteht aus Bienen, Wespen und andern Netzflüglern, denen er verschiedene Käfer und Blüthenstaub hinzufügt.“

„Er ist ein sehr frühzeitiger Brüter: ich fand bereits Ende Septembers ein Nest mit Jungen. Dieses Nest, welches gewöhnlich in niederen Büschen erbaut wird, weicht sehr wesentlich von dem aller andern Honigfresser ab, welche ich kennen lernte, und zwar wegen des gewählten Stoffes. Es ist das größte und wärmste von allen, gewöhnlich gebildet aus Streifen faseriger Rinde, untermischt mit Gras und Spinnweben. Gegen die Höhlung hin ist es nett gewölbt und inwendig mit dem Pelz des Opossum oder des Känguru ausgefüttert. Die Haare werden übrigens zuweilen auch durch andere haarartige Stoffe ersetzt, so z. B. durch die großen Wedelstrünke der Baumfarren oder durch Gras und feine Zweige. Die Eier, zwei oder drei an Zahl, sind auf zartfleischfarbigem Grunde sehr lebhaft, aber spärlich mit sehr lebhaften, kastanienbraunen, kleinen rundlichen Tüpfeln gefleckt.

Die Blumenzüngler (Melichaera) kennzeichnen sich durch kräftigen Bau, starken, wenig gebogenen Schnabel, verhältnißmäßig kurze Füße, kurze, stark abgerundete Flügel und einen langen, keilförmig zugespitzten Schwanz.

Der Blumenzüngler (Melichaera mellivora) ist auf der Oberseite dunkelbraungrau, jede Feder in der Mitte weiß gestreift; die Kehle und Brustfedern sind braun, an der Spitze weiß; die Unterseite ist lichter, weil die weißen Schaftflecken breiter und sichtbar sind; die Vorderschwingen sind an der Innenfahne kastanienbraun, übrigens braun mit weißer Spitze. Die Steuerfedern sind braun, an der Spitze weiß. Das Auge ist grau, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt ungefähr 11, die Fittiglänge 4¼, die Schwanzlänge 5⅙ Zoll.

Der Blumenzüngler ist ein Bewohner von Tasmanien, Neusüdwales und Südaustralien und findet sich in allen Theilen dieser Gegenden da, wo es Banksien gibt. Hier gehört er zu den zahlreichsten Arten seiner Familie. Er scheut sich nicht vor dem Treiben des Menschen, kommt vielmehr ohne Furcht bis in die Städte herein. So sah ihn Gould im botanischen Garten zu Sidney; ja,

er erhielt sogar zwei Nester mit Eiern, welche in den Büschen dieses öffentlichen Gartens gefunden worden. Er ist ein kühner und lebhafter Vogel, kampflustig in hohem Grade und deshalb Gegner aller Vögel, welche mit ihm die gleiche Nahrung theilen. Keiner seiner Artverwandten ist lebhafter und munterer, als er. Im Sommer setzen sich die Männchen auf freie Zweige und lassen vonhieraus ihre rauhen, sonderbaren Laute erschallen, welche man nicht unpassend mit den Tönen verglichen hat, die ein Mensch hervorbringt, wenn er sich erbricht. Die Bewohner haben ihm deshalb den Namen „Goo-gwar-ruck" gegeben. Während des Schreiens stelzt er den Schwanz, wirft den Kopf nach hinten und bläst die Kehle auf, sodaß es aussieht, als ob er seine Laute nur mit der größten Anstrengung hervorbringe.

Die Brutzeit beginnt im September und dauert während der drei folgenden Monate fort. Das sehr kleine Nest, welches aus sehr feinen Zweigen zusammengebaut, mit Würzelchen ausgelegt, rund und oben offen ist, steht gewöhnlich in der Gabel eines niederen Busches, oft nur wenige Fuß über dem Boden. Die zwei oder drei Eier sind auf lachsrothem Grunde spärlich dunkelbraun gefleckt, am dicken Ende am dichtesten.

Die Banksien, welche einen großen Theil des Jahres hindurch blühen, gewähren dem Vogel Alles, was er bedarf. Er untersucht jede einzelne Blüthe, wenn sie sich öffnet, mit seiner langen Pinselzunge und zieht den Blüthenstaub oder die Kerbthiere geschickt hervor. Dabei hängt er in allen nur denkbaren Stellungen auf oder an den Blüthen. Er ist so an die Banksien gebunden, daß er nur da vorkommt, wo diese Bäume gedeihen: Gould hat ihn niemals fern von ihnen gefunden. Da nun die Banksien nur auf schlechtem Boden wachsen, so gilt das geschwätzige Geschrei des Vogels den ansiedlungslustigen Europäern als ein Zeichen, daß da, wo er lebt, für Niederlassungen nicht die geeignete Oertlichkeit ist.

„Ein durch seine Stimme bezeichnender Bewohner der romantischen Wildnisse Neuseelands", sagt Rochelas, „ist der Poë oder Tui. Es ist von diesem Wundervogel nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß keiner der Sänger in den europäischen Wäldern sich mit ihm messen kann. Die Einhelligkeit und die sanfte Lieblichkeit seines Gesanges erscheint mir wirklich unvergleichlich. Den Schlag der europäischen Nachtigall, wie sehr ich sie auch liebe, finde ich dennoch vom Gesang dieses Vogels bei weitem übertroffen, und ich gestehe es, nie in meinem Leben habe ich von einem so bezaubernden, klangreichen Vogel eine Vorstellung gehabt." Die Reisenden, welche später des Poë Erwähnung thun, spenden ihm zwar kein so begeistertes Lob; aber auch sie rühmen ihn übereinstimmend als einen der besten Sänger Oceaniens, und deshalb ist es wohl gerechtfertigt, wenn ich ihn hier so ausführlich beschreibe, als ich es eben kann.

Der Poë (Prosthemadera circinata) kennzeichnet sich vor allem durch eigenthümliche Federbüschel, welche zu beiden Seiten des Vorderhalses stehen; im übrigen entspricht er dem Gepräge der Familie. Die allgemeine Färbung ist ein tiefes metallisches Grün, welches in gewissem Lichte schwarz, in anderem bronzefarben erscheint; der Rücken ist umberbraun, die Spitzen der Federn schillern aber ebenfalls; über die Schultern verläuft eine weiße Binde; die verlängerten Federn des Nackens sind durch weiße Schaftstriche gezeichnet; die Federn der Halsseite sind verlängert, zerschlissen und muschelförmig gebogen, wodurch ein Büschel gebildet wird, welcher das andere Gefieder überragt, und weil er blendend weiß gefärbt ist, von ihm prächtig absticht; der Bauch ist umberbraun; die unteren Schwanzdeckfedern schillern; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, oben schillernd, unten glanzlos. Die Länge beträgt ungefähr 12, die Fittiglänge $5\frac{1}{2}$, die Schwanzlänge $4\frac{1}{2}$ Zoll.

Obgleich der Poë sehr häufig nach Sidney gebracht wird und schon wiederholt lebend nach Europa gekommen ist, haben wir doch erst in der Neuzeit über sein Freileben Einiges erfahren.

„Kein Vogel der Wälder Neuseelands", sagt Layard, „zieht die Aufmerksamkeit des Fremden mehr auf sich, als der Poë. Der geräuschvolle Gesell ist beständig in Bewegung, entweder fliegend von Baum zu Baum oder segelnd in luftigen Kreisen über dem Walde. Diese Kurzweil treibt er namentlich gegen Abend, und ich war anfangs geneigt, zu glauben, daß er dadurch Futter erspähen wolle, fand aber später, daß das Segeln nur zum Vergnügen geschieht. Oft sieht man ihrer acht bis zehn gemeinschaftlich über den Bäumen dahinfliegen, kreisend, sich drehend, Burzelbäume schießend, von einer bedeutenden Höhe mit ausgebreiteten Schwingen und Schwanz sich herniedersenkend und andere Kunststücke treibend, bis auf einen Lockruf alle plötzlich in das Waldesdickicht hinabtauchen und dem Auge entschwinden."



Der Poë (Prosthemadera circinata).

Es scheint, daß die Neuseeländer den Poë von jeher gern in der Gefangenschaft gehalten haben. Sie brachten ihn Rochelas in kleinen, aus Flechtwerk verfertigten Käfigen und boten ihn zum Verkauf an, und heutigen Tages noch kommen auf demselben Wege viele in die Hände der Europäer. Bennett versichert, daß die Gefangenen höchst unterhaltend sind, sich sehr leicht zähmen lassen und mit ihren Pflegern sich rasch befreunden. Abgesehen von ihrem vortrefflichen Gesang, besitzen sie die Gabe der Nachahmung im hohen Grade: sie sollen hierin nicht blos die Elster oder den Raben, sondern selbst die Spottdrossel übertreffen. Sie lernen Worte mit größter Genauigkeit nachsprechen und können überhaupt jeden Laut wiedergeben, welchen sie vernehmen, und somit vereinigt sich bei ihnen Alles, um sie einem Thierfreunde werth zu machen: Schönheit und liebenswürdiges Betragen, Gesang und leichte Zähmbarkeit.

Durch Hartlaub erfahren wir, daß der Name, welchen die Neuseeländer vorzugsweise gebrauchen, ein Klangbild ist. „Die nach der Südsee fahrenden Walfischfänger haben uns diesen Vogel mehrmals lebend nach Bremen gebracht. Einer, welchen wir zu beobachten Gelegenheit hatten, saß meist ruhig und in sich zusammengekauert im Bauer. Zu gewissen Zeiten ließ er ein eigenthümliches, helles und gellendes „tuitui" hören, wobei dann die letzte Silbe nachhallend betont wurde."

Die letzte Sippe, mit welcher wir uns hier beschäftigen können, wird durch die Mönchsvögel (Tropidörhynchus) gebildet. Sie kennzeichnen sich vor allen übrigen Verwandten durch einen Höcker auf der Wurzel des Oberschnabels, nackte Stellen an Kopf und Hals und schmale, verlängerte Federn an der Brust und im Nacken. Ihre Zunge ist zweibürstig.

Das Lederhaupt der Ansiedler (Tropidorhynchus corniculatus) ist auf der Oberseite graubraun, auf der Unterseite bräunlichgrau; die Kinnfedern und die verlängerten, lanzettförmigen, welche die Brust bekleiden, sind atlasweiß, fein braun in die Länge gefleckt; die Schwanzfedern enden in weiße Spitzen. Das Auge ist roth, wird aber nach dem Tode braun, der Schnabel und der Kopf, so weit er nackt ist, sind schwarz wie Tinte, die Füße bleifarbig. Das Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe, der junge Vogel durch mehr befiederten Kopf, kürzere Brustfedern und einen kleineren oder nur angedeuteten Schnabelhöcker. Das Auge ist dunkelbraun. Die Länge beträgt etwa 12, die Fittiglänge 5¾, die Schwanzlänge 4⅔ Zoll.

In Neusüdwales ist nach Gould's Versicherung kaum ein anderer Vogel bekannter, als dieser. Er ist überall häufig, in dichten Gebüschen nächst der Küste gemein, aber auch in den offenen Wäldern des Innern allerorten zu finden; doch vertritt ihn hier und da einer seiner Verwandten. In Neusüdwales scheint er nur Sommervogel zu sein. Wo er vorkommt, macht er sich bald bemerklich. Er setzt sich auf einen dürren Gipfelzweig und läßt von da oben herab eigenthümlich geschwätzige Laute erschallen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregen und vielfach übersetzt worden sind. Einige seiner Namen (Poor soldier, Pimlico, Four o'clock) sind Klangbilder seiner Stimme, während ihm die Nackthaut seines Kopfes und Halses die Namen Mönch, Klosterbruder und Lederhaupt verschafft hat. Sein Flug ist wellenförmig und kräftig. Man sieht ihn oft über die Gipfel der Bäume von einem Theile des Waldes zum andern fliegen. Im Gezweig gefällt er sich in den auffallendsten Stellungen; seine krummen, kräftigen Krallen gestatten ihm das Klettern in jeder Lage des Körpers. Oft hängt er an einem Fuße befestigt mit dem Kopfe nach unten. Ergreift man einen Verwundeten, so bringt er Einem mit den scharfen Nägeln tiefe und schwere Wunden bei.

Seine Nahrung besteht in dem Blüthenstaub der Gummibäume, in Feigen, Beeren und Kerbthieren. Er beginnt im November zu brüten, wird dann sehr lebhaft und muthig, greift Falken, Krähen, Flötenvögel und andere große Klassenverwandte an, welche in die Nähe seines Nestes kommen, und läßt nicht ab von seinen Angriffen, bis er sie genügend weit weg gejagt hat. Das Nest ist roh zusammengebaut, für einen Pinselzüngler sehr groß, obertassenförmig, äußerlich aus Rinden, Baumbast und Wolle zusammengeschichtet, nach innen mit feineren Zweigen, Gras und biegsamen Wurzeln ausgelegt. Das Ganze hängt auf dem wagerechten Aste eines Apfel- (Angophora) oder Gummibaumes, ist nicht im geringsten verborgen und steht oft nur wenige Fuß über dem Boden. In den baumreichen Ebenen von Aberdeen und Yarrundi am oberen Hunter brüten die Mönchsvögel so häufig, daß man sie gesellig nennen kann. Die Eier, gewöhnlich drei an Zahl, sind auf blaßlachsfarbenem Grunde mit kleinen, dunkleren Punkten gefleckt.

* *
*

Die auffallendsten Dünnschnäbler sind die **Hopfe** (Upupae); denn sie unterscheiden sich von allen Verwandten sehr wesentlich durch ihre kurze, geradezu verkümmerte Zunge. Es ist nicht leicht, ihnen eine passende Stellung anzuweisen, und deshalb sind sie bald hier, bald dorthin gebracht, d. h. bald mit diesen, bald mit jenen Vögeln zusammengestellt worden. Auch hinsichtlich der Begrenzung der Familie herrscht keine Uebereinstimmung. Die Einen wollen diejenigen Vögel, welche wir als Verwandte unserer Wiedehopfe ansehen, als solche nicht anerkennen, die Anderen sehen in allen Hopfen überhaupt nur eine Unterfamilie der Baumläufer. Dies Alles kann uns gleichgiltig lassen: Eins ist wohl unbestreitbar, daß man die Hopfe nirgends anders unterbringen kann, als eben unter den Dünnschnäblern. „Was die Baumläufer", sagt **Naumann**, „an den Bäumen, die Mauerkletten an Felsen und Mauern thun, sieht man die Wiedehopfe auf dem Erdboden verrichten, und man könnte sie im Vergleich mit jenen Erdläufer nennen." Dieser Ausspruch bezieht sich übrigens nur auf unsern Wiedehopf: denn die Verwandten treiben sich keineswegs auf dem Boden, sondern fast ausschließlich auf den Bäumen umher; aber den Mauerkletten und Baumläufern ähneln auch sie in gar mancher Hinsicht. Von einer ersichtlichen Uebereinstimmung im Betragen der verschiedenen Sippenglieder kann man bei den Hopfen nicht reden. Die Erdhopfe unterscheiden sich sehr wesentlich von den Baumhopfen; auch die Nahrung der verschiedenen Familienglieder ist nicht dieselbe; die Fortpflanzung ist ebenfalls verschieden, und so läßt sich ein allgemeines Lebensbild der Familie kaum geben, falls man nicht das Leben jedes Einzelnen bedenken und erwähnen will. Daher muß als Vorbemerkung genügen, wenn ich die äußeren Kennzeichen unserer Vögel folgen lasse.

Die Hopfe sind ziemlich große, gestreckt gebaute Dünnschnäbler. Ihr Schnabel ist lang, ziemlich oder sehr dünn, flach oder stark gebogen, höher als breit. Die Nasenlöcher liegen unmittelbar vor den Stirnfedern, sind klein, eiförmig und unbedeckt, die Füße sind schwach bei den einen, kräftig bei den andern. Der Flügel ist lang oder mäßig lang, stark abgerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwinge die längste. Der Schwanz, welcher aus zehn Federn besteht, ist entweder gerade abgeschnitten und dann kurz oder stufig und dann ziemlich oder sehr lang. Das Gefieder liegt ziemlich knapp an. Seine Färbung ist sehr verschieden, die Zeichnung meist eine bunte. Hinsichtlich der Geschlechter ist kaum ein Unterschied zu bemerken. Ob der innere Leibesbau der fremdländischen Hopfe dem unseres deutschen Vertreters der Familie im wesentlichen entspricht oder erhebliche Eigenthümlichkeiten zeigt, ist zur Zeit noch nicht festgestellt.

Unser **Wiedehopf** oder der **Heer-**, **Stink-** und **Kothvogel**, **Stinkhahn**, **Kothkrämer**, **Küster-** und **Kukuksknecht** (Upupa Epops) vertritt die Sippe der Erdhopfe. Sie kennzeichnen sich durch gestreckten Leib, sehr langen, schwachgebogenen, schlanken, seitlich zusammengedrückten spitzen Schnabel, kurze, ziemlich kräftige Füße mit kurzen, stumpfkralligen Zehen, große und breite, sehr abgerundete Flügel, einen mittellangen, breitfedrigen, am Ende gerade abgestutzten Schwanz und ein weiches, lockeres Gefieder, welches sich auf dem Kopfe zu einem Federbusche verlängert. Die Zeichnung ist eine sehr bunte, bei allen bekannten Arten übereinstimmende. Mehr oder weniger lebhaftes Rothbraun ist die Grundfarbe; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz und weiß gebändert.

Den innern Bau hat **Nitzsch** untersucht. „Die Wirbelsäule besteht aus vierzehn Hals-, sieben bis acht Brust- und sechs Schwanzwirbeln. Sechs Wirbel tragen echte, ein oder zwei sogenannte falsche oder Fleischrippen. Der Schädel zeigt eigenthümliche Verhältnisse; das Brustbein ähnelt dem der Singvögel. Schädel, Wirbelbein, Brustbein, Becken, Oberarmknochen und sogar die Oberschenkelknochen sind luftführend. Die verkümmerte Zunge ist dreieckig, hinten ebenso breit als lang, nur mit weicher Haut überzogen, vorn abgerundet, am hinteren Rande und an den hinteren Ecken sehr fein gezähnelt. Von Kehlkopfmuskeln sieht man keine Spur. Der Schlund erweitert sich nicht zum Kropf. Der Vormagen ist durch dicke Drüsenwände ausgezeichnet, der Magen schwachmuskelig u. s. w."

Unser Wiedehopf kann nur mit seinen nächsten Verwandten, nicht aber mit andern Vögeln verwechselt werden. Sein Gefieder ist auf der Oberseite lehmfarbig, auf dem Mittelrücken, den Schultern und den Flügeln schwarz und gelblichweiß in die Quere gestreift; der Federbusch ist dunkelrostlehmgelb, jede einzelne Feder schwarz an der Spitze; die Unterseite ist hoch lehmgelb, an den Bauchseiten schwarz in die Länge gefleckt; der Schwanz ist schwarz, etwa in der Mitte seiner Länge weiß gebändert. Beim Weibchen sind die Farben etwas schmuziger, als beim Männchen.



Der Wiedehopf (Upupa Epops).

Bei den Jungen ist der Federbusch kürzer. Das Auge ist dunkelbraun, das Schnabelhorn schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 10—10½, die Breite 18, die Fittiglänge 5, die Schwanzlänge 4 Zoll.

Der größte Theil Europas, ganz Nordafrika und Mittelasien, nach südwärts bis Kaschmir sind die Heimat des Wiedehopfs. Im Norden ist er seltener als im Süden; aber schon in Norddeutschland gehört er an gewissen Stellen zu den Vögeln, welche man regelmäßig antrifft. Nach Norden

hinauf verirrt er sich zuweilen weit über die Grenzen seines eigentlichen Verbreitungsgebiets: so kommt er, wie ich aus eigener Erfahrung verbürgen kann, einzeln noch auf den Loffoden vor. In Deutschland ist er Zugvogel, welcher in den letzten Tagen des März einzeln oder paarweise ankommt und Ende Augusts und Anfangs September familienweise langsam wieder nach Süden reist; schon in Nordostafrika aber wandert er nicht mehr, sondern streicht höchstens im Lande auf und nieder. Doch trifft man ihn noch überall in Ost-Sudahn an, und ebenso gehört er unter die regelmäßigen Wintergäste Indiens.

Bei uns bevorzugt er Ebenen, welche mehr oder weniger dicht mit Bäumen bestanden sind. Gegenden, in denen Felder und Wiesen mit kleinen Wäldchen abwechseln, oder solche, wo alte Bäume einzeln inmitten der Feldmarken stehen, sagen ihm besonders zu. In Südeuropa treibt er sich vorzugsweise in den Weinbergen herum; in Afrika ist er in jedem Dorfe, ja selbst inmitten der Städte zu finden: Nordostafrika ist, wie ich schon früher gesagt habe, ein überaus günstiges Gebiet für den Wiedehopf. Er findet so recht eigentlich Alles, was sein Herz sich wünscht. Nicht das Vieh ist es, welches hier für die Nahrung des schmuzigen Gesellen sorgt, sondern der Mensch. So fleißig auch die Geier sind — allen Unrath können sie doch nicht abräumen und genug bleibt übrig für diejenigen Vögel, welche wie der allbekannte, durch mancherlei Sagen verherrlichte „Hudhud“ Kothhaufen als höchst erquickliche Gegenstände betrachten. In Egypten ist der Wiedehopf überall gemein; denn allerorten gibt es für ihn reichliche Beschäftigung. Die schamlose Ungezwungenheit der Araber richtet ihm jeden Winkel zu einem vielversprechenden Nahrungsfelde her, und die Gutmüthigkeit oder wohl richtiger die Gleichgiltigkeit der Leute erlaubt ihm, sein Geschäft durchaus ungestört zu betreiben. Unbekümmert um den Menschen, welcher sich gerade anschickt, den Mistkäfern und Aasfliegen auch Etwas verdienen zu lassen, treibt sich der Vogel auf der ihm wohl bekannten Unrathstätte umher; ja, er kennt das Wesen seines hauptsächlichsten Ernährers so genau, daß er geradezu in dessen Wohnung sich ansiedelt und in irgend einem Mauerloche seine stinkende Kinderschar heranzieht. Man braucht blos aus dem Fenster seines Hauses hinab in den Hof oder in den Garten zu sehen, wenn man den Wiedehopf beobachten will; man braucht blos durch das Dorf zu gehen: das „Hudhud“ tönt Einem überall entgegen, von den Häusern herab, aus den Baumkronen, von der halb zerrissenen Lehmmauer oder von einem widerlich duftenden Erdhügel, hinter einer nicht allen Blicken ausgesetzten Mauer. Es scheint fast, als legten die Araber eine besondere Hochachtung gegen den Wiedehopf an den Tag, als wären sie sich es bewußt, daß er bei all seiner Unreinlichkeit doch noch immer nicht so schmuzig ist, wie sie.

Der Wiedehopf ist ein sehr unterhaltender Vogel. Sein Betragen hat etwas durchaus Eigenthümliches, aber Angenehmes. Bei uns zu Lande ist er vorsichtig und scheu, weicht dem Menschen oft weit aus und vertraut eigentlich nur dem Kuhhirten, dessen Herde für seinen Unterhalt sorgt; im Süden hat er sich auf das innigste mit dem Menschen befreundet und treibt seine tausend Possen unmittelbar vor dessen Augen. Aber auch hier wird vorkommenden Falls der Grundzug seines Wesens, eine grenzenlose Furcht, bemerklich. Der Vogel ist klug genug, um sich vollkommen sicher zu fühlen, wenn er einen Menschen oder ein Hausthier gewöhnlichen Schlages gewahr wird; aber schon ein Hund macht ihn bedenklich, eine Katze fordert seine Vorsicht heraus, und eine vorüberfliegende Krähe erregt Besorgniß, einer der überall gegenwärtigen Schmarotzermilane aber oder ein harmloser Schmuzgeier ruft einen namenlosen Schrecken hervor. Er stürzt sich dann augenblicklich auf den Boden nieder, breitet den Schwanz und die Flügel kreisförmig aus, biegt den Kopf zurück, streckt den Schnabel in die Höhe und verharrt in dieser Stellung, welche Täuschung des Räubers bezweckt, bis alle Gefahr vorüber scheint. Naumann behauptet, daß ihn jede nahe und schnell über ihn hinwegfliegende Schwalbe erschrecke, daß er zusammenfahre und schnell den Federbusch entfalte: in Egypten habe ich so große Aengstlichkeit nie von ihm beobachtet; im übrigen aber beträgt er sich auch hier ganz wie in Deutschland. „Es belustigt ungemein“, schildert Naumann, „diesen ängstlichen Vogel ungesehen aus der Nähe beobachten zu können. Alle Augenblicke wird er erschreckt,

und ehe man es sich versieht, flüchtet er sich in die belaubten Zweige eines nahen Baumes, läßt auch im Ausruhen oder beim Wegfliegen seine schnarchende Stimme hören und macht auch hierbei allerlei sonderbare Bewegungen. Gewöhnlich trägt er den Federbusch nicht entfaltet, sondern spitz nach hinten gelegt. - Er fächelt aber damit, wenn er böse wird und breitet ihn aus, wenn er in Ruhe auf einem Baume sitzt oder, wenn er seinen Ruf ertönen läßt. Zur Paarungszeit spielt er mit dem Fächer, auch dann, wenn er am Boden umherläuft, und zuweilen entfaltet er ihn selbst während des Fluges so, wie man spielend einen Fächer auf- und zumacht.“ Sein Gang auf dem Boden ist gut, schrittweise, nicht hüpfend. Im Gezweig dagegen bewegt er sich wenig, geht höchstens auf stärkeren, wagrechten Aesten auf und nieder. Der Flug ist leicht und geräuschlos, aber höchst unregelmäßig. Die beiden Flügel werden abwechselnd bald schnell, bald langsam geschwungen und der Flug erhält dadurch ein ängstliches Aussehen und geht zuckend vorwärts. Dabei wird der Hals lang ausgestreckt und der Schnabel etwas abwärts gesenkt. Vor dem Niedersitzen schwebt er auf einige Augenblicke, und dann entfaltet er auch regelmäßig seinen Federbusch. Die Lockstimme ist ein heiser schnarchendes „Chrr“, welches zuweilen wie „schwär“ klingt; bei guter Laune läßt er ein dumpfes „Queg queg“ vernehmen; der Paarungsruf ist das hohl klingende „Hup hup“, welches ihm seinen Namen verschafft hat und zwar nicht blos in der deutschen, sondern in fast allen übrigen Sprachen; denn weitaus die meisten Namen, welche er bei den verschiedenen Völkern führt, sind Klangbilder jenes Rufes. Im Frühjahr stößt diesen das Männchen ununterbrochen aus, aber schon gegen das Ende des Juli hin ruft es nicht mehr. Wenn sich im Anfang der Begattungszeit zwei Männchen um ein Weibchen streiten, rufen sie unablässig, und dann hängen sie dem Hup auch ein tiefes, heiseres „Puh“ an.

Obwohl an günstigen Orten ein Wiedehopfpaar dicht neben dem andern wohnt, darf man doch von Geselligkeit bei ihnen nicht reden. Blos die Familie im eigentlichen Sinne des Wortes hält treu zusammen — die Nachbarn streiten sich fortwährend. Es kommt zwar selten zu Thätlichkeiten zwischen ihnen; wohl aber jagen sie sich sehr ärgerlich hin und her und geberden sich so, daß ihr Unwille nicht zu verkennen ist. Mit andern Vögeln hält der Wiedehopf gar keine Freundschaft. Die einen fürchtet er, die andern scheinen ihm gleichgiltig zu sein. Aber dieser, der Zuneigung scheinbar so wenig zugängliche Vogel schließt sich, wenn er von Jugend auf freundlich behandelt wird, seinem Pfleger mit außerordentlicher Zärtlichkeit an, und deshalb gehört ein zahmer Wiedehopf zu den unterhaltendsten und liebenswürdigsten Gefangenen, welche man sich denken kann. Sein Geberdenspiel belustigt, seine Zahmheit und Zutraulichkeit entzücken. Er wird zahm, wie ein Hund, kommt auf den Ruf, nimmt seinem Gebieter das Futter aus der Hand, folgt ihm durch alle Zimmer des Hauses, in den Hof, in den Garten, ins Freie, ohne ans Wegfliegen zu denken; er fügt sich förmlich seinen Launen. Je mehr man sich mit ihm beschäftigt, um so umgänglicher wird er: er geht schließlich selbst auf Scherze ein, welche ihm anfangs entschieden unbehaglich zu sein scheinen. Allerdings darf man ihn nicht im engen Bauer halten und ebenso wenig der künstlichen Wärme zu sehr aussetzen. Im ersteren Falle beschmuzt er sich sein Gefieder, im letzteren verdirbt er sich den Schnabel; denn er sucht, sowie es kalt wird, die wärmste Stelle im Zimmer, d. h. die unmittelbare Nähe des Ofens auf. Das aber kann sein Schnabel nicht vertragen; derselbe zieht sich in der Wärme krumm, so daß bald die Spitzen aus einander klaffen und der Vogel schließlich gar nicht mehr fähig ist, seine Nahrung zu sich zu nehmen.

Kerbthiere mancherlei Art, welche der Wiedehopf vom Erdboden aufliest oder mit seinem langen Schnabel aus Löchern hervorzieht und bezüglich herausbohrt, bilden seine Nahrung. Mist- und Aaskäfer, Schmeißfliegen, Larven und andere kothliebende Kerfe scheint er zu bevorzugen; er verschmäht aber auch Mai-, Bach-, Rosenkäfer, Heuschrecken, Heimchen, Ameisenpuppen, Raupen u. s. w. nicht. Seine Beute zieht er mit viel Geschicklichkeit aus den verborgensten Schlupfwinkeln hervor und erschließt sich solche oft mit großer Anstrengung, indem er wie ein Specht hämmert und meiselt. „Wo er den Mist der Herden und des Wildes durchsucht“, sagt Naumann, „oder wo er sonst eine

Zeitlang den Maikäfern nachgegangen ist, sieht man eine Menge kleiner Löcher, die er mit seinem weichen Schnabel in den Boden gebohrt hat. Aber dieser dient ihm auch zum Tödten der größeren Käfer und zum Abstoßen der harten Flügeldecken, Füße und Brustschilder. Er stößt einen Käfer so lange mit dem Schnabel gegen den Boden, bis jene Theile abspringen und wirft ihn dann, so zubereitet, in den Schlund hinab, um ihn verschlingen zu können." Der Schnabel ist gut zum Ergreifen; um aber die erfaßte Beute hinab zu würgen, ist es unbedingt nöthig, sie vorher in die Höhe zu schleudern und dann aufzufangen. Junge Wiedehopfe, welche man heranziehen will, muß man stopfen; im entgegengesetzten Falle verhungern sie, weil sie buchstäblich nicht im Stande sind, das mit dem Schnabel Erfaßte auch zu verschlingen. Letzteres lernen sie erst mit der Zeit.

In Europa erwählt sich der Wiedehopf am liebsten Baumhöhlungen zur Anlage seines Nestes, ohne jedoch ein Mauerloch oder eine Felsenspalte, welche ihm passend erscheint, unbeachtet zu lassen. In Egypten nistet er fast ausschließlich in Mauerlöchern und sehr häufig in passenden Höhlungen bewohnter Gebäude. Er ist überhaupt um die Wahl seines Nistplatzes nicht verlegen. Bei uns begnügt er sich im Nothfall mit einem einigermaßen versteckten Plätzchen auf dem flachen Boden; in den Steppengegenden legt er sein Nest sogar zwischen den Knochen eines Aases an: Pallas fand einmal ein Nest mit sieben Jungen in der Brusthöhlung eines Menschengerippes. Die Baumhöhlen werden gewöhnlich gar nicht, zuweilen aber mit einigen Hälmchen und Würzelchen, auch wohl mit etwas Kuhmist ausgebaut. Das Nest auf dem Boden wird durch allerlei trockene Halme, feine Wurzeln und Genist gebildet und ebenfalls mit Kuhmist ausgeziert. Das Gelege besteht aus vier bis sieben verhältnißmäßig kleinen, sehr länglichen Eiern, welche auf schmuzigweißgrünem oder gelblichgrauem Grunde mit äußerst feinen, weißen Pünktchen übersäet oder auch fleckenlos sind, überhaupt sehr abweichen. Selten findet man sie vor Anfangs Mai vollzählig; denn der Wiedehopf nistet nur einmal im Jahre. Die Eier werden vom Weibchen allein sechszehn Tage lang mit der größten Hingebung bebrütet, die Jungen von beiden Eltern sorgfältig gepflegt, mit Maden und Käfern groß gefüttert und noch lange nach dem Ausfliegen geführt, geleitet, unterrichtet und gewarnt. Während der Brutzeit macht der Wiedehopf das Sprichwort wahr; denn er und seine Jungen stinken dann in wirklich unerträglicher Weise. Die Eltern sind nicht im Stande, den Koth der Jungen wegzuschaffen; diese sitzen daher, wie Naumann sagt, „bis an die Hälse im eigenen Unrath", und der letztere verbreitet, wenn er in Fäulniß übergeht, einen überaus ekelhaften Geruch. Schon das brütende Weibchen nimmt sich selten die Mühe, den eigenen Unrath wegzutragen; das Kinderzimmer aber wird nie gereinigt. Der Gestank zieht Fliegen herbei, welche ihre Brut in dem Miste absetzen, und so kommt es, daß das Nest schließlich auch noch von Maden wimmelt. Die Jungen stinken selbstverständlich am meisten, die Alten geben ihnen zuletzt aber wenig nach, und erst viele Wochen nach dem Ausfliegen verlieren die einen, wie die andern den ihnen anhängenden Gestank. Wenn die Jungen vollständig erwachsen sind, merkt man so wenig mehr davon, daß man sie wie ihre Eltern ohne Ekel verspeisen kann. Sie sind dann sehr fett und ungemein schmackhaft. Den Bekennern des mosaischen Glaubens freilich bleibt solche Speise verboten, und nicht anders denken die Mahamedaner: auch in ihren Augen gilt der „Hud Hud", so sehr sie ihn sonst schätzen, als ein unreines Wesen.

Ich will es unentschieden lassen, ob man berechtigt ist, die verschiedenen ausländischen Dünnschnäbler, welche man der Hopffamilie zugezählt hat, auch wirklich Hopfe zu nennen, einige aber gehören dieser Familie gewiß an, so sehr sie sich auch in manchen Gewohnheiten von ihren europäischen Verwandten unterscheiden.

Die Baumhopfe (Irrisor), afrikanische Waldvögel, sind gestreckt gebaut, langschnäbelig, kurzfüßig, kurzflügelig und langschwänzig. Der Schnabel ist seicht gebogen, auf der Firste gekielt,

seitlich zusammengedrückt; die starken Läufe sind kürzer als die Mittelzehen, diese wie die übrigen mit langen, stark gekrümmten Nägeln bewehrt; in den zugerundeten Flügeln sind die vierte und fünfte Schwinge die längsten; der Schwanz ist breit und stark abgestuft. Die bekannt gewordenen Arten bewohnen Mittel- und Südafrika und die benachbarten Eilande, leben nur in Wäldern und fast ausschließlich auf Bäumen.

Unter den Baumhopfen, welche ich kennen gelernt habe, ist der Baumwiedehopf, wie ich ihn nennen will (Irrisor erythrorhynchus), unzweifelhaft der anziehendste. Die Hauptfärbung ist ein schönes, metallisch glänzendes Blau, welches bald dunkelgrün, bald purpurn schillert; auf den Innenfahnen der drei ersten Schwingen steht ein weißer Flecken, auf den sechs folgenden deren zwei, einer auf der Außen-, der andere tiefer auf der Innenfahne; ähnlich sind die drei ersten Schwanzfedern gezeichnet: auch sie zeigen nahe der Spitze weiße Kreuzflecken. Das Auge ist braun, der Schnabel und Fuß sind korallenroth. Das Weibchen ist kleiner und sein Gefieder weniger glänzend. Die Jungen sind dunkelgrün, fast schwarz und beinahe glanzlos; ihr Schnabel ist röthlichschwarz. Die Länge beträgt 17 bis 18 Zoll, die Breite 18½, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge 9 Zoll.

Die Beobachtungen, welche von mir und Andern neuerdings über die Lebensweise des Baumwiedehopfs gemacht worden sind, bestätigen die Angaben Vaillant's in so vielen Punkten, daß wir wohl auch seine Mittheilungen über das Brutgeschäft und über den Fang des Vogels als wahr annehmen dürfen.

Nach meinen Erfahrungen findet sich der Baumwiedehopf in Nordostafrika nicht nördlich des 16. Grades der Breite, von hier an nach Süden hin aber überall in den hochstämmigen Wäldern. Außerdem hat man ihn längs der ganzen Ostküste bis zum Kap und soweit man von Osten in Mittelafrika westlich ging, sowie endlich in Westafrika selbst gefunden. Er ist ein Waldbewohner und kommt höchstens auf die Blößen im Walde heraus, ohne jedoch die Bäume zu verlassen. Auf baumfreien Ebenen sieht man ihn nie; denn auf dem Boden macht er sich nur selten zu schaffen. Schreiend und lärmend, huscht und fliegt und klettert eine Gesellschaft dieses schönen Vogels durch den Wald, selten weniger als vier, selten mehr als zehn Stück. Speke spricht von Flügen, welche aus funfzehn bis zwanzig Stück bestanden haben sollen; ich bezweifle jedoch, daß diese Angabe richtig ist. Der Flug hält stets aufs innigste zusammen. Was der eine beginnt, thun die andern nach. Beim Wegfliegen schreit die ganze Gesellschaft wirr durch einander, so daß man die einzelnen Laute nicht mehr unterscheiden kann. Vaillant versucht, die Kehltöne, welche mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit hervorgestoßen werden, durch „gra ga ga ga ga" wiederzugeben, und ich will ihm nicht widersprechen, so wenig auch seine Buchstabenzeichen das wirkliche Geschrei ausdrücken können. So lange die Gesellschaft ungestört ist, fliegt sie von einem Baume oder von einem Busche zum andern. Einer hängt sich unten an der rauhen Borke eines Stammes fest und klettert an demselben nach aufwärts, einer nach dem andern folgt, und so hängt bald der ganze Flug an demselben Stamme. An schief stehenden Stämmen klettert der Baumwiedehopf, wenn auch nicht mit der Gewandtheit eines Spechtes, so doch mit der Mühlosigkeit vieler Steigvögel empor, an senkrechten hält er sich wenigstens zeitweilig an der Borke fest und untersucht nun, den feinen zierlichen Schnabel in jede Ritze steckend, die tief gelegenen Schlupfwinkel der Kerbthiere. Der Schwanz wird nicht als Kletterwerkzeug gebraucht, aber doch in Folge des Abstreifens bald sehr abgenutzt; daher sehen auch die Fahnen der Federn selten glatt aus. Dem Wiedehopf ähnelt unser Vogel darin, daß er sehr häufig stinkende Käfer aufnimmt, dem Spechte deshalb, weil er die Ameisenarten besonders berücksichtigt. Gurney fand, daß der Baumwiedehopf Wanzen frißt; Monteiro gibt Raupen und kleine Käfer als Nahrung an; ich habe beobachtet, daß er sich zeitweilig fast ausschließlich von Ameisen und namentlich von den fliegenden ernährt. Von seinem Futter nimmt er einen höchst unangenehmen Geruch an; dieser ist aber, je nach der zeitweiligen Nahrung, ein verschiedener. Ge-

wöhnlich stinkt er nach Ameisen, gar nicht selten aber auch, wie der Wiedehopf, nach Dünger und zuweilen ganz abscheulich nach Moschus.

Wenig andere Vögel habe ich kennen gelernt, welche so treuinnig zusammenhalten, wie die Baumwiedehopfe. Der Jäger, welcher es geschickt anfängt, kann eine ganze Gesellschaft nach einander niederschießen. Sobald einmal der Erste gefallen, fliegen alle Mitglieder des Trupps herbei, setzen oder hängen sich auf Aeste oder Stämme der nahe stehenden Bäume über dem Verendeten auf, schreien kläglich, schlagen mit den Flügeln und schauen entsetzt auf ihn hinab. Ein zweiter Schuß, und dessen Wirkung macht sie nicht etwa ängstlich oder scheu, sondern nur noch beharrlicher in ihrer Todtenklage. Höchstens theilt sich dann der Trupp, und während die einen bei der ersten Leiche verharren, umschwärmen die übrigen die zweite. So mögen sich ihre Reihen lichten, wie sie wollen, auch der letzte noch hält bei den getödteten Gefährten aus.

Die Bewegungen des Baumwiedehopfs sind verhältnißmäßig geschickt. Trotz der kurzen Beine läuft der Vogel gar nicht so schlecht, wie man wohl vermuthen sollte, und im Klettern leistet er für seine Ausrüstung Erkleckliches. Der Flug besteht aus einigen raschen Flügelschlägen und einem darauffolgenden Dahingleiten; nicht selten werden auch Bogenschwingungen ausgeführt.

Hinsichtlich des Brutgeschäfts berichtet Vaillant, daß das Weibchen in einem Baumloche auf dem Mulm sechs bis acht bläulichgrüne Eier legt, sie abwechselnd mit dem Männchen bebrütet und zu demselben Loche noch längere Zeit mit den ausgeflogenen Jungen zurückkehrt. Folgt man abends ihrem lauten Geschrei, so belauscht man leicht die neugierigen und wenig scheuen Vögel und kann dann erfahren, wie die ganze Familie sich in ihre Nachtherberge zurückzieht. Vaillant verstopfte das Baumloch und holte die so gefangene Gesellschaft am andern Morgen hervor. Sobald etwas Licht hineinfiel, kam einer nach dem andern zur Oeffnung und wurde rasch am Schnabel erfaßt. Auf diese Weise erlangte unser Forscher 62 Männchen, 45 Weibchen und 11 Junge von verschiedenem Alter.

Außerdem berichtet Vaillant noch, daß die Baumhopfe sich zuweilen um den Menschen, um einen Hund oder ein anderes Thier versammeln und ihm unter lautem Geschrei von Baum zu Baum folgen. Steht man einen Augenblick still, so setzen sich alle auf den nächsten Baum, beugen sich auf den Beinen zurück und schaukeln den Leib von einer Seite zur andern.

* * *

Unsere Meisen werden in Südamerika durch Vögel vertreten, welche man Baumsteiger (Anabatae) genannt hat. Sie ähneln den Sängern und sind deshalb oft mit diesen zusammengestellt worden, während man sie neuerdings mit den Töpfervögeln und den Baumhackern vereinigt hat. Die meisten Arten dieser Familie sind schlank gebaut, kurzflügelig und langschwänzig; der etwa kopflange Schnabel ist ziemlich stark und gerade oder nur wenig gebogen; die Füße sind mittelhoch und die kurzen Zehen auch mit kurzen, wenig gebogenen Krallen bewehrt; im Flügel ist die vierte Schwinge die längste; der Schwanz besteht aus zwölf ziemlich weichen Federn, welche sich stark abstufen.

Alle Baumsteiger sind strenge Waldbewohner, welche höchstens zeitweilig in offenere Gegenden herauskommen. Sie sind sehr lebhaft und gewandt, immer in Bewegung, nach Art unserer Sänger etwa, durchkriechen die gedachten dunkeln, niederen Gebüsche, hüpfen auf den Zweigen und steigen wie unsere Meisen an denselben umher oder hängen sich nach unten an, klettern aber keineswegs nach Art der Spechtmeisen, Baumläufer und Spechte an den Stämmen auf und nieder. Viele Arten haben eine laute, sonderbare Stimme; andere lassen nur einen kurzen und ziemlich leisen Lockton vernehmen. Alle ohne Ausnahme jagen Kerbthieren nach und zwar ungefähr in derselben Weise wie die Meisen. Viele bauen ein auffallendes, oft hängendes und oben meistens verschlossenes Nest.

Die Bündelnistler (Phacellodomus) kennzeichnen sich durch kurzen, stark zusammengedrückten, ziemlich geraden, nur an der Spitze sanft herabgebogenen Schnabel, durch hohe und starkläufige Füße, abgerundete Flügel und einen aus schmalen, weichen, an der Spitze breiteren und zugerundeten Federn bestehenden Schwanz. Sie erinnern in mancher Hinsicht an die Grasmücken.

Die Kletterdrossel (Phacellodomus rufifrons) ist auf der Oberseite hellbräunlicholivengrau, auf der Unterseite blaßbräunlichweißgrau; die Schwungfedern sind graubraun, mit blaßröthlichem Schimmer auf der Vorderfahne; die Stirn ist dunkelrostbraun, ein Streifen über dem Auge weiß. Das Auge ist aschgrau, der Schnabel oben dunkelhorngraubraun, unten weißlichhorngrau, der Fuß blaßbläulichhornfarben. Die Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 6¾, die Fittiglänge 2¼, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

„Dieser niedliche Vogel", sagt der Prinz, „ist mir in den großen Küstenländern nie vorgekommen, und ich habe ihn blos in den inneren, höheren, von der Sonnenhitze ausgetrockneten Gegenden des Sertong der Provinzen Geraës und Bahia gefunden, wo er die offenen, mit Gebüschen abwechselnden Gegenden bewohnt und behend von einem Baume oder Strauche zu dem andern fliegt und hüpft. In der Lebensweise ähnelt er den verwandten Arten, und namentlich scheint er dem rothäugigen Baumsteiger (Anabates erythrophthalmus) nahe zu stehen." Von letzterem bemerkt der Prinz Folgendes: „Er gehört zu jenen Vögeln der geschlossenen Waldung, welche man von fern an ihrer sonderbaren, aus einigen immer gleichartig modulirten Tönen bestehenden, lauten Stimme erkennen kann. Ich hielt mich in einer verlassenen Hütte im Urwald mehrere Tage auf und hörte nun beständig in den hohen, von den manchfaltigsten Schlinggewächsen verflochtenen Waldstämmen, welche die niederen Büsche umgaben, die sonderbare, aus sechs Tönen bestehende Stimme eines Vogels, den ich nicht kennen zu lernen vermochte, bis mir der Zufall endlich günstig war. Dieser Vogel lebt in den dichten, hohen Urwaldungen, in der Brützeit gepaart, im übrigen Theil des Jahres familienweise. Eine solche Familie wohnte nahe bei uns, und ich konnte sie vollkommen beobachten. In der mit niederen Gebüschen bedeckten Pflanzung standen einige alte hohe Stämme, mit stark belaubter Krone, welche bei der Urbarmachung dieses Fleckens der Zerstörung entgangen waren. Von einem dieser Bäume hing an einer langen, dünnen Schlingpflanze ein Bündel von Reisig herab, welches das Nest dieser Vögel war. In dieses sahen wir sie täglich einschlüpfen. Am Tage durchstrichen sie gemeinschaftlich die benachbarten Waldungen und ließen dabei beständig ihre laute, sonderbare Stimme vernehmen. Sobald der Abend herankam, hörte man die Familie sich nähern und sah nun die Vögel einzeln hinter einander von Ast zu Ast hüpfen, alsdann aber zwei von ihnen, wahrscheinlich die beiden Jungen, schnell an das hängende Nest fliegen und einkriechen. Sie pflegten hier, obwohl sie schon vollkommen erwachsen waren, regelmäßig zu übernachten. Wenn sie sich im Neste befanden, konnte man mit einem starken Pfeil mehreremale gegen dasselbe schießen, bevor sie es verließen. Sowie der Tag anbrach, verließen sie ihren Aufenthalt wieder, ließen sogleich im hohen Walde ihre Stimme hören und antworteten sich gegenseitig. Sie scheinen muntere Vögel zu sein und sich sehr zu lieben, da sie sich beständig antworten und am Abend vereinigen. Sie hüpften mit kurz eingezogenen Füßen auf den Zweigen umher, ihren langen, gewöhnlich unordentlich bündelförmig ausgebreiteten Schwanz ein wenig aufgerichtet, denselben auch wohl bewegend, stiegen in allen Richtungen an den Schlingpflanzen, welche die Waldstämme manchfach umflechten, hin und her, gewöhnlich hüpfend und seitwärts, also nicht nach Art der Spechte. Den Magen fand ich mit Kerbthieren angefüllt."

„Das Nest der Kletterdrossel", fährt unser Gewährsmann fort, „fand ich in der Mitte Februars und zwar wiederholt immer an niederen, schlanken Seitenästen mittelmäßig hoher Bäume. Dieses Nest bildet einen länglichrunden, großen Bündel von kurzen, zum Theil halbfingerdicken Reisern, welche auf manchfaltige Art quer durcheinander gefilzt und auf einander gehäuft sind. Ihre Wände stehen sämmtlich nach allen Seiten unordentlich hinaus, sodaß man das Ganze, welches

zuweilen drei Fuß lang und noch länger ist, kaum angreifen kann. Die Reischen sind sämmtlich mit verschiedenartigen Bindestoffen zusammenbefestigt. Nahe am Grunde oder dem unteren, herabhängenden Ende hat der Vogel einen kleinen, runden Eingang. Er steigt alsdann inwendig aufwärts und hat nun in dem äußeren, großen Reisigbündel das eigentliche Nest von Mos, Wolle, Fäden, Bast und dürrem Grase recht dicht zusammengewebt. Reißt man den äußeren großen Reisigbündel auseinander, so findet man darin die eben beschriebene, kleine, rundliche, oben geschlossene Nestkammer, in welcher der Vogel sehr weich, warm und sicher sitzt. Er vergrößert alljährlich sein Nest, indem er immer in der nächsten Paarzeit rings um den schlanken Zweig herum auf den vorjährigen Reisigbündel einen neuen setzt, und darin sein kleines Mosnest erbaut. Die sonderbaren Gebäude sind zum Theil so schwer, daß ein Mann sie kaum schwebend zu halten vermag. Oeffnet man den merkwürdigen Bau, so findet man zu oberst jedesmal das neue Nest und unter ihm eine Reihe von alten, die oft vom Männchen bewohnt werden." Swainson, welcher das Nest zuerst beschrieb, versichert, daß es der Landschaft ein bestimmtes Gepräge verleiht. Das Gelege besteht aus vier rundlichen, rein weißen Eiern.

* * *

Nahe Verwandte der Baumsteiger sind die Töpfervögel (Furnarii). Sie erinnern durch ihre Gestalt an manche Drosselvögel, können aber, wie Darwin bemerkt, mit keinem europäischen Vogel verglichen werden. Der Schnabel ist etwa kopfeslang oder etwas kürzer, mäßig stark, gerade oder sanft gebogen, seitlich zusammengedrückt; der Flügel ist mittellang und stumpf, die dritte Schwinge ist die längste, die erste merklich, die zweite wenig verkürzt; der Schwanz ist eher kurz als lang und weichfedrig; der Fuß ist hochläufig und starkzehig; die Krallen sind klein, mäßig gekrümmt, nur die Daumenkralle fällt auf durch ihre Größe.

Die Töpfervögel leben theils in offenen, mit Gebüschen abwechselnden Gegenden, theils in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen. Sie gehen viel auf dem Boden, hüpfen zwar in dem Gebüsch herum, klettern aber nicht und fliegen schlecht. Ihre Stimme ist sonderbar; denn sie besteht nur aus wenigen Tönen; diese aber sind sehr laut und werden in eigenthümlicher Weise vorgetragen. Höchst merkwürdig ist das Nest einiger Arten, welche der ganzen Familie den Namen gegeben haben. Es unterscheidet sich, so weit bis jetzt bekannt, von den Nestern aller übrigen Vögel, hat deshalb auch von jeher die Aufmerksamkeit der Einheimischen wie der Reisenden auf sich gezogen, und der Vogel selbst ist demzufolge Gegenstand sorgfältiger Beobachtung geworden. Wir verdanken namentlich Azara, dem Prinzen von Wied, Darwin, d'Orbigny und Burmeister ausführliche Schilderungen.

„Wenn man", sagt der letztgenannte Forscher, „die hohen Bergketten Brasiliens, welche das waldreiche Küstengebiet von den inneren Grasfluren der Campos trennt, überschritten hat und nunmehr in das hügelige Thal des Rio das Velhas hinabreitet, so trifft man überall an der Straße auf hohen, einzeln stehenden Bäumen neben den Wohnungen der Ansiedler große, melonenförmige Lehmklumpen, welche auf wagrechten, armdicken Aesten stehen und mit regelmäßigen Wölbungen nach beiden Seiten und oben sich ausbreiten. Der erste Anblick dieser Lehmklumpen hat etwas höchst Ueberraschendes. Man hält sie etwa für Termitennester, bevor man den offenen Zugang auf der einen Seite bemerkt hat. Aber die auffallend gleiche Form und Größe spricht doch dagegen; denn die Termitennester sind sehr ungleich gestaltet und auch nie schwebend gebaut, sondern vorsichtig in einem Astwinkel angelegt."

„Hat man also die regelmäßige Form dieser Lehmklumpen einmal bemerkt, so ist man auch bald in der Lage, ihre Bedeutung zu ergründen. Man wird das große, eiförmige Flugloch nicht

übersehen, auch, wenn man achtsam genug ist, bisweilen einen kleinen, rothgelben Vogel durch dasselbe aus- und einschlüpfen gewahren und — daran leicht das wunderliche Gebäude als ein Vogelnest erkennen. Das ist es in der That und zwar das Nest des Töpfervogels (Furnarius rufus), den jeder Mineiro unter dem Namen Lehmhans, Joao de Barro kennt und mit besondern Gefühlen des Wohlwollens betrachtet."

Die Sippe der Ofenvögel (Furnarius), welche der Lehmhans vertritt, entspricht am genauesten dem allgemeinen Gepräge der Familie. Der Leib ist kräftig, der Schnabel kaum länger als der Kopf, auf der Firste seicht gebogen, vorn höher als breit, am Grunde etwa so breit wie hoch; der Lauf ist sehr hoch, etwa anderthalbmal so lang als die Mittelzehe; die Zehen sind kräftig und mit kurzen, scharfen, ziemlich gebogenen Nägeln bewehrt. Die kurzen Flügel, in denen die dritte bis



Der Lehmhans (Furnarius rufus).

fünfte, unter sich gleichen Schwingen, die längsten sind, reichen bis zum ersten Drittel des mäßig langen und breiten, seitlich abgerundeten, weichfedrigen Schwanzes hinab. Das Gefieder ist ziemlich reichhaltig, seine Hauptfärbung ein röthliches Lehmgelb.

Der Lehmhans, Ofenvogel, Hüttenbauer, Baumeister, und wie er sonst noch von den Brasilianern genannt wird, ist nach Azara's Messungen 7 Zoll lang und 10½ Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 3¾, die Schwanzlänge gegen 3 Zoll. Das Gefieder ist rostgelblichroth, auf dem Oberkopfe braunroth, auf den Schwingen braun, auf der Unterseite lichter, auf der Kehlmitte reiner weiß; vom Auge verläuft ein lebhaft gefärbter rostgelber Streifen nach hinten; die Schwingen sind grau, die Handschwingen an ihrer Wurzel auf eine Strecke hin blaßgelb gesäumt; die Steuerfedern sind rostgelbroth. Das Auge ist gelbbraun, der Schnabel braun, der Unterkiefer am Grunde weißlich, der Fuß braun.

Nach Orbigny's Angaben lebt der Lehmhans, ungefähr nach Art unserer Drosseln, ebensowohl auf den Zweigen, wie an dem Boden. Im Gezweig ist er sehr lebhaft und heiter, und namentlich die wunderbare Stimme läßt er häufig ertönen. Man findet ihn immer paarweise und meist für sich allein; doch kommt es vor, daß einer der beiden Gatten sich auch einmal mit andern Vögeln zeitweilig vereinigt, und dann kann es, wie Orbigny sagt, nichts Komischeres geben, als das vorsichtige Gebahren des Männchens, obgleich es nicht zu Thätlichkeiten kommt. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren und Sämereien, laut Burmeister, nur aus ersteren, welche vom Boden aufgenommen werden; denn an den Zweigen sieht man den Töpfervogel nie nach solchen jagen und noch weniger fliegende Kerfe verfolgen. Auf dem Boden bewegt er sich sehr gewandt, indem er mit großen Sprüngen dahinhüpft; der Flug dagegen ist, den kurzen Flügeln entsprechend, nicht eben rasch und wird auch niemals weit ausgedehnt. Die Stimme muß höchst eigenthümlich sein, weil alle Beschreiber ihrer ausdrücklich gedenken, die Einen mit Wohlwollen, die Andern in minder günstiger Weise. „Seine laute, weit vernehmliche Stimme", sagt Burmeister, „ist gellend und kreischend, und gewöhnlich schreien beide Gatten, irgendwo auf einem Hause oder Baume sitzend, zugleich, aber in verschiedenen Tönen und Tonleitern, das Männchen schneller, das Weibchen bedeutend langsamer und eine Terz tiefer. Ueberraschend ist diese Art und Weise allerdings, wenn man sie das erste Mal hört, aber angenehm gewiß nicht, zumal da das Vogelpaar Einem stets in die Rede fällt, d. h. zu schreien beginnt, wenn man irgendwo stehen bleibt und laut sprechend sich unterhält. Im Garten des Herrn Dr. Lund geschah mir Dies täglich, und oft äußerte mein freundlicher Wirth, wenn die Vögel ihre Einsprache begannen: Lassen Sie die nur erst ausreden, wir werden doch daneben nicht zu Worte kommen."

Man bemerkt bald, daß die anfangs auffallende Dreistigkeit des Töpfervogels ihre vollste Berechtigung hat. Er gilt in den Augen der Brasilianer als ein heiliger oder christlicher Vogel, weil man behauptet, daß er an seinem großen Neste des Sonntags nicht arbeitet und das Flugloch stets nach Osten hin anlege. „Daß letztere Angabe nicht richtig sei", bemerkt Burmeister, „fand ich bald selbst und überzeugte davon auch mehrere Einwohner, welche ich deshalb zu Rathe zog; die Sage, daß der Vogel Sonntags nicht arbeiten soll, hat wohl ihren Grund in der Schnelligkeit, mit welcher er sein schwieriges Werk vollendet. Hat er nicht gerade am Sonntag begonnen, so ist er fertig, ehe der nächste Feiertag herankommt."

„Das Nest selbst ist für die kleinen Vögel wirklich ein staunenswürdiges Werk. Die Stelle, wo er dasselbe anlegt, ist gewöhnlich ein völlig wagrechter oder mitunter selbst schwach ansteigender Theil eines drei Zoll oder darüber starken Baumzweiges. Sehr selten gewahrt man das Nest an andern Punkten, auf Dächern, hohen Balken, Kreuzen der Kirchen u. s. w. Beide Gatten bauen gemeinschaftlich. Zuerst legen sie einen wagrechten Grund aus dem in jedem Dorfe häufigen Lehm der Fahrwege, welcher nach den ersten Regengüssen, die um die Zeit ihrer Brut sich einstellen, als Straßenkoth zu entstehen pflegt. Die Vögel bilden aus demselben runde Klumpen, wie Flintenkugeln und tragen sie auf den Baum, hier mit den Schnäbeln und Füßen sie ausbreitend. Gewöhnlich sind auch zerfahrene Pflanzentheile mit eingeknetet. Hat die Grundlage eine Länge von acht bis neun Zoll erreicht, so baut das Paar an jedes Ende derselben einen aufwärts stehenden, seitwärts sanft nach außen geneigten Rand, welcher am Ende am höchsten (bis zwei Zoll hoch) ist und gegen die Mitte der Seiten sich erniedrigt, sodaß die Ränder von beiden Enden her einen hohlen Bogen bilden. Ist dieser Rand fertig und gehörig getrocknet, so wird darauf ein zweiter, ähnlicher gesetzt, der sich schon etwas mehr nach innen zu überbiegt. Auch diesen läßt der Vogel zuvörderst wieder trocknen und baut später in derselben Weise fort, sich von beiden Seiten zu einer Kuppel zusammenschließend. An der einen Langseite bleibt eine runde Oeffnung, welche anfangs kreisförmig erscheint, später aber durch Anbauen von der einen Seite her zu einem senkrecht stehenden Halbkreis verlängert wird. Sie ist das Flugloch. Nie habe ich dieses anders als in solcher Form, in Gestalt einer senkrechten Oeffnung von drei bis vier Zoll Höhe und

zwei Zoll mittlerer Breite gesehen. Die gleichlautende Angabe bei Azara ist also kein Fehler des Uebersetzers, wie Thienemann vermuthet; denn ich sah nie ein fertiges Nest mit Quermündung, wie genannter Forscher sie beschreibt. Die Mündung liegt übrigens, wenn man gerade vor dem Neste steht, beständig auf der linken Hälfte der vorderen Fläche; die rechte ist geschlossen. Der innere Rand der Mündung ist also gerade und senkrechter gestellt, der äußere erscheint bogenförmig ausgebuchtet. Das fertige Nest gleicht einem kleinen Backofen, pflegt sechs bis sieben Zoll hoch, acht bis neun Zoll lang und vier bis fünf Zoll tief zu sein. Seine Lehmwand hat eine Stärke von ein bis ein und ein halb Zoll, die innere Höhle umfaßt also einen Raum von vier bis fünf Zoll Höhe, fünf bis sechs Zoll Länge und drei bis vier Zoll Breite. Ein der Vollendung nahes Nest, welches ich mitnahm, wiegt neun Pfund."

„In dieser Höhle erst baut der Vogel das eigentliche Nest, indem er an dem geraden Rande der Mündung senkrecht nach innen jetzt eine halbe Scheidewand einsetzt, von welcher eine kleine Sohle quer über den Boden des Nestes fortgeht. Das ist der Brutraum. Derselbe wird sorgfältig mit herum gelegten trockenen Grashalmen und nach innen mit eingeflochtenen Hühnerfedern, Baumwollbüscheln u. s. w. ausgekleidet. Dann ist die Wohnung des Lehmhanses fertig. Der Vogel legt seine zwei bis vier weißen Eier hinein, und beide Gatten bebrüten sie und füttern ihre Jungen. Der erste Bau wird Ende Augusts ausgeführt; die Brut fällt in den Anfang des September. Eine zweite Brut wiederholt sich später im Jahre."

Ueber das Gefangenleben des Töpfervogels scheint nur Azara Beobachtungen angestellt zu haben. Er hielt, wie er berichtet, einen alten Vogel dieser Art ungefähr einen Monat lang gefangen und ernährte ihn mit gekochtem Reis und rohem Fleisch. Das Letztere zog er vor. Wenn der Bissen zum Verschlingen zu groß war, faßte er ihn mit den Füßen und riß sich mit dem Schnabel kleinere Bissen ab. Wollte er dann gehen, so stützte er sich kräftig auf einen Fuß, erhob den andern, hielt ihn einen Augenblick gerade vorgestreckt, und setzte ihn dann vor sich hin, um mit dem andern zu wechseln. Erst nachdem er mehrere dieser Schulschritte ausgeführt, begann er ordentlich zu laufen. Oft hielt er im schnellsten Laufe plötzlich inne, und manchmal wechselte er mit beiden Gangarten ab, indem er bald mit majestätischen Schritten, bald sehr eilig dahin lief; dabei zeigte er sich frei und ungezwungen, pflegte aber den Kopf zu heben und den Schwanz zu stelzen. Wenn er sang oder schrie, nahm er eine stolze Haltung an, richtete sich auf, streckte den Hals und schlug mit den Flügeln. Drosseln und Habias vertrieb er mit großem Zorn, wenn sie sich seinem Futternapfe näherten.

Zu derselben Familie gehören die Erdkleiber (Geositta). Sie sind schlank gebaut; der kopflange, sanft gebogene Schnabel ist am Grunde dreiseitig, dann fast walzig, an der Spitze stumpf gerandet und ein wenig übergebogen; die Flügel sind verhältnißmäßig lang und spitzig; denn die zweite und dritte Schwinge sind die längsten; der Schwanz ist kurz und etwas ausgeschnitten; die Beine sind mäßig hoch, die Vorderzehen kurz, die Nägel klein und wenig gekrümmt.

Der Höhlenkleiber (Geositta cunicularia) erinnert in mancher Hinsicht an die Lerchen und ist von einigen Naturforschern auch dieser Familie beigezählt worden. Die Oberseite und die Flügel sind dunkelbraun; die Unterseite ist blaßbraun, die Kehle weißlich, die Brust schwarz gefleckt und gestreift, der Bauch roströthlich, die Augengegend blaßröthlich; die Schulterdeckfedern sind blaß gesäumt, die Vorderschwingen an der Außenfahne und Spitze schwarzbraun, an der Innenfahne kastanienrothbraun; das Auge ist braun, der Schnabel am Grunde weißlich, gegen die Spitze hin schwärzlich, der Fuß schwarzbraun.

Der Höhlenkleiber bewohnt nach Kittlitz ziemlich häufig die dürren Ebenen Chiles, nach Orbigny die Ebenen der argentinischen Republick und Patagoniens, sowie die Hochebenen der Cordillera von Bolivia, welche zwischen 3500 bis 4500 Metres über dem Meere liegen. Kittlitz sagt, daß der Vogel im ganzen die Lebensart der Lerchen habe, und auf dürren Stellen sowohl einzeln, als in kleinen Gesellschaften angetroffen werde. „Sein röthlich-weißgraues Gefieder, sowie das fahle Rostroth der mittleren Schwungfedern, das im Fluge besonders sichtbar wird, entspricht der Farbe des Bodens sehr eigenthümlich. Niemals sah ich ihn auf Büsche sich setzen. Den Schwanz bewegt er im Gehen fast beständig auf und ab, wie der Steinschmätzer, doch ohne ihn auszubreiten.“ Er gleicht dem Töpfervogel in manchen Beziehungen, nicht blos in der röthlichen Schattirung des ganzen Gefieders, sondern auch hinsichtlich des eigenthümlich durchdringenden, oft wiederholten Geschreies, seiner drolligen Weise, in Absätzen zu laufen u. s. w. Wegen dieser Verwandtschaft nennen ihn die Spanier „Casarita“ (kleiner Baumeister), obgleich der Nestbau sehr verschieden von dem des Töpfervogels ist. Er baut das Nest auf dem Grunde einer engen, runden Höhle, welche sich wagerecht nahe an sechs Fuß unter der Erde erstrecken soll. „Einige Landleute erzählten mir“, sagt Darwin, „daß die Knaben oft versucht hätten, das Nest auszugraben, aber niemals bis zum Ende gekommen seien. Der Vogel wählt eine niedrige Bank in festem sandigen Boden an der Seite eines Weges oder eines Flusses. Hier (in Bahia blanca) sind die Mauern aus hartem Lehm gebaut. Ich bemerkte, daß eine, welche den Hof meines Wohnhauses einschloß, an mehreren Stellen eine Menge runder Löcher zeigte. Als ich den Eigenthümer des Hauses nach der Ursache fragte, beschwerte er sich bitter über den Höhlenkleiber, und ich sah später auch wirklich mehrere dieser Vögel bei ihrer Arbeit. Sehr sonderbar ist, daß sie durchaus keine Vorstellung von Dicke bekommen können; denn sonst würden sie nicht so viele vergebliche Versuche gemacht haben, in die Lehmmauern, deren Stärke sie durch ihr fortwährendes Hin- und Herfliegen kennen müßten, ihre Nestergänge zu bohren. Ich bezweifle nicht, daß jeder Vogel, so oft er auf der entgegengesetzten Seite ans Tageslicht kam, im höchsten Grade über die merkwürdige Sache erstaunte.“ Gray, welcher das Vorstehende wiedergibt, fügt hinzu, daß der Höhlenkleiber sehr zahm, ruhig und einsam lebt, aber in Bewegung ist vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend. Aufgescheucht fliegt er nur eine kurze Strecke weit, setzt sich bald nieder und hält oft so aus, daß er sich durch den vorüberfahrenden Wagen bestäuben läßt, ohne sich zu erheben. Zu bestimmten Jahreszeiten läßt er oft einen mäßig schrillenden, zuweilen sich zum Triller gestaltenden Lockton vernehmen. In dem Magen der Getödteten wurden nach Gray Ueberbleibsel von Käfern erkannt; Kittlitz dagegen versichert, nur Körner und kleine Steine gefunden zu haben.

Als Verbindungsglieder von den Töpfervögeln zu den Spechtmeisen werden die Steigschnäbel (Xenops) betrachtet. In ihrer Lebensart ähneln sie den Spechtmeisen. Ihr sonderbarer, am Unterkiefer aufsteigender, auf der Firste geradliniger Schnabel verleiht ihnen ein eigenthümliches Gepräge; der innere Leibesbau stimmt ziemlich mit dem der Spechtmeisen überein. Der Schwanz ist aus weichen, abgerundeten Federn zusammengesetzt; die Füße sind stark und zum Klettern an Aesten und Baumstämmen geeignet. „Ich vermuthe“, sagt der Prinz von Wied, „daß beide Vogelgeschlechter einerlei Nahrung haben; denn obschon die Steigschnäbel vorzüglich von Kerbthieren leben, so glaube ich doch, daß sie auch Nüsse verzehren. Sie klettern so geschickt wie unser Kleiber, und ich habe sie nie aufrecht sitzen sehen. Sie pochen gegen die Bäume wie die Spechte, sind aber nicht so lebhaft und laut, wie unser Kleiber, sondern einsame, stille Waldvögel, welche man nach der Paarzeit in kleinen Gesellschaften oder Familien, außerdem aber einzeln oder paarweise findet. Eine bedeutende Stimme habe ich von ihnen nicht vernommen. Sie sind nicht schüchtern, sondern kommen den menschlichen Wohnungen nahe, wie unsere Baumläufer. Ihr Nest sollen sie in Baumhöhlen anlegen. Sie scheinen über ganz Brasilien verbreitet zu sein.“

Der Steigschnabel (Xenops genibarbis) ist auf der Oberseite olivenbraun, auf der Unterseite graubraun, an der Kehle weiß. Ein gelblichweißer Streifen zieht sich über das Auge, und ein weißer Flecken steht unter dem Ohre. Die Flügel sind graubraun und rothbraun gestreift, die mittleren Schwanzfedern rothbraun, die nächsten schwarzbraun, die äußersten schwarzbraun mit rostrothen Spitzen. Die Länge beträgt 4 Zoll 3 Linien, die Fittiglänge 2, die Schwanzlänge $1\frac{1}{3}$ Zoll.

Die Lebensweise entspricht dem vorstehend Mitgetheilten. „Dieser kleine Klettervogel", sagt der Prinz, „ist gemein in allen von mir bereisten brasilianischen Wäldern, wo er an den Bäumen pocht und gleich unsern Meisen an den Aesten umhersucht. Er klettert sehr geschickt. Sein Nest habe ich nicht gefunden, es soll in der Höhlung eines Astes oder Stammes stehen." Burmeister erhielt



Der Steigschnabel (Xenops genibarbis).

mehrere Stücke in Neufreiburg, wo die Vögelchen bis in den Garten seiner Wohnung kamen und mit pfeifenden Tönen, nach Baumläuferart, munter in den Zweigen umherhüpfen.

* * *

Eine sehr ausgezeichnete Familie ist die der Spechtmeisen (Sittae). Sie sind, was ihr Name sagt: Mittelglieder zwischen Spechten und Meisen. Man hat auch sie neuerdings zu den Singvögeln gezählt, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß ihr innerer Bau größere Aehnlichkeit mit den Singvögeln, als mit den Spechten zeigt: letztere jedoch bilden eben nur eine einzige Gruppe der an verschiedenen Gestalten so reichen Klettervögel, und zu diesen, nicht aber zu den Spechten, gehören die Kleiber. Die Kennzeichen der Familie sind etwa folgende: Der Leib ist sehr gedrungen gebaut, kurzschnäbelig, langflügelig, kurzschwänzig und starkfüßig. Der mittelmäßig lange und harte Schnabel ist oben gerade, unten aber etwas aufwärts gebogen, keilkegelförmig und sehr spitzig, weniger keil-

förmig als bei den Spechten, aber nicht so kegelig und kurz wie bei den Meisen. Die Nasenlöcher stehen nahe an der Stirn, sind rundlich und zum Theil durch kurze, aufliegende, vorwärts gerichtete Barthaare bedeckt. Der Fuß ist kurzläufig und sehr langzehig; seine Sohle durch viele Ballen ausgezeichnet. Die innere und mittlere Zehe sind durch ein kurzes Häutchen verbunden, die erste und mittlere bis zum ersten Gelenk zusammengewachsen. Die Nägel sind groß, im Halbkreise gekrümmt und sehr spitzig. Der Flügel ist breit und etwas stumpf; seine Schwingen, unter denen die dritte und vierte die längsten, sind weich und biegsam. Der Schwanz ist kurz und breit, zum Unterstützen beim Klettern ganz untauglich: er besteht aus zwölf schwachen, biegsamen, an der Spitze abgerundeten Federn. Im Gefieder herrscht auf der Oberseite eine blaugraue, auf der Unterseite eine braunröthliche Färbung vor. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum, die Jungen nur wenig von den Alten.

Den innern Bau des Leibes hat Nitzsch untersucht. Er sagt, daß die Spechtmeisen im wesentlichen den Singvögeln, nicht aber den Spechten ähneln, da sie die Singmuskeln und alle mit dieser Anordnung verbundenen Verhältnisse zeigen. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Hals-, acht Rippen- und sieben Schwanzwirbeln. Die Hinterglieder zeigen auch im Geripp ihre bedeutende Entwickelung. Luftführend sind nur die Hirnschale und die Oberarmknochen. Die Zunge reicht in ihrer gewöhnlichen Lage bis zur halben Schnabellänge hervor, läßt sich jedoch über die Schnabelspitze vorstrecken. Sie ist lang, aber nicht wurmartig, breit, niedrig, oben gefurcht, vorn stumpf gespalten und in mehrere Fasern zerrissen. Der Vormagen ist kurz, der Magen fleischig.

Die Spechtmeisen sind Weltbürger, fehlen aber, so weit bis jetzt bekannt, in Mittel- und Südafrika und in Südamerika. Es sind vorzugsweise, aber nicht ausschließlich Waldungen, welche die Mitglieder dieser Familie beherbergen. Die große Mehrzahl klettert an den Bäumen auf und nieder, einige aber laufen mit dem Mauerläufer um die Wette, an den steilsten Felsenwänden empor. Vielleicht sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Spechtmeisen die vollendetsten aller Klettervögel seien; soviel ist gewiß, daß sie den Spechten in dieser Fertigkeit nicht nur nicht im geringsten nachstehen, sondern sie in einer Hinsicht noch übertreffen: sie verstehen nämlich die schwere Kunst, an senkrechten Flächen von oben nach unten herabzuklettern, was außer ihnen kein anderer Vogel vermag. „Ihre Fertigkeit im Klettern", sagt mein Vater, „habe ich oft umsomehr bewundert, als sie aus der Einrichtung ihrer Füße und ihres Schwanzes nicht hervorzugehen scheint. Die Gestalt der Spechte kann als die Grundgestalt der Klettervögel betrachtet werden. Ihre starken, kurzen, mit gepaarten Zehen und großen, scharf gekrümmten Nägeln versehenen Füße, ihr keilförmiger, aus harten, zurückschnellenden Federn bestehender Schwanz, ihr meist schlanker, niedriger Körper setzen sie in den Stand, mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit an den Bäumen hinauf zu hüpfen. Die ganze Einrichtung ist so zweckentsprechend, daß man meint, es könnte an derselben Nichts verändert werden, ohne daß ein leichtes Klettern unmöglich würde. Bei den Kleibern aber ist Vieles anders. Ihre Füße sind länger, von den Zehen sind drei vorwärts gerichtet; ihr Leib ist kurz und der Schwanz hat so schwache und biegsame Federn, daß er beim Klettern durchaus keine Stütze abgeben kann. Und doch klettert der Kleiber nicht nur ebenso geschickt, wie die Spechte an den Bäumen hinauf, sondern sogar an ihnen herab und hängt sich oft mit niederwärts gerichtetem Kopf so fest an den Stamm an, daß er in dieser Stellung eine Buchen- oder Haselnuß aufhacken kann. Dies ermöglicht einzig und allein die Gestalt der Zehen und Nägel. Die Zehen nämlich sind ungleich länger, als bei den Spechten und bedecken also eine viel größere Fläche: die Spitzen des Nagels, der Mittel- und Hinterzehe liegen bei ausgespreizten Zehen fast so weit auseinander, als der Leib lang ist, haben sehr große, im Halbkreis gekrümmte, nadelspitze Nägel und unten mehrere Ballen. Vermöge dieser Einrichtung können sie beim Klettern einen verhältnißmäßig großen Umfang umklammern, welcher natürlich mehr Unebenheiten und also mehr Anhaltspunkte darbietet. Auch die Warzen an der Sohle befördern offenbar das feste Anhalten, und die Verbindung der Zehenwurzeln hindert das zu weite Auseinandergehen der Zehen und verstärkt also ihre Kraft. Da nun die Einrichtung der

Kletterwerkzeuge des Kleibers ganz anders ist, als bei den Spechten, so ist auch die Art seines Kletterns von der dieser Vögel sehr verschieden. Die letzteren stemmen sich beim Hinaufreiten an dem Baumstamm stark an den Schwanz und tragen die Brust weit vom Stamme abstehend, der Kleiber hingegen verläßt sich blos auf seine Füße und hält den Schwanz beinahe ebensoweit als die Brust vom Baumstamme ab, an welchem er hinaufhüpft. Auch die Fähigkeit unserer Vögel, an den Bäumen herabzuklettern und sich an ihnen mit niederwärts gerichtetem Kopfe anzuhängen, wird aus der Beschaffenheit seiner Füße erklärlich. Die Hinterzehe ist mit ihrem großen Nagel sehr geschickt, weit oben einzuhaken, während die Vorderzehe tief unten eingreift und das Ueberkippen des Körpers verhindert. Bei den Spechten stehen zwar zwei Zehen hinten, aber sie sind getrennt, und die große ist mehr seitlich als gerade nach hinten gerichtet; dabei sind die Vorderzehen, mit denen des Kleibers verglichen, kurz. Wollte sich nun ein Specht verkehrt an den Baum hängen, so würde oben der feste Anhaltungspunkt, welchen der Kleiber mit dem großen Nagel seiner gerade nach hinten gerichteten, langen Hinterzehe erreichen kann, fehlen, und die Vorderzehen würden viel zu weit oben eingreifen, als daß der Vogel ohne die größte Anstrengung in dieser Stellung auszuhalten, geschweige sich leicht zu bewegen im Stande wäre. Die ihm so wichtige Schwanzstütze müßte natürlich, wenn er sich ihrer bedienen wollte, sein Ueberkippen befördern. Man sieht, daß ein Vogel, welcher mit gleicher Geschicklichkeit an den Bäumen hinauf und herabklettern sollte, nicht anders wie der Kleiber gestaltet sein kann. Die Eigenthümlichkeit seines Fußbaues ermöglicht ihm aber noch eine dritte Bewegung, ein leichtes Herumhüpfen auf den Zweigen und auf dem Boden."

Soviel bis jetzt bekannt, sind alle Arten der Familie Strichvögel, welche nur außer der Brutzeit in einem kleinen Gebiete auf- und niederwandern, im ganzen aber jahraus, jahrein an ein und derselben Stelle sich halten. Wo hohe alte Bäume oder unter Umständen Felswände ihnen genügende Nahrung bieten, fehlen sie gewiß nicht, denn sie steigen auch ziemlich hoch im Gebirge empor. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren und Pflanzenstoffen, namentlich aus Sämereien, welche sie von den Bäumen, Sträuchern und von Felsenwänden, wie vom Erdboden aufnehmen. Sie nisten in Baum- oder Felslöchern, deren Eingang fast regelmäßig mit Lehm und Schlamm überkleidet wird: daher der Name. Das Gelege besteht aus sechs bis neun Eiern, welche auf lichtem Grunde roth gepunktet sind.

Die wichtigste Art der nicht eben zahlreichen Familie ist unser Kleiber oder Blauspecht, welcher auch wohl Spechtmeise, Holz- oder Baumhacker, Baumpicker, Baumritter, Baumreuter und Baumrutscher, Maispecht, Chlän, Gottler oder Tottler genannt wird (Sitta caesia). Er ist auf der Oberseite bleigrau, auf der Unterseite rostgelb; ein schwarzer Streifen zieht sich durch die Augen und läuft an den Kopfseiten bis zum Halse herunter; Kinn und Kehle sind weiß, die seitlichen Weichen- und die Unterschwanzdeckfedern kastanienbraun; die Schwingen sind bräunlichschwarzgrau, licht gesäumt, die vordersten auch an der Wurzel weiß; die mittleren Schwanzfedern sind aschgraublau, die übrigen tiefschwarz mit aschblauer Spitzenzeichnung, die ersten auf der Außenfahne mit einer weißlichen Stelle vor der grauen Spitze und einem großen, viereckigen weißen Fleck auf der Innenfahne. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel oben hornschwarz, unten bleigrau, der Fuß horngelblich. Die Länge beträgt 6, die Breite 10, die Fittiglänge 3¼, die Schwanzlänge 1⅔ Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich durch den schmäleren schwarzen Augenstrich, den lichteren Unterkörper und die geringere Größe.

Früher nahm man an, daß Europa nur von einer einzigen Art dieser Sippe, deren Kennzeichen die oben angegebenen der Familie sind, bewohnt wird; gegenwärtig weiß man, daß mindestens drei verschiedene Arten in unserm Erdtheil leben: der im Norden vorkommende Kleiber, welchen Linné den europäischen nannte (Sitta europaea), der unsrige und der Felsenkleiber (Sitta syriaca), auf welchen ich zurückkommen werde. Der Kleiber fehlt im Norden Europas, findet sich aber von Jütland an bis Südeuropa allerorten. Er lebt nirgends in größeren Gesellschaften, sondern immer einzeln, d. h. paarweise oder in sehr kleinen Familien und endlich mit andern Vögeln vereinigt. Gemischte,

hochstämmige Waldungen, in welchen es aber nicht gänzlich an Unterholz fehlt, bevorzugt er allen übrigen Oertlichkeiten: hier kann er zuweilen gemein sein. Er scheut die Nähe des Menschen nicht und findet sich vor den Thoren der Städte oder in den belaubten Spaziergängen derselben ebenso zahlreich, wie im einsamen Walde. Im Sommer treibt er sich in einem sehr kleinen Gebiet umher: eine einzige Eiche kann ihn stundenlang fesseln und ihm volle Beschäftigung geben. Im Herbst ergreift auch ihn der Reisedrang, und er dehnt dann seine Streifereien etwas weiter aus. Unter allen Umständen hält er sich an die Bäume, und nur im äußersten Nothfall entschließt er sich, eine baumleere Strecke zu überfliegen.

Am Kleiber muß Jedermann sein Wohlgefallen haben. Er zeichnet sich durch seine Regsamkeit und Anspruchslosigkeit vor vielen andern Vögeln aus. Keinen Augenblick ist er ruhig. „Bald hüpft er an einem Baume hinauf", sagt mein Vater, „bald an ihm herab, bald um ihn herum, bald läuft er



Der Kleiber oder Blauspecht (Sitta caesia).

auf den Aesten vor oder hängt sich an sie an, bald spaltet er ein Stückchen Rinde ab, bald hackt er, bald fliegt er: Dies geht ununterbrochen in Einem fort, sodaß er nur, um seine Stimme hören zu lassen, zuweilen etwas ausruht. Seine Stellung ist gedrückt, er zieht fast immer den Hals ein, die Füße an und trägt die weichen und langen Federn, locker auf einander liegend, wodurch er ein plumpes und ungeschicktes Ansehen erhält. Daß er diesem Ansehen nicht entspricht, haben wir oben gesehen. Sein Flug ist leicht, doch nicht sehr schnell, mit stark ausgebreiteten Schwingen und starker Flügelbewegung, nicht selten flatternd. Er fliegt gewöhnlich nicht weit in einem Zuge; daran ist aber nicht Unvermögen, sondern der Umstand schuld, daß er, um von einem Baume zum andern zu kommen, selten eine große Strecke in der Luft auszuführen braucht. Daß ihm der Flug nicht sauer wird, sieht man deutlich daran, daß er sehr oft um die Wipfel der Bäume und ohne erkennbare Ursache zuweilen von einem Berge zum andern fliegt. Auf dem Striche legt er oft eine Strecke von einer Viertelstunde Wegs, ohne sich niederzusetzen, zurück... Zuweilen klettert er lange Zeit hoch auf den Bäumen

herum und wird dann nicht leicht gesehen; zuweilen ist er so zutraulich, daß er oft wenige Schritte vor dem Menschen sein Wesen treibt." Er ist beständig fröhlich und guter Dinge, und wenn er wirklich einmal traurig aussieht, so beweist er im nächsten Augenblick, daß Dies nur Schein war; denn traurig wird er in der That erst dann, wenn er wirklich krank ist. Gewöhnlich macht er den Eindruck eines munteren, regsamen, zugleich eines listigen und verschlagenen Vogels. „Ein Hauptzug in seinem Wesen", fährt mein Vater fort, „ist Liebe zur Gesellschaft, aber nicht sowohl zu Seinesgleichen, sondern zu andern Vögeln, namentlich zu den Meisen und Baumläufern. Mehr als zwei, drei oder vier Kleiber habe ich, wenn nicht die ganze Familie noch vereinigt war, nie zusammen angetroffen. Sie sind, da sie ihre Nahrung mühsam aufsuchen müssen, hier und da vertheilt und gewöhnlich die Anführer der Finken, Hauben= und Tannenmeisen, unter welche sich oft auch die Sumpfmeisen, die Baumläufer und die Goldhähnchen mischen." Mitunter schließt sich ein vereinzelter Buntspecht der Gesellschaft an und hält dann längere Zeit gute Gemeinschaft. „Welches von diesen so verschiedenartigen Gliedern der Gesellschaft der eigentliche Anführer ist", fügt Naumann hinzu, „oder welches die erste Veranlassung zu solcher Vereinigung gab, läßt sich nicht bestimmen. Einer folgt dem Rufe des Andern, bis der Trieb zur Fortpflanzung in ihnen erwacht und die Gesellschaft auflöst." Diese Genossenschaften sind in allen unsern Wäldern eine sehr gewöhnliche Erscheinung, und wer einmal den bezeichnenden Lockruf unseres Kleibers kennen gelernt hat, kann sie, durch ihn geleitet, sehr leicht auffinden und selbst beobachten. Es herrscht eigentlich kein inniges Verhältniß unter der Gesammtheit, aber doch ein entschiedener Zusammenhang; denn man trifft dieselben Vögel ungefähr in der gleichen Anzahl tagelang nach einander an verschiedenen Stellen an, unsere Kleiber aber selten mehr als zu zwei oder drei Stücken unter der zuweilen sehr zahlreichen Menge von Meisen und ähnlichem Volk.

Der Lockton ist ein flötendes, helles „Tü tü tü", der gewöhnliche Laut aber, welcher fortwährend gehört wird, ohne daß er eigentlich Etwas besagen will, ein kurzes und nicht weit hörbares, aber doch scharfes „Sit". Außerdem vernimmt man Töne, welche wie „zirr twit twit twit oder twät twät twät" klingen. Der Paarungsruf besteht aus sehr schönen, laut pfeifenden Tönen, welche weit vernommen werden. Das „Tü tü" ist Hauptsache; ihm wird „Quü quü und tirrr" zugefügt. Das Männchen sitzt auf den Baumspitzen, dreht sich hin und her und stößt das „Tü" aus; das Weibchen, welches sich möglicherweise auf einem Baum befindet, äußert sich durch „twät". Dann fliegen beide mit einander herum und jagen sich spielend hin und her, bald die Wipfel der Bäume umflatternd, bald auf den Aesten sich tummelnd und alle ihnen eigenen Kletterkünste entfaltend, immer aber laut rufend. Unter solchen Umständen ist ein einziges Paar dieser liebenswürdigen Vögel im Stande, einen ziemlich großen Waldestheil oder wenigstens einen Park zu beleben.

Der Kleiber frißt Kerbthiere, Spinnen, Sämereien und Beeren; zur Beförderung der Verdauung verschluckt er Kies. Erstere liest er von den Stämmen der Aeste ab, sucht sie aus dem Mose oder den Rissen der Borke hervor und fängt sie auch wohl durch einen raschen Schwung vom Aste, wenn sie an ihm vorbeifliegen. Zum Hacken ist sein Schnabel zu schwach, und deshalb arbeitet er nie Löcher in das Holz; wohl aber spaltet er von der Rinde ziemlich große Stückchen ab. Bei seiner Kerbthierjagd kommt er nicht selten unmittelbar an die Gebäude heran, klettert auf diesen umher und hüpft wohl sogar in die Zimmer herein. „Ebenso gern als Kerbthiere", sagt mein Vater, „frißt er auch Sämereien, namentlich Rothbuchen und Lindennüsse, Ahorn=, Kiefer=, Tannen= und Fichtensamen, Eicheln, Gerste und Hafer. Alle diese Stoffe habe ich in seinem Magen gefunden. Bei völlig geschlossenen Zapfen kann er zu dem Samen der Nadelbäume nicht gelangen; sobald aber die Deckelchen etwas klaffen, zieht er die Körner hervor und verschluckt sie. Den Tannensamen, welchen außer ihm wenige Vögel fressen, scheint er sehr zu lieben. Wenn unsere alten Tannen reifen Samen haben, sind ihre Wipfel ein Lieblingsaufenthalt der Kleiber. Den ausgefallenen Holzsamen lesen sie vom Boden auf, die Gerste und den Hafer spelzen sie ab und die Eicheln zerstückeln sie, ehe sie diese Früchte verschlucken. Hafer und Gerste scheinen sie nicht sehr zu lieben, sondern mehr aus Noth zu

verzehren; denn man findet dieses Getreide selten in ihrem Magen. Rothbuchen und Lindennüsse fressen sie sehr gern und heben sie auch für nahrungslose Zeiten auf. Ich habe die Kleiber oft mit Vergnügen auf den mit Nüssen beladenen Rothbuchen beobachtet. Ihrer zwei bis drei halten sich in der Nähe einer samenreichen Buche auf, fliegen abwechselnd auf sie, brechen mit dem Schnabel eine Nuß ab und tragen sie auf einen nahestehenden Baum, in welchen sie ein zum Einklammern derselben passendes Loch in der Rinde angebracht haben, legen sie in dasselbe, halten sie mit den Vorderzehen, hacken sie auf und verschlucken den Kern. Jetzt lassen sie die Schale fallen und holen sich eine andere Nuß, welche auf gleiche Weise bearbeitet wird. Dies geht oft stunden-, ja tagelang fort und gewährt wegen der beständigen Abwechslung, welche das Hin- und Herfliegen, das Abbrechen und Aufhacken der Nüsse bedingt, ein recht angenehmes Schauspiel. Die Hasel-, Linden- und Ahornnüsse behandelt der Kleiber auf ähnliche Weise. Sein feiner Geruch zeigt ihm stets so richtig an, ob die Nuß voll ist oder nicht, daß er nie eine leere abbricht. Das Durchbrechen der harten Schale einer Haselnuß kostet ihm einige Mühe; aber mit einer Linden-, Rothbuchen- oder Ahornnuß ist er schnell fertig. Sonderbar sieht es aus, wenn er die Nüsse fortträgt. Es geschieht stets mit dem Schnabel, den er, um eine Haselnuß zu fassen, ziemlich weit aufsperren muß." Naumann's Beobachtungen zufolge liest er im Winter die abgefallenen Kirschkerne vom Boden auf und zerspaltet auch sie, um zu dem Innern zu gelangen, oder sucht in den Gärten mit den Meisen nach den Kernen der Sonnenblumen, nach Quecken und Hanfsamen, welcher letztere ein Leckerbissen für ihn zu sein scheint. Nach Snell frißt er die giftigen Beeren der Zaunrübe, und die Knaben pflegen daher an manchen Orten mit den Ranken dieser Pflanzen die Meisenkasten zu umwinden, um durch die weithin sichtbaren rothen Beeren den Kleiber anzulocken. Hayden beobachtete ferner, daß er im Winter häufig die Larven der Buchengallmücke vom Boden aufnimmt. Diese allgemein bekannte kegelförmige Galle gedachter Mücke befindet sich oft in großer Menge auf der Oberseite der Buchenblätter, wird im Herbste holzartig und fällt dann von den Blättern ab. Die Kleiber und die Meisen suchen sie sehr emsig unter den Bäumen zusammen, hacken gewöhnlich an der Seite der Spitze ein Loch in den Mantel und sind so im Stande, die darin befindliche Made herauszuholen. Gewöhnlich ist die eingebohrte Oeffnung so klein, daß die Made kaum mit dem Schnabel herausgeholt werden kann, dieses vielmehr wahrscheinlich mit der Zunge geschehen muß. Als sonderbar hebt Hayden hervor, daß der Vogel stets den harten, holzartigen Theil an der Gallenspitze aufhackt, nicht aber die Stelle bearbeitet, welche nur durch ein dünnes papierartiges Gespinnst der Larve geschlossen ist.

Es wurde schon erwähnt, daß sich der Kleiber gegen den Winter hin Vorräthe zusammenträgt. „Seine Vorrathskammer", berichtet mein Vater, „ist nach den Umständen bald der Spalt eines Baumes, bald ein anderer Ritz, zuweilen sogar das Dach eines Hauses. Er trägt aber nicht viel Nüsse an einen Ort, sondern steckt sie einzeln da und dorthin, ohne Zweifel, damit nicht der ganze Reichthum mit einem Male zu Grunde geht. Einmal diente das Strohdach eines Bauernhauses in hiesiger Gegend zum Nußlager eines Kleibers."

Das Nest steht immer in Höhlungen, regelmäßig in Baumlöchern, ausnahmsweise in Mauer- oder Felsritzen. Sehr gern benutzt der kluge Vogel die vom Meister Specht gezimmerten Wohnungen zu seiner Kinderwiege; er liebt es aber nicht, daß die Thür seiner Behausung größer sei, als für ihn es nöthig ist und gebraucht deshalb ein höchst sinnreiches Mittel, um sich zu helfen: er verkleibt nämlich den Eingang zu seinem Neste bis auf ein kleines Loch, welches für sein Ein- und Ausschlüpfen gerade groß genug ist. „Dies geschieht", sagt mein Vater, „mit Lehm oder anderer klebriger Erde, welche, wie bei den Schwalbennestern, durch den leimartigen Speichel angefeuchtet, verbunden und zusammengehalten wird. Er kommt mit dem Zukleiben seines Nestloches bald zu Stande, indem er ein Klümpchen Lehm nach dem andern im Schnabel hinträgt und es mit demselben, nachdem es ringsum mit dem Speichel angefeuchtet ist, festklebt. Man glaubt einen kleinen Maurer zu sehen, welcher, um eine Thür zu verschließen, einen Stein nach dem andern einlegt und fest macht. Diese Lehmwand hat einen Zoll und darüber in der Dicke, und wenn sie trocken ist, eine solche Festigkeit, daß man sie

nicht mit dem Finger ausbrechen kann, sondern den Meisel gebrauchen muß, wenn man sie sprengen will. Das Eingangsloch, welches sich stets in der Mitte der Lehmwand befindet, ist kreisrund und so eng, daß ein Kleiber kaum durchkriechen kann. Ist das Nest einmal so weit fertig, dann ist es vor allen Raubthieren gesichert; nur die Spechte vermögen die Wand zu zerstören und thun es, wenn ihnen der Kleiber ihr Nestloch weggenommen hat. Im Jahre 1819 hatte dieser kleine Vogel ein Schwarzspechtsloch für seine Brut eingerichtet. Kaum war er damit fertig, so kam das Schwarzspechtspaar, um sein Nest zur neuen Brut zurecht zu machen. Das Weibchen näherte sich, staunte die Lehmwand an und zertrümmerte sie mit wenigen Schlägen. Ueberhaupt hat der Kleiber wegen der Behauptung seines Nestes, ehe dieses durch die Lehmwand gesichert ist, mit mehreren Vögeln zu kämpfen und muß ihnen oft weichen. So sah ich ein Kleiberpaar emsig bauen, aber noch ehe es das Eingangsloch verkleiben konnte, kamen ein paar Staaren und vertrieben die schwachen Spechtmeisen in kurzer Zeit." Die Vollendung des Baues scheint beiden Gatten große Freude zu machen. „Das Männchen sitzt", wie Päßler sagt, „in der Nähe der gewählten Nisthöhle und jauchzt seinen Paarungsruf in die Luft, während das Weibchen eifrig ein- und ausschlüpft." Man meint es ihnen aber auch anzumerken, daß sie nicht blos erfreut sind, sondern sich auch vollkommen sicher fühlen. So untersuchte Pralle ein Nest und klopfte, um sich zu vergewissern, ob es bewohnt sei, unten an den Stamm. Der Vogel kam mit halbem Leib aus dem Loche heraus, betrachtete den forschenden Postmeister eine Weile neugierig und schlüpfte dann mit dem Gefühl der vollsten Sicherheit wieder in das Innere zurück. Dieses Spiel wiederholte sich noch einigemale, und erst, als der Baum erstiegen wurde, flog er ab.

„Das Nest", schließt mein Vater, „welches nach der Weite der Höhlung, in der es steht, bald einen großen, bald einen kleinen Umfang hat, ist stets von sehr trockenen, leichten Stoffen gebaut. In Laubhölzern besteht es aus Stückchen von Buchen- und Eichenblättern, in Nadelwäldern immer aus äußerst dünnen Stückchen Kiefernschale, welche, da sie eng verbunden werden können, so locker übereinander liegen, daß man kaum begreift, wie die Eier beim Aus- und Einfliegen des Vogels zusammen und oben auf den Schalen gehalten werden können. Man sollte denken, sie müßten unter dem Wuste dieser dünnen Schalenblättchen begraben werden." Auf dieser schlechten Unterlage findet man in den letzten Tagen des April oder in den ersten des Mai sechs bis neun, auf kalk- oder milchweißem Grunde äußerst fein mit hell- oder dunklerrothen, bald schärfer gezeichneten, bald verwaschenen Pünktchen bezeichnete Eier, welche mit denen der Meisen viele Aehnlichkeit haben. Das Weibchen bebrütet sie allein und zeitigt sie in dreizehn bis vierzehn Tagen. Die Jungen werden von beiden Eltern mit Kerbthieren, namentlich mit Raupen groß gefüttert, wachsen rasch heran, sitzen aber so lange im Neste, bis sie völlig fliegen können. Nach dem Ausfliegen halten sie sich noch längere Zeit zu den Alten, von denen sie ernährt, vor Gefahren gewarnt und unterrichtet werden. Nach der Mauser vertheilen sie sich.

Der Kleiber macht weder dem Schützen, noch dem Fänger große Mühe. Er geht ohne Umstände in den Meisenkasten, wenn dieser durch Hanf oder Hafer geködert wurde, kommt mit den Meisen auf den Meisentanz, fängt sich in Sprenkeln, auf Leimruthen oder auf dem Vogelherd und zufällig auch wohl in den Zimmern der Häuser, welche er unvorsichtiger Weise besuchte. Der Verlust der Freiheit scheint ihn nicht zu schmerzen: er geht ohne weiteres an das Futter und macht wenig Ansprüche. Mit Hafer fristet er sich sein Leben, bei Hanf hält er sich recht gut; doch muß man ihm, wenn man sich längere Zeit seiner erfreuen will, ein gemischtes Futter vorsetzen. Er ist im kleinen Raum sehr nett, im größeren allerliebst; denn er behält auch in der Gefangenschaft die Anmuth seines Wesens bei. Findet er geeignete Plätze, so benutzt er diese zu Vorrathskammern und stopft sie bald mit allem Möglichen voll. Die Haferkörner steckt er, wie Naumann beobachtete, allemal mit dem stumpfen Ende in die Ritze, sodaß die Spitze heraussteht. Damit spart er sich die Mühe, wenn er eins verzehren will, es erst herauszunehmen: er geht blos hin und spelzt die festgesteckten Körner aus, wobei er sie jederzeit am spitzen Ende zu öffnen pflegt. Mit andern Vögeln verträgt er sich vor-

trefflich. Um die, welche ihm nicht zusagen, bekümmert er sich nicht, und mit denen, deren Gesellschaft er auch in der Freiheit aufsucht, hält er gute Freundschaft. Nur durch Eins wird er unangenehm. Er lärmt und pocht ohne Unterlaß und verdirbt damit wohl auch manches Geräth. Im Zimmer darf man ihn nicht umherfliegen lassen; denn hier kann er wegen seiner Zerstörungslust Schaden anrichten.

Alle Kleiber ähneln sich, soviel bekannt, in ihrer Lebensweise; einer aber, der Felsenkleiber (Sitta syriaca), unterscheidet sich wesentlich durch seinen Aufenthalt und demzufolge auch in seinem Betragen. Er zeigt fast dieselbe Färbung, wie sein bei uns lebender Verwandter; denn auch er ist auf der Oberseite aschblau und auf der untern theilweise gilblich; doch verbreitet sich das Weiß, welches bei dem unsrigen nur auf der Kehle sich zeigt, über den größten Theil der Brust und über die Bauchmitte; die Schwanzfedern sind rauchgrau, die mittleren aschgrau, die äußersten an der Innenfahne fahlbraun gefleckt. Die Größe übertrifft die unseres Kleibers um Weniges.

Mehrere Vogelkundigen betrachten diesen Kleiber nur als Abart des unsrigen; alle Beobachter aber, welche ihn in der Freiheit sahen, stimmen darin überein, daß nur ein Balgforscher beide für gleichartig halten kann. Durch Ehrenberg, Graf von der Mühle, Lindermayer und Krüper sind wir gegenwärtig über das Leben des Felsenkleibers einigermaßen unterrichtet. Ehrenberg entdeckte ihn in Syrien, Michahelles fand ihn auf den hohen Gebirgen zwischen Bosnien und Dalmatien auf, und die übrigen der genannten Forscher beobachteten ihn häufig in Griechenland. Das Nachstehende ist eine Zusammenstellung ihrer Angaben.

Wenn der auf den schlechten Landwegen Griechenlands wandernde Vogelkundige stundenlang keinen Vogel sieht oder hört und dann über die große Armuth dieses Landes an gefiederten Geschöpfen nachdenkt, wird er zuweilen plötzlich durch ein gellendes Gelächter aus seiner Träumerei gerissen. Dieses Gelächter geht von einer Felswand oder von einigen Felsblöcken aus, und seine Wiederholung lenkt bald die Blicke nach einer bestimmten Stelle und damit auf eine Spechtmeise hin, welche als die Urheberin desselben erscheint. Ist des Beobachters Ohr an Unterscheidung der Vogelstimmen gewöhnt, so wird er sich sofort sagen müssen, daß der gehörte und gesehene Vogel ohne Zweifel nicht der gewöhnliche Kleiber, sondern ein anderer sein muß. Dieser Vogel lebt zwar nach Art seines Verwandten, aber fast ausschließlich an Felsen und besonders gern an den Wänden der alten venetianischen Festungen, in deren Schußlöchern er beständig ein- und ausschlüpft. Er ist ungemein behend und klettert an ganz wagrechten Felsgesimsen mit derselben Sicherheit umher, wie an den senkrechten Wänden, den Kopf nach oben oder nach unten gerichtet, „wie vom Magnet gehalten". Wenn er zu einem Felsen anfliegt, hängt er sich gern mit dem Kopf abwärts; auf Felsenplatten und Mauern hüpft er ruckweise. Die Bäume besucht er zwar auch, aber immer höchst selten, und in größeren Waldungen, in welchen es keine Felsenwände gibt, findet er sich nie. Sein Geschrei ist ein durchdringendes, hoch tönendes Gelächter, welches wie „Hidde hati tititi" klingt. Die Nahrung besteht aus denselben Stoffen, welche auch unser Kleiber bevorzugt. Diesem ähnelt der Felsenkleiber überhaupt in allen Stücken: er ist ebenso lebhaft, ebenso unruhig und ebenso vorwitzig, fängt sich deshalb auch leicht in Fallen aller Art, wird sehr bald zahm und geht sofort an das ihm vorgeworfene Futter. Er hält sich aber im Käfig immer auf dem Boden und macht von den Sprunghölzern wenig Gebrauch.

Das Nest wird an schroffe Felswände unter dem natürlichen Dache eines Felsenvorsprunges angeklebt, nach von der Mühle's Versicherung gegen die Morgen- oder Mittags-, nie gegen die Westseite. Es ist außen sehr groß, künstlich von Lehm gebaut mit elf Zoll langem Eingang, welcher in einen Kessel endigt, der mit Ziegen-, Rinder-, Hunds- und Schakalshaaren ausgefüttert ist. Von außen ist es mit den Flügeldecken gewisser Käfer beschält. Nach Krüper's Beschreibungen ist wohl das ganze Nest elf Zoll lang und nach Umständen noch länger, der Eingang aber nur eine Röhre von ein, höchstens zwei Zoll Länge, und die scheinbar falsche Angabe von der Mühle's erklärt sich daraus, daß der Felsenkleiber gar nicht selten das Nest einer Schwalbenart (Cecropis rufula), welches eine so

lange Eingangsröhre hat, zum Brüten benutzt. Als bemerkenswerth hebt Krüper die Baulust des Felsenkleibers hervor. Er fand eine natürliche Steinhöhlung zum Neste dieses Vogels hergerichtet, indem dieselbe vorn zugeklebt und mit einem zwei und ein halb Zoll langen künstlichen, aus Dünger und Käferflügeln bestehenden Eingang versehen war. Diesen brach er ab, um ihn aufzubewahren. Drei Wochen später bemerkte er, daß die Höhlung unsichtbar gemacht, d. h. vollständig zugemauert worden war. Um nun die Ursache dieser Arbeit zu sehen, schnitt er auf Wunsch seiner Begleiter die Erdkruste heraus, fand jedoch Nichts im Neste und schloß daraus, daß nur die große Baulust den Vogel zu seiner Arbeit angetrieben hatte. Ein Schwalbennest, dessen Eingangsröhre er mit Gras verstopft und in dessen Napf er ein großes Loch geschnitten hatte, fand er bei seinem zweiten Besuche ebenfalls wieder ausgebessert; die etwas beschädigte Röhre war wieder hergestellt und das Loch im Napfe ausgefüllt. Bei einem andern Neste hatte der Felsenkleiber das hineingeschnittene Loch nicht zugeklebt, sondern es für zweckmäßiger erachtet, hier noch eine zolllange Eingangsröhre zu bauen, sodaß das Nest zwei Eingänge hatte. Die Legzeit fällt in die letzten Tage des April oder in die ersten des Mai; das Gelege besteht aus acht bis neun Eiern, welche ebenfalls auf weißem Grunde roth gefleckt sind. Das Weibchen brütet so eifrig, daß man es leicht im Neste ergreifen kann.

Die Baumkleber (Sittella), welche Neuholland bewohnen, unterscheiden sich von den Kleibern durch einen dünnen, pfriemenförmigen, seitlich stark zusammengedrückten, vor der Spitze des Oberkiefers ausgekerbten Schnabel; die Flügel, in denen die zweite und dritte Schwinge die längsten sind, erreichen das Ende des kurzen, gleichfedrigen Schwanzes. In der Lebensweise gleichen die Baumkleber den Kleibern. Sie bauen aber eigenthümliche, in den Zweigen aufrecht stehende Nester und gebrauchen wahrscheinlich niemals lehmige Erde zu den Wandungen derselben.

Der Kappenbaumkleber (Sittella pileata), welcher Südwestaustralien bewohnt, ist auf dem Oberkopf schwarz, auf Rücken und Nacken graubraun, schwach dunkelbraun längs gestreift, auf den Flügeln schwärzlichbraun, auf der Stirn, einem Streifen über dem Auge, der Gurgel, Brust und Bauchmitte weiß, auf den Seiten der Brust und des Bauches graulichbraun; die Schwingen sind schwärzlichbraun mit rothbraunem Mittelfleck und graubrauner Spitze. Das Auge ist gelbbraun, der Schnabel gelb an der Wurzel, schwarz an der Spitze, der Fuß königsgelb. Das Weibchen ist dunkler und auf dem ganzen Kopfe schwarz. Die Länge beträgt 4¾, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Gould und Gilbert haben einige Nachrichten über das Leben der Baumkleber gegeben. Der erstgenannte Naturforscher fand diese Vögel gewöhnlich in kleinen Trupps von vier bis acht Stücken auf Bäumen. Hier rennen sie mit der größten Leichtigkeit über die Zweige und nehmen beinah jede erdenkliche Stellung an, laufen auch wie die Kleiber kopfabwärts nach unten. Ihr Flug ist reißend schnell; doch fliegen sie, wie ihre Verwandten, nur, wenn es sich darum handelt, von einem Baum zum andern zu gelangen. Die beschriebene Art traf Gould in einer großen Gesellschaft von etwa dreißig Stücken an. Die Vögel waren außerordentlich scheu, saßen auf den höchsten Zweigen der Bäume und flogen so schnell von Baum zu Baum, daß die Jäger eilen mußten, um einige zu erlegen. Gilbert sagt, daß der Kappenbaumkleber sich immer in Familien von zehn bis zwanzig Stück zusammenhält, äußerst beweglich ist und an den Stämmen der Bäume ungemein schnell auf- und abwärts steigt, und dabei, häufiger noch aber im Fliegen, ein kurzes schwaches Piepen ausstößt.

Das Nest besteht aus kurzen Rindenstreifen, welche mit Spinnweben an den Zweigen befestigt und oben so bedeckt werden, daß das Ganze zierlich und glatt aussieht. Die Spinnwebe ist aufgelegt, nicht um die Stücke gewunden; oft sind auch Flechtentheile mit angebracht. Gewöhnlich steht das

Nest in den höchsten und dürrsten Gabelästen einer Akazie; es ist aber sehr schwer zu entdecken, weil es klein ist und wie ein Holzauswuchs aussieht. Das Gelege soll nur aus drei weißlichen, mit kreisförmigen grünen Flecken gezeichneten Eiern bestehen. Die Brutzeit fällt in den September.

* * *

Einer der Prachtvögel unserer Alpen ist der europäische Vertreter einer kleinen Gruppe, welche von den verschiedenen Naturforschern verschieden begrenzt, immer aber als gesonderte und demgemäß entweder als Familie oder wenigstens als Unterfamilie angesehen wird. Da dieselbe, so viel bis jetzt bekannt, nur wenige Mitglieder zählt und wir über diese noch keineswegs hinlänglich unterrichtet sind, wird es genügen, wenn ich hier nur dasjenige Mitglied in Betracht ziehe, welches uns am nächsten angeht und die ganze Familie, ihm zu Gefallen, mit dem Namen der Mauerkletten (Tichodromae) bezeichne.

Die Sippe Tichodroma, welche unser Vogel vertritt, kennzeichnet sich durch eher gedrungenen, als gestreckten Leib, kurzen Hals, großen Kopf, sehr langen, dünnen, fast runden, nur an der Wurzel kantigen, vorn spitzen, sanft gebogenen Schnabel, ziemlich starke Füße mit schlanken Zehen, welche mit sehr großen, stark gebogenen, feinen und spitzigen Krallen bewaffnet sind, mittellange, breite, kurze und abgerundete Flügel, in denen die erste Schwinge sehr kurz und die vierte oder die fünfte die längste ist, einen kurzen, aus weichen, breiten, an der Spitze abgerundeten Federn bestehenden Schwanz und ein lockeres, zerschlissenes, seidenweiches Gefieder von angenehmer und zum Theil lebhafter Färbung, welche nach den Jahreszeiten verschieden ist. Die Zunge erinnert im allgemeinen an die der Spechte. Sie ist etwa ³/₄ Zoll lang, sodaß sie bis gegen die Schnabelspitze reicht, nadelspitzig, jedoch nur in geringem Grade vorschnellbar und, wie schon bei einer geringen Vergrößerung bemerkt wird, mit einer Menge borstenartiger Widerhaken besetzt, zum Anspießen gefangener Beute jedoch nicht geeignet.

Noch ist es nicht mit Sicherheit festgestellt, ob die Sippe nur eine einzige Art zählt, oder ob die Mauerläufer Südeuropas, Afrikas und Südasiens, welche man von dem unsrigen unterschieden hat, als besondere Arten aufgeführt werden müssen. Jedenfalls ähneln sich die einen wie die andern im hohen Grade, und deshalb genügt es auch vollkommen, wenn wir uns im Nachfolgenden auf die Beschreibung des Alpenmauerläufers, Mauer- oder Alpenspechts (Tichodroma muraria) beschränken. Das Gefieder dieses anmuthigen Vogels ist der Hauptfärbung nach aschgrau; die Kehlgegend ist im Sommer schwarz, im Winter weiß; die Schwingen und die Steuerfedern sind schwarz, die ersteren von der dritten an bis zur funfzehnten an ihrer Wurzelhälfte prächtig hochroth, wie die kleinen Flügeldeckfedern und schmale Säume an den Außenfahnen der großen Deckfedern; die Steuerfedern sind an der Spitze weiß gesäumt; die Innenfahnen der zweiten bis fünften Schwinge sind verziert mit einem oder zwei weißen, die Innenfahnen der übrigen mit gelben Flecken, welche nach dem Körper zu schwächer werden und schließlich ganz verschwinden, auch der Zahl nach manchfach abändern. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 6¹/₃, die Breite 10¹/₂, die Fittiglänge 3¹/₂, die Schwanzlänge 2¹/₄ Zoll; der Schnabel wird 18 bis 20 Linien lang.

Der Mauerläufer ist weit verbreitet. Er findet sich an geeigneten Orten überall, in den Alpen, in den Pyrenäen und in den andern Gebirgen Spaniens, in den Apenninen, auf dem Balkan und in den griechischen Gebirgen, auch in Tatra und den Karpathen. Von den Alpen aus hat er sich häufig nach Deutschland verflogen und zwar nicht blos nach den südlichen Gegenden unseres Vaterlandes, sondern bis weit über die Mitte hinauf. Man hat ihn ferner im Atlas und nach Rüppell in den Gebirgen Abissiniens beobachtet; er ist endlich, laut Jerdon, im Himalaya gemein und fehlt auch in Kaschmir und Afghanistan nicht.

Ueber seine Lebensweise lagen bis in die neueste Zeit nur dürftige Berichte vor. Der alte Geßner war der erste Naturforscher, welcher seiner Erwähnung that; später theilten uns Steinmüller,

Sprüngli, Schinz und Tschudi Einiges über ihn mit. Aber erst im Jahre 1864 haben wir durch Girtanner in St. Gallen das Leben dieses Vogels wirklich kennen gelernt. Ich kann deshalb nichts Besseres thun, als diesen ausgezeichneten Beobachter anstatt meiner reden zu lassen, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß ich außer einer veröffentlichten Abhandlung noch über einen wahren Schatz von Briefen zu verfügen habe, welche ich der Güte Girtanner's verdanke.

„Wenn der Wanderer im schweizerischen Gebirge beim Eintritt in die oberen Züge des Alpengürtels die Grenze des Hochwaldes überschritten hat und nun immer tiefer in das wilde Felsenwirrsal eindringt, so hört er besonders in gewissen Alpengebieten nicht gar selten hoch von der Felswand herab einen feinen, lang gezogenen Pfiff ertönen. Derselbe erinnert zumeist an den bekannten Gesang unseres Goldammers: er besteht aus einigen ziemlich lauten, schnell auf einander folgenden, auf gleicher Tonhöhe stehenden Silben, welche mit einem, um mehrere Töne höhern, langgezogenen Endton schließen und etwa wiedergegeben werden können durch die Silben „dü dü dü düiii". Erstaunt und erfreut zugleich, mitten in dem schweigenden Steingewirr plötzlich wieder Lebenszeichen eines andern Wesens zu vernehmen, schaut er hinauf an die kahle Felswand und wird dann, gewöhnlich erst nach längerem Suchen, zwischen den Steinen eines kleinen Vogels gewahr, welcher mit halb geöffneten rothen Flügeln ohne Anstrengung die senkrechte, stellenweise überhängende Wand hinaufklettert. Es ist der Mauerläufer, die lebendige Alpenrose, welcher sich in seinem heimatlichen Gebiete umhertummelt, ohne Scheu auf den keuchenden Wanderer herabschauend, welcher sich mühsam genug bis zu seinem hohen Wohnsitz emporgearbeitet hat. Hat der Bergsteiger es nun nicht gar so eilig, so setzt er sich gern still auf einen bemosten Stein, um diesem wunderbaren Geschöpf eine kleine Weile zuzusehen. Aber so scharf er auch nach oben sieht, so weh ihm der Nacken thut, er ist anfangs nicht im Stande, das sonderbare Farbenspiel und die flatternden Bewegungen, welche mehr an die eines Schmetterlings als an den Flug eines Vogels denken lassen, zu verstehen. Der Mauerläufer selbst will ihm erscheinen, wie ein Traumbild, und der Wunsch wird rege, das wunderbare Geschöpf in der Nähe zu betrachten. Hat der Beobachter nun eine sichere Vogelflinte mitgenommen und treibt ihn nicht elende Vernichtungs-



Der Alpenmauerläufer oder Alpenspecht (Tichodroma muraria).

sucht, sondern der Eifer des Forschers, so mag er sein Gewehr vom Rücken herabnehmen, und wenn der Vogel einen Augenblick lang unschlüssig ist, wohin er sich wende, recht scharf zielen. Er darf dann freilich einen kleinen Steinhagel nicht fürchten, den ihm der alte Berggeist, ergrimmt über die stete Verfolgung seiner Schützlinge, sofort nach gefallenem Schusse von oben herab zuschleudert; er muß sich auch darauf gefaßt machen, daß ihm der Alte vom Berge die Bosheit anthut, gerade im schönsten Zielen einen kleinen Stein unter dem rückstehenden Fuß wegzuziehen, wie es eben zu geschehen pflegt in den Bergen und am ehesten, wenn es gilt, sich dieses Alpenkinds zu bemächtigen. Hat der Jäger Glück, so sieht er nach dem Schusse den kleinen Wicht todt herabkommen, und wenn den Leichnam nicht eine barmherzige Felsschrunde in sich aufnimmt und begräbt, hält er den Prachtvogel wirklich in seiner Hand."

„Leichter freilich gelingt es, diesen zu berücken, wenn er im Winter in tiefere Gegenden herabkommt. Wie alle Alpenvögel ist auch der Mauerläufer ein Strichvogel. Er geht an sonnigen Tagen den Felshängen entlang bis über 10,000 Fuß unbedingter Höhe empor. Man hat ihn schon hier und da mitten in den Gletschern getroffen, an einem Felsblocke eifrig mit Kerbthierjagd beschäftigt. Unter den Alpengürtel hinab steigt er im Sommer nur selten, obwohl er zuweilen auch hier gesehen wird. Wenn aber die Tage immer kürzer, die Nächte immer länger und kälter werden, wenn die Sonne des kurzen Tages die langsame, aber stete Zunahme der Eisrinde nicht mehr zu verhindern vermag, dann freilich bleibt auch diesem Alpenbewohner nichts Anderes mehr übrig, als sich allmählich in die tieferen, wärmeren und geschützteren Gürtel zurückzuziehen, da jede einigermaßen dicke Eiskruste eine für seinen zarten Schnabel unüberwindliche Scheidewand zwischen ihm und seiner Nahrung bildet. So kam er im Winter von 1863 zu 64, welcher sich durch seine ausdauernde große Kälte auszeichnete, wieder einmal bis in unsere Stadt herunter. Ich beobachtete ihn häufig an den Nagelfluefelsen der Steinachschlucht unmittelbar vor der Stadt, sowie an den Kirchthürmen und an altem Gemäuer, oft nahe über dem Boden, und ich konnte ihn zuweilen in so großer Nähe betrachten, daß ich einen von ihnen, welcher sich flink und fröhlich an einem Felsen umhertrieb, buchstäblich fast mit der Hand hätte erreichen können. Folgt aber eine kurze Reihe sonniger Tage, so eilt er sofort wieder höheren Gegenden zu, und erst die wiederkehrende Kälte bringt auch ihn in das Thal zurück."

„Nur ganz kahle Felsen beklettert der Mauerläufer gern, und je wilder und pflanzenloser ein Alpengebiet, um so sicherer ist er dort zu finden. Breite Grasbänder, welche sich den Hängen entlang ziehen, besucht er nur, um dort den Kerbthieren, überhaupt, um seiner Nahrung nachzugehen; sonst überfliegt er sie eiligst und strebt, sobald als möglich, das nackte Gestein zu erreichen. An Baumstämme geht er nie; ich sah ihn auch niemals sich auf Gestrüpp oder aus den Felsen hervorragendes Astwerk setzen. Er lebt nur in der Luft und am steilen Felsen. Auch den Erdboden liebt er nicht. Dort liegende Kerbthiere sucht er wo möglich vom Felsen aus zu ergreifen, erreicht er aber trotz alles Streckens und Wendens seinen Zweck auf diese Weise nicht, so fliegt er eilends zu, setzt sich einen Augenblick, ergreift die Beute und haftet im nächsten Augenblick schon wieder an der Wand, wo er sich nun erst eine bequeme Stelle zur Verspeisung der geholten Nahrung aussucht. Kleine Käfer, welche sich todt stellen und in der Hoffnung, an eine unerreichbare Stelle zu fallen, sich über die Steine hinunterrollen lassen, Spinnen, die sich in aller Eile an ihrem Rettungstau über die Felsen hinunter zu flüchten suchen, fängt er mit Leichtigkeit in der Luft auf, meist, ehe sie nur einige Fuß tiefer gelangt sind."

„Beim Aufklettern trägt er den Kopf stets gerade nach oben gerichtet und sieht dann fast ebenso kurzhälsig aus, wie der Kleiber. An überhängenden Stämmen beugt er ihn sogar zurück, um den zarten Schnabel nicht an vorstehenden Steinen zu beschädigen. Theils in einzelnen Sätzen, von denen jeder durch einen gleichzeitigen Flügelschlag unterstützt wird und oft, besonders bei großer Eile oder Anstrengung, von einem kurzen Kehlton begleitet wird, theils förmlich springend, geht es nun mit erstaunlicher Schnelligkeit die steilsten Felswände, die höchsten Thürme hinauf. Nie stützt er sich dabei auf die Spitze der Schwungfedern, wie Dies oft gehört wird: hierzu wären dieselben viel zu weich und

schwach. Aus der Ferne beobachtet, hat es allerdings diesen Anschein; ist man ihm aber nahe, so sieht man ihn seine Flügel gerade im umgekehrten Sinn benutzen. Indem er nämlich das Ellbogengelenk tief stellt, läßt er die Schwingen nach hinten und oben von dem in senkrechter Lage befindlichen, mit dem Felsen gleichlaufenden Körper und somit auch vom Felsen abstehen, und hierdurch wird es ihm möglich, unmittelbar von oben auf die unter ihm liegende Luftsäule zu wirken und sich so aufwärts zu befördern. Diese Benutzungsweise der Flügel steht mit ihrer eigenthümlich scharf abgestumpften Gestalt in engster Beziehung: spitze Flügel würden die aufwärts treibende Kraft entschieden benachtheiligen. Der Mauerläufer lüftet sie übrigens während des Flatterns nur so weit, als nöthig ist, um aus ihnen einen ordentlichen Windfang zu bilden; die einzelnen Schwingen müssen sich also gegenseitig noch genügend decken. Den kurzen Schwanz sucht er beim Klettern, wobei er ihm keinerlei Dienste thut, möglichst weit vom Felsen zu entfernen, um ihn nicht zu beschädigen."

„Beim Beklettern der Felsenwand zeigt er eine solche Kraft und Gewandtheit, daß man wohl annehmen kann, es gäbe im ganzen Gebirge keine Felsplatte, welche für ihn zu glatt oder zu steil wäre; Gefangene laufen mit Leichtigkeit an den Tapeten des Zimmers empor. Je steiler und glatter aber die zu erklimmende Fläche ist, um so schneller muß auch die Reise vor sich gehen, da an ganz glatten Flächen auch er sich nur auf Augenblicke im Gleichgewichte zu halten vermag."

„Oben angehängt oder überhaupt so hoch angekommen, als er zunächst gelangen wollte, sieht man ihn oft mit ziemlich weit entfalteten Flügeln, sodaß die weißen Flecken deutlich sichtbar werden, schmetterlingsartig am Felsen hängen und rüttelnd sich erhalten, wobei sein Kopf sich links und rechts wendet, indem er über die Schultern weg die Stelle weiter unten am Felsenhange, welcher er zunächst zufliegen will, ins Auge faßt. In dieser Stellung, in welcher sich der freilebende Mauerläufer noch am ehesten auf Augenblicke ruhig beobachten läßt, nimmt er sich in der That aus, als ob er auf der Spitze der Schwungfedern ruhe. Mit einem kräftigen Stoß schnellt er sich plötzlich vom Felsen weg in die Luft hinaus, wendet sich in ihr mit Leichtigkeit, überschlägt sich sogar zum Zeitvertreib und fliegt nun bald mit schmetterlingsartigen, unregelmäßigen Flügelschlägen, bald mit ganz ausgebreiteten Schwingen sich herabsenkend, bald wie ein Raubvogel mit nach unten gerichtetem Kopf und angezogenen Flügeln herniederschießend, der auserlesenen, oft sehr tief, oft nur wenige Fuß tiefer liegenden Stelle zu. Dort haftet er im nächsten Augenblick, den Kopf bereits wieder nach oben gerichtet, und deshalb geschieht dieses Herabfliegen oft in einem schönen, unten kurz gebrochenen Bogen. Nach der Seite hin bewegt er sich meist fliegend; doch läuft er auch zuweilen mit stark gebogenen Fersengelenken auf einem schmalen Gesimse dahin; aber er liebt Dies nicht und fliegt bald wieder ab. Er ist überhaupt ein guter Flieger, weniger vielleicht in wagrechter Richtung auf weitere Strecken, als in senkrechter, wie es eben auch für ihn nothwendig ist. In dieser Richtung ist er in jeder Lage Meister, und nichts Schöneres kann es geben, als ein Pärchen dieser Vögel über dunkeln Abgründen im Glanz der Sonne sich tummeln zu sehen."

„Die Nachtruhe hält der Mauerläufer stets in einer geschützten Fels- oder Mauerspalte. Im Gebirge hatte ich ihn an gewissen Felswänden, welche ich als seine Lieblingsplätze kannte, und an denen er sonst den Tag über stets zu finden war, immer erst erscheinen sehen, wenn die andern Alpenvögel sich schon längst hören und sehen ließen. Ich war deshalb der Meinung gewesen, daß er solchen Gegenden um diese Zeit schon aus andern Alpengebieten zufliege und sich abends wieder dorthin zur Nachtruhe begebe, wie Dies manche Alpenvögel zu thun pflegen. Jetzt freilich steht es für mich außer Zweifel, daß er einfach eine lange Nachtruhe hält. Er hat auch in der That Recht und Grund genug dazu; denn einmal muß ihn die beständige und sehr anstrengende Bewegung während des Tages ermüden, und zudem würde ihn ein weiteres Herumklettern am späteren Abend bei dem versteckten Aufenthalt seiner Beute in den schon früh in tiefem Schatten liegenden Schluchten Nichts mehr eintragen. Auch im Sommer sinkt in diesen Höhen, wie schon bemerkt, die Wärme während der Nacht oft sehr tief. Die Felsen überziehen sich dann mit Reif und tröpfen in der Frühe unaufhörlich. Was hätte nun unser Mauerläufer davon, schon in der Morgendämmerung, abgesehen von der mangelhaften

Beleuchtung, an ihnen herumzustöbern? Er würde seine Flügel beschmuzen und nässen und dann nicht im Stande sein, seinen Füßen die nöthige Nachhülfe zu leisten. Trotz seiner starken Nägel wäre es ihm nicht möglich, an den überrieselten Felswänden sich festzuklammern. Daß ihn seine Bewegung sehr ermüden muß, sieht man aus seiner Lage im Schlafkämmerchen. Er liegt im Grunde der Felsspalte, zu welcher er sich zurückzieht, auf dem Bauche, wie ein brütender Vogel, unzweifelhaft nur, um seine Flatter= und Kletterwerkzeuge gehörig ausruhen zu können."

„Außer der Fortpflanzungszeit sieht man den Mauerläufer selten paarweise. Er durchstreift meist einsam die öden Gebiete und läßt dabei seine kurze und unbedeutende, aber angenehm klingende Strophe fleißig hören. Gegen andere seiner Art, welche dieselbe Gegend durchstreifen, benimmt er sich entweder gleichgiltig oder sucht sie durch Herumjagen zu vertreiben. Mit fremdartigen Vögeln kommt er ohnehin nicht in nähere Berührung, und wenn es geschieht, flüchtet er vor ihnen."

Ueber die Fortpflanzung berichtet Girtanner nicht aus eigener Erfahrung, sondern wiederholt nur die Angaben, welche wir König Warthausen zu verdanken haben. „Die Fortpflanzungsgeschichte des Mauerläufers", sagt der Letztgenannte, „hat den Naturforschern schon viel zu schaffen gemacht. Die älteste Nachricht hierüber verdanken wir Kramer, welcher ihn sowohl in unzugänglichen Felslöchern und altem Gemäuer, wie in hohlen Bäumen, ja sogar in Todtenschädeln der Beinhäuser nisten läßt. Was hieran Wahres und Fabelhaftes ist, hat sich in der Folge in die späteren Werke verbreitet. Thienemann beschreibt drei Nester: bei einem von ihnen ist kein Zweifel über die Echtheit. Mir gelang es nach mehrjähriger Bemühung, zwei sichere, schöne und vollkommene Nester aufzutreiben, beide vom St. Gotthard. Das eine, welches zwei Eier enthielt, wurde am 1. Juni, das andere, in welchem drei Eier lagen, am 18. Juni gefunden. Beide sind aus denselben Stoffen erbaut. Sie stellen Wiederholungen vom Neste des Baumläufers dar, freilich im Großen, sind im Verhältniß ziemlich groß und bilden, oberflächlich betrachtet, ein verfilztes Gemisch von thierischen und pflanzlichen Stoffen. Zu unterst findet sich ein feiner Bau von feinen Würzelchen, und erst in diesem ist das eigentliche Nest eingebaut. Es hat ganz den Anschein, als sei ein altes Nest, wie das etwa des Hausrothschwanzes, als Unterlage gebraucht worden. Sein oberer Theil besteht aus feinem Mos und weißen Thierhaaren, welche gut in einander verarbeitet sind. Der Uebergang vom Napf in den Rand ist sanft abgerundet, der Baustoff nach innen zu am zartesten, und ihm sind hier eine Schneehuhnfeder, einige Flocken vom Haar der Schneemaus und einige Federn aus der Brust des Vogels selbst beigegeben. Beim zweiten Nest besteht die Grundlage lediglich aus Mos die Ausfütterung gleicht der eines Bachstelzennestes, läßt sich von der Umkleidung leicht lösen und wird aus braunen und weißen Thierhaaren, welche im Grunde des Nestes besonders zart, fast flaumig sind, gebildet. Die Eier sind kleiner als beim Wendehals und größer als beim Rothschwanz. Ihre Form ist schön ei= oder birnenförmig, die Schale matt= oder schwachglänzend und auf schön milchweißem Grunde roth befleckt. Die Flecken sind dunkelbraunroth, sehr klein, punktartig, scharf begrenzt, stehen am dicken Ende am zahlreichsten und fehlen gegen die Spitze hin fast ganz." Ob das Männchen sein Weibchen beim Brüten ablöst, oder ob dieses allein brütet, ist zur Zeit noch nicht festgestellt; wahrscheinlich ist das letztere. Wodzicki entdeckte im Tatragebirge zwei Nester des Mauerläufers, konnte aber nicht zu denselben gelangen, da sie sich zweihundert Fuß über dem Boden in einer steilen Felswand befanden. In dem einen schienen schon Junge zu sein; denn die Eltern trugen emsig Aezung herbei; in dem andern schien das Weibchen noch zu brüten, da das Männchen beständig mit Nahrung heranflog, welche ihm das Weibchen, seinen Kopf vorstreckend, aus dem Schnabel nahm. Die Beobachtung dieser anmuthigen Geschöpfe gewährte Wodzicki so viel Vergnügen, daß er ihnen stundenlang zusah. Er hätte auch viel darum gegeben, zu einem der Nester zu gelangen; Dies aber war von unten her ganz unmöglich, und von oben herab wollte sich keiner der Begleiter des Grafen herniederlassen, der lockendsten Versprechungen ungeachtet.

„Die Nahrung des Mauerläufers", fährt Girtanner fort, „besteht aus Spinnen und Kerbthieren, welche jene Höhen auch nicht mehr in zahlreichen Arten bewohnen, und er wird deshalb nicht

sehr wählerisch sein dürfen. Mit seinem feinen Schnabel erfaßt er auch die kleinste Beute mit Sicherheit, wie mit einer feinen Kneifzange. Seine Zunge vermag er zum ersten Erfassen kleiner Kerbthiere nicht zu benutzen. Ihre Dienste bestehen darin, die mit der Schnabelspitze erfaßten und in ihr liegenden Kerfe oder deren Larven und Puppen durch rasches Vorschnellen anzuspießen und beim Zurückziehen im hintern Theil des Schnabels abzustreifen. Größere Thiere, Raupen z. B., ergreift er zuerst natürlich, wie er sie eben mit seiner Schnabelspitze erwischt, dreht und schüttelt sie dann aber, bis sie endlich quer über die Mitte in ihr liegen, schlendert sie links und rechts gegen die Steine und wirft sie schließlich durch Vor- und Rückwärtsschlenkern des Kopfes der Länge nach in den Schlund, worauf er nie vergißt, den Schnabel nach beiden Seiten sorgfältig am Gestein abzuwischen. Kerbthiere, welche eine feste Bedeckung haben, Käfer z. B., vermag er schon deshalb nicht anzuspießen, weil sich in dem dann nothwendigerweise ziemlich weit geöffneten Schnabel die dünne Zunge beim Anstemmen gegen den Käferpanzer zu stark biegen würde, was dieselbe bei geschlossenem, sie überall umschließenden Schnabel nicht kann. Obwohl der Vogel nicht im Stande ist, mit seinem Schnabel an Eis und Stein etwas Erkleckliches auszurichten, beweist doch das heftige und schallende Pochen Gefangener gegen das Gitter ihres Käfigs deutlich, daß er an den Felsen angefrorne Kerbthiere, Puppen u. s. w. loszulösen und in die Erde sich flüchtende lebende Beute durch Nachstoßen mit dem Schnabel oder Wegräumen anderer geringer Hindernisse nichts desto weniger zu erreichen weiß. Im Winter wird er sich an Eier, Puppen und erstarrte Kerbthiere halten müssen; dann ist er auch ohne Zweifel den ganzen Tag mit dem mühevollen Zusammensuchen seines Lebensunterhalts beschäftigt, und übrigens weckt bekanntlich die nur auf kurze Zeit fallende Sonne das Leben einer Menge erstarrter Kerbthiere."

„Schon lange war der Besitz eines lebenden Mauerläufers mein höchster Wunsch gewesen, und dieser Wunsch wuchs, je mehr ich den Vogel auf meinen Streifereien in unsern schönen Alpen beobachtete. Gleich nach meiner Rückkehr von der Hochschule holte ich deshalb einen großen, hölzernen Käfig von vier Fuß Höhe, drei Fuß Länge und zwei Fuß Tiefe vom Dachboden herab, um ihn für einen gelegentlich zu erhaltenden Gefangenen dieser Art herzurichten. Noch waren seine inneren Wände mit knorriger Fichtenrinde über und über bepanzert; denn er hatte vor Jahren der behenden Spechtmeise zum Tummelplatze gedient. Diese Wände wurden nun durch Felsen ersetzt, den ich, da ich meinen zukünftigen Gefangenen doch nicht dem Regen aussetzen wollte, in sehr einfacher Weise herstellte. Ich nahm die Fichtenrindenstücke, zerkleinerte sie, nagelte sie wieder in verschiedenen Richtungen über- und neben einander, ließ aber dazwischen glatte Wandstellen offen. Einzelne Rindenstücken wurden so aufgenagelt, daß sie etwas von der Wand ab- und gegen das Innere des Käfigs vorstanden, um anstatt der Sitzstangen Ruheplätze abzugeben. So behandelte ich beide Seiten der Hinterwand. Den oberen Käfigboden nahm ich heraus, bis auf ein kleines Plätzchen hinten und vorn am Käfig. Das Fehlende ersetzte ich durch ein Drahtgeflecht, damit auch von oben Licht einfallen möchte. Um die Beleuchtung zu vervollständigen, wurde nun auch noch auf einer Seitenwand die Thür durch ein dickes Glas ersetzt. Um die Rinde in Felsen zu verwandeln, nahm ich starken Leim, überstrich damit Rinde um Rinde und bewarf das Ganze dick mit kleinen Steinchen und Sand, stellenweise auch mit kurz geschnittenem Mos. An glatten Stellen konnte ich vermittelst des Leims sogar ziemlich große Tuffsteine befestigen, und so erhielt ich eine Wohnung, welche der Lebensweise des Mauerläufers so vollkommen als möglich entspricht. Hier glatte Flechten, dort tiefe Felsschrunden, Schlupfwinkel und Schlupflöcher, ohne die ich überhaupt einen Vogel im Käfig nicht glücklich denken kann, eine Schrunde mit ausgehöhltem Boden, so eingerichtet, daß sie als Schlafwinkel benutzt werden konnte: — das Ganze mußte den Ansprüchen genügen. Der Käfig wanderte einstweilen nach seinem früheren Standort zurück, da ich wohl einsah, daß ich mein Ziel beinahe nur durch ein Wunder erreichen konnte. Niemand hier wußte Etwas von einem gefangenen Mauerläufer; keiner der mir bekannten Jäger, Wildschützen und Liebhaber hatte den Vogel jemals im Käfig gesehen. Ich versuchte durch Versprechung einer guten Belohnung alle Vogler für meinen Zweck zu gewinnen, hielt mich selbst tagelang im Gebirge auf, legte Schlaggärnchen, Leimruthen und andere Fallen an die

Lieblingsplätze meines Vogels: aber ich zog wieder ab, und auch die andern Fänger brachten mir keinen Mauerläufer. Da endlich oder vielmehr schon nach zwei Jahren, im Februar des Jahres 1864, erhielt ich ein wirklich prachtvolles Männchen, welches auf die einzig denkbare Weise gefangen worden war. Bei der grimmigen Kälte jener Zeit war es an den Wänden eines Kurhauses in der Nähe von St. Gallen umhergeklettert, unvorsichtigerweise durch ein Fenster in ein Zimmer gekommen und hier sogleich gefangen worden. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Einkerkerung gelangte es in meine Hände."

„Gedachter Mauerläufer hatte, nachdem er gefangen worden war, weder zu fressen, noch zu trinken erhalten; denn er war eigentlich zum Tode verurtheilt und bestimmt, ausgestopft zu werden. Eiligst wurde der eingerichtete Käfig herbeigeholt, und der Vogel, welcher schon ziemlich schwach und ermattet aussah, flog, begleitet von meinen innigsten Segenswünschen, hinein. Als ich ihn vor der Einbringung in den Käfig in der Hand hielt, erlaubte ich mir, obwohl er aus voller Kehle schrie und mit seinem langen Schnabel um sich schlug, eine Besichtigung seiner vorzunehmen und gewahrte zu meiner Freude, daß er alle andern, welche ich bisher in den Händen gehabt hatte, an Schönheit übertraf. Keine Feder war verletzt."

„Selbstverständlich erhielt er seinen Platz in einem ungeheizten Zimmer, jedoch in einem solchen, welches einige Stunden von der Sonne beschienen wurde. Er hatte sich inzwischen auf einen der Zacken gesetzt, schüttelte sich dort und hielt ruhig Umschau. Kaum fünf Minuten später kam er herab, verschlang zu meiner innigsten Freude sämmtliche Mehlwürmer, welche ich ihm vorgeworfen, und als diese verzehrt waren, ein ganzes Häufchen dürrer Ameiseneier. Jetzt durfte ich hinter meinem Versteck hervortreten: die erste Gefahr war vorüber. Ich hatte erwartet, daß er nicht scheu wäre; so kirr aber und zutraulich, als er sich zeigte, hatte ich ihn nicht zu finden gehofft. Er blieb munter, hatte sich bald eingewöhnt und wurde überraschend schnell zahm. Schon in der vierten Nacht hatte er die für seine Schlafstelle eingerichtete Höhlung sich ausersehen, und seitdem schlief er allnächtlich dort. Mehlwürmer fraß er von Anfang an sehr gern, leider aber auch nichts Anderes; denn die Ameisenpuppen, welche er in seinem größten Hunger hinabgewürgt hatte, ließ er fortan liegen und verstand sich viel lieber dazu, mir seinen langen Schnabel durch das Gitter hindurch entgegenzustrecken, sobald ich ihm einen Mehlwurm zeigte. Diesen nahm er mir ohne Scheu aus der Hand, allerdings nur, wenn er hungrig war. Da ich in der ersten Zeit nicht den Muth hatte, ihn zu anderer Nahrung zu zwingen, fütterte ich ihm zehn Wochen lang täglich siebzig Stück ausgewachsene Mehlwürmer, und nur, weil ich seit vielen Jahren ziemlich große Sätze besitze, vermochte ich solche Wucherzinsen zu nehmen. Beim Abzählen der siebzig Stück aber kam ich mir manchmal vor wie ein armer Tagwerker, der das Brod für seine Kinder fast nicht aufzutreiben vermag und sich dennoch freut, wenn es ihnen schmeckt. Schließlich aber wagte ich doch eine Aenderung in der Ernährungsweise. Mein Gefangener erhielt immer weniger Mehlwürmer und destomehr Ameisenpuppen; aber obgleich dieselben frisch waren: er berührte sie nicht, litt eher bitterlichen Hunger. Als er eines Morgens gar keine Mehlwürmer und nur noch die leidigen Ameisenpuppen vor sich liegen sah, fastete er mit großem Eigensinn sechsunddreißig Stunden fast vollständig, und ich war am Abend des zweiten Fasttages, aus Furcht, ihn zu verlieren, im Begriff, ihm wieder Mehlwürmer vorzusetzen, als ich ihn plötzlich in allgewohnter Thätigkeit fand: er hatte die Puppen in kurzer Zeit rein aufgezehrt. Der stets sich steigernde Hunger mußte seinen Entschluß gereift haben, lieber von Ameisenpuppen zu leben, als aus Mangel an Mehlwürmern zu sterben. Fortan fraß er frische Ameisenpuppen als Hauptnahrung, Mehlwürmer als Leckerei, befand sich dabei ausgezeichnet und fuhr in seinem Singen, welches er schon einige Wochen nach seiner Einkerkerung begonnen hatte, fleißig fort. Ein Freund des Trinkens oder des Wassers überhaupt schien er nicht zu sein, wenigstens sah ich ihn nie sich baden, nie mit nassen Federn. Ein einziges Mal beobachtete ich, daß sein Schnabel naß war, deshalb glaube ich, daß er wenigstens ab und zu einmal trinkt. Als ich ihm einst die beschmutzten Schwungfedern wusch, schüttelte er sich noch lange Zeit nachher mit allen Zeichen des größten Unbehagens, saß fast den ganzen Tag mit gesträubtem

Gefieder da und kletterte nur wenig und langsam, als ob er sich fürchte, ohne die zufällige Hilfe seiner Windflügel die steilen Wege zu betreten."

„Zum Boden seines Käfigs herab kam er nur selten und blos dann, wenn ihm ein Thierchen zu stark in die Augen stak, dem Freßgeschirr nahete er sich im Zickzack, am Felsen abwärts fliegend und kletternd; das Fressen selbst besorgte er hängend."

„Von seinem Freileben her gewöhnt, sich bei Zeiten nach einer passenden Nachtherberge umzusehen, stieg er gegen Abend fleißig in der Nähe der Felsritze umher, welche sein Schlafkämmerchen bildete, flog aber sogleich nach einem andern Theil des Käfigs, sobald er sich beobachtet glaubte. In das Innere des Gemachs schlüpfte er nie, so lange irgend Jemand in der Nähe war: — eine Vorsicht, welche in seinem Wohngebiet der Raubvögel wegen wohl angebracht sein wird. Näherte sich ein Fremder dem Käfig, wenn er bereits im Neste lag, und glaubte er sich bedroht, so erhob er sich ganz still, schlich sich, ohne durch Flügelschläge Geräusch zu verursachen, die Felsschrunde hinauf, bis oben an die Käfigdecke, verließ dort die Spalte, ging noch eine kleine Strecke an dem Felsen oben hin und flog nun plötzlich nach einer weit vom Schlafplatz entfernten Stelle, unzweifelhaft in der Absicht, den Beobachter zu täuschen."

„Leider war meine Freude an dem lieben Gefangenen nur eine verhältnißmäßig kurze. Ende Septembers wurde das Bataillon, zu dem ich als Arzt gehörte, nach Genf beordert. So gern ich diesem Rufe folgte, so senkte sich doch ein Schatten düsterer Ahnung auf mein Herz in Beziehung auf meinen Mauerläufer, obwohl ich ihn in durchaus sachkundigen Händen zurücklassen konnte. Plötzlich bekam ich die Nachricht, daß er am 13. Oktober gestorben sei. Einer meiner Freunde stopfte den armen Schelm dann sehr schön aus, sodaß ich ihn dann wenigstens in dieser Weise noch besitze. Den Körper bewahrte er für mich in Weingeist, und als ich endlich aus friedlichem Kriege wieder nach Hause zurückkehrte, wurde es mir sogleich klar, daß der Mauerläufer an einer Lungenentzündung gestorben sei. Mein Vater berichtete, schon wenigstens eine Woche vor dem Tode beobachtet zu haben, daß er mit mehr Anstrengung, langsamer und seltener kletterte, als früher; im übrigen war er noch munter gewesen und hatte gefressen, wie gewöhnlich. Am Morgen nach einer kalten Nacht wurde er am Boden des Käfigs zusammengeballt und mit Mühe athmend gefunden. Eine Stunde später war er todt. Ich hatte ihm offenbar zu viel zugetraut; denn da ich ihn vor Wind und Kälte genügend geschützt glaubte, gab ich Befehl, den Käfig erst bei wirklich großer Kälte ins Haus zu nehmen. Er scheint sich aber doch erkältet zu haben, und ich habe daraus wieder erfahren, daß Zug auch den abgehärtetsten Vögeln verderblich werden kann."

„Die gefährlichsten Feinde des freilebenden Mauerläufers sind wohl die kleinen Falkenarten, besonders der Sperber, welcher seine Raubzüge auch in die höchsten Gebirgsgürtel ausdehnt. Er fängt manchen Alten weg und nimmt wohl auch manches Nest aus. Doch gelingt es dem Mauerläufer, Dank seiner Flugfertigkeit, zuweilen selbst diesem gewandten Räuber zu entfliehen. Das habe ich einst selbst mit angesehen."

„Ein Sperber suchte vergebens erfolgreich auf einen Mauerläufer zu stoßen, welcher eine weite Schlucht überflog. Je kühnere Wendungen der Verfolger ausführte, umsomehr entwickelte auch der Verfolgte seine Kunstfertigkeit. Durch die Angriffe des Sperbers scheinbar vollauf beschäftigt, wußte er sich doch, stets flink ausweichend, allmählich der gegenüber liegenden Felswand zuzuziehen. Vermag er sie glücklich zu erreichen, so ist er in meinen Augen gerettet. Kaum in der Nähe derselben angekommen, gibt er plötzlich die Vertheidigung auf, schießt pfeilschnell in gerader Richtung auf die Felswand zu, erreicht sie unversehrt und ist im nächsten Augenblick schon in einer Spalte verschwunden. Sogleich gibt nun auch der Sperber die vergebliche Jagd auf und zieht unter ärgerlichem Kreischen von dannen."

„Von Schaden kann beim Mauerläufer, einem reinen Kerbthierfresser, nicht die Rede sein; jedoch auch sein Nutzen fällt in Anbetracht der Gebiete, denen er seine Nahrung entnimmt, natürlich sehr gering aus. Als eine der größten Zierden unserer Alpen aber ist er für den Freund der Gebirgswelt

von unendlichem Werth. Wenn plötzlich seine kurze Strophe in den öden Höhen ertönt, in denen die sonstige Stille des Todes nur durch das Heulen des Sturmwindes und das Grollen des Donners von den stürzenden Lawinen und den in Trümmer gehenden Felsen unterbrochen wird, so begrüßt der Wanderer freudig die Nähe eines so schönen Wesens, und sein Blick ruht mit Wohlgefallen auf der lieblichen Erscheinung dieser lebendigen Alpenrose, welche die großartige, aber in ewiger Erstarrung liegende Umgebung so angenehm belebt. Und der Wanderer, erfreut und erfrischt durch den Anblick dieses mitten in der erstorbenen Natur stets regen und frohen Lebens, setzt dann mit neuer Freude seinen beschwerlichen Weg fort durch die hehre, in mancher Beziehung noch viel zu wenig durchforschte Alpenwelt."

* * *

Der kleinste unserer Klettervögel, der Baumläufer, galt in den Augen früherer Naturforscher als das Urbild einer namhaften Anzahl von Vögeln, welche ihm wenigstens in der Gestalt des Schnabels, theilweise aber auch in der Lebensweise ähneln. Neuerdings ist man anderer Ansicht geworden und sieht in dem Baumläufer wegen seiner vollständig entwickelten Singmuskeln den nächsten Verwandten des Mauerläufers, während man die ihm durchaus ähnlich gestalteten und in gleicher Weise wie er lebenden Baumhacker Südamerikas sogar einer verschiedenen Ordnung eingereiht hat. Ich glaube nicht, daß die Unterschiede zwischen den Baumläufern und den Baumhackern bedeutend genug sind, um ein derartiges Verfahren zu rechtfertigen, kann wenigstens in der Vereinigung der beiden Gruppen keinen Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit erkennen; denn die Baumhacker sind im Großen genau dasselbe, was die Baumläufer im Kleinen, und einzelne Arten von jenen ähneln diesen in wirklich überraschender Weise.

Die Baumläufer (Certhiae) sind kleine, lang gestreckte Vögel mit schwachem, mehr oder weniger gebogenen, kantigen, scharfspitzigen Schnabel, schwächlichen, langzehigen und mit großen, krummen, scharfen Nägeln bewaffneten Füßen, stumpfen, schwachfedrigen Flügeln, unter deren Schwingen die vierte die längste ist, und einem ziemlich langen, schmalen, keilförmigen, aber in zwei Spitzen getheilten Schwanz, welcher aus zwölf gleich starken, schnellkräftigen Federn besteht. Das Gefieder ist lang und weich, auf der Oberseite rindenfarbig, auf der unteren weißlich. Die Zunge ist hornig, scharfrandig, lang und schmal, vorn etwas gefasert, hinten gezahnt und nicht vorschnellbar. Die Singmuskeln sind vorhanden, aber sehr schwach.

Die Baumhacker sind kräftiger gebaut. Ihr Schnabel ist verschieden lang und verhältnißmäßig stark, meist länger als der Kopf, mehr oder weniger gebogen und scharf spitzig; die Füße sind ziemlich kurz, groß und starkzehig und mit hohen, scharfen, sehr gekrümmten Krallen bewehrt; in den mäßig spitzen Flügeln ist die dritte oder vierte Schwinge die längste; der Schwanz ist lang und steif, seine Federn sind ebenfalls schnellkräftig und meist auch zweispitzig. Das Gefieder ist oben einfarbiger, auf der Unterseite aber bunter, als bei den Baumläufern. Die Zunge ist kürzer als der Schnabel, ebenfalls nicht vorschnellbar, an der Spitze hornig und bald ganzrandig, bald zerfasert. Die Singmuskeln sollen nicht vollständig entwickelt sein.

Man sieht aus diesen Kennzeichen, daß die einen und die andern Vögel sich in allem Wesentlichen ähneln und deshalb wohl vereinigt bleiben können. Um Irrthümer zu vermeiden, will ich die Gesammtheit mit dem Namen Baumkletterer (Scandentes) bezeichnen, wie schon Prinz von Wied es gethan hat.

Alle Baumkletterer sind Bewohner des Waldes und bringen in ihm ihr ganzes Leben zu. Sie beklettern die Baumschäfte, wie die Spechte, nur von der Wurzel bis in den Wipfel hinauf, klettern auch wagrecht auf den Aesten dahin, steigen aber niemals, wie die Spechtmeisen, kopfabwärts nach unten. Die meisten sind einsam lebende und stille Vögel, welche ihrer Nahrung nachgehen, ohne sich sehr bemerklich zu machen. Gewöhnlich trifft man sie paarweise, nur nach dem Ausfliegen der Jungen familienweise

an. Einzelne vereinigen sich zuweilen mit fremdartigen Vögeln und streifen mit diesen längere Zeit gemeinschaftlich im Walde umher; andere scheinen jede Geselligkeit zu meiden. Die größeren Arten haben eine laute, spechtartige Stimme, die kleineren lassen hauptsächlich leise Laute vernehmen. Wirklich zu singen vermag kein einziger von ihnen. Kerbthiere, deren Eier, Larven und Puppen, Spinnen und ähnliche Geschöpfe bilden ihre Nahrung. Zufällig verschlucken sie auch Samenkörner mit. Die größeren Arten arbeiten mit ihrem Schnabel nach Art der Spechte, die kleineren sind wegen der Schwächlichkeit dieses Werkzeugs nur im Stande, Ritzen und Spalten zu durchstöbern, nicht aber zu meiseln. Fast alle Arten brüten in Baumhöhlen und bauen hier ein ziemlich großes Nest.

Die Sippe der Baumläufer (Certhia), deren Kennzeichen oben bereits gegeben sind, verbreitet sich über die alte Welt und den Norden Amerikas, wird aber schon in Mittel- und Südafrika nicht mehr gefunden. Alle Arten, welche bis jetzt unterschieden wurden, ähneln sich in hohem Grade und haben deshalb auch viel Streit unter den Kundigen hervorgerufen.

Unser Baumläufer oder Baumrutscher, Baumreiter, Baumsteiger, Baumhäckel, Baumgrille, Rindenkleber, Krüper (Certhia familiaris) ist auf der Oberseite dunkelgrau, weißlich betropft, auf der Unterseite weiß. Die Zügel sind braungrau; ein Streifen, welcher über das Auge verläuft, ist weiß, der Bürzel braungrau, gelblichrostfarben überlaufen; die Schwingen sind schwarzbraungrau, mit Ausnahme der vordersten durch einen weißen Spitzenfleck und eine weißgelbliche Mittelbinde gezeichnet; die Schwanzfedern sind braungrau, nach außen lichtgelb gesäumt. Das Auge ist dunkelbraun, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel röthlichhornfarben, der Fuß röthlichgrau. Das Gefieder ist haarartig zerschlissen und seidenweich. Die Länge beträgt 5, die Breite 7, die Fittiglänge 2⅓, die Schwanzlänge 2⅙ Zoll.

Fast ganz Europa und Sibirien sind die Heimat, Waldungen und Baumgärten die Aufenthaltsorte des Baumläufers. Er geht weit nach Norden hinauf und steigt auch im Gebirge hoch empor, findet sich aber nur da, wo es Bäume gibt. Nach Art anderer Strichvögel bewohnt er während der Fortpflanzungszeit ein sehr kleines Gebiet; nach derselben streicht er oft in Gesellschaft mit Meisen, Goldhähnchen, Kleibern und Spechten umher; immer aber unternimmt er nur kleinere Wanderungen. Wie alle Klettervögel ist er fortwährend in Thätigkeit und demzufolge auch in beständiger Bewegung. Geschäftig und gewandt klettert er an den Bäumen empor, oft in gerader Linie, oft auch in Schraubenwindungen, untersucht dabei jede Spalte und jede Ritze der Rinde, steckt sein feines Schnäbelchen zwischen das Mos und die Flechten und weiß so überall ein wenig Nahrung zu erbeuten. Sein Klettern geschieht hüpfend, aber mit größter Leichtigkeit, und er ist fähig, auch auf der untern Seite der Aeste dahinzulaufen. Zum Boden herab kommt er selten, und wenn es geschieht, hüpft er hier sehr ungeschickt herum. Sein Flug ist ungleichförmig, aber ziemlich schnell; doch überfliegt auch er ungern weite Strecken, sondern lieber von dem Wipfel des einen Baumes zum Stammende des nächsten herab, indem er sich mit einem Schwung von oben nach unten stürzt, kurze Zeit hart über dem Boden dahinschießt, sich wieder etwas hebt und einen Augenblick später wie früher an dem Baume klebt. Die gewöhnliche Stimme ist ein leises „Sit“, dem Laute, welchen die Meisen und Goldhähnchen hören lassen, sehr ähnlich; der Lockton klingt stärker, wie „Sri“; der Ausdruck seines Vergnügens ist eine Zusammensetzung des „Sit, Sri“ und eines kurzen, scharfen „Zi“. Bei schönem Frühlingswetter setzt das Männchen diese verschiedenen Laute in einförmiger und langweiliger Weise zusammen; man ist jedoch kaum berechtigt, das ganze Tonstück Gesang zu nennen.

Vor dem Menschen zeigt der Baumläufer nicht die geringste Scheu. Er kommt furchtlos in die Gärten herein, beklettert die Mauern der Gebäude ebensowohl wie die Baumstämme und nistet gar nicht selten in passenden Höhlungen des Gebälkes der Häuser. Doch merkt auch er bald, ob der Mensch ihm wohl will oder nicht. Da, wo er des Schutzes sicher ist, läßt er den Erzfeind der Thiere bis auf wenige Schritte herankommen; an andern Orten sucht er der Beobachtung sich zu entziehen, indem er so viel als möglich auf die dem Menschen abgekehrte Seite des Baumes hüpft. So lange

die Witterung einigermaßen günstig ist, beweist er durch sein ganzes Gebahren eine außerordentliche Fröhlichkeit; bei naßkalter Witterung aber oder im Winter bei Rauchfrost merkt man ihm die Unbehaglichkeit deutlich genug an. Möglicher Weise behelligt ihn vor Allem die Beschmutzung des Gefieders, welche bei derartigem Wetter unvermeidlich ist; denn auch er hält sich reinlich, so lange er es vermag. Seine Nachtruhe pflegt er in Baumhöhlungen zu halten.

Das Nest steht in einer Höhle, Spalte oder Ritze, wie sich solche gerade findet; denn nicht immer brütet der Baumläufer in Baumhöhlen, sondern häufig auch in geeigneten Spalten, unter Hausdächern oder zwischen den Brettern, welche im Gebirge die Wände der Gebäude schützen, oder auch in Holzstößen, zwischen dem Stamme und losgetrennter Borke u. s. w. Je tiefer die Höhlung ist, um so angenehmer scheint sie ihm zu sein. Das Nest selbst richtet sich nach dem Standorte und ist demgemäß bald groß, bald klein. Es besteht aus dürren Reiserchen, Halmen, Grasblättern, Baumbast,



Der Baumläufer oder Baumrutscher (Certhia familiaris). ⅔ der nat. Größe.

Stroh und dergleichen, welches mit Raupengespinnst und Spinnenweben durchflochten ist, und wird innen mit feinen Fasern von Bast, Werg und einer Menge von Federn verschiedener Größe ausgefüttert. Die eigentliche Mulde ist nicht sehr tief, der Napf aber stets rund und sauber ausgearbeitet, sodaß das Nest immerhin zu den künstlicheren gezählt werden muß. Das Gelege besteht aus acht bis neun, auf weißem Grunde fein roth gepunkteten Eiern, welche denen der kleinen Meisen täuschend ähnlich sind. Beide Geschlechter brüten, und beide füttern ihre zahlreiche Brut mit unsäglicher Anstrengung heran. Die Jungen bleiben lange im Neste sitzen, verlassen dasselbe aber, wenn sie gestört werden, noch ehe sie fliegen können und suchen sich dann kletternd zu helfen, verbergen sich auch mit überraschender Schnelligkeit, so zu sagen, vor den Augen des Beobachters, und zwar so meisterhaft, daß sie schwer wieder aufzufinden sind. Die Alten führen sie nach dem Ausfliegen noch lange Zeit, und die Familie gewährt dann dem Beobachter ein höchst angenehmes Schauspiel. Sie ist, wie Naumann sagt, „ein lustiges Völkchen, die geschäftigen und äußerst besorgten Alten mit den

vielen Jungen um sich, alle oft an einem großen oder an einigen nahe beisammen stehenden Bäumen versammelt, bald diesem, bald jenem Jungen ein aufgefundenes Kerbthier reichend oder von diesen beim emsigen Aufsuchen eines neuen verfolgt. Die verschiedenen Stimmen der Alten, zumal wenn sich ein vermeintlicher Feind zeigt und ihr ängstliches Betragen dabei, die Abwechslungen und ihre possirliche Eilfertigkeit bei allen ihren Verrichtungen gewähren Dem, der darauf achtet, die angenehmste Unterhaltung". Das Baumläuferpaar brütet zweimal im Laufe des Sommers, das erstemal im März oder Anfangs April, das zweitemal im Juni. Das Gelege der zweiten Brut zählt aber immer weniger Eier, als das erste, oft nur ihrer drei bis fünf.

Für die Gefangenschaft eignet sich der Baumläufer nicht. Es ist so gut wie unmöglich, ihn zu ernähren. Der Fang verursacht dem Geübten wenig Mühe. Es genügt, einige Schweinsborsten mit Vogelleim zu bestreichen und gewisse Lieblingsbäume zu bekleben, um das Vögelchen zu berücken. Von einer Jagd desselben kann selbstverständlich keine Rede sein; denn höchstens der Naturforscher darf sich für berechtigt halten, den nur Nutzen bringenden harmlosen und liebenswürdigen Vogel zu tödten.

Da das „Thierleben" nicht der Ort ist, die verschiedenen Formen der Baumhacker aufzuzählen, darf es genügen, wenn ich zwei von ihnen, welche mir von besonderer Wichtigkeit zu sein scheinen, hier aufführe.

Der Säbelspecht, wie der Prinz von Wied den einen nennt (Xiphorhynchus trochilirostris), fällt auf wegen seines ungewöhnlich langen, sichelförmigen, gekrümmten, feinen und schlanken, seitlich zusammengedrückten Schnabels und des kurzen Schwanzes. Auch die Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, sind verhältnißmäßig kurz und die Beine zierlich. Die Zunge ist sehr kurz, breit zugespitzt und ganzrandig. Das Gefieder ist düster, oben und unten olivenbraun, am Kopf, Hals und auf der Brust gelblichweiß gestrichelt, an der Kehle weiß; die Flügel und der Schwanz sind dunkelröthlichbraun. Das Auge ist braun, der Schnabel röthlichbraun, der Fuß schmuzigroth-braun. Die Länge beträgt 9½, die Breite 11¼, die Fittiglänge 3¾, die Schwanzlänge 3¼ Zoll. Der Schnabel ist der Krümmung nach gemessen 2⅓ Zoll lang.

„Diesen sonderbaren Vogel", sagt der Prinz, „fand ich in den großen, ununterbrochenen Waldungen an der verwilderten Straße, welche von Ilheos in den Sertong der Provinz Bahia führt. Hier beobachteten wir ihn paarweise, aber nicht häufig. Er klettert beständig an den Stämmen und Aesten, und nie haben wir ihn in aufrechter Stellung auf einem Zweige sitzen sehen. In seinem Magen fand ich Käfer und andere kleine Kerbthiere. Ich kann aber weiter Nichts über die Lebensart dieser gewöhnlich im dichtesten Urwald verborgenen Vögel hinzufügen."

Burmeister erhielt einige dieser Vögel aus den Waldungen des Orgelgebirges, und Schomburgk erwähnt, daß sie nördlich bis Guyana vorkommen.

Der Spechtbaumhacker (Dendroplex Picus) bildet ersichtlich den Uebergang von den Baumhackern zu den Spechten. Der Schnabel ist gerade, von oben wie von unten gleichmäßig zugespitzt, seitlich stark zusammengedrückt, hoch, mit scharfer Rückenfirste; der Flügel ist ziemlich kurz, der Schwanz mäßig lang, der Fuß verhältnißmäßig groß. Das Gefieder ist röthlichbraun, auf Flügeln und Schwanz rothbraun; die Federn des Kopfes, Halses und der Brust sind durch breite weiße, dunkelgraubraun eingefaßte Querflecken gezeichnet. Das Auge ist braun, der Schnabel weißlich, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 8, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge 3 Zoll.

Der Spechtbaumhacker ist nach Angabe des Prinzen von Wied in Brasilien überall nicht selten, und da er auch in Guyana gefunden wird, über den größten Theil Südamerikas verbreitet. Er lebt in den großen Urwäldern, hat die Lebensart der Baumhacker, rutscht gleich den Spechten an den Stämmen und Aesten hinauf und pocht gegen die Rinde. Nach vollendeter Brut nähert er sich auch den menschlichen Wohnungen; denn er ist durchaus nicht scheu. Seine Stimme ist ein heller,



Der Spechtbaumhacker (Dendroplex Picus). 1/2 der nat. Größe.

öfters wiederholter Ton. Nach der Paarzeit vereinigt er sich zu kleinen Gesellschaften. Die Brut bringt er in Baumhöhlungen aus.

* * *

Die vollendetsten aller Klettervögel sind die Spechte. Sie bilden eine sehr zahlreiche, aber streng abgeschlossene, in hohem Grade übereinstimmende Gruppe, sodaß es sehr schwer hält, diese in Unterabtheilungen zu zerfällen. Die meisten Naturforscher sehen in der Gesammtheit eine einzige Familie und vereinigen, wie schon wiederholt bemerkt, mit dieser Vögel, welche kaum Aehnlichkeit mit den Spechten zeigen und namentlich in der Lebensweise sich gänzlich unterscheiden. Die Spechte haben, streng genommen, keine Verwandten; denn auch die Vögel, welche wir eben kennen gelernt haben, weichen sehr wesentlich von ihnen ab. Aber die Baumhacker geben sich andererseits so entschieden als

Vorbilder der Spechte zu erkennen, daß es mir nicht thunlich erscheint, die letzteren in einer besondern Ordnung zu vereinigen, wie ich es sonst ohne Bedenken thun würde.

Die Spechtvögel (Picidae) kennzeichnen sich durch folgende Merkmale. Der Leib ist gestreckt, der Schnabel stark, meist gerade, kegelförmig oder meiselartig, auf dem Rücken scharfkantig und an der Spitze senkrecht zugeschärft; die Füße sind kurz, stark und einwärts gebogen; die Zehen lang und paarig gestellt, das vordere Paar bis zur Hälfte des ersten Gliedes verwachsen. Zu der eigentlichen Hinterzehe, welche die kleinste von allen ist, hat sich die äußere Vorderzehe, die längste des Fußes, gesellt; es kommt aber auch vor, daß die Hinterzehe verkümmert oder gänzlich fehlt, sodaß der Fuß dann nur drei Zehen zeigt. Alle Zehen sind mit sehr großen, starken, scharfen, halbmondförmigen Nägeln bewehrt. Die Flügel sind mittellang und etwas abgerundet; die Handschwingen, zehn an der Zahl, sind schmal und spitz, die Armschwingen, neun bis zwölf an der Zahl, etwas breiter, aber gewöhnlich nicht viel kürzer als die erstgenannten. Unter diesen ist die erste Schwinge sehr klein, die zweite mittellang, die dritte oder die vierte aber die längste. Sehr ausgezeichnet ist der Schwanz. Er besteht aus zehn großen und zwei kleinen Seitenfedern, welche aber nicht unter, sondern über den ersten liegen; die beiden mittleren Schwanzfedern sind die längsten und stärksten. Ihre Schäfte nehmen nach der Spitze zu an Stärke ab, sind sehr biegsam und besitzen eine bedeutende Schnellkraft. Während die Fasern ihrer Fahnen in der Wurzelhälfte der Feder dicht neben einander stehen und verbunden sind, werden sie gegen die Spitze hin frei, nehmen an Stärke zu, ändern ihre frühere Richtung und wenden sich beiderseits nach unten, sodaß die Feder einem Dache ähnlich wird, als dessen Firste der Schaft anzusehen ist. Unter diesem Dache liegt die genau ebenso gebaute zweite Mittelfeder und unter ihr die dritte. Die vierte Feder jeder Seite ähnelt noch der dritten, die fünfte äußerste ist wie gewöhnlich gebildet und die sechste außer durch ihre Lage, auch noch durch ihre besondere Härte auffallend. Das Gefieder ist derb und dicht, die Federn des Kopfes sind zahlreich, klein und länglich gestaltet, die des Rumpfes minder dicht gestellt, breit und kurz. Sehr häufig sind die Kopffedern zu einer Holle verlängert. Die Färbung zeigt bei aller Manchfaltigkeit doch eine große Uebereinstimmung; so ist namentlich die Kopfgegend durch ein prachtvolles Roth geziert, und die Geschlechter unterscheiden sich hauptsächlich durch diese Eigenthümlichkeit. Mehr als bei irgend einer andern Gruppe ist es zulässig, die Spechte nach der Farbenvertheilung zu ordnen, und deshalb ist es schon von Alters her üblich geworden, von Schwarz-, Grün-, Buntspechten u. s. w. zu sprechen.

Ebenso eigenthümlich wie das Aeußere ist der innere Leibesbau unserer Vögel. Das Knochengerüst ist zierlich gebaut. Die Kopf- und Rumpftheile und der Ober- und Vorderarm sind luftführend. Das Schulterblatt ist kurz, am Ende lappenförmig erweitert, das Gabelbein sehr schwach, das Schlüsselbein sehr stark, das Brustbein zeigt einen niederen Kamm. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Hals-, sieben bis acht Brust- und acht Schwanzwirbeln, deren letzterer besonders groß, stark, sehr breit an der Hinterfläche und mit langen, starken Dornfortsätzen versehen ist. Unter den weichen Theilen ist die Zunge der merkwürdigste. Sie ist klein, hornig, sehr lang gezogen und an jeder Seite mit fünf bis sechs kurzen, steifen Stacheln oder Borsten besetzt, welche wie Widerhaken an einer Pfeilspitze erscheinen. „Diese kleine Zunge“, sagt Burmeister, „sitzt an einem langen, geraden, griffelförmigen Zungenbein von der Länge des Schnabels, von welchem nach hinten noch zwei doppelt so lange, zweigliederige Zungenbeinhörner ausgehen. Das Zungenbein steckt in einer höchst elastischen, warzenreichen Scheide, welche eingezogen wie eine Sprungfeder aussieht, im Munde liegt und sich gerade ausdehnt, wenn das Werkzeug vorgestreckt wird. In der Ruhe biegen sich die Zungenbeinhörner um den Hinterkopf zur Stirn hinauf, liegen hier unter der Haut und reichen mit ihren Spitzen sogar bis in die hornige Scheide des Schnabels weit über die Nasenlöcher hinaus, indem sich daselbst (am rechten Nasenloche) ein eigener Kanal zu ihrer Aufnahme befindet. Sie steigen von hier, wenn der Specht die Zunge ausstreckt, in die elastische Scheide des Zungenbeinkörpers hinab und schieben so die Zunge vor sich her, mehrere Zoll weit aus dem Schnabel heraus.“ Mit dieser eigenthümlichen Zungenbildung ist eine ungewöhnliche Entwickelung eines Schleimdrüsenpaares verbunden. Diese

Drüsen ziehen sich an den Unterkieferseiten dahin und reichen bis unter die Ohröffnungen. Sie sondern einen klebrigen Schleim ab und überziehen mit diesem den langen Zungenhals ganz in ähnlicher Weise, wie es bei dem Ameisenfresser geschieht. Der Schlund ist ohne Kropf, der Vormagen meist lang, der Magen muskelig.

Es leuchtet ein, daß eine derartige Bildung den Specht in gewisser Hinsicht außerordentlich befähigt. Mit seinen scharf eingreifenden Nägeln, welche eine ausgedehnte Fläche umklammern, hängt er sich ohne Mühe an senkrechte Stämme an; der Schwanz unterstützt ihn dabei gegen das Hinabrutschen. Wenn er sich nun auf diesen stemmt, drücken sich nicht blos die Spitzen der acht Hauptfedern, sondern auch fast alle einzelnen, gleichsam selbständig gewordenen Federenden, die widerstandsfähigen Fahnenstrahlen der drei mittleren Federn jeder Seite, an den Stamm und finden wegen ihrer großen Anzahl auch in der kleinsten Ungleichheit desselben einen sichern Anhaltepunkt. Der kräftige, scharfe Schnabel ist zum Meißeln vortrefflich geeignet, und der Schwanz dient, wenn der Specht dies Geschäft ausführt, als Schnellfeder. Die Zunge kann, wie bemerkt, weit vorgestreckt werden, dringt vermöge ihrer Dünne oder Fadenartigkeit in alle Löcher und vermag, Dank ihrer allseitlichen Beweglichkeit, jeder Biegung eines von dem Kerbthier ausgehöhlten Ganges zu folgen.

Die Spechte fehlen nur in Neuholland oder Ozeanien überhaupt und auf Madagaskar; im übrigen sind sie über alle Theile der Erde verbreitet und auch im Norden keineswegs seltene Erscheinungen. „Ihre Gesammtzahl“, sagt Gloger, „steigt mit dem zunehmenden Reichthume der Länder an Wäldern und wächst mit dem üppigen Gedeihen der letzteren.“ Wahre Paradiese für sie sind die ausgedehnten, zusammenhängenden Urwaldungen der Wendekreisländer und namentlich die Südamerika's und Indiens; denn in Afrika kommen merkwürdigerweise nur wenige und fast ausschließlich kleine Arten vor. In den brasilianischen Waldungen gehören sie, wie uns der Prinz mittheilt, zu den gemeinsten, überall verbreiteten Vögeln. „Ueberall gibt es verfaulte alte Stämme, überall eine reiche Kerbthierernte für diese einsamen Waldbewohner. Da, wo in Brasilien die Stille der weiten Wildniß nicht durch die Stimme anderer lebender Wesen unterbrochen wird, hört man doch gewiß den Ruf der Spechte. Aber sie bewohnen in jenem schönen Lande nicht blos die Urwälder, sondern beleben auch die Vorhölzer und Gebüsche, ja sogar die offenen Triften.“ Warum sie in den oben genannten Ländern fehlen, ist schwer zu begreifen. Gloger's Meinung, daß sie Bäume mit fester Rinde und sehr hartem Holze meiden, mag im ganzen das Rechte treffen, schließt aber doch manche Einwendung nicht aus; denn einerseits gibt es in den Waldungen jener Länder auch viele Bäume, auf welche jene Angabe nicht paßt, und andrerseits leben in ihnen Klettervögel, welche scheinbar noch weit weniger, als die Spechte, für solche Bäume geeignet sind. Bei uns zu Lande finden sie sich in Waldungen, Baumpflanzungen und Gärten, überall nur einzeln; denn auch sie zeigen sich, andern ihrer Art gegenüber, sehr ungesellig und vereinigen sich höchstens mit den schon wiederholt genannten Strichvögeln der Wälder.

Der Verbreitungskreis der einzelnen Arten ist ziemlich beschränkt. Jeder Erdtheil, ja, jedes Land besitzt seine eigenen Arten, sogar seine besonderen Sippen und Horden. Ein und dieselbe Art kommt höchstens in Europa und Asien vor; einzelne altweltliche Arten werden aber in der neuen Welt durch nahe Verwandte vertreten.

Alle Spechte haben im wesentlichen dieselbe Lebensweise. Sie bringen den größten Theil ihres Lebens kletternd zu; sie hängen sich sogar, während sie schlafen, in der Kletterstellung an die inneren Wände der Baumhöhlungen, also an senkrechte Flächen an. Zum Boden herab kommen sie selten, und wenn sie es thun, hüpfen sie mit ungeschickten Sprüngen umher. Sie fliegen ungern weit; doch geschieht Dies wahrscheinlich weniger deshalb, weil sie der Flug anstrengt, als vielmehr in Folge der ihnen überhaupt eigenen Ruh- und Rastlosigkeit, welche sie veranlaßt, womöglich jeden Baum auf ihrem Wege zu untersuchen. Der Specht fliegt in sehr tiefen Wellenlinien dahin. Er erklettert gewissermaßen den aufsteigenden Bogen einer dieser Linien mit raschen, schwirrenden Flügelschlägen, legt dann plötzlich die Flügel hart an den Leib und schießt nun in steilen Bogen

wieder tief nach unten herab, worauf er das Aufsteigen von neuem beginnt. In der Nähe eines Baumes angelangt, pflegt er sich tief herabzusenken, wenige Fuß über dem Boden an den Stamm sich anzuhängen, und nunmehr klettert er mit großen rasch auf einander folgenden Sprüngen aufwärts, manchmal auch seitwärts oder in Schraubenlinien vorwärts und nach oben, selten auf wagerechte Aeste hinaus, bisweilen wohl ein wenig rücklings, niemals aber kopfabwärts nach unten. Beim Anhängen beugt er Brust, Hals und Kopf weit nach hinten; beim Sprunge nickt er mit dem Haupte. Mit dem Schnabel hämmernd oder meiselnd arbeitet er je nach Verhältniß seiner Stärke größere oder geringere Stücke der Borke los, deckt dadurch die Schlupfwinkel der Kerbthiere auf, spießt dieselben mit der Zunge an und verschlingt sie.

Kerbthiere bilden ihre hauptsächliche Nahrung, sehr viele Arten fressen aber nebenbei größere Sämereien, und einige legen sich von diesen Vorrathskammern an. Die amerikanischen Arten sollen auch Eier aussaufen und selbst kleine Vögel ihren Jungen zutragen.

Die gewöhnliche Stimme ist ein kurzer, wohllautender Ruf, der Ausruf des Vergnügens bei vielen ein laut lachendes Geschrei. Außerdem bringen die Spechte noch eine eigenthümliche Musik im Walde hervor: sie „trommeln, schnurren, dröhnen oder knarren“, wie man zu sagen pflegt, indem sie sich an einen dürren Ast hängen und diesen durch sehr schnelle Schläge mit dem Schnabel in eine zitternde Bewegung bringen. Hierdurch bewirken sie ein laut schallendes Geräusch, welches nach der Stärke des Zweiges bald höher, bald feiner klingt, aber auf weithin im Walde gehört wird. Wiese vermuthet, daß die Veranlassung zu dieser eigenthümlichen Musik im Zusammenhange mit der Witterung steht, weil er überhaupt die Spechte für die besten Wetterpropheten hält; er meint auch, daß es bisweilen geschehen könne, um die Kerbthiere aus dem stark bewegten Aste herauszutreiben, irrt sich aber unzweifelhaft; denn alle Beobachtungen deuten darauf hin, daß es geschieht, um das Weibchen zu erfreuen. So viel ist sicher, daß der männliche Specht damit zu Kampf und Streit herausfordert, daß andere auf dieses Trommeln hin von fern herbeieilen, um einen Strauß mit dem Nebenbuhler auszufechten und daß man durch Nachahmung dieses Trommelns viele Spechte leicht zu sich heranlocken kann. Der Specht bekundet also gewissermaßen auch seine Gefühle durch den Gebrauch des ihm wichtigsten Werkzeugs.

Das Nest steht stets in einer Baumhöhlung und regelmäßig in einer, welche von den Spechten selbst gezimmert wurde. Es ist im Grunde genommen nichts Anderes als der mit einigen Spänen ausgekleidete Boden der Höhle selbst. Das Gelege besteht aus drei bis acht sehr glänzenden, reinweißen Eiern, welche von beiden Geschlechtern ausgebrütet werden. Die Jungen, überaus häßliche Geschöpfe, welche anfangs mit ihren Eltern kaum Aehnlichkeit zeigen und deren hauptsächlichste Fertigkeit, das Klettern, früher ausüben, als sie deren Gestalt und Bekleidung erhalten, werden nach dem Ausfliegen noch einige Zeit lang von ihren Eltern geführt, dann aber rücksichtslos aus deren Nähe vertrieben.

Es kann gar nicht oft genug wiederholt und eindringlich genug versichert werden, daß uns die Spechte nur Nutzen, niemals aber Schaden bringen. Bechstein war der erste Naturforscher, welcher der unsinnigen Vernichtungswuth entgegentrat und mit Recht behauptete, daß er nach vieljähriger Untersuchung und Beobachtung schlechterdings keine schädliche Eigenschaft an unsern Spechten habe entdecken können. Alle späteren Forscher, welche das Leben der Thiere beobachteten, oder wenigstens den Beobachtern Glauben schenkten, haben nach ihm Dasselbe versichert, und gleichwohl gibt es heutigen Tages noch thörichte Leute, welche meinen, daß ein Specht durch sein Arbeiten an den Bäumen diesen Schaden zufügen könnte. Wahrhaft überraschen muß es, wenn man erfährt, daß ein gewisser König, welcher ein Buch über die Waldpflege geschrieben hat, noch in unsern Zeiten eine, wenn auch keineswegs begründete, so doch deutlich genug ausgesprochene Anklage gegen die Spechte zu schleudern wagt. Diese Vögel sind unfähig, uns zu schaden; sie können uns nur nützen! Und dieser Nutzen ist nicht blos ein unmittelbarer, ein solcher, welcher sich einfach durch die Worte „Vertilgung der schädlichen Forstkerfe“ ausdrücken läßt, sondern wie bereits Gloger treffend hervorgehoben und Forstmeister

Wiese wiederholt hat, auch ein mittelbarer; denn die Spechte sind bis jetzt die alleinigen Erbauer der Wohnungen unserer nützlichen Höhlenbrüter. Leider will man noch immer nicht einsehen, daß diesen Waldhütern Wohnungen gebaut oder wenigstens gelassen werden müssen, daß ein alter, hohler Baum, welcher ihnen geeignete Nistplätze bietet, wenn er im Walde stehen bleibt, ungleich höhere Zinsen trägt, als wenn er gefällt und zu Klaftern aufgeschichtet wird, und deshalb sollte man umsomehr bedacht sein, die Spechte gewähren zu lassen. Gloger meint, daß „jeder einzelne Specht für sich allein durchschnittlich schon im Verlaufe eines Jahres gewiß mindestens ein Dutzend, ja oft wohl mehr als doppelt so viele bestens eingerichtete Höhlen für andere Höhlenbrüter fertig liefere", mithin ebenso viele Paare der letzteren versorge; denn es bleibe ohne Zweifel bei den Spechten „als gebornen Zimmerleuten der Vogelwelt noch der bei weitem unbedeutendere Theil ihres nützlichen Schaffens, daß jedes Paar von ihnen sich im Frühling stets eine ganz neue Bruthöhle anfertigt, um sie niemals wieder selbst zu benutzen". Dies ist nun freilich nicht wahr: denn mein Vater sowohl als ich selbst haben gerade das Gegentheil beobachtet; aber sehr richtig ist die weiterhin von Gloger aufgestellte Behauptung, daß die Spechte eine gewisse Neigung zeigen, sich auch während ihrer Strichzeit überall, wo sie nicht blos ganz kurze Zeit verweilen, eine Höhle zum Schlafen zurecht zu machen, und daß sie bei dieser Arbeit einen gewissen Eigensinn bekunden, indem sie nicht selten eine, auch wohl zwei bereits angefangene und halb fertig gearbeitete Höhlen wieder verlassen, welche den meisten andern Höhlenbrütern schon ausgezeichnet brauchbar erscheinen, kurz, daß sie für das Wohl dieser nützlichen Geschöpfe nach besten Kräften sorgen, und deshalb schließe ich mich mit vollster Ueberzeugung der in einer wenig gelesenen fachwissenschaftlichen Zeitschrift ausgesprochenen Bitte Wiese's an, die Spechte zu schonen und empfehle auch meinen Lesern sie alle ohne Ausnahme „die großen und die kleinen, die schwarzen, grünen und bunten als bewährte Freunde der Wälder. . . . Die Spechte, wenn sie auch die schadhaften Stellen an den Bäumen aufdecken, schaden entschieden weniger, als sie im Haushalt der Forste unmittelbar wie mittelbar Nutzen stiften. Sie werden schon durch die Einrichtungen des Forstmannes genug beengt und beschränkt in ihrer Vermehrung; es bedarf dazu nicht mehr einer unmittelbaren Verfolgung durch Schießgewehr. Immer seltener werden in vielen Forsten die Bäume, welche sie regelmäßig und gern behufs Anlage von Höhlungen aufsuchen, und wohl dürfte es an der Zeit sein, zu ihrer Hegung einige von diesen anbrüchigen Bäumen recht absichtlich überzuhalten, damit Spechte und Höhlenbrüter sie benutzen. Ich bin der Ueberzeugung, daß dadurch ebensowenig dem Vortheile des Waldbesitzers, wie dem Rufe des Forstmannes irgend eine Beeinträchtigung erwachsen kann". Also Schutz und freies Geleit, Hegung und Pflege diesen nützlichsten und wichtigsten aller unserer Waldhüter!

Die erste Gruppe der Spechte, welche wir als Familie bezeichnen wollen, umfaßt die Schwarzspechte (Dryocopi). Sie sind die größten und kräftigsten der gesammten Zunft, ausgezeichnet durch ihre vorherrschende schwarze Färbung und ihr oft zu einer Haube verlängertes Kopfgefieder, im übrigen aber von dem allgemeinen Gepräge nicht abweichend. Ihre wahre Heimat scheint Amerika zu sein. Hier sind sie durch alle Gürtel verbreitet, während sie in der alten Welt nur durch ein in Europa vorkommendes Mitglied und einige, aber schon abweichende indische Arten vertreten sind.

Unser Schwarzspecht (Dryocopus Martius), der Krähen-, Berg- oder Luderspecht, die Holz-, Hohl- oder Lochkrähe, der Tannenroller ꝛc. ist einfarbig mattschwarz, am Oberkopf aber karmoisinroth, und zwar nimmt diese Farbe beim Männchen den ganzen Oberkopf ein, während sie sich beim Weibchen auf eine Stelle des Hinterkopfes beschränkt. Das Auge ist mattschwefelgelb, der Schnabel perlfarbig, an der Spitze blaßschieferblau, der Fuß bleigrau. Die Jungen unterscheiden sich wenig von den Alten. Die Länge beträgt 17 bis 18, die Breite 28 bis 29, die Schwanzlänge 6 bis 6½ Zoll.



Schwarz- und Buntspecht.

Als Kennzeichen der Sippe der „Baumspechte“ gelten folgende Merkmale: Der mehr als kopflange Schnabel ist stark, breiter als hoch, auf der Firste gerade, scharf gekielt. Der Flügel, in welchem die fünfte Schwinge die längste ist, reicht ungefähr bis zu zwei Drittel des ziemlich langen Schwanzes hinab. Der Lauf des Fußes ist großentheils von Federn bedeckt und länger als die Mittel- oder äußere Vorderzehe mit Nagel.

Europa, soweit es bewaldet ist und Asien bis zur Nordseite des Himalaya sind die Heimat des Schwarzspechtes. In Europa wird er bis gegen den 68. Grad der nördl. Breite gefunden, nach Süden hin ist er seltener, kommt aber einzeln noch in den Waldungen Griechenlands und Spaniens vor. In England fehlt er und ebensowenig ist er bisher in Holland beobachtet worden. Seit Abnahme der großen, zusammenhängenden Waldungen gehört er auch in unserm Vaterlande zu den Seltenheiten; er findet sich einzeln nur noch in den Alpen und in den Mittelgebirgen, so auf dem Harz, dem Thüringerwald, auch in Hannover und Mecklenburg, auf dem Erz- und dem Fichtelgebirge. In Rußland und in Skandinavien ist er noch verhältnißmäßig häufig. Er bevorzugt große zusammenhängende Nadelwälder und, wie es scheint, die der Gebirge. Den reinen Laubwald berührt er nur beim Streichen. Alter Hochwald, welcher aus großen, starken Bäumen besteht, wenig besucht wird und reich an Roßameisen ist, sagt ihm besonders zu. Den Menschen und sein Treiben meidet er ängstlich, auch im Norden unseres heimatlichen Erdtheils, und deshalb zeigt er sich nur ausnahmsweise in der Nähe der Ortschaften. Doch vermag ihn ein einziger hohler Baum an ein bestimmtes Gebiet zu fesseln, und er verläßt dasselbe, sobald dieser Baum der Axt verfallen. Wie alle bei uns lebenden Arten seiner Familie ist er ein Standvogel, welcher wahrscheinlich nicht einmal streicht; denn diejenigen, welche man außerhalb ihrer eigentlichen Wohnsitze antrifft, scheinen jüngere Vögel zu sein, welche in der Absicht umherstreifen, sich ein Gebiet zu erobern. Ein solches Gebiet dehnt sich ungefähr über den dritten Theil einer Geviertmeile, und nur an sehr günstigen Oertlichkeiten mag es vorkommen, daß Schwarzspechte enger neben einander wohnen.

Das Betragen dieses Vogels, welchen die Sage mit der zauberkräftigen Springwurzel in Verbindung bringt, hat mein Vater zuerst ausführlich beschrieben, und deshalb lege ich seine Schilderung dem Nachfolgenden zu Grunde.

Unser Schwarzspecht ist ein äußerst munterer, flüchtiger, scheuer, gewandter und starker Vogel. Bald ist er da, bald dort, und so durchstreicht er seinen Bezirk oft in sehr kurzer Zeit. Dies kann man recht deutlich an seinem Geschrei bemerken, welches man im Verlauf weniger Minuten an sehr verschiedenen Orten hört. Er läßt besonders drei Töne vernehmen, zwei im Fluge und einen im Sitzen. Die ersteren klingen wie „kirr kirr und klük klük“, die letzteren wie „klüh“, einsilbig lang gezogen und sehr durchdringend, oder wie „klihä klihä“. Beim Neste stößt er aber noch andere Laute aus. Sein Flug ist von dem seiner Verwandten sehr verschieden. Er fliegt nicht ruckweise oder in auf- und absteigender Linie, sondern wellenförmig, fast in gerader Richtung vorwärts, wobei er die Flügel sehr weit ausbreitet und stark schlägt, so daß es aussieht, als ob sich die Schwingenspitzen biegen, nicht unähnlich dem Eichelhäher. Der Flug ist sanfter und scheint nicht so anzustrengen als der anderer Spechte, deshalb vernimmt man auch nicht ein Schnurren der Flügel wie bei diesen, sondern ein eigenes Wuchteln, welches nach Naumann bei trüber, feuchter Witterung besonders hörbar wird. Obgleich er ungern weit fliegt, legt er doch zuweilen Strecken von einer Viertelmeile und mehr in einem Striche zurück. Auf dem Boden hüpft er ziemlich ungeschickt umher, demungeachtet kommt er nicht selten auf ihn herab, hauptsächlich den Ameisenhaufen zu Gefallen. Im Klettern und Meiseln ist er der geschickteste unter allen europäischen Spechten. Wenn er klettert, setzt er immer beide Füße zu gleicher Zeit fort, wie alle seine Verwandten. Er hüpft also eigentlich an den Bäumen hinauf und zwar mit großer Kraft, sodaß man es deutlich hört, wenn er die Nägel einschlägt. An Stauden klettert er zwar auch herum, aber doch seltener, und niemals meiselt er hier, wie in den brüchigen Bäumen, in denen er die Larven der Riesenwespe oder Roßameisen wittert. Beim Klettern hält er die Brust weit vom Baumstamme ab und biegt den Hals nach hinten zurück.

Die großen Roßameisen und ihre Puppen, sowie alle Arten von Holzwürmern, welche sich in Nadelbäumen aufhalten, bilden seine Nahrung. „Ich habe", sagt mein Vater, „mehrere geöffnet, deren Magen mit Roßameisen angefüllt waren. Vorzüglich aber liebt er die Larven der großen Holzwespe. Ich habe einige untersucht, welche Nichts als diese Larven und ihre noch unverdauten harten Köpfe im Magen hatten. Auch habe ich Mehlwürmer, desgleichen den schädlichen Borken- und Fichtenkäfer, die rothe Ameise nebst ihren Puppen in unglaublicher Menge in ihrem Magen gefunden." Den Baschkiren soll der Schwarzspecht unangenehm werden, weil er gleich ihnen den wilden Bienen nachstrebt und die Höhlung, welche diese bevölkern, durch seine Arbeiten unbrauchbar macht. Bechstein behauptet, daß er auch Nadelholzsamen, Nüsse und Beeren fresse; die späteren Beobachter haben diese Angabe jedoch nicht bestätigt. Um zu den Larven oder Holzwespen und zu den Holzkäfern zu gelangen, meiselt er große Stücke aus den Bäumen und Stöcken heraus, während er sich der Ameisen ganz nach Art der Ameisenfresser bemächtigt, indem er sie an seine klebrige Zunge anleimt.

Die Paarungszeit fällt, jenachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, in die erste oder zweite Hälfte des März. „Das Männchen fliegt dann dem Weibchen mit großem Geschrei Viertelstunden weit nach, und wenn es dasselbe betreten hat oder des Nachfliegens müde ist, setzt es sich an einen oben dürren Baum und fängt an zu schnurren. Es wählt an einem solchen Baume diejenige Stelle, an welchem das Pochen recht schallt, setzt sich daran, stemmt den Schwanz auf und klopft so schnell mit dem Schnabel an den Baum, daß es in Einem fort wie „Errrrrr" klingt und die schnelle Bewegung seines rothen Kopfes fast aussieht, als wenn man mit einem Span, an welchem vorn eine glühende Kohle ist, schnell hin- und herfährt. Bei diesem Schnurren ist der Schwarzspecht weit weniger scheu, als außerdem, und ich habe mich mehrmals unter den Baum geschlichen, auf welchem er dieses Geräusch hervorbrachte, um ihn ganz genau zu beobachten. Das Weibchen kommt auf das Schnurren, welches ich selbst eine Viertelstunde weit gehört habe, herbei, antwortet auch zuweilen durch „klük klük klük". Das Männchen schnurrt noch, wenn das Weibchen schon brütet."

Anfangs April machen die Schwarzspechte Anstalten zu ihrem Neste. „Sie legen es in einem kernfaulen Baume an, da, wo sich ein Astloch oder abgebrochener, inwendig morscher Ast befindet. Hier fängt das Weibchen seine Arbeit an. Es öffnet oder erweitert zuerst den Eingang von außen, bis dieser zum Ein- und Auskriechen geräumig genug ist. Alsdann wird das Aushöhlen des innern Baumes begonnen und zwar mit besonderer Geschicklichkeit und Emsigkeit. Dieses Aushöhlen hält um deswillen sehr schwer, weil der Schwarzspecht bei seinen Schlägen nicht gehörigen Raum hat. Ich habe ihn hierbei sehr oft beobachtet. Er hat manchmal so wenig Platz, daß er nur einen Zoll weit ausholen kann. Dann klingen die Schläge dumpf, und die Späne, welche er herauswirft, sind sehr klein. Hat er aber inwendig erst etwas Raum gewonnen, dann arbeitet er viel größere Späne ab. Bei einer wenig morschen Kiefer, in welcher ein Schwarzspecht sein Nest anlegte, waren die größten Späne, welche er herausarbeitete, 6 Zoll lang und 1¼ Zoll breit, nicht aber 1 Fuß lang und 1 Zoll breit, wie Bechstein sagt. Es gehört schon eine ungeheure Kraft dazu, um jene Späne abzuspalten; wie groß und stark müßte der Schwarzspecht sein, wenn er 1 Fuß lange und 1 Zoll dicke Späne herausarbeiten wollte!"

„Das Weibchen arbeitet nur in den Vormittagsstunden an dem Neste; Nachmittags geht es seiner Nahrung nach. Ist endlich nach vieler Mühe und zehn- bis vierzehntägiger Arbeit die Höhlung inwendig fertig, so hat sie von der Unterseite des Eingangs gemessen gegen 15 Zoll in die Tiefe und 8 Zoll im Durchmesser, bisweilen einen Zoll mehr, bisweilen weniger. Inwendig ist sie so glatt gearbeitet, daß nirgends ein Span vorsteht. Der Boden bildet einen Abschnitt von einer Kugel, keine Halbkugel, und ist mit feinen Holzspänen bedeckt. Auf diesem liegen dann drei bis vier, seltener fünf und noch seltener sechs verhältnißmäßig kleine Eier. Sie sind 1 Zoll 5 bis 6 Linien lang und 1 Zoll 1 bis 2 Linien breit, sehr länglich, oben stark zugerundet, in der Mitte bauchig, unten stumpfspitzig, sehr glattschalig, inwendig reinweiß und auswendig schön glänzendweiß, wie Emaille."

„Kann der Schwarzspecht sein Nest hoch anlegen, so thut er es gern. Ich habe es 30 bis 50 und einmal nur 15 Ellen hoch gesehen. Alle, welche ich fand, waren in glattstämmigen Buchen und Kiefern, nie in anderen Bäumen angelegt. Ein solches Nest wird mehrere Jahre gebraucht, wenn man auch die Brut zerstört, ja selbst Eins von den Alten schießt. Es wird aber jedesmal etwas ausgebessert d. h. der Koth der Jungen wird herausgeworfen, und einige Späne werden wieder abgearbeitet. Es macht dem Schwarzspecht zu viel Mühe, ein neues Nest zurecht zu machen; auch findet er zu wenig passende Bäume, als daß er alle Jahre seine Eier in einen andern Baum legen sollte. Ein frisches Nest kann man schon von weitem an den zehn Geviertfuß weit verbreiteten Spänen erkennen. Mit ihnen ist der Boden dicht bestreut, und selbst beim erneuerten liegen einige Späne unten."

„Dies gilt von allen Spechten. Wer also ihre Nester suchen will, braucht nur auf dem Boden nach diesen Spänen sich umzusehen. Bechstein rathet, da, wo man im März ein Pärchen stark schreien höre, in den hohlen Bäumen nachzusuchen und sagt, man würde dann das Nest gewiß bald finden. Es dürfte Dies aber oft sehr fruchtlos sein; denn ich habe die Spechte bei der Paarung eine halbe Stunde weit von ihrem Neste schreien hören, und nie eher ein Nest gefunden, als bis ich auf die Späne unter dem Baume aufmerksam geworden war."

Das Männchen löst das Weibchen regelmäßig im Brüten ab, die Zeit aber, in welcher Dies geschieht, ist nicht genau bestimmt. Mein Vater hat um acht Uhr Morgens das Männchen und um neun Uhr noch das Weibchen angetroffen. Gewiß ist nur, daß das Männchen in den Mittags- und Nachmittagsstunden, das Weibchen aber während der ganzen Nacht und in den Morgen- und Abendstunden auf den Eiern oder Jungen sitzt. Die eben ausgekrochenen Jungen sehen höchst unförmlich aus. Sie sind nur auf dem Oberkörper und zwar ganz sparsam mit schwarzgrauen Dunen bekleidet, ihr Kopf erscheint sehr groß und ihr Schnabel unverhältnißmäßig dick. „Jagt man das sie erwärmende alte Männchen oder Weibchen von ihnen, so geben sie einen ganz eigenen, schwirrenden Ton von sich, der mit keinem andern Vogellaut Aehnlichkeit hat, und nicht genau beschrieben werden kann. Sind sie etwas größer, so hört man dieses Schwirren nicht mehr von ihnen." Die Alten geberden sich sehr besorgt, wenn man der Brut sich naht und stoßen eigenthümlich klagende Töne aus. Sie sind, wie fast alle Vögel, in der Nähe des Nestes weit weniger scheu, als sonst und setzen, der Brut zu Liebe, ihre eigene Sicherheit aus den Augen, was sie zu andern Zeiten niemals thun. Die Jungen werden, nach meines Vaters Beobachtungen, mit den Puppen der Roß- und braunrothen Ameise von beiden Eltern und zwar aus dem Kropf gefüttert. „Ich habe alte, beim Neste geschossene Schwarzspechte untersucht, welche den ganzen Schlund bis in den Schnabel voll solcher Ameisenpuppen hatten. Stört man die Jungen nicht, so bleiben sie im Neste, bis sie völlig fliegen können, klettern aber innen an den Wänden der Höhle auf und nieder und gucken oft mit dem Kopfe zum Nestloche heraus."

Bei geeigneter Pflege gelingt es, jung aus dem Neste genommene Schwarzspechte längere Zeit am Leben zu erhalten und in einem gewissen Grade zu zähmen. Ich erhielt im vorigen Sommer drei dieser immer seltener werdenden Vögel, welche schon fast ausgefiedert waren. Der eine von ihnen starb bald nach seiner Ankunft, noch ehe er gelernt hatte, selbständig zu fressen; die beiden andern wurden anfänglich gestopft, gingen aber dann bald selbst an das Futter. Um sie zu gewöhnen, wurden ihnen Ameisenpuppen auf ein dünnes Drahtnetz gelegt, welches die Decke ihres einstweiligen Käfigs bildete. Sie lernten bald, diese Puppen anzuspießen, und man konnte dabei die wunderbare Beweglichkeit ihrer Zunge genau beobachten. Wenn sie eine Stelle von Nahrung gesäubert hatten, tasteten sie mit diesem überaus biegsamen Werkzeuge nach allen Seiten hin auf dem Drahtnetze umher und bewegten dabei die Zunge so rasch und in so manchfachen Windungen, daß man unwillkürlich an die Krümmungen und Windungen eines kräftigen, beweglichen Wurms erinnert wurde. Hatten sie eine Ameisenpuppe entdeckt, so krümmten sie die Zunge, richteten die Spitze gegen die Puppe, streckten die Zunge aus und hatten damit regelmäßig die Beute fest angespießt.

daß ich stets, so oft ich einen Elfenbeinschnabel von einem Baume zum andern fliegen sah, zu mir sagte: dort geht ein Van Dyck ....“

„Wohl möchte ich wünschen, daß ich fähig wäre, die bevorzugten Aufenthaltsorte des Elfenbeinschnabels zu beschreiben. Ich wünschte, daß ich zu schildern vermöchte die Ausdehnung jener tiefen Moräste, überschattet von Millionen riesenhafter, dunkler Cypressen, welche ihre starren, mosbedeckten Zweige ausstrecken, als ob sie den sich Nahenden mahnen wollten, still zu halten und im Voraus die Schwierigkeiten zu bedenken, welche er zu überwinden haben wird, wenn er tiefer in die meist unnahbaren Heimlichkeiten eindringt — jener Sümpfe, welche sich meilenweit vor ihm ausdehnen, in denen der Weg unterbrochen wird durch vorgestreckte riesige Zweige, durch zu Boden gestürzte Baumstämme und Tausende von kletternden und sich verschlingenden Pflanzen der verschiedensten Art; ich wollte, daß ich verständlich machen könnte die Natur dieses gefährlichen Grundes: seine sumpfige und schlammige Beschaffenheit, die Schönheit des verrätherischen Teppichs, welcher aus den reichsten Mosen, Schwert- und Wasserlilien zusammengewebt ist, aber, sobald er den Druck des Fußes erleidet, nach dem Leben des Abenteurers verlangt, und die hier und da sich findenden Lichtungen, welche gewöhnlich von einem See dunklen schlammigen Wassers ausgefüllt sind; ich wollte, daß ich fähig wäre, meinen Lesern einen Begriff zu geben von der schwülen, pestigen Luft, welche den Eindringling fast zu ersticken droht, zumal in unsern Hundstagen: aber jeder Versuch, das Bild dieser glänzenden und entsetzlichen Moräste zu zeichnen, ist ein verfehlter; nur eigene Anschauung vermag sie kennen zu lernen. Und ich will zurückkehren zur Beschreibung des berühmten Spechts mit dem elfenbeinern Schnabel!“

„Der Flug dieses Vogels ist äußerst anmuthig, obgleich dieser selten mehr als wenige hundert Ellen ausgedehnt wird, es sei denn, daß er einen breiten Fluß zu überfliegen habe. Dann streicht er in tiefen Wellenlinien dahin, indem er die Schwingen bald voll ausbreitet, bald wieder flatternd bewegt, um sich von neuem weiter zu treiben. Der Uebergang von einem Baume zum andern und selbst, wenn die Entfernung mehrere hundert Ellen betragen sollte, wird vermöge eines einzigen Schwunges ausgeführt, während welches der von der höchsten Spitze herabkommende Vogel eine zierliche Bogenlinie beschreibt. In diesem Augenblick entfaltet er die volle Schönheit seines Gefieders und erfüllt jeden Beschauer mit Vergnügen. Niemals stößt er einen Laut aus, so lange er fliegt, es sei denn, daß die Zeit seiner Liebe gekommen; sobald er sich aber an den Untertheil des Stammes angehängt hat und während er zu den oberen Theilen emporsteigt, vernimmt man seine bemerkenswerthe, klare, laute und angenehme Stimme und zwar auf beträchtliche Entfernung, ungefähr eine halbe Meile weit. Diese Stimme oder der Lockton, welcher durch die Silbe „Pät“ ausgedrückt werden kann, wird gewöhnlich dreimal wiederholt; aber der Vogel läßt sie so oft vernehmen, daß man sagen kann, er schreit während des ganzen Tages nur wenige Minuten nicht. Leider begünstigt solche Eigenheit seine Verfolgung ungemein, und zu dieser gibt die irrige Meinung, daß er ein Zerstörer der Bäume sei, nur zu viel Veranlassung. Dazu kommt, daß seine schönen Haubenfedern einen beliebten Kriegsschmuck der Indianer bilden, und daß er deshalb auch von den Rothhäuten eifrig verfolgt wird. Die Reisenden aller Völker sind erpicht auf diesen Schmuck und kaufen von den Jägern zur Erinnerung die Köpfe des prächtigen Vogels. Ich traf Häuptlinge der Indianer, deren ganzer Gürtel dicht mit den Schnäbeln und Hauben des Elfenbeinschnabels bedeckt war.“

„Wie andere seiner Familie lebt auch dieser Specht gewöhnlich paarweise, wenigstens dann, wenn die Jungen selbständig geworden sind, und wahrscheinlich währt seine Ehe die ganze Lebenszeit. Man sieht beide Gatten stets zusammen. Das Weibchen erkennt man daran, daß es schreilustiger und vorsichtiger als das Männchen ist. Die Fortpflanzung beginnt früher, als bei andern Spechten, schon im März. Das Nest wird, wie ich glaube, immer in dem Stamm eines lebenden Baumes angelegt, am liebsten in einer Esche, regelmäßig in bedeutender Höhe. Die Vögel sind sehr vorsichtig in der Wahl des Baumes und des Anlagepunktes der Höhle, weil sie Zurückgezogenheit lieben und ihre Nester vor dem Regen geschützt wissen wollen. Deshalb ist der Eingang gewöhnlich unmittelbar

unter der Verbindungsstelle eines großen Zweiges in den Stamm gehauen. Je nach den Umständen ist die Höhlung mehr oder weniger tief, manchmal nicht tiefer als zehn Zoll, zuweilen aber auch bis zu drei Fuß und mehr. Der Durchmesser der Nesthöhle, welche ich untersuchte, betrug etwa 7 Zoll; das Eingangsloch ist jedoch nie größer, als daß der Vogel gerade einschlüpfen kann. Beide Gatten des Paares arbeiten an der Aushöhlung und lösen sich wechselseitig ab. Während der eine meiselt, wartet der andere außen und feuert ihn an. Ich habe mich an Bäume herangeschlichen, während die Spechte gerade mit dem Bau ihres Nestes beschäftigt waren, und wenn ich mein Ohr gegen die Rinde legte, konnte ich deutlich jeden Schlag, welchen sie ausführten, vernehmen. Zweimal habe ich beobachtet, daß die Elfenbeinschnäbel, nachdem sie mich am Fuße des Baumes gesehen hatten, das Nest verließen. In Kentucky und Indiana brüten sie selten mehr als einmal im Jahre, in den südlichen Staaten zweimal. Das erste Gelege besteht gewöhnlich aus sechs Eiern von reinweißer Farbe, welche auf einigen Spänen am Grunde der Höhle gelegt werden. Die Jungen sieht man schon vierzehn Tage vor ihrem Ausfliegen zum Eingangsloch herausschauen. Ihr Jugendkleid ähnelt dem des Weibchens, doch fehlt ihnen noch die Holle; diese aber wächst rasch heran, und gegen den Herbst hin gleichen sie ihrer Mutter schon sehr. Die Männchen erhalten die Schönheit ihres Gefieders erst im nächsten Frühjahr."

„Die Nahrung besteht hauptsächlich in Käfern, Larven und großen Würmern; sobald aber die Beeren in den Wäldern reifen, frißt der Vogel gierig von diesen. Ich habe gesehen, daß er sich mit den Nägeln an die Weinreben hängt, in derselben Stellung wie unsere Meisen. Auch Persimonpflaumen sucht er sich zusammen, wenn diese Frucht gereift ist; niemals aber geht er Korn oder Gartenfrüchte an, obgleich man ihn zuweilen auf den in den Getreidefeldern stehenden Bäumen arbeiten sieht. Seine Kraft ist so groß, daß er Rindenstückchen von sieben bis acht Zoll Länge mit einem einzigen Schlage des mächtigen Schnabels abspalten kann, und wenn er einmal bei einem dürren Baum begonnen hat, schält er oft die Rinde auf zwanzig bis dreißig Fuß Fläche in wenigen Stunden ab."

„Wenn er verwundet wurde und zum Boden fiel, sucht er so schnell als möglich einen nahestehenden Baum zu erreichen und steigt an ihm mit der größten Schnelligkeit bis zu den Gipfelzweigen empor, duckt sich nieder und versteckt sich hier. Während er aufsteigt, bewegt er sich in Schraubenlinien rund um den Baum und stößt bei jedem Sprunge fast sein „Pät pät pät" aus, schweigt aber, sobald er einen sichern Platz erreichte. Tödtlich verwundet, krallt er sich oft so fest in die Rinde, daß er noch mehrere Stunden nach seinem Tode hängen bleibt. Wenn man ihn mit der Hand faßt, so lange er noch lebt, verwundet er heftig mit dem Schnabel und den Klauen, stößt aber dabei traurige und klägliche Schreie aus."

Wilson versuchte einen Elfenbeinschnabel in der Gefangenschaft zu halten, fand aber, daß Dies seine Schwierigkeiten hat. Der in Rede stehende Specht war ein alter Vogel, welcher erst verwundet und dann ergriffen wurde. Er schrie in der bereits angegebenen Weise wie ein kleines Kind und erschreckte dadurch das Pferd Wilson's so, daß es seinen Reiter in Lebensgefahr brachte. Als dieser mit seinem schreienden Vogel durch die Straßen von Wilmington ritt, rannten alle Weiber ängstlich an Thür und Fenster, um sich über den entsetzlichen Lärm zu unterrichten, und vor dem Wirthshaus mußte unser Forscher ein wahres Kreuzfeuer von Fragen aushalten. Schließlich brachte er den Elfenbeinschnabel auf seinem Zimmer unter und verließ dasselbe, um für sein Roß Sorge zu tragen. Als er nach etwa einer Stunde zurückkehrte, fand er, daß der gewaltige Vogel sich beinah schon befreit hatte. Er war an den Gewänden des Fensters emporgeklettert und hatte die Zimmerwände fast durchbrochen. Da Wilson ihn zeichnen wollte, verzieh er ihm den Fluchtversuch und band ihn, um einen ferneren zu verhüten, mit einer Kette an das dicke Bein eines Mahagonitisches. Hierauf verließ er das Zimmer abermals, um Futter zu suchen. Beim Zurückkommen vernahm er schon auf der Treppe, daß der Specht wieder arbeitete, und als er in das Zimmer trat, sah er zu seinem Entsetzen den Tisch anstatt auf vier, nur noch auf drei Beinen stehen. Während Wilson zeichnete, brachte

ihm der unwillige Vogel mehrere Wunden bei und bekundete überhaupt einen so edeln und freiheitsliebenden Sinn, daß der Forscher mehr als einmal daran dachte, ihn in seine Wälder zurückzubringen. Das ihm dargereichte Futter verschmähete er gänzlich, und so erlag er schon am dritten Tage den Leiden der Gefangenschaft.

* * *

Die Heherspechte (Melanerpes) zeichnen sich weniger durch ihre Größe, als durch die Farbenpracht ihres Gefieders aus. Sie sind kräftig gebaut, großköpfig und kurzhälsig. Der Schnabel ist gerade, am Grunde breiter als hoch, auf der Firste gewölbt, an den Rändern stark eingezogen, auffallend wegen vier gleichlaufender Leistchen, welche oberhalb und unterhalb der Nasenlöcher entspringen, sich bis gegen die Mitte des Schnabels hinziehen und zwischen sich Hohlkehlen bilden. Der Lauf ist so lang, als die Wendezehe mit Nagel. Im Fittig sind die vierte und fünfte Schwinge unter sich gleich lang und die längsten. Der Schwanz ist sehr gerundet, ein kleiner Ring um die Augen ist unbefiedert. Schwarz mit Roth oder Roth mit Weiß sind die vorherrschenden Farben. Die hierher zu zählenden Arten gehören dem Norden und Süden Amerikas an.

Der bekannteste aller Heherspechte ist der Rothkopf (Melanerpes erythrocephalus). Kopf und Hals sind hochroth, der Mantel, die Schwingen und der Schwanz rabenschwarz, die Hinterschwingen, der Bürzel und die Unterseite reinweiß. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel und die Füße sind bläulichschwarz. Das Weibchen ist etwas kleiner und minder lebhaft gefärbt als das Männchen. Bei den Jungen sind Kopf, Hals, Mantel und Brust erdbraun, durch schwarzbraune Mondflecken gezeichnet, die Vorderschwingen schwarzbraun, die Hinterschwingen röthlichweiß, gegen die Spitze hin schwarzbraun gebändert, die Steuerfedern dunkelbraunschwarz. Die Länge beträgt 9, die Breite 17, die Fittiglänge $4^5/_6$, die Schwanzlänge $2^3/_4$ Zoll.

„Es gibt vielleicht keinen Vogel in Nordamerika“, behauptet Wilson, „welcher bekannter wäre, als der Rothkopf. Sein dreifarbiges Gefieder ist so bezeichnend, seine räuberischen Sitten sind so bekannt, und er ist außerdem so häufig, daß jedes Kind von ihm zu erzählen weiß.“ Der Rothkopf verbreitet sich über den ganzen Norden Amerikas. Man sieht ihn nach Versicherung des Prinzen von Wied an allen Zäunen sitzen, an den Spitzen oder an den Stämmen eines Baumes hängen oder am Gewurzel umherklettern und nach Kerbthieren suchen. „Man darf ihn“, sagt Audubon, „als einen Standvogel der Vereinigten Staaten betrachten, da er in den südlichen Theilen derselben während des ganzen Winters gefunden wird und dort auch im Sommer brütet. Die große Mehrzahl seiner Art aber wandert im September von uns weg und zwar des Nachts. Sie fliegen dann sehr hoch über den Bäumen dahin, gesellschaftlich und doch jeder für sich, einem zersprengten Heere vergleichbar, und stoßen einen besondern, scharfen Laut aus, welchen man sonst nicht vernimmt, gleichsam in der Absicht, sich gegenseitig aufzumuntern. Mit Tagesgrauen läßt sich die Gesellschaft auf den Wipfeln der abgestorbenen Bäume um die Pflanzungen nieder und verweilt hier, Futter suchend, bis zu Sonnenuntergang. Dann steigt einer nach dem andern wieder empor und setzt seine Reise fort.“

„Mit Ausnahme der Spottdrossel kenne ich keinen so heitern und fröhlichen Vogel, wie diesen Specht. Sein ganzes Leben ist Freude. Er findet überall Nahrung in Menge und allerorten passende Nistplätze. Die geringe Arbeit, welche er thun muß, wird für ihn zu einer neuen Quelle von Vergnügen; denn er arbeitet nur, um sich entweder die zartesten Leckereien zu erwerben oder um eine Wohnung zu zimmern für sich, für seine Eier oder seine Familie. Den Menschen fürchtet er, wie es scheint, durchaus nicht, obgleich er keinen schlimmeren Feind hat, als gerade ihn. Wenn er auf einem Zaunspfahl am Wege oder im Felde sitzt und Jemand sich ihm nähert, dreht er sich langsam auf die andere Seite des Pfahls, verbirgt sich und schaut ab und zu vorsichtig hervor, als wolle er die Absicht des Menschen erspähen. Geht dieser ruhig vorüber, so hüpft er auf die Spitze des Pfahls und trommelt, als wolle er

sich beglückwünschen über den Erfolg seiner List. Nähert man sich ihm, so fliegt er zu dem nächsten oder zweitnächsten Pfahl, hängt sich dort an, trommelt wieder und scheint so seinen Gegner förmlich herauszufordern. Gar nicht selten erscheint er bei und auf den Häusern, klettert an ihnen herum, klopft auf die Schindeln, stößt einen Schrei aus und senkt sich dann nach dem Garten hinab, um dort die besten Beeren zu plündern, welche er entdecken kann."

„Ich wollte Niemand rathen, dem Rothkopf irgend einen Obstgarten preiszugeben; denn er nährt sich nicht blos von allen Arten der Früchte, sondern zerstört auch nebenbei noch eine große Menge derselben. Die Kirschen sind kaum geröthet, so sind auch schon diese Vögel da: sie kommen von allen Seiten meilenweit herbei und leeren einen Baum auf das Gründlichste ab. Wenn einmal einer erschienen ist und die erste Kirsche ausgespürt hat, stößt er seinen Lockton aus, wippt mit dem Schwanze, nickt mit dem Kopfe und hat sich ihrer im nächsten Augenblick bemächtigt. Hat er genug, so beladet er seinen



Der Rothkopf (Melanerpes erythrocephalus). 1/3 der nat. Größe.

Schnabel noch mit einer oder zweien und fliegt dem Neste zu, um seinen Jungen auch Etwas zu bringen."

„Es ist geradezu unmöglich, die Zahl der Rothköpfe, welche man in einem Sommer sieht, zu schätzen: so viel kann ich aber bestimmt versichern, daß ihrer hundert an einem Tage von einem einzigen Kirschbaum herunter geschossen wurden. Nach den Kirschen werden Birnen, Pfirsiche, Aepfel, Feigen, Maulbeeren und selbst Erbsen angegangen, und von den Verwüstungen, welche die Rothköpfe in dem Korn anrichten, will ich gar nicht reden, aus Furcht, Thiere, welche zwar in dieser Hinsicht schuldig sind, andererseits aber auch überaus gute Eigenschaften besitzen, noch mehr anzuklagen. . . . Die Aepfel, welche sie verzehren, pflegen sie in einer sonderbaren Weise wegzutragen. Sie stoßen nämlich ihren geöffneten Schnabel mit aller Gewalt in die Frucht, reißen sie ab, fliegen dann mit ihr auf einen Zaunpfahl oder Baum und zerstückeln sie dort mit Muße. Auch noch eine andere schlechte Sitte haben sie: sie saugen die Eier kleiner Vögel aus. Zu diesem Zweck besuchen sie sehr fleißig die Nist=

kästen, welche zu Gunsten der Segler und Blauvögel aufgehängt werden, auch wohl die Taubenhäuser, und selten thun sie es ohne Erfolg.“

„Aber was sie auch thun mögen, heiter sind sie stets. Kaum haben sie ihren Hunger gestillt, so vereinigen sie sich zu kleinen Gesellschaften auf der Spitze und den Zweigen eines abgestorbenen Baumes und beginnen vonhieraus eine sonderbare Jagd auf vorüberfliegende Kerbthiere, indem sie sich acht oder zwölf Ellen weit auf sie herabstürzen, zuweilen die kühnsten Schwenkungen ausführen und, nachdem sie ihre Beute gefaßt, wieder zum Baum zurückkehren und einen freudigen Schrei ausstoßen. Zuweilen jagt einer spielend den andern in einer höchst anziehenden Weise; denn während sie die weiten, schön geschwungenen Bogen beschreiben, entfalten sie die volle Pracht ihres Gefieders und gewähren dadurch ein überaus angenehmes Schauspiel. Wenn sie von einem Baum zum andern fliegen, ist ihre Bewegung gleichsam nur ein einziger Schwung. Sie öffnen die Flügel, senken sich herab und heben sich, in der Nähe des Stammes angelangt, langsam wieder empor. Kletternd bewegen sie sich aufwärts, seitwärts und rückwärts, anscheinend ohne jegliche Schwierigkeit, aber selten (?) mit dem Kopfe nach unten gerichtet, wie Kleiber und manche andere Spechte zu thun pflegen. Ihre Schwingungen von einem Baume zum andern geschehen, wie man meinen möchte, häufig in der Absicht, einen andern ihrer Art anzugreifen. Dieser aber weiß seinen Gegner, Dank seiner unendlichen Gewandtheit, immer zu foppen, indem er mit erstaunlicher Schnelligkeit rund um den Baum klettert.“

„Selten findet man ein neu angelegtes Nest; gewöhnlich begnügt sich das Paar, wenn es brüten will, mit einem alten, welches ein wenig ausgebessert und etwas tiefer ausgehauen wird. Ihre Nesthöhlen findet man in jedem abgestorbenen Baume, oft zehn oder zwölf in einem einzigen Stamme, einige eben angefangen, einige tiefer ausgemeiselt und andere vollendet. Grüne oder lebende Bäume werden so selten benutzt, daß ich mich keines erinnern kann, welcher ein Nistloch dieser Spechtart gehabt hätte. . . . In Louisiana und Kentucky brütet der Rothkopf zweimal im Laufe des Jahres, in den mittleren Staaten gewöhnlich nur einmal. Das Weibchen legt zwei bis sechs reinweiße und durchscheinende Eier, zuweilen in Höhlen, welche nur 6 Fuß über dem Boden eingemeiselt wurden, zuweilen in solchen, welche so hoch angebracht wurden, als möglich.“ Nach Wilson's Versicherung hat die Brut des Rothkopfs in der schwarzen Natter (Coluber constrictor) eine furchtbare Feindin. Diese Schlange windet sich häufig an den höchsten Baumstämmen empor, dringt in das friedliche Kinderzimmer des Spechtes, verschlingt hier die Eier oder die hilflosen Jungen, Angesichts der ängstlich schreienden und umherflatternden Eltern, und legt sich dann, wenn der Raum groß genug ist, zusammengeringelt in das Nest, um die Verdauung abzuwarten. Der Schulbube, welcher seinen Hals wagte, um ein Nest dieses Spechtes auszuheben, findet sich oft nicht wenig enttäuscht, wenn er seine Hand in die Höhle steckt und anstatt der Jungen die entsetzliche Schlange packt. Er hat dann gewöhnlich nichts Eiligeres zu thun, als ohne alle Rücksicht auf Glieder und Beinkleider am Stamme herunterzurutschen und verläßt schreckerfüllt so schnell als möglich den Baum.

Es trägt zur Vervollständigung unserer Kenntniß der Heherspechte bei, wenn ich hier noch einer andern Art der Gruppe Erwähnung thue. In Kalifornien und Mejiko wird der Rothkopf durch einen Verwandten (Melanerpes formicivorus) vertreten, welchen wir Sammelspecht nennen wollen. Die Oberseite ist schwarz, die Stirn, ein Fleck auf den Vorderschwingen, der Innensaum der Hinterschwingen und der Bürzel sind weiß; der Oberkopf bis zum Genick ist hochroth, die Kehle und ein Brustband sind schwarz; ein Feld, welches die schwarze Kehle umgibt, ist schwefelgelb; die Brust und die Seiten sind weiß, schwarz in die Länge gestrichelt. Das Auge ist gelb, der Schnabel und die Beine sind schwarz. Die Länge beträgt 9, die Fittiglänge 5¼, die Schwanzlänge 2¼ Zoll.

„Der Sammelspecht“, sagt Heermann, „ist der häufigste und lärmendste aller Spechte Kaliforniens. Vom höchsten Zweige eines Baumes aus, auf dem er zu sitzen pflegt, schwingt er sich plötzlich nach unten herab, ein Kerbthier verfolgend, kehrt, nachdem er es ergriffen, zu seinem früheren Platze

zurück und beginnt wenige Augenblicke später eine ähnliche Jagd. Im Herbst aber beschäftigt er sich sehr eifrig damit, kleine Löcher in die Rinde der Eichen und Fichten zu bohren und in ihnen Eicheln aufzuspeichern. In jedes Loch kommt eine Eichel, und sie wird so fest eingezwängt, daß sie nur mit Mühe herausgezogen werden kann. Zuweilen gewinnt die Rinde eines riesigen Nadelbaumes den Anschein, als sei sie dicht mit Bronzenägeln beschlagen. Diese Eicheln werden in sehr großer Menge aufgespeichert und ernähren während des Winters nicht nur den Specht, sondern auch Eichhörnchen, Mäuse, Heher &c., welche diese Vorräthe sehr stark mitnehmen."

Kelly vervollständigt diese Angaben. „Beim Abschälen der Rinde eines Baumes", sagt er, „bemerkte ich, daß sie gänzlich durchlöchert war. Die Löcher waren größer als die, welche eine Büchsenkugel hervorbringt und so regelmäßig, als hätte man sie mit Hilfe von Lineal und Zirkel eingebohrt. Viele von ihnen waren auf die netteste Weise mit Eicheln angefüllt. Ich hatte schon früher dergleichen Löcher in den meisten weicheren Bäumen wahrgenommen, aber geglaubt, daß sie von Kerbthieren herrührten und mir nicht die Mühe gegeben, sie genauer zu untersuchen. Da ich sie nun aber mit fest darin steckenden Eicheln, welche der Wind nicht hatte hineinwehen können, wie beschlagen fand, so suchte ich den Ursprung zu erforschen. Die Erklärung wurde mir von einem Freunde gegeben, welcher auf einen Flug von Spechten, der mit dem Einbringen seiner Wintervorräthe emsig beschäftigt war, hinwies. Ich folgerte nunmehr, daß der kluge Vogel nicht immer zwecklos arbeitet, sondern den Sommer damit hinbringt, die Löcher zu bohren, in denen er Speisevorräthe für den Winter sammelt. Dort kann das Wetter diesen weder Etwas anhaben, noch sie dem Spechte unzugänglich machen. Oft habe ich die Vögel in der Nähe belauscht, wie sie mit Eicheln im Schnabel, halb sich anklammernd, halb fliegend, einen Baum umkreisten, und ich habe die Geschicklichkeit bewundert, mit der sie versuchten, ihre Eichel in ein Loch nach dem andern einzuklemmen, bis sie eins von passendem Umfange gefunden hatten. Sie steckten die Eichel mit dem spitzen Ende zuerst hinein und klopften sie dann kunstgerecht mit dem Schnabel fest. Hierauf flogen sie weg, um eine andere zu holen. Aber das Geschäft dieses Vogels erscheint noch merkwürdiger, wenn man berücksichtigt, daß er nur solche Eicheln wählt, welche gesund und vollkernig sind. Derjenige, welcher solche Früchte zum Rösten sammelt, liest immer eine bedeutende Menge hohler und untauglicher mit auf, weil die glattesten und schönsten häufig eine in ihnen erzeugte große Made enthält; sogar der pfiffigste Indianer täuscht sich bei der Auswahl, all seiner Schlauheit und Erfahrung ungeachtet, während unter denjenigen, welche wir aus der Rinde unseres Bauholzes hervorzogen, auch nicht eine war, die irgend welchen Keim der Zerstörung in sich getragen hätte."

„Es wird für eine sichere Vorbedeutung eines baldigen Schneefalls erachtet, wenn man diese Spechte mit dem Einheimsen der Eicheln beschäftigt sieht. So lange noch kein Schnee liegt, gehen sie ihre gesammelten Vorräthe nicht an, Dies thun sie erst, wenn die auf dem Boden liegenden Nüsse vom Schnee bedeckt sind. Dann begeben sie sich zu ihren Vorrathskammern und picken sie von ihrem Inhalt leer, ohne die Nußschale aus der Oeffnung hervorzuziehen. Die Rinde des Fichtenbaums wird ihrer Dicke und geringen Widerstandsfähigkeit halber am liebsten zum Speicher benutzt."

* * *

Die Buntspechte (Pici) gelten als die vollendetsten Mitglieder der Gesammtheit, weil sie fast ausschließlich stammlebig sind und nur ausnahmsweise zum Boden herabkommen. Sie gehören zu den mittelgroßen und kleinen Arten und sind verhältnißmäßig gedrungen gebaut. Der Schnabel ist etwa kopflang, gerade, am Grunde ebenso hoch als breit, auf der Firste scharfkantig. Der Fuß ist kurzzehig und zuweilen verkümmert, da bei einzelnen Arten nur drei Zehen vorhanden sind. Im Fittig ist die dritte Schwinge die längste. Der Schwanz ist lang und keilförmig. Das Gefieder ist regelmäßig auf schwarzem Grunde weiß gezeichnet und an gewissen Stellen durch Roth oder Gelb

geziert. Die hierher gehörigen Arten bewohnen fast alle Verbreitungsgebiete der Spechte überhaupt, ausschließlich Mittel- und Südafrika.

Unser Bunt-, Band-, Roth- oder Schildspecht (Picus major) darf als das bekannteste Mitglied dieser Gruppe betrachtet werden. Er entspricht seinem Namen, denn sein Gefieder ist wirklich außerordentlich bunt. Die Oberseite ist schwarz, die Unterseite schmuziggelbgrau; ein Stirnband ist gilblich, die Wangen, die Halsstreifen, große Flecke auf den Schultern und Querbänder auf den Flügeln sind weiß, der Hinterkopf und der Unterbauch prächtig karminroth; ein Streifen, welcher sich vom Schnabelgrunde an den Halsseiten herabzieht, ist schwarz. Dem Weibchen fehlt das Roth des Hinterkopfs. Bei den Jungen ist der Oberkopf karminroth. Das Auge ist braunroth, der Schnabel lichtbleifarben, der Fuß grünlichgrau.

Ganz Europa und Sibirien bis Kamtschatka sind die Heimat dieses allbekannten Vogels. Seine Lebensweise ist zuerst von meinem Vater und sodann von Naumann so ausführlich beschrieben worden, daß seither kaum noch Etwas hinzugefügt werden konnte.

Der Buntspecht liebt Vorhölzer und tiefe Waldungen, kommt aber auch in Feldhölzern vor und erscheint im Herbst und Winter in den Gärten. Er bevorzugt Kieferwaldungen allen übrigen. Während des Sommers bewohnt er ein nicht eben ausgedehntes Gebiet; im Herbst und Winter streicht er in einem größeren Bezirk umher und dann, wie schon bemerkt, gewöhnlich in Gesellschaft von Kleibern, Baumläufern, Meisen und Goldhähnchen. Im Sommer duldet er innerhalb seines Gebiets keinen Seinesgleichen und kommt augenblicklich herbei, sobald er ein Klopfen vernimmt, aus dem er schließt, daß ein anderer Specht sich eingefunden habe. Bei seinen Streifereien folgt er den Bäumen; er meidet es, über das freie Feld zu fliegen. Freilich kennt er auch keine Umwege, da seine Streifereien eben nur den einen Zweck haben, sich reichlichere Nahrung zu suchen, als er sie an seinem eigentlichen Standorte findet und sich dabei zugleich ein wenig in der Welt umzusehen.

Der Buntspecht ist, wie Naumann sagt, ein kräftiger, munterer, gewandter, kecker und dabei schöner Vogel, dessen abstechende Farben in ihrer bunten Abwechslung auch in der Ferne und besonders wenn er fliegt, ihn sehr zieren. „Es sieht herrlich aus, wenn bei heiterem Wetter diese Buntspechte sich von Baum zu Baum jagen, im Sonnenschein schnell an den Aesten hinauflaufen oder auch an den oberen Spitzen hoher Bäume sich sonnen oder auf einem dürren Zacken, von der Sonne beschienen, ihr sonderbares Schnurren hervorbringen. Sie sind fast immer in Bewegung, dabei sehr hurtig und beleben den Wald, besonders die düsteren Nadelwaldungen, auf eine angenehme Weise.“ Der Flug geschieht ruckweise, ist ziemlich schnell und schnurrend, geht aber gewöhnlich nicht weit in einer Strecke fort. Auf dem Boden hüpft der Buntspecht noch ziemlich geschickt umher; er kommt aber selten zu ihm herab. Sehr gern setzt er sich auf die höchsten Wipfel der Bäume und läßt dabei sein „Pick pick“ oder „Kik kik“ wiederholt vernehmen. Nachtruhe hält er, wie die übrigen Spechte, in hohlen Bäumen; solche Schlupfwinkel sucht er auch auf, wenn er verwundet ist. Gegen Seinesgleichen zeigt er sich keineswegs liebenswürdig; man kann auch ihn, trotz seiner Streifereien mit dem erwähnten Kleingeflügel, nicht gesellig nennen. Gegen die Meisen, Goldhähnchen, Baumläufer und Kleiber zeigt er sich durchaus nicht freundschaftlich. Er scheint zwar ihr Anführer zu sein, bekümmert sich aber gar nicht um sie, sondern überläßt es dem Kleingesindel, ihm nachzuleben. Futterneidisch scheint er im höchsten Grade zu sein. Er ist einer von den Spechten, welche sich durch nachgeahmtes Pochen regelmäßig anlocken lassen. Im Frühling verfehlt er gewiß nie, sich einzustellen, sobald er ein Klopfen nach Art seines Trommelns oder Hämmerns vernimmt: denn dann kommt noch die Eifersucht ins Spiel; aber auch im Sommer und Herbst erscheint er dicht vor dem Jäger, welcher ihn foppte und klettert auf allen Zweigen herum, um den vermeintlichen Nebenbuhler oder Beeinträchtiger zu erspähen. Und nicht blos das Männchen fliegt herbei, sondern auch das Weibchen: — ein deutlicher Beweis, daß nicht allein die Eifersucht, sondern auch der Futterneid Ursache dieses Betragens ist.

Mancherlei Kerbthiere und deren Eier, Larven, Puppen, aber auch Nüsse und Beeren bilden die Nahrung des Buntspechts. Mein Vater und nach ihm Naumann versichern, auf ihre Beobachtungen gestützt, daß er keine Ameisen fresse und ebensowenig seine Jungen mit den Puppen derselben füttere: Gloger hingegen erfuhr, daß ein Buntspecht, welchen er bei starkem Froste geschossen hatte, seinen Magen „lediglich und beinahe vollständig“ mit großen Waldameisen gefüllt hatte. Nach meines Vaters Beobachtung ist er der Hauptfeind des Borkenkäfers, seiner Larven und Eier. Um zu diesen zu gelangen, spaltet er die Schalenstücke der Fichten ordentlich ab. „Ich habe Dies oft mit Vergnügen beobachtet. Er läuft an den Stämmen, deren Rinde zersprungen und locker aufsitzt, herum, steckt den Schnabel und die Zunge unter die Schale und spaltet diese ab, wenn er nicht zu den Kerbthieren gelangen kann. Ich habe die heruntergefallenen Stücke untersucht und immer gefunden, daß sie von Borken- und Fichtenkäfern unterwühlt waren. Auch frißt er allerlei Räupchen, welche für die Waldbäume nachtheilig sind und füttert damit seine Jungen groß. Er ist ein wahrer Erhalter der Wälder und sollte auf alle Weise geschont werden.“ — „Wenn er an schwachen Aesten hackt“, fügt Naumann hinzu, „bemerkt man, daß er oft plötzlich auf die andere Seite derselben läuft und nachsieht, um auch die durch das Pochen hier aufgescheuchten und entfliehenden Kerbthiere wegfangen zu können; denn diese machen es gerade wie die Regenwürmer, wenn der Maulwurf die Erde aufwühlt. Sie kennen die Annäherung ihres Todfeindes so gut wie jene.“ Ausnahmsweise geschieht es übrigens doch, daß sich der nützliche Vogel kleine Sünden zu Schulden kommen läßt. So wurde nach Wiese's Versicherung im Jahre 1844 ein Buntspecht geschossen, um festzustellen, was er in seinem Schnabel zu seinen Jungen tragen wollte, und man fand bei ihm eine junge, noch ganz nackte Meise, auf welche er wahrscheinlich zufällig bei seiner Kerbthierjagd gestoßen war. Doch geschehen derartige Uebelthaten gewiß sehr selten. Viel häufiger nährt er sich von Sämereien und zumal von Haselnüssen und Kiefernsamen. Erstere bricht er ab, trägt sie in den Spalt eines Baumes, den er dazu vorgerichtet hat und hackt sie auf. An Fichtenzapfen sieht man ihn oft hängen und arbeiten; häufiger noch beißt er sie ab, trägt sie auf einen Ast und frißt den Samen heraus. Seine Hauptnahrung scheint jedoch der Kiefernsamen zu sein, obgleich es ihm nicht leicht wird, zu diesem zu gelangen. „Wenn er Kiefernsamen fressen will“, berichtet mein Vater, „hackt er erst auf der oberen Seite eines gespalteten oder dürren Astes ein Loch, sodaß ein Kiefernzapfen zur Hälfte hineingeht. Einmal habe ich ein solches Loch auch in der dicken Rinde einer Kiefer nahe am Boden gesehen; es wurde aber wenig benutzt. Ist das Loch fertig, so fliegt der Buntspecht nach der Krone des Baumes und von Ast zu Ast, um es bequem zu haben, läuft auch auf einem Zweige vor, faßt ein Zäpfchen mit dem Schnabel am Stiele und beißt es ab, aber so, daß er es mit dem Schnabel noch halten kann, trägt es nun zu dem beschriebenen Loche und legt es so in dasselbe, daß die Spitze nach oben zu stehen kommt. Jetzt faßt er es mit den inneren Vorderzehen und hackt so lange auf die Spitze, bis die Deckelchen zerspalten und der Samen herausgeklaubt werden kann. Ist er mit einem Zapfen fertig, was drei bis vier Minuten Zeit kostet, so holt er einen andern auf dieselbe Art, wirft aber den vorigen nie eher herab, als bis er den andern in das Loch legen kann. Es scheint mir Dies um deswillen zu geschehen, damit er den alten noch einmal durchsuchen könne, wenn er keinen neuen fände; denn rein ausgefressen, wie von den Kreuzschnäbeln, werden die Zapfen nie. Dies Geschäft setzt er oft den größten Theil des Tages fort und zwar auf ein und demselben Baume. Ich habe in meinem Walde eine Kiefer, auf welcher ein und derselbe Specht oft viele Wochen lang sein Wesen treibt. Schon Mitte Augusts beginnt er Kiefernsamen zu fressen, ob dieser gleich noch nicht vollkörnig, geschweige reif ist, und während des Winters nährt er sich fast lediglich von ihm. Von den Kieferzapfen ist sein Schnabel zum Theil mit Harz bedeckt, während man an den Schnäbeln anderer Spechte oft Erde findet.“

So geschickt der Buntspecht im Aufhacken der Kieferzapfen ist, so wenig Ausdauer beweist er beim Anlegen seines Nestes. Er beginnt sehr viele Höhlungen, bevor er eine einzige vollendet, und wenn irgend möglich, sucht er sich ein Loch wieder auf, in welchem er oder einer seiner Artverwandten früher

schon brütete. Das Eingangsloch zum Neste ist so klein, daß der Vogel eben hinein- und herauskriechen kann; die innere Höhlung ist, von der unteren Seite des Eingangs gemessen, gewöhnlich einen Fuß tief und hält dabei einen halben Zoll im Durchmesser; die Nestkammer ist inwendig ebenso glatt ausgearbeitet, wie die anderer Spechte und unten ebenfalls mit feinen Spänen belegt. Vor der Paarung geht es sehr lebhaft zu; denn gewöhnlich werben zwei Männchen um ein Weibchen. „Sie schwirren“, erzählt mein Vater, „hoch über den Bäumen weg und fliegen oft im Kreise herum. Hat eins das Fliegen satt, so setzt es sich auf einen dürren Ast und schnurrt ihm zum Possen. Dies bemerkt man deutlich daran, daß, sobald ein Männchen aufgehört hat, das andere anfängt. So währt das Spiel stundenlang fort. Erblickt ein Buntspecht während dieser Zeit das Weibchen, welches sich immer in der Nähe aufhält, so verläßt er seinen Platz sogleich und fliegt ihm nach. Beide jagen sich dann herum und schreien sehr stark „Käck käck käck und kick kick“. Hört Das der andere Specht, so kommt auch er herbei, und dann wird das Geschrei noch ärger; beide verfolgen das Weibchen oder beißen einander. Dieses Spiel dauert bis sieben, höchstens bis acht Uhr Morgens und wird so lange getrieben, bis ein Männchen den Sieg errungen und das andere vollkommen vertrieben hat.“ Das Gelege besteht aus vier bis fünf, selten sechs kleinen, länglich gestalteten Eiern, welche sehr zartschalig, feinkörnig und glänzendweiß von Farbe sind. Beide Gatten brüten abwechselnd, zeitigen die Eier in vierzehn bis sechszehn Tagen und füttern die anfangs höchst unbehilflichen, häßlichen, weil unförmlichen Jungen mit Aufopferung groß. Sie lieben ihre Brut ungemein, schreien ängstlich, wenn sie bedroht wird und weichen nicht vom Neste. Auch nach dem Ausfliegen führen und füttern sie ihre Kinder lange Zeit, bis diese wirklich selbständig geworden und im Stande sind, ohne jegliche Anleitung ihre Nahrung sich zu erwerben.

Gefangene Buntspechte sind höchst unterhaltend. Es ist gar nicht schwer, sie an ein Ersatzfutter zu gewöhnen. Ich habe sie monatelang bei gewöhnlichem Drosselfutter erhalten und würde sie wahrscheinlich noch besitzen, hätte ich ihnen mehr Sämereien reichen lassen. Sie vertragen sich sehr gut mit andern ihrer Verwandtschaft, aber auch mit dem verschiedensten Kleingeflügel, welches man zu ihnen bringt und erfreuen durch die Anmuth und Rastlosigkeit ihrer Bewegung, durch ihre muntere, helle Stimme und ihr schmuckes Aussehen. Doch darf man sie dem Wetter nicht rücksichtslos preisgeben, selbst wenn genügend für Schlupfwinkel im Käfige gesorgt ist; denn Zug tödtet auch sie.

Die Buntspechte werden von dem Hühnerhabicht und Sperber zuweilen gefangen, entgehen diesen furchtbaren Feinden im Walde aber regelmäßig durch die Gewandtheit, mit welcher sie Bäume zu umkreisen oder sich in Schlupfwinkel zu bergen wissen. Ihre Brut wird von Wieseln und Eichhörnchen zerstört. Den Letzteren sind sie, wie Naumann versichert, sehr abhold und verfolgen sie mit ängstlichem Geschrei, wenn sie in die Nähe ihres Nestes kommen.

In den Laubwaldungen der Ebene wird der Buntspecht durch den etwas kleineren und schöneren Mittelspecht (Picus medius) vertreten oder theilweise ersetzt; außerdem aber kommt hier noch eine dritte Art der Familie hinzu: der Kleinspecht oder Gras-, Sperlings- und Harlekinspecht (Piculus minor), einer der Zwerge der Gesammtheit und der kleinste aller europäischen Spechte. Er unterscheidet sich von seinen Verwandten durch den kurzen, wenig keilförmigen Schnabel und den zugerundeten Schwanz, dessen Federn stumpfspitzig sind, sowie durch die Eigenthümlichkeit der Zeichnung. Beim Männchen ist die Stirn gelbgrau, der Oberkopf karminroth, der Oberrücken schwarz, der ganze Flügel einschließlich der Schulter- und Deckfedern schwarz und weiß gebändert oder der Unterrücken auf weißem Grunde schwarz gebändert, die Wangengegend weiß, durch einen schwarzen Streifen, welcher an den Halsseiten herabläuft, von der Unterseite getrennt, diese grau, seitlich schwarz in die Länge gestreift; die Mittelfedern des Schwanzes sind schwarz, die seitlichen

weißlich, schwarz gebändert. Dem Weibchen fehlt das Roth am Kopfe; die Jungen ähneln ihm, ihre Farben sind aber noch düsterer. Das Auge ist gelbrothbraun oder feuerroth, bei jungen Vögeln hellbraun, der Schnabel bleigrau, auf der Firste des Oberschnabels und an der Spitze schwarz, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 6, die Breite 11 bis 11½, die Fittiglänge 2¾, die Schwanzlänge 2¼ Zoll.

Die Heimat des Kleinspechts dehnt sich über ganz Europa und über Mittelasien aus: Radde hat ihn noch auf den Inseln des Onon beobachtet. Nach Süden hin reicht er bis Griechenland und Spanien; möglicherweise streifen einzelne vonhieraus auch nach Nordwestafrika hinüber. In Deutschland ist er in ebenen Gegenden, welche reich an Obstpflanzungen sind, durchaus nicht selten, in allen Gebirgen aber eine vereinzelte Erscheinung. Auch er ist mehr Stand- als Strichvogel. Da, wo er überhaupt brütend gefunden wird, trifft man ihn während des ganzen Jahres an; aber es kommt doch vor, daß er von seinen Ebenen aus den Fuß der Mittelgebirge zeitweilig besucht, also streicht. Dies geschieht regelmäßig in den Herbst- und Frühlingsmonaten, vom September und Oktober an bis zum April. Den reinen Nadelwald meidet er gänzlich; auch bei seinen Streifereien sucht er immer die Laubbäume auf. Er erwirbt sich ein bestimmtes Gebiet und durchstreift dasselbe täglich mehrere Mal; dies wird namentlich im Winter bemerklich, wenn das Laub ihn weniger versteckt, als sonst. Der Mittelpunkt seines Gebiets wird durch eine passende Höhlung bestimmt, weil auch er in einer solchen die Nacht zubringt. Deshalb meidet er auf seinem Zuge gänzlich diejenigen Gegenden, denen es an passenden Schlupfwinkeln fehlt. Nach Naumann sieht er sich oft genöthigt, Meisen und Feldsperlinge, welche derartige Nachtherbergen ebenso bequem finden, als er, mit Gewalt aus dem Kämmerchen zu vertreiben; denn da er später zu Bett geht, als jene, findet er das Schlafkämmerchen oft schon besetzt und erringt sich dann niemals ohne Kampf den Einlaß. Es scheint, daß er, des heftigen Streits um die Höhlen wegen, zuweilen sogar genöthigt ist, den Besitz derselben aufzugeben und sich neue anzulegen.

Dieser niedliche Specht ist, laut Naumann, einer der muntersten und gewandtesten seiner Gattung. Mit großer Leichtigkeit hüpft er an den Baumschäften hinan, umkreist sie, klettert auch kleine Strecken rückwärts, doch den Kopf stets nach oben und läuft selbst bis auf die fingerstarke Spitze der Zweige hinaus oder sogar auf der untern Seite fast wagrechter Zacken entlang. Er pickt und hämmert viel an den Bäumen und ist im Zimmern der Löcher zu Schlafstellen oder Nisten ebenso geschickt, wie die größeren Arten, sucht sich dazu jedoch immer weiche Stellen aus. Auf alten Eichen legt er solche nicht selten auf der untern Seite sehr schiefer oder beinahe wagrechter Hornzacken an. Zuweilen setzt er sich auf dünne Zweige in die Quere, wie andere Vögel; er hält sich dann aber nicht so aufrecht und zieht dabei die Füße an den Leib. Gegen Seinesgleichen ist er ebenso futterneidisch und zänkisch, wie die andern Spechte, weshalb man ihn außer der Fortpflanzungszeit auch immer nur einzeln antrifft. In seinem Gefolge sind ebenfalls sehr oft Kleiber, Meisen, Baumläufer und Goldhähnchen, welche mit ihm herumziehen, aber nicht weiter von ihm beachtet werden. Gegen den Menschen zeigt er sich zutraulich; er läßt diesen nahe an sich herankommen, bevor er weiter hüpft oder wegfliegt. Seine Stimme läßt sich durch die Silbe „Kik“ oder „kgiik“ ausdrücken; der Ton ist hoch, schwach und fein und wird lang gezogen. Zuweilen wiederholt er den einen Laut mehrmals nach einander; namentlich geschieht Dies beim Anhängen an einen Baum, nachdem er eine Strecke fliegend zurückgelegt hat. Er schreit viel, besonders bei heiterem Wetter, am meisten natürlich im Frühlinge während der Paarungszeit. Das Männchen schnurrt auch, wie andere Spechte; aber das Schnurren ist viel schwächer und klingt höher als bei diesen.

Während der Begattungszeit, welche Anfangs Mai beginnt, macht sich der Kleinspecht durch seine Unruhe, sein beständiges Rufen und Schnurren sehr bemerklich, und da, wo er häufig ist, gibt es auch lebhaften Streit zwischen Nebenbuhlern, welche um die Gunst eines Weibchen werben, oder zwischen zwei Paaren, welche um die Nisthöhle kämpfen. Diese wird regelmäßig in einer bedeutenden Höhe über dem Boden angelegt, am liebsten in alten, hohen Eichen, sonst auch in Garten- und Obstbäumen.

Ihr Bau mag den kleinen schwachen Geschöpfen viel Mühe machen, und deshalb wählen sie vorzugsweise Stellen, wo ein alter Ast ausgebrochen und inwendig das Holz morsch ist. Der Eingang ist „zirkelrund, wie mit einem Bohrer gemacht, nicht über 1¾ Zoll im Durchmesser. Die innen erweiterte Höhle ist ungefähr 6 Zoll tief". Auch die Kleinspechte fangen viele Nistlöcher an, ohne sie zu vollenden, und erschweren dadurch das Ausfindigmachen derjenigen, welche wirklich zum Brüten benutzt werden. Um diese kennen zu lernen, muß man, nach Päßler's Erfahrungen, beobachten, wohin das sorgsame Männchen fliegt, um sein brütendes Weibchen zu füttern. Das Gelege besteht aus fünf bis sieben kleinen, glänzend weißen, zuweilen auch mit äußerst feinen, rothen Pünktchen sparsam bezeichneten Eiern. Beide Gatten brüten wechselsweise, zeitigen die Eier innerhalb vierzehn Tagen und übernehmen gemeinschaftlich die Aufzucht der Jungen, führen und ernähren sie auch nach dem Ausfliegen noch lange Zeit.

Die Nahrung des Kleinspechtes scheint blos aus Kerbthieren zu bestehen; denn man findet auch im Herbst und Winter nichts Anderes in seinem Magen. Er vertilgt eine unzählige Menge von Ameisen und Spinnen, Käferchen und namentlich auch Kerbthiereiern, stiftet also nur Nutzen und verdient somit des nachdrücklichsten Schutzes. „Nicht allein den Waldbäumen", sagt Naumann, „sondern auch den Obstpflanzungen wird seine Anwesenheit zur wahren Wohlthat. Man sieht ihn beständig an den Bäumen und ihren Aesten picken und beinahe immer fressen, und bei nachheriger Untersuchung findet man den Magen so vollgestopft von allerlei oft winzig kleinen Baumverderbern, daß man darüber erstaunen muß."

Glücklicherweise ist er der Verfolgungswuth weit weniger ausgesetzt, als andere Spechte, weil er sich dem rohen Menschen nicht so bemerklich macht und Den, welcher ihn kennt, ohnehin zum Freunde hat. Andererseits freilich setzt ihn seine Zutraulichkeit mancher Gefahr aus. Auch er läßt sich durch nachgemachtes Pochen oder Klopfen herbeilocken; doch muß man seine Weise, zu hämmern, verstehen, wenn man auf Erfolg rechnen will: denn nur, wenn man sein Klopfen täuschend nachahmt, kommt er herbei.

In der Gefangenschaft scheint das niedliche Vögelchen noch von Niemand gehalten worden zu sein; wenigstens kenne ich keine Angabe hierüber. Es unterliegt nach meinen Erfahrungen kaum einem Zweifel, daß auch dieser Specht bei geeigneter Pflege an ein passendes Stubenfutter gewöhnt werden kann, und soviel ist wohl gewiß, daß er alle auf ihn verwendete Mühe durch sein anmuthiges Betragen reichlich vergelten würde.

Zu der Buntspechtfamilie gehört der auffallendste aller Spechte Europas, der Dreizehenspecht (Apternus tridactylus). Die Sippe, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch geraden, fast kopflangen Schnabel, welcher breiter als hoch und seitlich durch gerade Ränder begrenzt, auf der Firste kielförmig erhoben und an den Seiten gegen die Spitze hin hohlkehlig ausgebuchtet ist. Der Fuß ist dreizehig; die beiden Vorderzehen sind fast gleich lang, die hintere ist ein wenig länger, als sie; alle sind kürzer, als der Lauf. Im Fittig ist die vierte Schwinge die längste. Der Schwanz ist keilförmig, die Mittelfedern sind sehr steifschaftig und schmal gespitzt. Das Gefieder ähnelt dem anderer Buntspechte; die hervorstechende Kopffärbung ist aber nicht roth, sondern gelb. Der Dreizehenspecht ist auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite schmuzigweiß; die Stirnbinde ist auf schwarzem Grunde weiß gefleckt, die Mitte des Oberkopfs blaßgoldgelb; ein Streifen, welcher jederseits über dem Auge beginnt, am Hinterkopf sich mit dem der entgegengesetzten Seite vereinigt und über die Mitte des Rückens herabzieht, ist weiß, mehr oder weniger schwarz gefleckt; der Zügel und ein zweiter Streifen, welcher von der Schnabelwurzel entspringt und, mit dem Zügel gleichlaufend, sich seitlich am Halse herabzieht, sind schwarz; die Seitenfedern der Unterseite sind durch Längs- und Querflecken gezeichnet; die Schwingen und äußersten Steuerfedern sind schwarz, weiß gebändert, die mittelsten Steuerfedern ein-

farbig schwarz. Das Auge ist perlfarben oder silberweiß, der Schnabel lichtbleifarbig, an der Spitze schwärzlich, der Fuß dunkelbleigrau. Die Länge beträgt 9, die Breite 14, die Fittiglänge 4¾, die Schwanzlänge 3¼ Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich durch den Mangel des gelben Kopffleckens vom Männchen; die Kopfplatte ist bei ihm weiß gefleckt.

Es ist noch nicht zweifellos, ob die in Europa vorkommenden Dreizehenspechte wirklich nur eine Art bilden oder ob man den Dreizehenspecht der Alpen von dem des Nordens unterscheiden muß. Nimmt man an, daß es nur eine Art dieser Vögel gibt, so ist ein großer Theil Europas und Asiens als Heimat derselben zu betrachten. Aber der Dreizehenspecht kommt keineswegs überall, sondern vielmehr unter denselben Verhältnissen vor, wie z. B. das Schneehuhn. Er findet sich auf unsern Hochgebirgen und im hohen Norden, in den dazwischen liegenden Ländern aber nur als versprengter Irrling. In Skandinavien ist er durchaus nicht selten. Man trifft ihn nach Norden hin, soweit es Wälder gibt, südlich des 60. Grades nördlicher Breite nur als Strichvogel. In Finnland, Rußland, Liv- und Kurland ist er auch nicht selten, in ganz Sibirien stellenweise häufig, an der Mündung des Amur die gemeinste Spechtart; ja, er ist möglicherweise bis nach Nordamerika hinüber verbreitet oder wird wenigstens daselbst durch eine ihm täuschend ähnliche Art vertreten. Ebenso begegnet man ihm auf den Alpen, in der Schweiz, Tyrol und Kärnthen oder auf den Karpathen, während er in den übrigen Theilen unseres heimatlichen Erdtheils als Brutvogel gänzlich fehlt.

Da, wo er regelmäßig auftritt, scheint er unsern Buntspecht mehr oder weniger zu vertreten; ihm ähnelt er in Lebensweise und Betragen. Er ist ebenso munter, ebenso gewandt, ebenso keck, ebenso rastlos; er hat einen ähnlichen Flug, eine ähnliche Stimme, schnurrt oder trommelt in derselben Weise, ist ebenso futterneidisch und kommt deshalb auf das Klopfen regelmäßig herbei: kurz, der eine ähnelt dem andern in allen Stücken. Die Nahrung besteht, wie beim Buntspecht, aus Kerbthieren und Pflanzenstoffen. In den Wäldern liest er Kerfe aller Art von den Bäumen ab, meiselt, ihnen zu Gefallen, Rindenstücke weg oder Löcher in das morsche Holz und geht zu andern Jahreszeiten den Sämereien oder Beeren nach. Nach Tschudi soll er sich gern zu den Buntspechten halten und bei ihnen bleiben. In wie weit diese Angabe begründet ist, will ich dahin gestellt sein lassen; sie steht wenigstens durchaus nicht im Einklange mit Dem, was man sonst an Spechten beobachtet. Das Weibchen legt in selbstgemeiselte Löcher vier bis fünf glänzend weiße Eier.

Hierin ist das Wichtigste enthalten, was wir über die Lebensweise dieses Vogels wissen.

*   *
   *

Die Grünspechte (Gecini) kennzeichnen sich durch ziemlich bedeutende Größe, gestreckten Leibesbau, einen schwach keilförmigen, undeutlich vierseitigen Schnabel, welcher auf der Firste ein wenig gebogen ist, kurze, kräftige, vierzehige Füße, abgerundete Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwinge die übrigen an Länge überragen, und eine auffallend lange Zunge. Das Gefieder ist meist grün, auf der Unterseite lichter und oft quer gewellt. Die lebhaft gefärbten Kopffedern sind zuweilen zu einer Holle verlängert. Reichenbach vergleicht die Grünspechte mit den Bienenfressern und sagt, daß ihr schwaches Geripp auf mindere Kraft deute, daß sie auch seltener oder nicht pochen oder zimmern. Ihr Schädel ist mehr als bei andern verlängert und die Brustwirbel haben breite, dicht an einander gerückte, obere Dornfortsätze. Als wichtigstes Kennzeichen der Gruppe wird jedoch immer die mehr oder weniger gleichmäßige Färbung des Gefieders anzusehen sein; denn auch die Grünspechte bilden durchaus keine streng nach außen abgeschlossene Gruppe.

Der deutsche Vertreter dieser Familie, der Grün- oder Grasspecht (Gecinus viridis) ist auf der Oberseite hochgrün, auf der Unterseite lichtgraugrün; das Gesicht ist schwarz, der Oberkopf und Nacken sind auf aschblauem Grunde karminroth, der Bürzel ist hellgelb, ein Streifen unter den

Wangen beim Männchen roth, beim Weibchen schwarz; die Schwingen sind auf mattbraunschwarzem Grunde durch gelbliche oder bräunlichweiße Querflecken, die Steuerfedern auf grüngrauem Grunde durch schwärzliche Streifen gebändert. Bei den Jungen ist die Oberseite graugrün und weißlich gefleckt, die Unterseite weißgrau und schwärzlich gefleckt. Das Auge ist bei den Alten bläulichweiß, bei den Jungen dunkelgrau; der Schnabel ist schmuzigbleigrau, an der Spitze schwärzlich, der Fuß grünlich bleigrau. Die Länge beträgt 12, die Breite 20, die Fittiglänge 7, die Schwanzlänge 4½ Zoll.

Europa und ein großer Theil Nordwestasiens beherbergt den Grünspecht; möglicherweise kommt er auch in den Atlasländern vor. In Egypten fehlt er, obgleich mein Vater, Naumann, Gloger



Der Grün- oder Grasspecht (Gecinus viridis). ½ der nat. Größe.

und Andere das Gegentheil behaupten. Nach Norden hin verbreitet er sich bis Lappland. Er ist in manchen Gegenden Deutschlands ein allbekannter Vogel, während er in anderen nicht oder höchstens gelegentlich seiner winterlichen Streifereien angetroffen wird. Diese Streifzüge beginnen, sobald die Jungen selbständig geworden sind und enden erst im nächsten Frühjahre, wenn die Brutzeit herannaht; sie werden aber weder mit einer bestimmten Regelmäßigkeit, noch auf gewisse Strecken ausgedehnt: in manchen Wintern streicht der Vogel gar nicht, in anderen fliegt er ziemlich weit im Lande umher.

Man kann nicht sagen, daß der Grünspecht ein Waldvogel ist. Im reinen Nadelwald ist er sehr selten, im Laubwald trifft man ihn häufiger an; am liebsten aber bewohnt er Gegenden, in denen Baumpflanzungen mit freien Strecken abwechseln. Während der Brutzeit hält er sich in der Nähe seiner Nesthöhle auf; im Winter durchstreift er, auch wenn er nicht die Gegend verläßt, ein größeres

Gebiet als im Sommer, pflegt aber allabendlich eine Höhle auszusuchen, um in ihr zu schlafen: dann erscheint er monatelang in Gärten, unmittelbar neben den Wohnungen, auch selbst in den Gebäuden: einer, welchen ich lange beobachtet habe, schlief regelmäßig im Gebälk der Kirche meines Heimatdorfs, ein anderer in einem Staarkübel, welcher in unserm Garten aufgehängt war.

Der Grünspecht bekundet dieselbe Munterkeit und Fröhlichkeit, dieselbe List und Vorsicht und dieselbe Unruhe und Rastlosigkeit, wie seine Verwandten. Er klettert ebenso gut wie sie, übertrifft die bei uns einheimischen aber im Gehen; denn er bewegt sich sehr viel auf dem Boden und hüpft hier mit großem Geschick umher. Sein Flug ist hart, rauschend und dadurch von dem anderer Spechte verschieden, daß er sehr tiefe Bogenlinien beschreibt. Die Stimme ist ein helles, weit tönendes „Glück", welches, wenn es oft wiederholt wird, einem durchdringenden Gelächter ähnelt; der Laut der Zärtlichkeit ist ein wohltönendes „Gück, gäck oder kipp", der Angstruf ein häßliches Gekreisch. Das so vielen andern Spechten gemeinsame Trommeln scheint der Grünspecht nicht auszuführen; wenigstens haben es weder mein Vater noch Naumann jemals gehört.

Das tägliche Leben unseres Vogels ähnelt dem der Verwandten. Es ist etwa folgendes. Sobald der Morgenthau einigermaßen abgetrocknet ist, verläßt der Specht seine Nachtherberge, schreit vergnügt in die Welt hinaus und schickt sich an, sein Gebiet zu durchstreifen. Wenn nicht gerade die Liebe in ihm rege ist, bekümmert er sich wenig um seinen Gatten, geht vielmehr selbständig seine Wege und kommt nur gelegentlich mit dem Ehegenossen zusammen. Er streift von einem Baum zum andern, in einer gewissen Reihenfolge zwar, aber doch so regelmäßig, daß man ihn mit Sicherheit an einem bestimmten Orte erwarten könnte. Die Bäume sucht er stets von unten nach oben ab; auf die Aeste hinaus versteigt er sich seltener. Nähert man sich einem Baume, auf dem er gerade beschäftigt ist, so rutscht er schnell auf die dem Beobachter abgekehrte Seite, schaut zuweilen, eben den Kopf vorsteckend, hinter dem Stamme hervor, klettert höher aufwärts und verläßt plötzlich unbemerkt den Baum, pflegt aber dann seine Freude über die glücklich gelungene Flucht durch ein lautes, frohlockendes Geschrei kundzugeben. Bis gegen den Mittag hin ist er in ununterbrochener Thätigkeit. Er untersucht in den Vormittagsstunden gewiß über hundert Bäume und nimmt außerdem jeden Ameisenhaufen mit. An den Bäumen hämmert er viel weniger als andere Spechte, dagegen meiselt er nicht selten in das Gebälk der Wohnungen oder in Lehmwände tiefe Löcher. Wenn im Sommer die Wiesen abgemäht sind, läuft er viel auf dem Boden umher und sucht dort Würmer und Larven zusammen; im Winter fliegt er auf die Gehänge, von denen die Sonne den Schnee weggeleckt hat und späht hier nach verborgenen Kerfen. Er ist kein Kostverächter, zieht aber doch die rothe Ameise jeglicher anderen Nahrung vor und fliegt ihr zu Gefallen weit auf den Feldern umher. Pflanzennahrung behagt ihm wenig, doch verschmäht er sie nicht gänzlich: so frißt er, nach Snell's Erfahrung, zuweilen Vogelbeeren. Im Ameisenfang ist er geschickter, als alle übrigen Spechte, weil seine Zunge verhältnißmäßig länger ist und, Dank ihrer Klebrigkeit, in derselben Weise wie beim Ameisenfresser gebraucht werden kann.

Ende Februars stellt er sich auf seinem Brutplatze ein; aber erst im April macht das Weibchen Anstalt zum Neste. Im März sieht man beide Gatten stets vereinigt, und das Männchen zeigt sich dann sehr erregt. Es setzt sich auf die Spitze eines hohen Baumes, schreit stark und oft und jagt sodann das herbei gekommene Weibchen spielend von Baum zu Baum. Gegen andere Grünspechte benimmt sich das Pärchen sehr unfreundlich; das einmal gewählte Gebiet wird gegen jeden Eindringling hartnäckig vertheidigt. Zum Neste wählt sich der Vogel einen Baum, welcher im Innern kernfaul oder schon hohl ist. Hier sucht er sich eine Stelle aus, wo ein Ast ausgefault war, und diese Stelle wird nun erweitert. Beide Gatten arbeiten gemeinschaftlich und sehr fleißig, sodaß die Höhlung schon innerhalb vierzehn Tagen vollendet ist. Der runde Eingang ist so klein, daß der Vogel eben aus- und einschlüpfen kann; die innere Höhlung ist 10 bis 18 Zoll tief und etwa 6 bis 7 Zoll weit. Trifft der Grünspecht im Innern auf sehr festes Holz, so läßt er die begonnene Arbeit liegen, und lieber noch, als er eine neue Höhlung sich zimmert, benutzt er eine alte, welche ein anderer seiner Art

meiselte, kehrt auch, wenn er nicht gestört wurde, im nächsten Jahre wieder zu derselben zurück. Das Gelege besteht aus sechs bis acht Eiern. Sie sind länglich, glattschalig und auswendig glänzend weiß. Beide Gatten brüten wechselweise sechszehn bis achtzehn Tage lang, das Männchen von zehn Uhr Morgens bis drei oder vier Uhr Nachmittags, das Weibchen während der übrigen Zeit des Tags; beide erwärmen auch die zarten Jungen abwechselnd, und beide tragen denselben eifrig Nahrung zu. Die Jungen sind ebenso häßlich, wie anderer Spechte Kinder, entwickeln sich aber auch ebenso rasch und schauen schon in der dritten Woche ihres eigentlichen Lebens aus dem Nestloche heraus. Später beklettern sie vonhieraus den ganzen Baum, und endlich durchstreifen sie mit ihren Eltern das Wohngebiet, kehren aber noch eine Zeit lang allabendlich zu der Bruthöhle zurück. Die Streifzüge werden nun weiter und weiter ausgedehnt, und schließlich sucht die Familie, welche noch immer zusammenhält, nicht mehr die Bruthöhle auf, sondern übernachtet irgendwo in einer andern. Vom Oktober an vereinzelt sich die Gesellschaft: die Jungen sind selbständig geworden, und jeder einzelne sucht sich nunmehr, ohne Rücksicht auf die andern, sein tägliches Brot.

Der Grünspecht ist schwer zu fangen. In Sprenkeln oder auf dem Vogelherde wird blos zufällig einer berückt: eher noch gelingt Dies, wenn man seine Schlafhöhlung ausgekundschaftet hat und vor dem Eingange Schlingen anbringt. „In meinem Wäldchen", erzählt Naumann, „hatte sich einst ein Grünspecht eine Höhle zu seiner Nachtruhe in eine alte, hohe, graue Espe gezimmert. Ich erstieg den Baum mit einer langen Leiter, schlug ein Stiftchen dicht über das zirkelrunde Loch und hing einen dünnen Bügel mit Schlingen lose daran, sodaß diese den Eingang bestellten. Aus einer alten Laubhütte beobachtete ich nun ungesehen den schlauen Specht, welcher erst im Düstern ankam, die Anstalten scheu betrachtete und einigemal vom Baum abflog, ehe er den Muth hatte, sich dem verfänglichen Loche zu nähern. Endlich hing er sich vor dasselbe, guckte ein-, zweimal hinein, fühlte die Schlinge um den Hals, wollte entfliehen, kam aber mit gräßlichem Geschrei, den Bügel am Halse, herabgeflattert und war gefangen. Ich behielt ihn nur einen Tag lang und ließ ihn dann wieder fliegen. Er scheute nun den verhängnißvollen Baum auf lange Zeit, ging aber doch nach Verlauf von mehreren Wochen allabendlich wieder in seiner Höhle zur Ruhe. . . ."

„Der Grünspecht ist ein so stürmischer, unbändiger Vogel, daß man an Zähmung eines Alten gar nicht denken darf. Man hat es versucht und ihn an ein Kettchen gelegt; aber der Erfolg war immer ein baldiger Tod des ungestümen Gefangenen. Aus einem hölzernen Vogelbauer helfen ihm seine kräftigen Schnabelhiebe sehr bald, und läßt man ihn in die Stube, so klammert er sich an Allem an und zermeiselt das Holzwerk. Daß sie sich jung aufgezogen leichter zähmen lassen, mag sein; mir ist aber kein Fall derart bekannt geworden." Ich meinestheils zweifle nicht im geringsten, daß sich der Grünspecht ebenso leicht wird an ein passendes Futter gewöhnen lassen, als der Schwarzspecht; und denke schon in diesem Frühjahre meine Ansicht durch den Versuch bestätigen zu können.

* * *

Kukuksspechte (Colapti) hat man diejenigen Arten genannt, deren Schnabel deutlich gebogen und deren Gefieder mehr oder weniger gesperbert ist. Eins der bekanntesten Mitglieder dieser Gruppe ist der Goldspecht oder Flicker (Colaptes auratus). Der am Grunde breite Schnabel ist gestreckt, gegen die Spitze zusammengedrückt, auf der Firste und an den Schneiden seicht gebogen; der Lauf ist anderthalbmal so lang, als die äußere Vorderzehe; im Fittig sind die vierte und fünfte Schwinge die längsten; die Schäfte der Schwingen und Schwanzfedern sind hochgelb oder roth. Das Gefieder ist auf der Oberseite röthlichgraubraun, schwarz gebändert, der Oberkopf und das Genick sind aschgrau; ein halbmondförmiges Band am Hinterkopf ist scharlachroth; der Bürzel ist weiß; die Oberschwanzdeckfedern sind fahlweiß, die Kopfseiten und die Gurgel grauröthlich, der Zügel und ein breiter Gürtel am Unterhalse schwarz; die übrige Unterseite ist auf weißem Grunde schwarz getüpfelt, weil

jede Feder einen kreisrunden Flecken zeigt; die Schwingen sind schwefelgelb, die Schwanzfedern hochgelb, dunkler gespitzt. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel oben braun, unten bläulich, der Fuß graublau. Dem Weibchen mangelt der schwarze Zügelstreifen. Die Länge beträgt 12½, die Breite 16, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge 4½ Zoll.

Der Goldspecht verbreitet sich von Texas an über die Vereinigten Staaten bis zum äußersten Norden von Neuschottland; er soll auch auf Grönland beobachtet worden sein. Der Prinz von



Der Goldspecht oder Flicker (Colaptes auratus). ½ der nat. Größe.

Wied lernte ihn in Pennsylvanien und Indiana als gemeinen Vogel kennen; auch am Wawasch war er sehr häufig.

Die Lebensweise haben Wilson und Audubon geschildert. „Kaum hat der beginnende Frühling", sagt der Letztgenannte, „zu der süßen Pflicht der Paarung gerufen, so vernimmt man die Stimme des Goldspechts von der Höhe der Wipfel umgefallener Bäume als ein Zeichen des Vergnügens, daß die willkommene Jahreszeit angebrochen. Diese Stimme ist jetzt die Freude selbst; denn sie ahmt gewissermaßen ein langes, heiteres, auf weithin hörbares Lachen nach. Verschiedene Männchen verfolgen ein Weibchen, nähern sich ihm, neigen ihr Haupt, breiten ihren Schwanz und bewegen sich seitlich, rückwärts und vorwärts, nehmen die verschiedensten Stellungen an und geben sich

überhaupt die größte Mühe, der Erkorenen die Stärke und die Innigkeit ihrer Liebe zu beweisen. Das Weibchen fliegt zu einem andern Baum, aber immer verfolgt von einem, zwei und selbst einem halben Dutzend der verliebten Männchen, welche dort dieselben Liebesbewerbungen erneuern. Sie kämpfen nicht mit einander, scheinen auch nicht eifersüchtig zu sein, sondern verlassen, wenn das Weibchen den Einen von ihnen bevorzugt, ohne Umstände das glückliche Paar und suchen sich eine andere Schöne auf. So geschieht es, daß alle Goldspechte bald glücklich verehelicht sind. Jedes Paar beginnt nun sofort einen Baumstamm auszuhöhlen, um eine Wohnung zu erbauen, welche ihnen und den Jungen genügt. Beide arbeiten mit größtem Eifer und, wie es scheint, mit größtem Vergnügen. Wenn das Männchen beschäftigt ist, hängt sich das Weibchen dicht daneben und beglückwünscht es über jeden Span, welchen sein Schnabel durch die Luft sendet. Wenn er ausruht, scheint er mit ihr auf das Zierlichste zu sprechen, und wenn er ermüdet ist, wird er von ihr unterstützt. In dieser Weise, und Dank der beiderseitigen Anstrengung, wird die Höhle bald ausgemeiselt und vollendet. Nun liebkosen sie sich auf den Zweigen, klettern mit wahrem Vergnügen an den Stämmen der Bäume empor oder um sie herum, trommeln mit dem Schnabel an abgestorbene Zweige, verjagen ihre Vettern, die Rothköpfe, vertheidigen das Nest gegen die Purpurstaaren, kichern und lachen dazwischen, und ehe zwei Wochen verstrichen sind, hat das Weibchen seine vier oder sechs Eier gelegt und erfreut sich ohne Zweifel an ihrer Weiße und Durchsichtigkeit. Wenn es glücklich macht, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erzeugen, muß der Goldspecht in dieser Hinsicht zufrieden sein; denn er brütet zweimal im Jahre."

„Der Flug dieses Spechtes ist schnell und ausdauernd, im Vergleich zu dem anderer der Familie knapp und kurzbogig. Wenn er von einem Baum zum andern fliegt, durcheilt er eine gerade Linie, senkt sich wenige Ellen vor dem erwählten Baume nieder, hängt sich unten an und klettert nun wie andere Spechte rasch empor. Läßt er sich, wie es oft geschieht, auf einen Zweig nieder, so senkt er seinen Kopf und läßt die wohlbekannten Laute „Flicker" aus, jedoch nur dann, wenn er sich vollkommen sicher weiß. Er klettert vortrefflich in allen Stellungen, welche Spechte annehmen können. Auf dem Boden, zu dem er öfter herabkommt, hüpft er mit großer Gewandtheit umher; doch geschieht Dies gewöhnlich nur, um eine Beere, eine Heuschrecke oder einen Kern aufzunehmen, oder um die abgestorbenen Baumwurzeln nach Ameisen und anderen kleinen Kerfen zu untersuchen. Er liebt Früchte und Beeren mancher Art; namentlich scheinen ihm Aepfel, Birnen, Pfirsiche und verschiedene Waldbeeren höchst angenehm zu sein. Ebenso wenig verschmäht er das junge Getreide auf dem Felde; im Winter pflegt er die Kornfeimen zu besuchen. Viele bleiben jahraus jahrein in den Vereinigten Staaten, andere wandern nach Süden. Ihre Reisen geschehen des Nachts: man erkennt die fliegenden an dem eigenthümlichen Geräusch, welches sie mit ihren Schwingen hervorbringen, sowie an den bezeichnenden Stimmlauten, welche sie zuweilen hören lassen."

„Waschbären und schwarze Schlangen sind gefährliche Feinde des Goldspechts. Der erstere steckt oft genug eine seiner Vorderhände in die Nesthöhle, und wenn sie nicht allzutief ist, holt er die Eier gewiß herauf und saugt sie aus; ja, häufig genug nimmt er auch den brütenden Vogel selbst in Beschlag. Die schwarze Schlange begnügt sich mit den Eiern oder Jungen. Verschiedene Falkenarten verfolgen ihn im Fluge; ihnen aber entrinnt er in den meisten Fällen, indem er sich der nächsten Höhlung zuwendet. Es ist höchst lustig, das Erstaunen eines Falken zu sehen, wenn der gejagte Vogel, den er eben zu ergreifen vermeinte, vor seinen Augen verschwindet. Sollte der Specht einen derartigen Zufluchtsort nicht erreichen können, so hängt er sich an einen Baum an und klettert in Schraubenlinien mit solcher Schnelligkeit um ihn rundum, daß er den Raubvogel gewöhnlich ebenfalls prellt."

„Das Fleisch wird von vielen Jägern hoch geschätzt und oft gegessen, namentlich in den mittleren Staaten. Dann und wann sieht man den Goldspecht auch auf den Märkten von New-York und Philadelphia ausgestellt; ich meinestheils aber muß sagen, daß das Fleisch wegen seines Ameisengeruchs mir höchst unangenehm war."

„Auch in der Gefangenschaft verliert dieser Vogel seine natürliche Lebendigkeit und Heiterkeit nicht. Er geht leicht ans Futter, zerstört aber auch aus lauter Vergnügen in einem Tage mehr, als zwei Handwerker in zwei Tagen herstellen können. Jedenfalls darf Niemand glauben, daß die Spechte so dumme, verlorene und vernachlässigte Geschöpfe sind, als man oft angenommen hat.“

Keiner der amerikanischen Forscher scheint in Erfahrung gebracht zu haben, daß die Goldspechte bei geeigneter Pflege jahrelang im Käfig gehalten werden können. Wie leicht sie sich an die Gefangenschaft gewöhnen, geht am besten daraus hervor, daß sie selbst eine Seereise aushalten. Der Hamburger Thiergarten erhielt vor drei Jahren vier Stück dieser schönen Vögel, und einer von ihnen lebt heutigen Tages noch. Er macht durchaus keine besonderen Ansprüche an das Futter, jedenfalls nicht mehr, als ein anderer Kerbthierfresser; denn er begnügt sich mit einfachem Drosselfutter, nur daß dasselbe mit mehr Ameiseneiern gewürzt ist, als es bei Drosseln nothwendig. Die in Rede stehenden Goldspechte zeichneten sich von Anfang an durch ein zahmes und zutrauliches Wesen aus. Sie lernten ihren Wärter kennen, kamen bald auf seinen Ruf herbei und nahmen ihm die dargereichte Nahrung, besonders wenn dieselbe in noch lebenden Würmern bestand, aus der Hand. „Für den Vogelkundigen“, sagt mein Bruder, welcher dieselben Gefangenen vor mir beschrieb, „ist der von ihnen bewohnte Käfig ein höchst anziehender Gegenstand. Man kann hier in aller Muße die so auffallenden Bewegungen der Spechte überhaupt beobachten; man kann sehen, wie sie rasch und geschickt an den Baumstämmen innerhalb ihres Käfigs emporklettern, wie kräftig sie sich in die Rinde derselben einhaken, wie sicher sie sich zu befestigen wissen, wie umfassend sie ihren Schnabel zu gebrauchen verstehen; man kann selbst ihren Flug studiren: denn gar nicht selten machen sie wenigstens Versuche, in dieser Weise sich zu bewegen. An diesen Gefangenen habe ich beobachtet, daß sie auch im Schlafe ihre liebste Stellung annehmen. Daß die Spechte Baumhöhlungen zu ihrer Nachtherberge wählen, war mir durch die Beobachtung unserer deutschen Arten bekannt geworden; nichts desto weniger überraschte es mich, zu sehen, daß sie nicht nach anderer Vögel Art sich einfach auf den Boden der Höhle niedersetzten, sondern sich, wie bereits bemerkt, an den Wandungen derselben in der Kletterstellung aufhängen. Ich ersah daraus, daß ihnen diese Stellung leichter wird, als jede andere.“ Das Ueberraschendste, was ich erfahren konnte, war, diese Gefangenen im Frühjahr des Jahres 1865 zur Fortpflanzung schreiten zu sehen. Sie haben mir dadurch bewiesen, daß sie sich in der Gefangenschaft so wohl befanden, wie sich ein seiner Freiheit beraubter Vogel überhaupt befinden kann. Der beginnende Frühling verfehlte auch auf sie seine Wirkung nicht. Das Männchen gab seinen Jubel durch jauchzendes Aufschreien und wiederholtes Trommeln kund. Es lockte in der von Audubon beschriebenen Weise, liebkoste das Weibchen wiederholt und trieb mit ihm überhaupt alle Spiele, wie sie der Paarung vorauszugehen pflegen. Eines Morgens fand der Wärter ein Ei am Boden des Käfigs, wenige Tage darauf ein zweites. Meine Hoffnung, möglicherweise Junge zu erzielen, ging aber leider nicht in Erfüllung. Das Weibchen begann plötzlich zu kränkeln und lag eines Morgens todt im Käfig. Es war, anscheinend an Erschöpfung in Folge allzuschneller Entwicklung der Eier, zu Grunde gegangen. Wahrhaft rührend war es, zu beobachten, wie traurig das Männchen fortan sich geberdete. Tagelang, ohne Unterbrechung fast, rief es nach dem Weibchen; es trommelte im Uebermaß seiner Sehnsucht wie früher in der Jubellust seiner Liebe; es hatte nicht einmal in den Nachtstunden Ruhe. Später wurde es ruhiger und zuletzt still; seine frühere Heiterkeit hat es aber nicht wieder erlangt, und jetzt zumal, nachdem ihm auch die Gefährten gestorben sind, ist es recht schweigsam geworden. Ich habe selbstverständlich geeigneten Orts augenblicklich lebende Goldspechte bestellt; Amerika aber ist, trotz unserer ausgezeichneten Verbindungen, doch sehr weit, und es bleibt deshalb fraglich, ob wir jemals wieder so glücklich sein werden, mehrere dieser anziehenden Geschöpfe zu gleicher Zeit lebend zu haben.

In den südlichen Staaten Nordamerikas tritt zu dem Goldspecht ein ihm sehr ähnlicher Verwandter, welcher auch in Tejas und namentlich in Mejiko vorkommt und deshalb Colaptes mexicanus genannt worden ist. Er ähnelt dem Goldspecht ebensowohl in der Färbung wie in der

Anordnung der Zeichnung; doch sind bei ihm alle Farben dunkler und die Schäfte der Flügelfedern nicht goldgelb, sondern orangenroth. Die Stirn und der Oberkopf sind fahlröthlichgraubraun, die übrige Oberseite ist auf graubraunem Grunde schwarz quer gewellt, der Unterrücken aber weiß; die Schwanzfedern sind graubraun, ihre Schäfte orangenroth; Kinn, Kehle und Unterhals sind hell röthlichgrau, Brust und Bauch auf röthlich weißgrauem Grunde mit runden schwarzen Perlflecken gezeichnet; den Hinterkopf schmückt der zinnoberrothe Kragen, die Oberbrust das schwarze Querband; der zinnoberrothe Bartstreifen ist ebenfalls vorhanden. In der Größe kommt der Kupferspecht, wie wir ihn nennen wollen, seinem Verwandten ungefähr gleich.

„Dieser schöne Vogel", sagt der Prinz von Wied, „findet sich nicht blos in Mejiko, in den Felsgebirgen am Columbia und an dem Quellwasser des La Plata, sondern am ganzen obern Missouri bis zum Saskatschawan hinauf. Der Beobachter ist befremdet, wenn er kurz zuvor den gemeinen Goldspecht geschossen hat, plötzlich einen sehr ähnlichen Vogel zu sehen, an welchem die schöne gelbe Farbe einiger Theile zu einer prachtvollen, orangenrothen abgeändert ist. Man kommt erst nach und nach zu der Erkenntniß, eine zwar sehr ähnliche, aber doch verschiedene Art vor sich zu haben."

Ich habe selbstverständlich diesen Vogel nicht wegen seiner Befiederung, sondern vielmehr wegen seiner eigenthümlichen Sitten und Gewohnheiten hier aufgenommen. Ueber diese haben wir neuerdings durch Saussure ausführliche Mittheilungen erhalten, welche, Dank dem Eifer Bolle's, auch den fremder Sprachen unkundigen Deutschen zugänglich gemacht worden sind.

„Nachdem ich von dem Coffre de Perote herabgestiegen, besuchte ich den früheren Vulkan, welcher den Namen Pizarro trägt. Dieser eigenthümliche, zuckerhutförmige Berg, welcher über der Ebene von Perote wie eine Insel aus dem Meeresgrunde emporsteigt, erweckt das Staunen aller Reisenden durch die Regelmäßigkeit und Schönheit seiner Umrisse. Aber wenn man sich ihm nähert und die steilen Seiten dieses Lavakegels zu erklimmen anfängt, so wird man auf das Unerwartetste überrascht durch den Anblick der seltsamen Pflanzenwelt, welche seinen Schlackenboden bedeckt. Jenes bleiche Grün, welches man von weitem für Wälder gehalten hatte, verdankt seinen Ursprung nichts Anderem als einer Anzahl kleiner Agaven, deren Blattrosetten nur zwei bis drei Fuß Breite haben, während der Durchmesser ihrer Blüthenschäfte zwei bis drei Zoll beträgt. Zwischen den Artischockenarten, welche dem weißen Sande außerdem noch entsprießen, wirft eine große Yucca ihren spärlichen Schatten auf blaugraue Trachytmassen, und sie allein vertritt hier, wo Bäume für eine wunderbare Erscheinung gelten können, die Stelle derselben."

„Diese dürre Einöde, welche, wie es schien, durch kein lebendes Wesen erheitert wurde, begann einen tiefen Eindruck auf mich auszuüben: da ward meine Aufmerksamkeit plötzlich durch eine große Menge von Spechten, die einzigen Bewohner dieser öden Striche, in Anspruch genommen. Nie stößt man ohne eine gewisse Freude, nachdem man todte Wüsten durchwandert, wieder auf Leben, und mir war es in dieser Hinsicht seit lange nicht so wohl geworden. Ich ward bald inne, daß der Kupfer- oder mejikanische Specht der König dieser Oertlichkeit sei; denn obwohl noch andere Arten sich daselbst versammelt hatten, so behauptete er doch unbestreitbar das Uebergewicht."

„Alle diese Vögel, groß wie klein, waren in außerordentlich lebhafter Bewegung und in dem ganzen Aloe-Walde herrschte eine fast unnatürliche Regsamkeit, eine ungewohnte Thätigkeit. Dazu hatte die Vereinigung so vieler Spechte an ein und derselben Stelle schon für sich allein etwas Auffallendes, weil die Natur diesen Vögeln weit eher Liebe zur Einsamkeit und eine Lebensweise zum Erbtheil gegeben hat, welche ihnen, bei Strafe des Mangels, geselliges Beisammenwohnen untersagt. Weit entfernt daher, die Bewohner der Steppe durch unzeitiges Schießen zu erschrecken, verbarg ich mich in dem wenig gastlichen Schatten einer Yucca und versuchte, zu beobachten, was hier vorgehen würde."

„Es dauerte nicht lange, so löste sich vor meinen Augen das Räthsel. Die Spechte flogen hin und her, klammerten sich an jede Pflanze und entfernten sich darauf fast augenblicklich. Am häufigsten sah man sie an den Blüthenschäften der Aloen. An diesen hämmerten sie einen Augenblick, indem sie

mit ihren spitzen Schnäbeln wiederholt an dem Holze klopften; gleich darauf flogen sie an die Yuccastämme, wo sie dieselbe Arbeit aufs Neue vornahmen; dann kehrten sie schnell wieder zu den Aloen zurück, und so fort. Ich näherte mich daher den Agaven, betrachtete ihre Stengel und fand sie siebförmig durchbohrt und zwar so, daß die Löcher unregelmäßig eins über dem andern sich befanden. Diese Oeffnungen standen offenbar mit Höhlungen im Innern in Verbindung; ich beeilte mich daher, einen Blüthenschaft abzuhauen und ihn auseinanderzuschneiden, um seinen Mittelraum zu betrachten. Wie groß war mein Erstaunen, als ich darin ein wahres Vorrathshaus von Nahrungsstoffen entdeckte! Die weise Vorsicht, welche der kunstfertige Vogel durch die Wahl dieser Vorrathskammer und die Geschicklichkeit, mit der er sie zu füllen versteht, an den Tag legt, verdienen beide in gleichem Maße beschrieben zu werden."

„Die Agavepflanze stirbt, nachdem sie geblüht hat, ab und vertrocknet; aber noch lange nachher bleibt sie aufrecht stehen, und ihr Schaft bildet gleichsam einen senkrechten Pfahl, dessen äußere Schicht beim Abtrocknen erhärtet, während das Mark des Innern nach und nach verschwindet und so im Mittelpunkt des Stengels eine Röhre frei läßt, die dessen ganze Länge einnimmt. Diese Röhre hat der Specht dazu ersehen, seine Lebensmittel darin aufzuspeichern. Die Lebensmittel aber sind Eicheln, welche von unsern Vögeln für den Winter in jenen natürlichen Speichern aufgehäuft werden. Die Mittelröhre des Schaftes der Agaven hat einen Durchmesser, gerade groß genug, um Eicheln einzeln durchzulassen, sodaß sie der Reihe nach, eine über der andern, wie die Kügelchen eines Rosenkranzes zu liegen kommen; wenn man die Röhre der Länge nach spaltet, so findet man sie gleichsam mit einer Säule von Eicheln angefüllt. Indeß ist ihr Aufeinanderliegen nicht immer so regelmäßig. In den stärksten Agaven ist die Mittelröhre weiter, und in einer solchen häufen sich dann die Eicheln unregelmäßiger an. Aber wie stellt es der Vogel an, um seine Vorrathskammer, welche die Natur ringsum verschlossen hat, zu füllen?"

„Mit Schnabelhieben bohrt er am untersten Theile des Schaftes ein kleines rundes Loch durch das Holz. Dieses Loch erstreckt sich bis zur mittleren Röhre. Er benutzt dann diese Oeffnung, um Eicheln hineinzustopfen, bis er damit den Theil der Röhre gefüllt hat, welcher unterhalb des Loches liegt. Hierauf bohrt er ein zweites Loch an einem höher gelegenen Punkte des Schaftes, durch welches er den innern Raum der Mittelröhre, die sich zwischen den beiden Oeffnungen befindet, anfüllt. Gleich darauf bringt er ein drittes Loch noch höher hinauf an, und so fährt er fort, bis er so hoch hinaufgestiegen ist, daß er den Punkt des Schaftes erreicht, wo die Röhre so eng wird, daß sie keine Eicheln mehr durchläßt. Man beachte jedoch, daß diese Schaftröhre weder weit noch rein genug ist, als daß die Eicheln vermöge ihrer Schwere nach unten gezogen würden; der Vogel ist im Gegentheil gezwungen, sie hineinzustoßen, und trotz seines großen Geschicks bei dieser Arbeit gelingt es ihm doch meist nur, sie ein bis zwei Zoll tief in die Röhre hinabzuschieben; er ist daher in die Nothwendigkeit versetzt, die Löcher sehr nahe über einander zu stellen, wenn er vom Grunde bis zum Gipfel ein vollständiges Füllen des Schaftes bewerkstelligen will. Auch diese Arbeit verrichtet er indeß nicht immer mit gleicher Regelmäßigkeit. Es gibt viele Agavenschafte, deren Mark noch fast unversehrt geblieben ist und kaum irgend eine Röhre bildet. In diesem Falle muß der Specht andere Kunstgriffe anwenden, um seine Eichelvorräthe niederzulegen. Wo er keine Höhlungen findet, muß er selbst welche meiseln. Zu diesem Behuf bohrt er für jede Eichel, die er verstecken will, ein besonderes Loch und legt dieselbe dann in dem Marke selbst nieder, indem er hier ein Loch meiselt, weit genug, eine Eichel aufzunehmen. So findet man viele Stengel, in denen die Eicheln nicht in einer Röhre angehäuft sind, sondern jede für sich am Ende eines der Löcher liegt, mit welchen die Oberfläche des Schaftes übersäet ist. Das ist eine harte Arbeit und verursacht dem Vogel viel Schweiß. Er muß sehr fleißig sein, um eine solche Vorrathskammer anzulegen. Um so leichter wird es ihm nachher, sie zu benutzen. Er hat dann nicht mehr nöthig, seine Nahrung unter einer mühsam zu durchbrechenden Holzschicht zu suchen; er braucht nur seinen spitzen Schnabel in eine jener schon fertigen Oeffnungen zu stecken, um eine Mahlzeit daraus hervorzulangen."

„Die Geduld, welche unsere Vögel beim Füllen ihrer Vorrathskammern zeigen, ist nicht das einzige Bemerkenswerthe an ihnen: die Beharrlichkeit, die sie anwenden müssen, sich die Eicheln zu verschaffen, ist noch staunenswerther. Der Pizarro erhebt sich inmitten einer Wüste von Sand und Laven, auf denen kein Eichbaum wächst. Es ist mir unbegreiflich, von woher unsere Vögel ihre Lebensmittel geholt hatten. Sie müssen mehrere Meilen weit danach geflogen sein, vielleicht bis zum Abhang der Cordillera.“

„Durch ein so kunstvolles Verfahren schützt die Natur diese Spechte gegen die Schrecken des Hungers in einem öden Lande, während eines sechsmonatlichen Winters, wo ein stets heitrer Himmel Alles aufs Höchste ausdorrt. Die Trockenheit verursacht dann den Tod des Pflanzenlebens, wie bei uns die Kälte, und die allein ihr widerstehenden, überaus dürren, lederartigen Gewächse der Savanne ernähren keine von den Kerbthieren mehr, die der Specht zu seinem Unterhalt bedarf. Ohne die geschilderte Hilfsquelle bliebe unsern Vögeln nur übrig, entweder fortzuziehen oder Hungers zu sterben.“

„Wir waren damals im April, d. h. im fünften oder sechsten Monat der rauhen Jahreszeit und die Spechte beschäftigten sich damit, Eicheln aus ihren Vorrathskammern hervorzulangen. Alles veranlaßt zu dem Glauben, daß es wirklich die Eicheln sind, die ihnen zur Speise dienen und nicht etwa kleine Larven, die jene enthalten können. Die Art und Weise, wie sie sie genießen, ist ebenso merkwürdig, als das oben angedeutete. Die platte, rundliche Eichel kann von den zu großen Füßen des Spechts schwer gefaßt werden. Um ihr einen Halt zu geben und um sie mit dem Schnabel spalten zu können, nimmt der Vogel wieder seine Zuflucht zu einem sehr geschickten Kunstgriff. Er bohrt in die Rinde, welche die verdorrten Yuccastämme umgibt, ein Loch, gerade groß genug, um die Eichel mit ihrem dünnen Ende hineinzustecken, aber nicht groß genug, um sie ganz hineingehen zu lassen, klemmt sie in dies Loch und stößt sie mit seinem Schnabel hinein, wie einen Zapfen in ein Spundloch. Die so festgehaltene Frucht wird dann mit Schnabelhieben angegriffen und mit der größten Leichtigkeit zerstückt; denn mit jedem Streiche stößt der Specht sie tiefer und fester hinein. Aus diesem Grunde sind die Stämme vieler Yuccas ganz ebenso durchlöchert, wie die Agavenschafte. Wenn diese Bäume absterben, löst sich die sie bedeckende Rinde vom Stamm und läßt so zwischen sich und dem Holze des Baumes einen sehr geräumigen Zwischenraum, der selbst wieder zur Vorrathskammer, wie die Höhlung der Aloestengel, dienen kann. Unsere Vögel, schnell bereit, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen, bohren die abgestorbene Rinde voller Löcher und stecken Eicheln zwischen dieselbe und das Holz. Aber dies Verfahren scheint ihnen nicht besonders zuzusagen, was leicht erklärlich, indem der allzuweite Raum die Eicheln gewöhnlich auf den Boden dieser natürlichen Tasche fallen läßt, aus welcher die Spechte sie nachher nicht wieder hervorziehen können. Auch habe ich beim Aufheben der durchlöcherten Rindenstücke meist nur Ueberbleibsel von Eicheln gefunden, die am Holz hinabgeglitten waren, während die Spechte sie in den von außen her hineingebohrten Löchern zerstückten. Ganze Eicheln waren darin sehr selten.“

„Das im Vorstehenden geschilderte Verfahren ist merkwürdig. Hier haben wir einen Vogel, der Wintervorrath sammelt! Aus weiter Ferne holt er eine Nahrung, die seiner Gattung sonst nicht eigen ist und trägt sie in andere Gegenden, dahin, wo die Pflanze wächst, die ihm zur Vorrathskammer dient. Er verbirgt sie nicht in hohlen Bäumen, nicht in Felsenspalten oder Erdhöhlen, kurz an keinem jener Orte, die sich naturgemäß seinem Suchen darzubieten scheinen, vielmehr in schmalen, im Mittelpunkt eines Pflanzenstengels verborgenen Röhren, von deren Vorhandensein er weiß. Zu diesen Röhren bahnt er sich einen Weg, indem er das sie rings umschließende Holz zertrümmert; in ihnen häuft er seinen Vorrath in strengster Ordnung auf und bewahrt ihn so sicher vor der Feuchtigkeit in einem Zustande, der höchst günstig auf seine Erhaltung einwirkt, geschützt zugleich vor Ratten und samenfressenden Vögeln, welche nicht im Stande sind, durch das ihn schützende Holz zu dringen.“

„Mehrere Spechte, die zu kleineren Arten gehören, bevölkern ebenfalls die Savanne des Pizarro; ich habe indeß nicht ausfindig machen können, ob sie ein ähnliches Verfahren beobachten. In einer gewissen Gegend des Berges sah man unzählige trockene und in Vorrathskammern

verwandelte Aloen. Es war eine Hauptniederlage von Nahrungsmitteln, die ihren Ursprung einem Zusammenströmen sehr vieler Spechte in jener Gegend verdankte. Wahrscheinlich ist es, daß diese Vögel sich während der trocknen Jahreszeit in den mit Agaven dicht bestandenen Strichen zusammenfinden, wo für ihre Bedürfnisse im Voraus gesorgt ist und daß sie beim Beginn der Regengüsse sich in den Ebenen zerstreuen, um den Kerbthieren nachzugehen, welche die Natur ihnen dann im Ueberfluß darbietet."

Während die große Mehrzahl der Spechte ausschließlich oder wenigstens hauptsächlich von den Bäumen ihre Nahrung sucht, betreiben einige ihre Jagd auf dem Boden. Zu ihnen gehört der Feldspecht (Geocolaptes campestris), ein Vogel, welcher die offenen Triften Südamerikas bewohnt. Die Sippe der Erdspechte, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch einen etwa kopflangen, gestreckten, auf der Firste kantigen, mäßig zusammengedrückten, sanft gewölbten Schnabel, dessen Oberkieferrand an der Wurzel ein wenig aufgetrieben ist, durch starke, lange und zugespitzte Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, einen kräftigen, spitzigen Schwanz und ziemlich schlanke, hochläufige Füße mit verhältnißmäßig schwachen Zehen. Das Gefieder des Feldspechts ist bunt, aber nicht besonders lebhaft gefärbt. Der Scheitel und die Kehle sind schwarz, die Wangen, der Hals und die Oberbrust goldgelb, der Rücken und die Flügel blaßgelb, schwarzbraun gebändert, der Unterrücken, die Brust und der Bauch blaßweißlichgelb, jede Feder durch mehrere schwarze Querbinden gezeichnet; die Schwingen sind graubraun, goldgelb geschäftet, die Handschwingen an der Innenfahne, die Armschwingen an beiden Fahnen weißlich gebändert; die Schwanzfedern sind schwarzbraun, die äußeren Paare an der Außenfahne, die drei inneren Paare an der Innenfahne gelb gebändert. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig; doch ist das Weibchen minder lebhaft gefärbt, als das Männchen. Bei dem jungen Vogel sind die Binden breiter. Das Auge ist dunkelkirschroth, der Schnabel schwärzlichgrau, der Fuß schmuziggrau.

„Der Feldspecht", sagt der Prinz von Wied, „ist von allen übrigen Arten durch seinen Aufenthalt höchst bezeichnend geschieden, da er blos in offenen, von Waldungen entblößten Triften und höchstens in kleinen Gebüschen vorkommt. Ich habe ihn in den großen Küstenwaldungen nie gesehen, sondern blos in höheren, trockenen und erhitzten Triften des innern Sertongs der Provinz Bahia und Minas. Azara fand ihn in Paraguay. Er scheint also dem größten Theil des innern Südamerikas anzugehören." — „Zu den Ameisennestern der offenen Triften", bestätigt Burmeister, „gehört als lieber Gesellschafter der merkwürdige Feldspecht. Wir fanden den ersten am Abhange einer Hochebene. Eine ganze Gesellschaft, wohl acht Stück, hackten an einem großen, niedrigen Baum herum und flogen von Zeit zu Zeit einzeln auf den Boden, spazierten da, wie eine Krähe und kehrten dann zum Baum zurück. Sie mußten mit einer guten Nahrung beschäftigt sein, wahrscheinlich eine wandernde Termitengesellschaft überfallen haben. Ich sah dem Vogel bald seine Eigenthümlichkeit an. Ein Specht, der schreiend auf dem Boden herumspaziert: — welch ein Wunder, dachte ich und rief meinem Sohne zu, einen zu schießen. Es gelang. Der Specht purzelte kreischend zu Boden, die andern flogen davon, ließen sich aber bald auf einem nicht sehr entfernten Baum wieder nieder. Nun erkannte ich meinen neuen Gefährten. Er gab mir, als ich ihn todt betrachtete, die Gewißheit, daß ich das Campogebiet bereits betreten hatte; denn nur auf diesem ist der sonderbare Erdspecht zu finden."

„Der Feldspecht", erzählt der Prinz in seiner Reisebeschreibung, „lebt besonders von Termiten und Ameisen, welche in diesen Ebenen unendlich häufig sind. Man findet hier in Wäldern und Triften große kegelförmige Hügel von gelben Letten, welche oft fünf bis sechs Fuß hoch und von Termiten erbaut sind; in den offenen Gegenden haben sie gewöhnlich eine mehr abgeflachte Gestalt. Aehnliche Nester von rundlicher Form und schwarzbrauner Farbe hängen an dicken Aesten der Bäume, und ein jeder Kaktusstamm trägt eines oder mehrere derselben. Auf diesen pflegt der genannte

Specht zu sitzen und zu hacken. Er wird deshalb dieser Gegend sehr nützlich durch die Vertilgung der schädlichen Kerbthiere, welche in Brasilien die Hauptfeinde des Landbaues sind. Doch obgleich diese gefräßigen Thiere ihre Gänge über und unter der Erde anlegen, obgleich sie dieselben selbst an den Wänden der menschlichen Wohnungen anbringen, werden sie doch an allen diesen Orten von zahlreichen Feinden verfolgt. So rächen die Ameisenbären, die Spechte, die Ameisendrosseln und viele andere Thiere den Pflanzer, dessen ganzer Gewinn öfters von diesen kleinen verheerenden Feinden verzehrt wird."

Aus den übrigen Mittheilungen des Prinzen geht hervor, daß Azara und Spix mit Unrecht von dem Feldspecht behauptet haben, er klettere nicht an Stämmen; denn wenn Dies auch seltener geschieht, als bei den übrigen Arten, und wenn auch die hohen Fersen ihm das Hüpfen erleichtern, so sieht man ihn doch oft auch nach Art anderer Spechte klettern. Er rutscht an den Kaktusstämmen hinauf oder hüpft mit hoch aufgerichtetem Körper auf den wagrechten Aesten derselben umher, hält sich aber allerdings größtentheils am Boden auf. Gewöhnlich sieht man ihn paarweise, und deshalb wird die Gesellschaft, von welcher Burmeister spricht, wohl eine Familie, d. h. Alte mit ihren Jungen, gewesen sein. Im übrigen ähnelt der Feldspecht anderen Verwandten vollkommen. Er fliegt und schreit ganz wie unser europäischer Grünspecht.

„Das Nest des Vogels", schließt Burmeister, „muß sehr versteckt angelegt sein, da man es noch gar nicht kennt. Am Boden dürfte es wohl kaum sich befinden."

* * *

Als die nächsten Verwandten der eigentlichen Spechte darf man die Weichschwanzspechte (Picumni) betrachten. Reichenbach sieht in ihnen die Vertreter der Eisvögel unter den Spechten; Cabanis nennt sie Uebergangsglieder zwischen den Spechten und den Wendehälsen. Sie zeigen im ganzen die Gestalt unserer Spechte, besitzen aber keinen Stemmschwanz und sind außerordentlich klein, nicht viel größer als unsere Goldhähnchen. Der Schnabel ist länglich, kegelförmig, gerade, spitz und ohne deutliche Kanten. Die Beine sind wie bei den Spechten gebaut, für die Größe der Vögel weder schwach, noch klein; die Nägel zeigen die hohe Sichelform der Spechtkrallen; die kurzen Flügel sind sehr stumpf und rundlich, die vierte und die fünfte Schwinge sind die längsten; der Schwanz besteht aus zwölf seitlich verkürzten Federn, welche weich und abgerundet und deren beide äußersten verhältnißmäßig ebenso klein wie bei den eigentlichen Spechten sind. Das Gefieder ist ungemein weich und besteht aus wenigen, für die Größe des Körpers umfangreichen Federn.

Die Familie oder, wie Andere wollen, die Unterfamilie findet sich hauptsächlich in Südamerika; doch hat man auch in Afrika eine und in Indien drei hierher gehörige Arten entdeckt.

Ueber die Lebensweise fehlen ausführlichere Mittheilungen noch gänzlich, und die verschiedenen Berichte stimmen im ganzen noch wenig überein.

Der Zwergspecht (Picumnus minutus) ist auf der Oberseite graubraun, auf der Unterseite weiß und schwarz in die Quere gebändert. Der Oberkopf ist schwarz, fein weiß punktirt, Stirn und Vorderscheitel sind beim Männchen roth, beim Weibchen ebenfalls weiß geperlt, wie der übrige Scheitel; die schwarzbraunen Schwingen sind gelblich, die Deckfedern licht gesäumt; die Steuerfedern sind schwarz, die seitlichen mit breitem weißen Streifen an der Außenfahne, die beiden mittelsten mit solchem an der Innenfahne. Das Auge ist graubraun, der Schnabel an der Wurzel bleifarben, auf der Firste und an der Spitze schwärzlich, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 3 Zoll 7 Linien, die Breite 6 Zoll, die Fittiglänge 1 Zoll 10 Linien, die Schwanzlänge 1 Zoll.

Der Zwergspecht kommt in allen Küstenwaldungen von Guyana bis Paraguay nicht selten vor, erscheint aber auch oft in der Nähe der Wohnungen. Im Sommer lebt er paarweise, in der kalten

Zeit in kleinen Gesellschaften, welche ziemlich weit umherstreifen. Er hat, wie der Prinz sagt, vollkommen die Lebensart anderer Spechte und kriecht an den Stämmen umher, um Kerbthiere und ihre Larven zu suchen. Burmeister dagegen versichert, daß seine Lebensweise ganz die der Goldhähnchen sei. Beide Beobachter bestätigen somit die Angaben Azara's, welcher sagt, daß der Vogel an den Baumstämmen klettere und zuweilen von einem Zweig zum andern hüpfe. Schomburgk fand ihn regelmäßig unter den Herden verschiedener Vögel, welche zeitweilig im Walde umherstreichen, traf ihn aber auch in Gärten und Pflanzungen nicht selten an. In einem Garten sah er täglich ein Pärchen in ein Astloch aus- und einschlüpfen, er scheint aber das Nest nicht selbst untersucht zu haben. Von einer verwandten Art, welche in Peru lebt, wissen wir durch Tschudi, daß sie vier Junge erzieht. Dies ist Alles, was ich meinestheils über die Lebensweise der niedlichen Vögel gefunden habe.

* * *

Die Wendehälse (Jynges), welche als die tiefststehenden aller Spechtvögel anzusehen sind, gehören ausschließlich der alten Welt an. Sie sind gewissermaßen als Bindeglieder zwischen den Spechten und den Kukuken oder Bartvögeln anzusehen. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals lang, der Kopf ziemlich klein, der Flügel kurz und stumpf, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz mittellang, breit und weichfedrig, der Schnabel kurz, gerade, vollkommen kegelförmig, spitz, seitlich nur wenig zusammengedrückt, der Fuß ziemlich stark, vier- und paarzehig, das Gefieder locker und weich. Der innere Bau ähnelt nach den Untersuchungen von Nitzsch dem der Spechte, obgleich er sein Eigenthümliches hat. Die sehr ausstreckbare Zunge ist fadenförmig, an der Spitze aber nicht mit Widerhaken besetzt.

Unser Wende-, Winde-, Dreh- oder Natterhals, Drehvogel, Halsdreher, Halswinder, Nacken-, Natter- oder Otterwindel, Natterwendel, Natterzange u. s. w. (Jynx torquilla) ist auf der Oberseite lichtaschgrau, fein dunkler gewellt und gepunktet, auf der Unterseite weiß, sparsam mit dunkeln, dreieckigen Flecken gezeichnet; die Kehle und der Unterhals sind auf gelbem Grunde quer gewellt; ein schwärzlicher Längsstreifen zieht sich vom Scheitel bis zum Unterrücken herab; die übrige Zeichnung des Oberkörpers besteht aus schwärzlichen, rost- und hellbraunen Flecken; die Schwingen sind rothbraun und schwarzbraun gebändert; die Schwanzfedern sind fein schwarz gesprenkelt und zeigen fünf schmale Bogenbänder. Das Auge ist gelbbraun, Schnabel und Beine sind grüngelb. Bei den Jungen ist die Färbung blässer, die Zeichnung gröber und das Auge graubraun. Die Länge beträgt 7, die Breite 11, die Fittiglänge 3⅓, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Der Wendehals kommt auf der halben Erde vor; heimatsberechtigt aber ist er nur im Norden, d. h. in Mitteleuropa und in Mittelasien. In Deutschland findet er sich einzeln allerorten, wenn auch nicht gerade im Hochgebirge oder im düstern Hochwalde. Nach Norden hin reicht er bis zum mittleren Skandinavien; nach Osten hin dehnt sich sein Wohngebiet bis zu den Amurländern aus. Schon in Südeuropa ist er selten: in Spanien z. B. kommt er nach meinen Beobachtungen im Tieflande als Brutvogel nicht mehr vor, und ebenso scheint es in Griechenland zu sein. Gelegentlich seines Zuges sieht man ihn in ganz Egypten, Nubien und im Ost-Sudahn: hier endlich scheint er für den Winter Herberge zu nehmen. Dasselbe gilt nach Jerdon für Indien: Hier ist der Wendehals in allen Theilen, welche man durchforscht hat, beobachtet worden, aber ebenfalls hauptsächlich oder, wie ich glaube, ausschließlich im Winter. Lindermayer's Angabe, „überwintert in Griechenland und wird in den Monaten Oktober bis März nicht selten in den Olivenwäldern beobachtet", scheint mir der Berichtigung zu bedürfen; es wäre höchst auffallend, wenn der so wanderlustige Vogel ausnahmsweise in einem so nördlich gelegenen Lande die kalte Jahreszeit zubringen sollte.

Bei uns zu Lande erscheint der Wendehals erst, wenn der Frühling vollständig eingezogen ist, und er verläßt uns bereits wieder, bevor noch der Sommer ganz vorübergegangen. Seine Reisen werden des Nachts ausgeführt, und zwar sammeln sich im Herbst kleine Gesellschaften, welche den weiten Weg gemeinschaftlich zurücklegen, während die rückkehrenden vereinzelt ziehen. Doch sieht man auch im Frühlinge noch in Egypten oder Spanien an besonders günstigen Plätzen mehrere dieser sonst ungeselligen Vögel beisammen. Zu seinem Wohngebiet bevorzugt der Wendehals Gegenden, welche reich an Bäumen, aber doch nicht gänzlich bewaldet sind. Feldgehölze, zusammenhängende Gebüsche oder Obstbaumpflanzungen sind seine liebsten Wohnsitze. Er scheut den Menschen nicht und siedelt sich gern in unmittelbarer Nähe von Häusern, z. B. in Gärten an, falls hier nur einer der Bäume eine geeignete Höhlung besitzt, welche ihm zur Brutstelle dienen kann. Innerhalb seines Gebiets



Der Wendehals (Jynx torquilla). ½ der nat. Größe.

macht er sich wenigstens im Frühling leicht bemerklich; denn seine Stimme ist nicht zu verkennen, und sie fällt umsomehr auf, als das Weibchen dem rufenden Männchen regelmäßig zu antworten pflegt. Geht man dem oft zwanzigmal nach einander ausgestoßenen „Wii id wii id“ nach, so wird man den sonderbaren Vogel bald bemerken. Er sitzt entweder auf den Zweigen eines Baumes, auch wohl angeklammert am Stamme desselben oder auf dem Boden, hier wie dort ziemlich ruhig, obgleich keineswegs bewegungslos; denn sobald er sich beobachtet sieht, bethätigt er zum Mindesten seinen Namen. Man kann nicht sagen, daß er schwerfällig oder ungeschickt wäre: er ist aber träge und bewegt sich nur, wenn Dies unumgänglich nöthig ist. Von der Rastlosigkeit und Hurtigkeit der Spechte oder anderer Klettervögel bekundet er Nichts mehr. Seine Kletterfüße dienen ihm nur zum Anklammern; zum Steigen scheinen sie unbrauchbar zu sein. Auf dem Boden hüpft er mit täppischen Sprüngen umher,

und wenn er fliegt, wendet er sich sobald als möglich wieder einem Baume zu. Aus der Höhe stürzt er sich bis dicht über den Boden hernieder, fliegt hier mit rasch bewegten Flügeln eine Strecke geradeaus und steigt dann in einem großen, flachen Boden wieder aufwärts. Nur wenn er größere Strecken durchmessen muß, fliegt er in einer sanft wogenden Linie dahin.

Dagegen leistet er Erstaunliches in Verrenkung seines Halses, und diese Fähigkeit ist es, welche ihm fast in allen Sprachen den gleichbedeutenden Namen verliehen hat. Jedes Ungewohnte bewegt ihn, Grimassen zu schneiden, und diese werden um so toller, je mehr der Vogel durch irgend eine Erscheinung in Furcht versetzt worden ist. „Er dehnt den Hals oft lang aus", sagt Naumann, „sträubt die Kopffedern zu einer Holle aus und breitet den Schwanz fächerförmig aus, Alles unter wiederholten, langsamen Verbeugungen, oder er dehnt den ganzen Körper und beugt sich, besonders, wenn er böse ist, langsam vorwärts, verdreht die Augen und bewegt die Kehle wie ein Laubfrosch unter sonderbarem, dumpfen Gurgeln. In der Angst, z. B. wenn er gefangen ist und man mit der Hand zugreifen will, macht er so sonderbare Grimassen, daß ein Unkundiger darüber, wenn nicht erschrecken, so doch erstaunen muß. Mit aufgesträubten Kopffedern und halb geschlossenen Augen dehnt er den Hals zu einer besonderen Länge aus und dreht ihn wie eine Schlange ganz langsam, sodaß der Kopf währenddem mehrmals im Kreise umgeht und der Schnabel dabei bald rückwärts, bald vorwärts steht." Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Wendehals damit seine Feinde oder Angreifer schrecken will. Wie der Wiedehopf sich beim Anblick eines Raubvogels zu Boden duckt und sich durch das weiter oben beschriebene Geberdenspiel unkenntlich zu machen sucht, so bemüht sich auch der Wendehals, den Feind zu täuschen und abzuschrecken. Er vertraut auf sein unscheinbares Gefieder, dessen Färbung sich der der Baumrinde oder auch des Bodens innig anschmiegt und ahmt noch außerdem die Bewegungen der Schlange nach, welche den meisten Thieren furchtbar erscheint. Daß diese Vertheidigungsart nicht angeboren, sondern angelernt ist, beweist der Wendehals schlagend genug; denn nur die älteren Vögel, nicht aber die Jungen geberden sich in so merkwürdiger Weise.

Außer dem angegebenen „Wii id wii id" vernimmt man vom Wendehals selten einen anderen Laut. Im Zorn ruft das Männchen „Wäd wäd", in der Angst stoßen beide Geschlechter kurz abgebrochen die Silbe „Schäck" aus, im Zorn zischt wenigstens das Weibchen wie eine Schlange. Die Jungen schwirren, so lange sie im Neste sitzen, nach Art der Heuschrecken.

Die Spanier haben sehr recht, wenn sie den Wendehals „Hormiguero" oder zu deutsch Ameisler nennen; denn diese Kerbthiere, welche er ebensowohl vom Boden als von den Bäumen abliest, bilden in der That die Hauptmasse seiner Nahrung. Er verzehrt alle kleineren Arten, noch lieber aber die Puppen, als die ausgebildeten Kerfe. Gelegentlich frißt er auch wohl Raupen und andere Larven oder Puppen; Ameisen bleiben aber immer die Hauptsache. Seine Zunge, welche er so weit vorstrecken kann, wie nur irgend einer der Spechte, leistet ihm bei seinem Nahrungserwerb höchst ersprießliche Dienste. Nach Art des Ameisenfressers steckt er sie durch Ritzen und Löcher in das Innere der Haufen, wartet, bis sich die erbosten Kerbthiere an dem vermeintlichen Wurm festgebissen haben oder an dem klebrigen Schleim hängen geblieben sind, und zieht dann die ganze Ladung mit einem Ruck in den Schnabel. Die Puppen spießt er mit der Zungenspitze an, wie schon der alte Geßner beobachtete: „Der Windhalß durchsticht mit seiner außgestreckten Zungen sehr schnell die Ameissen, gleich wie bey vns die jungen Knaben die Frösch mit eisern Pfeilen, so sie an einen Bogen gebunden haben, vnd verschluckt dieselbigen, er berühret auch die nimmer mit seinem Schnabel, als die andern Vögel jhre Speiß."

Hinsichtlich der Nisthöhle macht der Wendehals geringe Ansprüche. Es genügt ihm, wenn der Eingang zu der Höhlung einigermaßen eng ist, sodaß nicht jedes Raubthier ihm oder der Kinderschar gefährlich werden kann. Ob das Loch sich in bedeutender oder geringerer Höhe über dem Boden befindet, scheint ihm ziemlich gleichgiltig zu sein. Sind mehrere Höhlen in einem Baume, so überläßt er, wie Naumann bemerkt, die höheren gewöhnlich anderen Vögeln, Feldsperlingen, Rothschwänzen und Meisen, mit denen er nicht gern streiten mag, nimmt die unterste in Besitz und lebt dann mit

allen übrigen Höhlenbrütern in tiefstem Frieden. Die Nisthöhle wird von dem alten Wust einigermaßen gereinigt und so auf dem Mulm eine ziemlich ebene Unterlage hergestellt. Darauf legt das Weibchen Mitte Mais seine sieben bis elf kleinen, abgestumpften, zartschaligen, reinweißen Eier. Es bebrütet dieselben etwa vierzehn Tage lang, größtentheils allein, denn es läßt sich nur in den Mittagsstunden von dem Männchen ablösen: aber es bebrütet sie mit dem größten Eifer. Nach meinen Beobachtungen gelingt es selten, ein auf den Eiern sitzendes Wendehalsweibchen aus dem Neste zu jagen. Klopfen am Baumstamme, welches alle übrigen Höhlenbrüter aufscheucht, stört es gar nicht, und selbst dann, wenn man oben zum Nistloche hereinschaut, bleibt es noch über den Eiern sitzen. Aber es zischt wie eine Schlange, wiederum in der Absicht, zu schrecken. Die Jungen sind, wenn sie dem Ei entschlüpften, beinahe nackt oder nur mit wenigen grauen Dunenfasern bekleidet. Sie wachsen jedoch ziemlich rasch heran, weil beide Eltern sich nach Kräften bemühen, ihnen Nahrung in Fülle herbeizuschaffen. Doch verlassen sie das Nest erst, wenn sie vollkommen flugbar geworden sind. So sorgsam die Alten für das Wohl der zahlreichen Kinderschar bedacht sind — Eins verstehen auch sie nicht: die Reinigung der Nestkammer. Der Wiedehopf ist wegen dieser Nachlässigkeit bei Jedermann verschrieen, der Wendehals ist um kein Haar besser als er; denn auch sein Nest wird zuletzt „ein stinkender Pfuhl". Die ausgeflogenen Jungen werden von den Eltern noch längere Zeit geführt und sorgfältig im Gewerbe unterrichtet. Erst um die Mitte des Juli vereinzeln sich die Familien, welche bisher treulich zusammenhielten, und jeder einzelne lebt nun still bis zu dem Tage, welcher der Beginn seiner Winterreise ist.

Es hält nicht schwer, den Wendehals an ein passendes Stubenfutter zu gewöhnen. Einzelne sind jedoch sogenannte Trotzköpfe, welche nur Ameiseneier genießen wollen. Einer, welchen Naumann besaß, litt bei vorgelegten Schmetterlingen, Raupen, Käfern und Käferlarven, Libellen, Fliegen, Spinnen und selbst Ameisen den bittersten Hunger; sobald aber Ameisenpuppen gebracht wurden, machte er sich sogleich darüber her, langte begierig mit der Zunge wie mit einer Gabel zu und zog, was außerhalb des Käfigs, aber im Bereich seiner Zunge lag, ebenfalls behend hinein. Nach und nach bequemt sich der Wendehals aber auch, anderes Futter zu sich zu nehmen: so wenigstens thaten die Gefangenen, welche ich hielt und einer, von welchem Frauenfeld berichtet. Letztgenannter Forscher bestätigt die bekannte Erfahrung, daß der Wendehals ungemein zahm wird und seinen Herrn genau kennen lernt. Im Anfang freilich schneidet ein solcher Gefangener bei jeder Gelegenheit seine Grimassen. „Den so ich ein zeitlang erhalten", sagt Geßner, „der flohe nicht bald, wenn ein Mensch herzukam; doch ward er zornig, er richtet seinen Halß auff, vnd stieß mit seinem Schnabel, er beiß aber nicht, vnd diesen zog er offt hinder sich vnnd streckt jhn widerumb herfür, also träwend erzeigt er seinen Zorn. Darzwischen waren seine Federn, fürauß auff dem Halß, starrend, vnnd der Schwantz zerthan vnnd auffgericht." Aus Frauenfeld's Beobachtungen geht deutlich hervor, daß der Wendehals seine Grimassen blos in der Absicht schneidet, um andere Thiere zu schrecken. Seine Gefangenen und zwei Buntspechte, welche er ebenfalls hielt, bekamen des Morgens die Erlaubniß, frei im Zimmer umherzufliegen. Wenn einer der Spechte dem Wendehals zu nahe kam, geberdete sich dieser in der bekannten Weise, um die Spechte zu erschrecken, und Dies gelang ihm auch immer; denn die Spechte flogen jedesmal davon, wenn der Wendehals die Schlange nachahmte. Anfangs geberdete er sich in ähnlicher Weise gegen seinen Gebieter; später hatte er sich mit diesem so vollständig vertraut gemacht, daß er ihm niemals mehr drohete. Uebrigens wiederholt der Wendehals, wie Frauenfeld sagt, „seine Geberden ganz rhythmisch. Während er den Leib flach niedergestreckt vorwärts schiebt, streckt er den Hals so lang als möglich aus, spreizt den Schwanz, sträubt die Kopffedern hoch empor und schnellt dann, wenn er sich langsam dehnend, so weit er vermochte, ausgestreckt hatte, plötzlich mit raschem Ruck den Kopf zurück. Dieses Dehnen und Zurückschnellen wiederholt er vier= bis fünfmal, bis sich sein Gegner entfernt. Noch auffallender ist sein Benehmen außerhalb des Käfigs, den er übrigens nicht gern verläßt. Er sucht dann häufig ein Versteck auf und weiß sich hier so vortrefflich zu verbergen, daß man ihn zuweilen längere Zeit vergeblich suchen muß.

So lange er nicht bemerkt zu sein glaubt, bleibt er niedergedrückt ganz ruhig und folgt, mit den Augen beobachtend, dem Suchenden. Erst wenn er sich entdeckt sieht, beginnt wieder die komisch sträubende Bewegung, um den Gegner zu ängstigen und zu verscheuchen. Wenn er überrascht wird, während er sich außerhalb des Käfigs befindet, so drückt er sich gegen den Boden der Länge nach nieder und bleibt unbeweglich liegen. Beobachtet man ihn nicht weiter, so erhebt er sich aber erst nach geraumer Zeit wieder und treibt sich weiter im Zimmer umher. Geht man jedoch auf ihn los, so wiederholt er das alte Spiel. Nur, wenn mehrere Personen zu gleicher Zeit ins Zimmer treten, fliegt er furchtsam nach einer höheren Stelle".

Der Wendehals bietet sich vernichtungssüchtigen Sonntagsschützen leider oft genug zum Ziele dar und wird deshalb viel häufiger auch durch den Menschen vertilgt, als es geschehen sollte. Der harmlose Vogel hat im Sperber und seinen Verwandten, in Elstern und Hehern, in Katzen, Mardern und Wieseln ohnehin so viele Feinde, daß der Mensch geradezu frevelt, wenn er ihn tödtet. Das Fleisch ist zwar zart und schmackhaft; der einzige kleine Bissen aber, welchen der erlegte Wendehals hergibt, rechtfertigt die Tödtung in keiner Weise. So lange der Vogel lebt, bringt er uns nur Nutzen, niemals Schaden. Die Erkenntniß dieser unbestreitbaren Wahrheit sollte doch wahrhaftig in Jedermanns Augen sein Schutzbrief sein.

Achte Ordnung.

Die Schwirrvögel (Stridores).

„Unter allen belebten Wesen ist der Kolibri das schönste der Gestalt, das prächtigste der Färbung nach. Edelsteine und Metalle, denen unsere Kunst ihren Glanz gibt, sind mit diesen Kleinodien der Natur nicht zu vergleichen. Ihr Meisterstück ist dieser kleine Vogel. Ihn hat sie mit allen Gaben überschüttet, welche den übrigen Vögeln nur vereinzelt beschieden worden sind. Leichtigkeit, Schnelle, Gewandtheit, Anmuth und reicher Schmuck: Alles ist diesem ihrem kleinen Liebling zu Theil geworden. Der Smaragd, der Rubin, der Topas schimmern auf seinem Gewande, welches er nie mit dem Staube der Erde beschmuzt; denn sein ganzes ätherisches Leben hindurch berührt er kaum auf Augenblicke den Boden. Er ist stets in der Luft, von Blume zu Blume gaukelnd, deren Frische und deren Glanz ihm eigen ist und deren Nektar er trinkt."

„Der Kolibri bewohnt nur die Himmelsstriche, wo sich Blumen immerdar erneuern; denn diejenigen Arten seiner Familie, welche des Sommers bis in die gemäßigten Gürtel kommen, bleiben daselbst nur kurze Zeit. Sie scheinen der Sonne zu folgen, mit ihr vor- und rückwärts zu gehen und auf Zephyrflügeln im Gefolge eines ewigen Frühlings zu wandeln."

So schildert Buffon in seiner malerischen Weise; aber auch alle nach ihm folgenden Naturforscher und selbst die ernstesten unter ihnen stimmen in die Bewunderung dieser Prachtvögel mit ein. Wen gäbe es wohl, fragt Audubon, „welcher nicht bewundernd still stehen sollte, wenn er eines dieser lieblichen kleinen Geschöpfe erblickt, wenn es schwirrend durch die Luft schießt, sich in ihr wie durch Zauber festhält oder von Blume zu Blume gleitet, glänzend, als wäre es selbst nur ein Stück Regenbogen, welches so lieblich ist, wie das Licht selber?" — „Der Kolibri", meint Waterton, „ist der wahre Paradiesvogel. Man sehe ihn durch die Luft schießen, mit der Schnelligkeit des Gedankens. Jetzt ist er eine Armslänge vor Deinem Gesicht, im Nu ist er verschwunden, und einen Augenblick später gaukelt er wieder um Blumen und Blüthen. Jetzt gleicht er einem Rubin, jetzt einem Topas, bald darauf einem Esmerald und bald wiederum funkelndem Gold." — „Es gibt keine

schöner gefärbte, zierlicher gebaute und zahlreichere Vogelfamilie auf der Erde", sagt Burmeister, „als diese in jeder Hinsicht merkwürdigste und eigenthümlichste unter den amerikanischen Vogelgestalten. Man muß die wundervollen Geschöpfe lebend in ihrem Vaterlande gesehen haben, um den ganzen Liebreiz ihrer Natur vollständig bewundern zu können."

In der Bewunderung der Kolibris stimmen alle Forscher überein, bezüglich ihrer Würdigung in systematischer Hinsicht herrschen verschiedene Ansichten. Bilden die Schwirrvögel wirklich nur eine Familie? Können sie mit Fug und Recht einer andern Ordnung der Vögel eingereiht werden? Diese Fragen sind schon vielfach erwägt worden; die Forscher haben sich aber noch heutigen Tages nicht geeinigt.

Das Eine ist nicht zu leugnen, daß die Kolibris in dieser oder in jener Hinsicht an andere Vögel erinnern: aber sie erinnern auch nur an sie — vergleichen, zusammenstellen lassen sie sich nicht mit andern.. Erwägt man jede Eigenthümlichkeit, berücksichtigt man die Summe ihrer Merkmale, so wird man sie schwerlich andern Vögeln ähnlich finden können. Ihr Gesammtgepräge ist ein durchaus selbständiges, und ihre Lebensweise, eine bessere Erläuterung der Gestalt, als wir sie mit Worten zu geben vermögen, hat mit der keines andern Vogels Aehnlichkeit. Die Schwirrvögel, wie ich sie nennen will, sind, falls man so sagen darf, die Vertreter der Kerbthiere in ihrer Klasse: die Art und Weise ihrer Bewegung, ihres Nahrungserwerbs, ihr Wesen hat mit gewissen Kerbthieren, zumal mit Schmetterlingen, eine unverkennbare Aehnlichkeit. Vögel sind die Kolibris, wenn sie sitzen, Kerbthiere in Vogelgestalt, wenn sie sich bewegen. Man hat sie mit den Seglern zusammengestellt: — sie haben mit diesen nur im Flügelbau Aehnlichkeit; man hat sie zu den Dünnschnäblern und insbesondere zu den Honigsaugern gebracht: — sie unterscheiden sich in jeder Hinsicht von diesen. Ebensogut könnte man sie als nahe Verwandte der Spechte betrachten; denn der Bau ihrer Zunge stimmt im wesentlichen mit dem der Spechtzunge überein. Aber sie selbst sind ebensowenig Spechte als Segler oder Dünnschnäbler. Wo sie auch untergebracht werden mögen, sie stehen überall vereinzelt da, und deshalb glaube ich keinen Fehler zu begehen, wenn ich für sie eine eigene Ordnung bilde. Daß auch andere Naturforscher ähnliche Ansichten gehegt und befolgt haben, geht aus dem von Cabanis aufgestellten System zur Genüge hervor: die von ihm gebildete Ordnung der Schrillvögel (Strissores) umfaßt außer den Kolibris nur noch die Segler, die Nachtschwalben und — die Mäusevögel, Pisangfresser und Schopfhühner. Zwischen den letztgenannten und den Kolibris irgend welche Aehnlichkeit herauszufinden, ist mir unmöglich; ich kann nicht einmal zwischen Seglern und Nachtschwalben einerseits und den Schwirrvögeln andererseits eine Verwandtschaft erkennen.

Die Größe der Schwirrvögel schwankt in weiten Grenzen; denn einige kommen kleinen Bienenfressern an Leibesumfang gleich, andere sind kaum größer, als eine Hummel. Der Leib ist in den meisten Fällen gestreckt oder scheint es wenigstens zu sein, weil der Schwanz gewöhnlich ziemlich lang ist; bei denjenigen Arten aber, welche nur einen stummelhaften Schwanz besitzen, fällt es sofort in die Augen, daß ihr Leibesbau ein sehr gedrungener, kräftiger ist. Mehr als bei anderen Vögeln müssen wir hier die einzelnen Glieder betrachten; denn sie sind es, welche die Kolibris kennzeichnen. Der Schnabel ist pfriemenförmig gebaut, dünn, schlank, fein zugespitzt, gerade oder sanft gebogen, bald viel länger, bald nur ebenso lang, wie der Kopf, mitunter fast von der Länge des Rumpfes, selten noch länger. Sein Ueberzug ist eine feine, lederartige Hornscheide; die Spitze ist meist gerade, der Rand einfach; mitunter ist jene etwas hakig und dieser am vorderen Ende fein sägenartig gekerbt. Nach innen sind die Schnabelhälften tief ausgehöhlt, bis zur Spitze, der Oberschnabel umfaßt den unteren und bildet mit ihm ein Rohr, worin die Zunge liegt. Nach hinten hebt sich die Firste als stumpfe Kante aus der Schnabelfläche hervor und zeigt neben sich eine seichte Furche, welche zwar als Nasengrube anzusehen ist, aber die Nasenlöcher nicht enthält; denn diese liegen nicht in ihr, sondern viel weiter nach außen, unmittelbar neben dem Schnabelrand. Sie sind feine, langgezogene Längsspalten. Der enge, schmale, von nackter Haut ausgefüllte Kinnwinkel reicht mehr oder weniger in den Unterschnabel hinab, bei kurzen Schnäbeln ziemlich bis zur Mitte.

Auffallend klein und zierlich gebaut sind die Füße der Kolibris. Der Lauf hat mitunter noch Befiederung, welche indessen mehr anliegt, als absteht. Die Zehen sind bald völlig getrennt, bald am Grunde etwas verwachsen; die Bedeckung besteht aus kurzen Tafelschildern. Die Krallen sind ungemein scharf, spitz und beinahe ebenso lang, in einzelnen Fällen fast länger, als die Zehen selbst. Die Flügel sind lang, meist schmal und etwas sichelförmig gebogen. Die erste Schwinge ist immer die längste, hat auch gewöhnlich einen stärkeren Schaft, als die übrigen und fällt insbesondere noch dadurch auf, daß die untere Schafthälfte sich, bei manchen Arten wenigstens, ungewöhnlich ausbreitet. Man zählt neun oder gewöhnlich zehn Federn an der Hand, aber nur sechs am Armtheil des Flügels. Von den letzteren sind die vier vorderen gleich lang, die zweithintersten stufig abgekürzt; doch erreichen jene vier nicht ganz die Länge der letzten Handschwingen. Der Schwanz besteht immer aus zehn Federn; sie aber sind außerordentlich verschiedenartig gebildet. Sehr viele Arten haben einen Gabelschwanz; die äußersten Federn sind jedoch mehr oder weniger über die mittleren verlängert, bei einzelnen so, daß sie das Sechs- und Mehrfache von deren Länge erreichen, bei andern nur wenig. Ihre Fahnen sind der ganzen Länge nach ziemlich gleich oder gegen das Ende hin bis zu einem kaum bemerklichen Saum verkümmert, an der Spitze aber wiederum zu einer rundlichen Scheibe verbreitert, sodaß der Schwanz dadurch ein Anhängsel erhält, wie es ähnlich z. B. der Flaggendrongo zeigt. Bei andern Arten sind die Fahnen ungemein schmal, und die ganzen Federn erscheinen gleichsam nur als Schäfte, an denen beiderseits ein Säumchen zu sehen ist. Nicht selten kommt es vor, daß die Steuerfedern geradezu verkümmern, d. h. zu Gebilden geworden sind, welche man eher Stacheln, als Federn nennen möchte. Ebenso bemerkt man, daß der Schwanz gegabelt, aber nach außen hin doch abgerundet ist, sodaß die Enden der Steuerfedern ausgebreitet eine Bogenlinie darstellen. Bei andern endlich ist der Schwanz einfach abgerundet; die Mittelfedern sind dann entschieden die längsten. Das Gefieder ist ziemlich derb und im Verhältniß zur Größe des Vogels reichlich. Es hat fast gar keine dunigen Bestandtheile, sondern ist größtentheils hart. Uebrigens bekleidet es den Leib durchaus nicht gleichmäßig, sondern verlängert sich an sehr verschiedenen Stellen desselben. So tragen einzelne Kolibris längere oder kürzere Kopfhauben, andere verlängerte Brustkragen oder bartähnliche Federbüschel u. s. f. Rund um das Auge bleibt ein ziemlich breiter Ring nackt. Die Augenlidränder sind mit kleinen schuppenartigen Federn anstatt der Wimpern besetzt. Das Kleid unterscheidet sich je nach Geschlecht und Alter mehr oder weniger und zwar nicht blos hinsichtlich seiner Färbung, sondern auch bezüglich der Schmuckfedern. Ob nur ein einmaliger Federwechsel stattfindet oder ob die Kolibris einer doppelten Mauser unterworfen sind, ist zur Zeit mit Gewißheit noch nicht festgestellt.

„Von dem innern Bau der Kolibris“, sagt Burmeister, dessen Darstellung ich auch im Vorstehenden gefolgt bin, „sind die Hauptzüge bekannt. Das Geripp ist ungemein zierlich gebaut, das des Rumpfes größtentheils luftführend. Der Schädel hat sehr große Augenhöhlen, deren Scheidewand durchbrochen zu sein scheint. Im Hals sind zwölf bis dreizehn Wirbel vorhanden, im Rücken gewöhnlich acht mit ebensoviel Rippen. Die Gabel ist kurz, fein, hat keinen Stiel und verbindet sich nicht mit dem Brustband. Letzteres wird nach hinten zu merklich breiter, ist dort abgerundet und nicht mit Buchten oder Lücken versehen. Der ungemein hohe Kamm tritt stark nach vorn hervor. Das Becken nähert sich durch seine kurze, breite Form mehr dem der Spechte und Kukuke, als dem der Singvögel. Der Schwanz besteht aus fünf bis sieben Wirbeln, je nachdem die vorderen sich mit dem Becken verbunden haben oder frei bleiben. Die Flügelknochen sind durch das lange Schulterblatt ebenso merkwürdig wie durch den sehr kurzen Ober- und Vorderarm. Der Handtheil dagegen hat eine sehr bedeutende Länge. Die Knochen der Beine sind sämmtlich sehr fein und ziemlich kurz; doch behalten die Zehen ihre gewöhnliche Gliederzahl.“

„Das Zungengerüst hat in der Anlage die meiste Aehnlichkeit mit dem der Spechte, insofern die langen Zungenbeinhörner gebogen am Hinterkopf hinaufsteigen und darüber hinweg auf die Stirn übergehen, woselbst sie in der Ruhe bis an den Rand des Schnabels reichen. Die eigentliche Zunge besteht aus zwei am Grunde verwachsenen Fäden, welche aber nicht an der Spitze geöffnet sind, sondern

in eine abgeplattete, fast häutige Fläche auslaufen, welche seitwärts mit kleinen feinen Zacken versehen ist. Diese hohlen Fäden scheinen nur Luft zu enthalten; wenigstens sah ich sie stets leer. Hinten verbinden sie sich mit einander, und hier ist ihre Höhlung mit lockerem Zellengewebe erfüllt. Die Zunge wird von da nach hinten zu ein wenig dicker und endet mit zwei kurzen, etwas auseinander gehenden, glatten Ecken. Dieser Theil der Zunge ist stets so lang wie der Schnabel. Unmittelbar hinter den beiden Wurzelecken wird die Zunge fleischig und gleicht einem kurzen Stiele, dessen Oberfläche in Falten gelegt ist. Bis an den Kehlkopf verdickt sich diese Strecke, welche dem Zungenbeinkörper entspricht, sehr allmählich und theilt sich dann in zwei Schenkel, welche den Kehlkopf zwischen sich nehmen und neben den Aesten des Unterkiefers vorbei und zum Hinterkopf hinaufsteigen. Das sind die Zungenbeinhörner. Sie werden von einem Paare bandförmiger Muskeln begleitet, welche die Bewegung der Zunge bewirken. Der eine stärkere Muskel liegt hinter dem Zungenbein, geht an ihm bis zur Zunge und dient zum Herausstrecken der Fäden, wobei sich die gespaltete Scheide des Stiels der Zunge von deren Wurzel bis zum Kehlkopf stark ausdehnt und eine vier- bis sechsfache Länge erhält. Das andere Muskelpaar geht von den Zungenbeinhörnern in der Mitte am Gelenke derselben zwischen ihren Abschnitten aus, läuft über den Scheitel zur Stirn und heftet sich an die Wurzel des Schnabels vor der Stirn. Dieser Muskel zieht die Zunge zurück und verkürzt die Scheide zwischen der Zungenwurzel und dem Kehlkopfe wieder."

„Die Weichtheile der Kolibris habe ich bei mehreren Arten untersucht, aber nichts besonders Merkwürdiges daran gefunden. Der Schlund dehnt sich am Halse zu einem länglichen Schlauch aus, ganz wie bei den Spechten und Kukuken, ehe er in die Gabel tritt. Von da an zieht er sich wieder zusammen und geht durch eine sehr enge Mündung in den kleinen kurzen Vormagen über, dem ein ganz auffallend kleiner, runder, wenig fleischiger Magen folgt. Jener ist auf der Innenseite mit netzförmigen Drüsenmaschen bekleidet, dieser ganz glatt und ohne Lederhaut. . . . . Die Blinddärme und die Gallenblase fehlen; dagegen ist die Leber sehr groß, zweilappig und der rechte Lappen entschieden der größere. Die Luftröhre theilt sich schon am Halse ziemlich weit vom Gabelbein in zwei Schenkel, und an dieser Stelle bildet sich ein deutlich unterer Kehlkopf von beinahe kugeliger Form, dessen ganze Unterfläche von einem dünnen Muskel beiderseits belegt ist, dem noch ein zweiter schmaler sich anreiht. Die Lungenflügel sind sehr klein, das Herz aber ist ungemein groß, über dreimal so groß, als der Magen. Auffallend groß und weit ist auch der an der linken Seite der Bauchhöhle herabsteigende Eileiter, wie es die außerordentliche Größe der Eier dieses kleinen Vogels fordert. Der Eierstock dagegen und die Hoden sind klein und schwer zu finden. Das räumlichst größte Organ des Rumpfes ist der außerordentlich starke, große Brustmuskel."

Gegenwärtig kennen wir das Leben der verschiedenen Schwirrvögel noch viel zu wenig, als daß wir im Stande wären, die Unterschiede, welche sich im Betragen dieser und jener Art unzweifelhaft bekunden werden, hervorzuheben. Jede Beschreibung, welche bisher entworfen wurde, gibt mehr oder weniger ein Lebensbild der Gesammtheit. Ich will versuchen, das mir bekannt Gewordene übersichtlich zusammenzustellen, glaube aber vorher erst einige Kolibris selbst näher beschreiben zu müssen. Ein vergebliches Beginnen würde es sein, wollte ich versuchen, an dieser Stelle den Gestaltenreichthum der Ordnung in genügender Ausführlichkeit zu besprechen. Der mir zugemessene Raum verbietet, etwas Vollständiges zu geben, und da ich einmal unvollständig sein muß, bleibt es sich gleich, ob ich viele oder wenige von den in mehr als siebzig Unterabtheilungen oder Sippen gebrachten, über vierhundert Arten zählenden Vögeln hier beschreibe, soweit es sich um Gestalt und Färbung handelt. Wer die Schwirrvögel kennen lernen will, muß zu dem Gould'schen Prachtwerke oder wenigstens zu Reichenbach's vollständigster Naturgeschichte greifen. In jenem sind sie nicht blos alle abgebildet, sondern auch beschrieben, dieses bietet der Zeit wenigstens die größtentheils wohlgelungenen Bilder der lieblichen Geschöpfe. Nur ganz im Allgemeinen kann ich von ihnen reden, nur die auffallendsten Vögel hervorheben.

Da man bisher die Schwirrvögel nur als Familie, nicht aber als Ordnung aufgefaßt hat, ist den Unterabtheilungen auch nur ein untergeordneter Rang zugesprochen worden. Die Unterfamilien, welche man aufgestellt hat, nenne ich hier Familien, um der bisher befolgten Eintheilung treu zu bleiben.

Eine solche Familie wird gebildet durch die größten aller Kolibris (Eustephani), welche wir Riesengnomen nennen wollen. Ihr Schnabel ist lang oder sehr lang, gerade oder sehr seicht, entweder nach unten oder nach oben gebogen, gleichmäßig zugespitzt oder vor der Spitze verdickt; die Füße



Der Riesenkolibri (Patagona gigas). 3/4 der nat. Größe (mit Schnabel).

sind verhältnißmäßig, die Schwingen bei einigen sehr lang und schmal, bei anderen kürzer und breiter; der Schwanz ist mittellang, in der Mitte ausgeschnitten. Das Gefieder zeigt keine besonders lebhaften Farben.

Hierher gehört der Riesenkolibri (Patagona gigas), ein Vogel, welcher unserm Mauersegler an Größe ungefähr gleichkommt. Die Oberseite ist blaßbraun mit grünem Schimmer, die Unterseite röthlichbraun, der Bürzel graugilblich; der Kopf, die Oberbrust und der Rücken sind leicht dunkler gewellt; die Schwingen sind dunkelbraun, die Schwanzfedern von derselben Färbung, aber grünlich schillernd. Die Länge beträgt 8 Zoll.

Ein großer Theil des südlichen Westamerikas ist die Heimat dieses auffallenden Vogels. Im äußersten Süden ist er Zugvogel, welcher regelmäßig erscheint und regelmäßig wieder wegzieht. Man hat ihn in Höhen von zwölf= bis vierzehntausend Fuß über dem Meere gefunden.

Der Schwertschnabel (Docimastes ensifer) besitzt den größten Schnabel unter allen Kolibris und kann deshalb mit keinem andern verwechselt werden. Dieser Schnabel ist ebenso lang,



Der Schwertschnabel (Docimastes ensifer).

als der Rumpf, seicht aufwärts gebogen, vor der Spitze etwas verdickt; die Flügel sind verhältnißmäßig kurz und breit, der Schwanz ist mittellang und deutlich gegabelt. Das Gefieder der Oberseite ist erzgrün, das des Kopfes kupferfarbig, das der Unterseite, der Kehlgegend und der Brustmitte bronzegrün, das der Seiten schimmernd hellgrün. Ein kleiner weißer Flecken steht hinter dem Auge. Die Schwingen sind purpurbraun, die Steuerfedern dunkelbraun mit Erzglanz. Der Schnabel ist

schwarzbraun, der Fuß gelblichbraun. Die Länge beträgt 8½ Zoll, wovon freilich 4 Zoll auf den Schnabel kommen, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 2¼ Zoll. Das Weibchen ist auf der Oberseite matter, auf der Unterseite weiß und braun gefleckt, mit etwas Metallschimmer an den Seiten. Bei ihm beträgt die Länge 6½, die Schnabellänge 3 Zoll.

Die Heimat sind die Gebirge von Quito.

* * *

Eine andere Familie umfaßt die Gnomen (Polytmi). Die hierher zu zählenden Arten sind ziemlich groß und kräftig gebaut. Der Schnabel ist mittellang, kräftig, schwach oder sehr stark gebogen. Der Mundrand beider Kiefern ist vor der Spitze kerbig gezähnelt; der Fuß ist kurzzehig und langkrallig, der Flügel breit, mäßig gekrümmt; der Schwanz ist breit, wenig länger als die ruhenden Flügel; die beiden äußersten Federn jeder Seite sind verkürzt. Das Gefieder prangt nicht in besonders lebhaften Farben; die Oberseite pflegt grünlich oder bronzefarbig zu sein, die untere ist gewöhnlich bräunlich und häufig längs gefleckt, die seitlichen Schwanzfedern sind licht an der Spitze. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig.

Die Habichtsnase (Grypus naevius) kennzeichnet sich durch ihren geraden, starken Schnabel, welcher doppelt so lang als der Kopf und auf der Rückenfirste am Grunde erhöht ist und durch einen breiten Schwanz, dessen beide äußere Federn jederseits verkürzt sind. Das Gefieder der Oberseite ist matt erzgrün, kupferfarbig schillernd; Stirn und Scheitel sind dunkelbraun, die Ränder aller Federn der Oberseite mit Ausnahme der Flügeldeckfedern rostgelb; die Halsseiten sind rostgelblichroth; ein schmales Band, welches längs der Gurgel verläuft, die Brust, der Bauch und der Steiß sind gelblichgrau, die Federn schwärzlich in die Länge gestreift; über das Auge verläuft ein blaßrostgelber, durch dasselbe ein schwarzer Streifen. Die Schwingen sind schwarz, die äußersten violett schillernd; die mittleren Schwanzfedern sind erzgrün, gegen das Ende hin rostgelb. Das Auge ist dunkelbraun, der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel gelblichweiß und nur an der Spitze schwarz, der Fuß fleischfarben. Die Länge beträgt 5¾, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Die Heimat ist Brasilien; bevorzugte Aufenthaltsorte sind Waldungen der Gebirgsthäler.

Der Adlerschnabel (Eutoxeres Aquila) und seine Verwandten unterscheiden sich hauptsächlich durch den sichelförmig gebogenen, kräftigen Schnabel und den mehr keilförmigen Schwanz. Die genannte Art ist auf der Oberseite glänzend graugrün; das Kopfgefieder und eine kleine Holle sind bräunlichschwarz, die Kopf- und Bürzelfedern bräunlich gesäumt. Die Unterseite ist bräunlichschwarz, an der Kehle mit dunkel graugelben, an der Brust mit weißlichen Längsflecken gezeichnet. Die Schwingen sind purpurbraun, die letzten Armschwingen an der Spitze weiß gefleckt; die Steuerfedern sind glänzend dunkelgrün, gegen die Spitze hin schwärzlich, an ihr selbst weiß. Diese Endzeichnung wird breiter nach den Seiten zu. Der Oberschnabel ist schwarz, der Unterschnabel bis gegen die Spitze hin gelblich.

Das Vaterland ist Bogota.

* * *

Die Sonnenvögel (Phaëthornithes) ähneln den eben beschriebenen, unterscheiden sich aber durch ihren schwachen, sanft gebogenen und ungekerbten, großen und langen Schnabel, durch die zierlichen und kleinen Füße, deren Lauf leicht befiedert ist und die mit sehr großen Krallen bewehrten Zehen, sowie durch den langen, keilförmigen Schwanz, dessen Mittelfedern die übrigen gewöhnlich weit

überragen. Das Gefieder ist ebenfalls noch ziemlich düsterfarbig; die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich der Färbung wenig, wohl aber regelmäßig durch eine verschiedene Schwanzbildung.

Der Einsiedler (Phaëthornis superciliosus) gehört zu den größeren Kolibris: seine Länge beträgt 7, die Fittiglänge $2\frac{1}{3}$, die Schwanzlänge $2\frac{2}{3}$ Zoll. Das Gefieder ist auf der Oberseite matt metallischgrün, auf der unteren röthlichgrau; die Federn des Rückens sind rothgelb gerandet, die der Unterseite einfarbig; über und unter dem Auge verläuft ein blaßrostgelber Streifen; die Schwingen sind braun, mit violettem Anfluge, die Steuerfedern, deren mittlere die doppelte Länge der



Der Adlerschnabel (Eutoxeres Aquila). 5/7 der nat. Größe. (Seite 99.)

äußeren erreichen, sind von oben trüb erzgrün, von unten graulich, gegen die Spitze hin schwarz, an ihr weiß, am Rande vor ihr rostgelb. Der Oberschnabel ist schwarz, der Unterschnabel bis zur Mitte blaßgelb; die Füße sind fleischfarben. Das Weibchen unterscheidet sich durch die Kürze des Schwanzes und durch düstere Färbung; der Schwanz ist kaum noch keilförmig zugespitzt, die mittleren Federn sind nicht besonders verlängert, sodaß die Länge zwei Zoll weniger beträgt als die des Männchens.

Das Vaterland ist Nordbrasilien und Guyana; beliebte Aufenthaltsorte sind offene, mit Gebüsch abwechselnde Gegenden.

* * *

Die Bergnymphen (Oreotrochili) zeichnen sich vor allem durch die eigenthümliche Bildung der Flügel aus, da die Schäfte der vorderen Schwingen auffallend verbreitert sind. Der Schnabel ist höchstens mittellang, stark und hoch, ohne feine Randkerben neben der Spitze; der Schwanz ist kurz und fast gerade abgeschnitten, nur die seitlichen Steuerfedern sind abgerundet. Das Gefieder ist prachtvoll glänzend und schimmernd, auf der Oberseite meist blau oder grün, auf der Unterseite lichter; das Kehlfeld prangt gewöhnlich, ebenfalls in den lebhaftesten Metallfarben; die seitlichen Schwanzfedern sind oft weiß. Beide Geschlechter unterscheiden sich in der Regel merklich durch ihre Färbung.



Der Chimborazovogel (Oreotrochilus Chimborazo). ⅔ der nat. Größe.

Eine der prachtvollsten Arten dieser Gruppe ist der Chimborazovogel (Oreotrochilus Chimborazo). Die Sippe kennzeichnet sich durch kräftigen Leibesbau, langen, dünnen, leicht gebogenen Schnabel, mittellange, aber kräftige Flügel, einen mittellangen, breiten, seitlich abgerundeten Schwanz, dessen Federn zugespitzt sind, und kräftige, oben beflaumte Füße. Die Geschlechter sind sehr verschieden. Das Männchen ist auf dem Kopfe und in der Kehlgegend glänzend veilchenblau, auf der Oberseite graulich olivenbraun, auf der Unterseite weiß, seitlich ölbraun. In der Mitte des Kehlfeldes steht ein länglich dreiseitiger Flecken von schimmernd grüner Farbe, welcher von der lichten Unterseite durch ein tief sammtschwarzes Band getrennt ist. Die Schwingen sind purpurbraun, die

beiden Mittelschwanzfedern dunkelgrün, die übrigen an der Außenseite grünlichschwarz, an der Innenseite weiß. Der Schnabel und die Füße sind schwarz. Das Weibchen ist oben olivengrün, unten olivenbraun, wegen der lichteren Federsäume einigermaßen gewellt. Die Brust ist weiß, jede Feder an der Spitze ölbraun gefleckt. Die mittleren Schwanzfedern sind glänzend dunkelgrün, die übrigen lichtgrünlichbraun mit weißem Wurzeltheil, die drei äußersten auch mit einem weißen Flecken an der Spitze der Innenfahne. Die Länge beträgt 4¾, die Schwanzlänge 2⅜ Zoll.

Der Vogel trägt seinen Namen mit Recht; denn er ist bis jetzt nur am Chimborazo und zwar in einer Höhe von zwölf- bis sechszehntausend Fuß über dem Meere gefunden worden. Verwandte Arten bewohnen andere Berggipfel der Andes.

Die Sippe der Säbelflügler (Campylopterus) zeigt die eigenthümliche Flügelbildung am deutlichsten. Der Flügel ist breit, und seine vordersten Schwingen sind stark gekrümmt, die Schäfte der alten Vögel am Grunde plötzlich erweitert. Der Schwanz ist ziemlich groß oder stumpf, aber breit gerundet. Die äußersten Federn jeder Seite sind etwas verkürzt, der kräftige Schnabel ist etwa anderthalbmal so lang als der Kopf, wenig gebogen, seitlich zusammengedrückt, daher höher als breit. Die Beine sind fein gebaut, die Krallen ziemlich lang.

Der Sichelflügler (Campylopterus hemileucurus oder Campylopterus Delattreï) ist tief violettblau, auf dem Oberkopf dunkelblauschwarz. Die Deckfedern, der Rücken und die Bürzelfedern sind grün, die Schwingen dunkelpurpurbraun, die Schwanzfedern stahlschwarz, die drei äußersten jeder Seite spitzenwärts etwa zur Hälfte weiß, zuweilen äußerlich fein schwarz gesäumt. Der Bauch ist graulichweiß; die Unterschwanzdeckfedern sind stahlschwarz, grünlich glänzend. Ein kleiner weißer Flecken steht hinter dem dunklen Auge. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß dunkelbraun. Beim Weibchen ist der Kopf bronzebraun, die übrige Oberseite glänzendgrün, golden schimmernd; ein Kehlfeld und die Brustseiten sind grünlichblau; die übrigen Untertheile grau mit grünem Schimmer.

Die Heimat ist Mejiko und Mittelamerika.

Einige andere Arten der Familie verdienen vielleicht aus dem Grunde noch der Erwähnung, weil sie an gewisse Bienenfresser erinnern. Reichenbach hat sie Platystylopterus genannt. Sie sind groß und kräftig gebaut; die Schäfte der ersten Schwingen sind noch stark verdickt; der Schwanz ist gerade abgeschnitten, der Schnabel kurz, fast gerade und ziemlich kräftig.

Der Krummflügel (Platystylopterus rufus) ist ungefähr 5½ Zoll lang und 7 Zoll breit, auf der Oberseite bronzegrün, auf der unteren bräunlichgelb; die mittleren Schwanzfedern sind von der Färbung des Rückens, die übrigen von der Färbung der Unterseite, vor der Spitze mit einem schwarzen Flecken gezeichnet.

Die Heimat ist Guatemala.

*

Die Edelsteinvögel (Hypophaniae) haben hinsichtlich des Flügelbaus noch einige Aehnlichkeit mit den Bergnymphen, obwohl ihre Vorderschwingen nicht so verbreitert sind. Der Schnabel

ist kurz, kräftig und sanft gebogen, der Fuß klein, bei einzelnen wollig beflaumt. Die Flügel sind ziemlich kurz und lang, der Schwanz ist kurz, zwei seiner Federn sind aber bedeutend über die andern verlängert.

Der Topas (Topaza pella) kann an Pracht der Färbung mit allen andern Kolibris wetteifern. Der Scheitel und ein Band, welches die Kehle umgibt, sind sammtschwarz; der Rumpf ist kupferroth, in Granatroth übergehend und goldigglänzend; die Schwanzdeckfedern sind grün; die Kehle ist golden, in gewissem Lichte smaragdgrün, in anderm topasgelbglänzend; die Schwingen sind rothbraun, die inneren rostfarben; die mittleren Schwanzfedern sind grün, die hierauf folgenden,



Der Topas (Topaza pella).

drei Zoll über die andern verlängerten, kastanienbraun, die äußeren rothbraun. Das Weibchen ist der Hauptsache nach grün mit röthlicher Kehle; seine Färbung ist weit weniger schimmernd als die des Männchens. Die Länge beträgt wegen der überragenden Schwanzfedern mehr als 8 Zoll.

Der Topas scheint auf Guyana beschränkt zu sein. Er bewohnt die Ufer der Flüsse, namentlich die dichtbeschatteten. Eine zweite sehr ähnliche Art lebt am oberen Amazonenstrom.

Der Kappenkolibri (Aithurus polytmus) hat einen kurzen, starken, an der Spitze gebogenen Schnabel, lange, schmale Flügel und einen kurzen, leicht gegabelten Schwanz, dessen zweite Außenfeder sich gegen 6 Zoll über die übrigen verlängert. Das Männchen zeichnet sich außerdem noch

durch zwei ziemlich lange Ohrbüschel aus. Der Oberkopf ist dunkelsammtschwarz, die übrige Oberseite grün, die Unterseite glänzend smaragdgrün, welche Färbung auf dem Bauch und den Schwanzdeckfedern in Blauschwarz übergeht. Die Schwingen sind purpurschwarz, die Schwanzfedern tief schwarz, an der Wurzel grün glänzend. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel bis gegen die Spitze hin korallenroth, an ihr schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 10, die Breite 6, die Fittiglänge 2¾, die Schwanzlänge 7¼ Zoll. Das Weibchen ist auf der Oberseite erzgrün, auf der Unterseite weiß, seitlich mit grünen Flecken. Die Länge beträgt 4½, die Fittiglänge 2¼, die Schwanzlänge 1⅞ Zoll.

Die Art ist auf Jamaika zu Hause.

* * *

Die Waldnymphen (Lampornithes) haben einen geraden oder sanft gebogenen, am Grunde breiten, vor der geraden Spitze gekerbten Schnabel, langzehige Beine mit kurzen, hohen, spitzen, stark gebogenen Krallen, schlanke Flügel und einen ziemlich breiten, stumpfen, abgerundeten oder leicht ausgeschnittenen Schwanz. Die Färbung der Geschlechter ist sehr verschieden.

Als Urbild der Familie gilt der Mango (Lampornis Mango). Die Sippe, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch ziemlich langen, deutlich gebogenen, breiten, in seiner ganzen Länge flachen Schnabel und kurzen, abgerundeten Schwanz. Das Gefieder der Oberseite ist erzgrün mit Kupferschiller. Die Schwingen sind grauschwarz, violett schillernd, die beiden mittleren Schwanzfedern zeigen oben die Färbung der Oberseite, unten wie die übrigen auf beiden Seiten eine purpurviolettrothe Färbung und einen schwarzen, stahlblau glänzenden Rand; Kehle, Vorderhals, Brust und Oberbauch sind sammtschwarz, seitlich stahlblau begrenzt; das Uebrige des Bauches ist erzgrün. Der Schnabel ist schwarz, in der Jugend braun, der Fuß schwarz. Das Weibchen ist auf der Oberseite lichter als das Männchen, auf der Unterseite weiß mit schwarzen Längsstreifen. Die Länge beträgt 4¾, die Breite 7½, die Fittiglänge 2¾, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Der Mango ist fast überall in Brasilien zu Hause, kommt aber auch in Paraguay, in Guyana und auf den Antillen vor und ist sogar schon in Nordamerika und zwar in Florida erlegt worden.

Die Waldnymphe (Chrysolampis moschita), nach Burmeister wohl der schönste aller brasilianischen Kolibris, ist braun auf dem Scheitel, rubinroth an der Kehle und goldenmorgenroth, prachtvoll glänzend auf dem Vorderhalse; der Flügel schillert violett; der Schwanz ist hellkastanienroth, jede Feder fein schwarz gerandet. Schnabel und Beine sind schwarz. Das Weibchen und die jungen Vögel sind oben erzgrün, unten grau. Die Länge beträgt 4, die Breite 5, die Fittiglänge 2, die Schwanzlänge 1⅙ Zoll.

Als Kennzeichen der Sippe gibt Burmeister Folgendes an. Der Schnabel ist länger, als der Kopf, leicht gebogen, flach gedrückt, an der Spitze gerade, vor ihr deutlich gekerbt; der Flügel ist schmal, der Schwanz breit, abgerundet, der Fuß langzehig und mit kurzen, hohen, stark gebogenen spitzen Krallen bewehrt.

Die Heimat ist das östliche Südamerika. Hier gehört die Waldnymphe zu den häufigsten aller Schwirrvögel.

* * *

Die Blumennymphen (Florisugi) sind meist stark gebaute, ziemlich große Schwirrvögel, welche sich durch ihren kräftigen Leib und ihren, den ruhenden Flügeln an Länge gleichkommenden Schwanz der vorher beschriebenen Gruppe anschließen. Auch der Schnabel ist kräftig, seine Spitze aber ungekerbt. In der Färbung unterscheiden sich beide Geschlechter mehr oder minder.

Ein am Grunde breiter und flacher, fein und langspitziger, deutlich pfriemenförmiger, gerader Schnabel, zierliche, schwache Füße, deren Zehen am Grunde etwas verwachsen und deren Krallen kurz, niedrig und leicht gebogen sind, lange, schmale Füße und ein verlängerter, keilförmiger, schmalfedriger, beim Weibchen aber abgerundeter und breitfedriger Schwanz kennzeichnen die Blumenküsser, deren bekannteste Art, Heliothrix auriculata, in Brasilien lebt. Das Rückengefieder und die Kehlseiten sind lebhaft erzgrün, bei alten Vögeln goldig schillernd; die Schwingen sind grauschwarz, violett schillernd; die Unterseite ist reinweiß, wie die drei äußersten Schwanzfedern jeder Seite, während die mittleren Schwanzsteuerfedern stahlblau schimmern. Unter dem Auge beginnt ein sammtschwarzer Streifen, welcher sich weiter hinten mehr ausbreitet und schließlich in einem stahlblauen Saume verliert. Beim Männchen ist der Schwanz sehr lang, und die seitlichen Federn sind bedeutend verkürzt. Das Weibchen unterscheidet sich durch einen kurzen, breiten, abgerundeten Schwanz, dessen Federn fast gleich lang sind. Die Länge des Männchens beträgt $5^{2}/_{3}$, die des Weibchens $4^{1}/_{4}$ Zoll, der Schwanz von jenem mißt $2^{1}/_{2}$, von diesem $1^{7}/_{12}$ Zoll.



Der Blumenküsser (Heliothrix auriculata). $^{5}/_{6}$ der nat. Größe.

Nach Prinz von Wied ist der Blumenküsser in Brasilien ziemlich selten, nach Burmeister bewohnt er das Waldgebiet der Ostküste bis Rio de Janeiro hinab. In Guyana wird er durch eine sehr ähnliche Art vertreten; die übrigen Verwandten bewohnen den Westen Südamerikas.

Die Blumensauger (Florisuga) unterscheiden sich von den vorhergehenden durch ziemlich starken und geraden, nur am Grunde flachen Schnabel, welcher an der Spitze höher als breit und sanft kuppig verdickt ist, starke Füße, deren Läufe befiedert und deren Zehen mit sanft gebogenen Krallen bewehrt sind, lange und schmale Flügel und einen breiten, nicht abgerundeten, vielmehr leicht ausgebuchteten Schwanz.

Eine sehr ausgezeichnete Art dieser Gruppe ist der Trauerblumensauger (Florisuga atra). Das ganze Gefieder mit Ausschluß der Aftergegend und der Beine ist sammtschwarz; die Flügeldeckfedern sind trüb erzgrün, die Schwingen grauschwarz, matt violett schillernd, die beiden mittleren Schwanzfedern schwarz, blauviolett schillernd, die vier äußersten jederseits weiß mit schwarzem Endsaume. Beim Weibchen sind die Farben trüber, und die Wangen, oft die ganzen Kopfseiten, sind rostroth, die Rückenfedern auch gelbroth gerandet. Schnabel und Beine sind tiefschwarz. Die Länge beträgt 4½, die Fittiglänge 2⅔, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Der Trauerblumensauger gehört zu den häufigeren Arten Brasiliens, ist aber einer der scheuesten und schnellsten und treibt sich gern in bedeutenden Höhen umher.

* *
*

Die Feen (Trochili), gewissermaßen die Urbilder der Ordnung, haben einen mittellangen, geraden, ungekerbten Schnabel, schmale Sichelflügel und ein sehr prächtiges, nach den Geschlechtern verschiedenes Gefieder.

Zu dieser Gruppe gehört der nordamerikanische Kolibri (Trochilus colubris). Ihn kennzeichnen ein mittellanger, gerader, am Grunde zusammengedrückter, spitzer, pfriemenförmiger Schnabel, kurze, schwache, schlankläufige Füße, lange, schmale Flügel und ein seicht gegabelter Schwanz. Das Gefieder der Oberseite und die beiden mittelsten Schwanzfedern sind grün mit Goldschimmer, die Brust, die Halsseiten und die Gurgel karminpurpurfarbig, mit Schwarz gefleckt; der übrige Unterleib ist graulichweiß mit Grün untermischt; die Schwingen und Steuerfedern sind purpurbraun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Beim Weibchen ist die ganze Unterseite weiß, und die drei äußeren Schwanzfedern sind durch einen gleichfarbigen Fleck gezeichnet. Die Länge beträgt 3½, die Breite 4¼ Zoll.

Das Vaterland erstreckt sich über den ganzen Osten der Vereinigten Staaten und Canada bis Labrador.

Bei den Amethistvögeln (Calliphlox) ist der Schnabel länger als der Kopf, fein, spitz, vor der Spitze nach unten und oben etwas verdickt. Die Beine sind zierlich, die Zehen und Krallen kurz, letztere stark gekrümmt und scharf zugespitzt. Die Flügel sind kurz und klein, der Schwanz ist schmalfedrig, beim Männchen gabelförmig, beim Weibchen eben. Bei jenen verlängern sich die seitlichen Federn stufig nach außen und sind scharf, aber nicht lang zugespitzt.

Der Amethistkolibri (Calliphlox amethystina) bewohnt das Camposgebiet des innern Brasilien und kommt da, wo er sich findet, häufig vor. Er gehört zu den schönsten Arten jener Gegenden. Das Gefieder der Oberseite ist dunkel erzgrün, matt goldglänzend, die Kehle, die Wangen und der Vorderhals bis zur Brust sind prachtvoll amethistroth, durch eine reinweiße Binde

begrenzt. Die Brust und der Bauch sind schwärzlichgrau, mit schwachem Erzschiller, die unteren Schwanzdeckfedern hellgrau, weiß gesäumt; die Schwingen sind graubraun, mit schwachem Violettschiller, die mittleren Schwanzfedern erzgrün, die drei äußersten Steuerfedern mit den Schwingen gleichfarbig. Das Weibchen unterscheidet sich durch die weiße Kehle und den stumpfen, am Ende rostgelb gekanteten Schwanz. Der junge Vogel ähnelt dem Weibchen. Die Länge beträgt $3\frac{1}{3}$



Der Amethistkolibri (Calliphlox amethystina). $\frac{7}{8}$ der nat. Größe.

Zoll, die Breite ungefähr ebensoviel, die Fittiglänge $1\frac{1}{2}$, die Schwanzlänge beim Männchen $1\frac{1}{4}$, beim Weibchen $\frac{2}{3}$ Zoll.

Die Sippe der Spitzenschwänze (Calothorax oder Lucifer) kennzeichnet sich hauptsächlich durch die eigenthümliche Schwanzbildung der Männchen. Die Steuerfedern sind kurz, schmal, steif und gegabelt. Bei einzelnen Arten ist die Gabelung insofern eine regelmäßige, als die äußersten Steuerfedern die längsten, die mittleren die kürzesten sind; bei andern verkümmern die äußeren Steuerfedern zu fast bartlosen, kurzen Federstummeln, und die Gabelung beginnt erst von der dritten an. Die mittleren Steuerfedern pflegen außerordentlich kurz zu sein. Beim Weibchen ist der Schwanz gleichmäßig, die Schwingen sind mittellang. Der Schnabel ist lang, dünn und leicht gebogen.

Eine der prächtigsten Arten dieser Gruppe ist der Mulsant zu Ehren benannte Spitzenschwanz (Calothorax Mulsanti) aus Columbia und Bolivia. Beim Männchen sind die Obertheile und die Seiten dunkelgrün, prächtig schimmernd, das Kinn, ein schmaler Zügelstreifen, der Unterhals, ein Brustmittelstreifen und der Bauch weiß, das Kinn schimmernd violettroth. Das Weibchen ist oben lichter als das Männchen, unten weiß, an den Seiten und den Unterschwanzdeckfedern röthlichbraun. Ein Streifen, welcher sich zu Seiten des Halses herabzieht, ist dunkelolivengrün, der Schwanz lichtbraun mit schwarzer Binde vor der Spitze der Federn.

* * *

Die Elfen (Lophornithes) sind die am reichsten geschmückten aller Kolibris. Eigenthümliche Federgebilde zieren theils den Kopf, theils den Schwanz, wenigstens den der Männchen. Der Schnabel ist fein pfriemenförmig, nur am Grunde und unmittelbar vor der Stirn etwas abgeflacht, später schlank, drehrund, gerade, spitz und ohne Randkerben. Die Füße sind besonders klein, die Zehen sehr kurz, daher die Krallen beziehentlich länger als bei andern Gruppen. Die Männchen haben ein ungemein prachtvolles und buntes Gefieder. Die Weibchen sind schmucklos.

Bei den Zopfelfen (Cephalolepis) ist der kaum kopflange Schnabel fein pfriemenförmig, die Spitze des Unterschnabels etwas kuppig, der Fuß kurzzehig und mit feinen, langen, dünnen Krallen bewehrt, der Flügel ziemlich kurz, der Schwanz verhältnißmäßig lang und breitfedrig. Das Scheitelgefieder des Männchens verlängert sich in einen Zopf, dessen Spitze aus einer einzigen Feder besteht.

In Brasilien lebt eine Delalande zu Ehren benannte Art (Cephalolepis Delalandii). Das Männchen ist einer der schönsten Kolibris. Das Gefieder des Rückens und der beiden mittleren Schwanzfedern ist matt, aber rein erzgrün; das Kopfgefieder, welches sich von der Stirn an allmählich verlängert, ist lebhaft hellerzgrün, die längsten drei Federn, welche den Zopf bilden und die der Kopfseiten sind dunkler und mattgrün, im hohen Alter stahlblau; die Unterseite ist aschgrau, ein Flecken, welcher an der Kehle beginnt und die ganze Brust und Bauchmitte einnimmt, lazurblau; die Schwingen sind graubraun, leicht violett schillernd, die seitlichen Steuerfedern schwärzlich, die äußersten weiß gerandet. Der Schnabel ist schwarz, der Fuß schwarzbraun. Dem Weibchen und den Jungen fehlt der Kopfschmuck und der lazurblaue Fleck auf der Unterseite. Die Länge beträgt 3½, die Fittiglänge 2, die Schwanzlänge 1 Zoll. Der Schopf des Männchens ist von der Stirn an gemessen 1⅔ Zoll lang.

Nach Burmeister lebt dieser Kolibri nur im Walde oder an Waldrändern und kommt nicht in die Gärten der Einsiedler. Er gehört blos dem südlichen Brasilien an und geht kaum über Rio de Janeiro nach Norden hinauf.

Ueberaus reizende Thiere sind die Prachtelfen (Lophornis). Bei ihnen ist das Halsgefieder beim Männchen besonders entwickelt, indem sich ein prächtiger Kragen bildet, welcher aus mehr oder weniger schmalen, langen, wundervoll gezeichneten Federn besteht, und entweder angelegt oder abstehend getragen wird. Auch das Gefieder des Scheitels ist gewöhnlich verlängert. Der Schnabel ist etwa kopflang und fein pfriemenförmig, vor der Spitze etwas verdeckt. Die Flügel sind klein und schmal, kürzer als der Schwanz, welcher aus breiten, ziemlich gleich langen Federn besteht.

Welche von den verschiedenen Arten dieser Gruppe die schönste, ist schwer zu sagen: sie wetteifern alle an Pracht. Eine in Guyana lebende Art heißt Lophornis ornata. Das Rumpfgefieder

ist bronzegrün; die verlängerten Scheitelfedern sind bräunlichroth; ein schmales Band, welches quer über den Unterrücken verläuft, ist weiß, das Gesichtsfeld grün, herrlich schillernd. Die Kragenfedern, welche sich stufig verlängern, sind lichtrothbraun, an der Spitze schimmernd grün gefleckt. Die Schwingen sind dunkelpurpurbraun, die Schwanzfedern dunkelbraunroth. Der Schnabel ist



Die Prachtelfe (Lophornis ornata). ⅔ der nat. Größe.

fleischroth, braun an der Spitze. Beim Weibchen sind alle Farben blässer und der Kragen, die Haube, sowie der schimmernde Fleck um den Schnabel fehlen gänzlich.

Bei den Königselfen (Bellatrix) ist der Kragen weniger, die Krone hingegen mehr entwickelt, als bei den Prachtelfen. In Columbia lebt eine der schönsten Arten dieser Gruppe (Bellatrix reginae). Sie ähnelt in der Färbung der beschriebenen Prachtelfe sehr. Der Rumpf ist erzfarben, der Unterrücken weiß gebändert, der Schwanz braun; die Schwingen sind purpurbraun; der Kragen ist smaragdgrün, seine einzelnen Federn sind roth gefleckt. Die Krone besteht aus langen, schmalen Federn von lebhaft rostrother Farbe, von denen jede einzelne nahe der Spitze mit einem dunkelbronzegrünen Fleck gezeichnet ist.

Die Schweifelfen (Heliactinus) unterscheiden sich von den vorigen hauptsächlich durch den verlängerten Schwanz. Das Kopfgefieder des Männchens ist ebenfalls verlängert und bildet über jedem Auge einen Lappen; der Flügel ist lang und schmal, der Schwanz keilförmig, und zwar sind die einzelnen Federn stark stufig abgesetzt und alle schmal und scharf zugespitzt. Der Schnabel ist länger als der Kopf, vor der feinen Spitze ein wenig nach oben und unten verdickt. Die Füße sind klein, die Krallen kurz, ziemlich groß und stark.



Die gehörnte Schweifelfe (Heliactinus cornutus). $^1/_1$ der nat. Größe.

Die gehörnte Schweifelfe (Heliactinus cornutus) ist erzgrün, wenig glänzend. Beim Männchen ist der Oberkopf stahlblau; der Federkragen geht von außen durch Violett in Grün, Gelb, Orange und Roth über; die Kehle, der Vorderhals und die Wangen sind tief sammtschwarz, die Oberbrust, die Bauchmitte, der Steiß und die seitlichen Steuerfedern weiß, die Schwingen grau. Dem Weibchen fehlt der Kopf- und Halsschmuck; die Kehle ist rostgelb, die äußersten Schwanzfedern sind ungefähr in der Mitte schwarz gebändert. Der Schnabel ist schwarz. Die Länge beträgt $4^1/_2$, die Fittiglänge 2, die Schwanzlänge 2 bis $2^1/_2$ Zoll.

Nach Burmeister gehört dieser prachtvolle Kolibri zu den häufigen Arten der offenen Campos des Innern von Minas Geraës.

* * *

Die Sylphen (Lesbiae) sind hauptsächlich an ihrem langen Gabelschwanze zu erkennen.

Bei den Flaggensylphen sind die beiden äußersten sehr verlängerten Schwanzfedern gegen die Spitze hin fahnenlos, an ihr aber mit sehr breiten Fahnen besetzt. Der Schnabel ist kurz, fast gerade, die kleinen Füße sind dicht beflaumt.

Die Flaggensylphe (Steganurus Underwoodi), aus Brasilien, ist auf der Oberseite, auf dem Bauche, auf den Seiten und auf den unteren Schwanzdeckfedern erzgrün, auf der Brust und



Die Flaggensylphe (Steganurus Underwoodi). 1/1 der nat. Größe.

am Halse schimmernd grün; die Schwingen sind purpurbraun; der Schwanz ist braun, die Flaggen der äußersten Federn sind schwarz mit grünlichem Schiller. Die Länge beträgt 5½, die Fittiglänge 1¾, die Schwanzlänge 3⅜ Zoll. Das Weibchen ist auf der Oberseite erzgrün, auf der Unterseite weiß, grünlich gefleckt. Die Unterschwanzdeckfedern sind bräunlich, die ziemlich gleichlangen Schwanzfedern sind an der Spitze weiß gefleckt.

Die Schleppensylphen (Sparganura) unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Schwanzbildung. Die Steuerfedern sind nach außen hin gleichmäßig gesteigert, die äußersten über fünfmal so lang, als die mittleren. Ihre Fahnen sind von der Wurzel bis zur Spitze ziemlich gleichbreit.

Eine Art, Sapho genannt (Sparganura Sapho), ist auf der Oberseite scharlachroth, auf dem Kopfe und der Unterseite metallischgrün, an der Kehle lichter und glänzend, am Unterbauche



Der Sapho (Sparganura Sapho). 4/5 der nat. Größe.

lichtbräunlich. Die Schwingen sind purpurbraun, die Schwanzfedern braun, an der Wurzel glänzend und feurig orangeroth bis gegen die Spitze hin, an ihr tiefschwarzbraun. Das Weibchen ist oben grün, unten grau gefleckt. Sein Schwanz ist kürzer, und die Federn sind nur lichtroth.

Das Vaterland ist Bolivia.

* * *

Die letzte Gruppe, welcher hier Erwähnung geschehen kann, umfaßt die Maskenkolibris (Microrhamphi). Sie kennzeichnen sich durch sehr kurzen, geraden Schnabel, mittellange, ziemlich breite Flügel, einen verschieden gebildeten, im allgemeinen aber langen, mehr oder weniger tief gegabelten Schwanz und sonderbare Schmuckfedern am Kopf und an der Kehle.

Bei dem Dornschnabel (Ramphomicorn heteropogon) sind nur die Federn der Kehle verlängert. Der Schnabel ist kurz, dornartig; die Schwingen sind mittellang, ziemlich schmal; der Schwanz ist breit und tief gegabelt. Das Gefieder ist auf der Oberseite grünlich erzfarben, auf dem Vorderkopfe tief schimmernd grün, das verlängerte Kehlgefieder in der Mitte metallischgrün, seitlich und unten orangefarben; der Hinterbauch ist graulichweiß; die Schwingen sind purpurbraun; der Schwanz ist bronzebraun.

Die Heimat ist Santa Fe de Bogota.

Die Helmkolibris (Oxypogon) unterscheiden sich durch einen Helmbusch, breitere Flügel, einen gerade abgeschnittenen Schwanz und ein noch glanzloseres Gefieder.

Eine, zu Ehren Linden's benannte Art (Oxypogon Lindeni), ist auf der Ober- und Unterseite ziemlich gleichmäßig matt erzfarben; ein Stirnflecken und die Kopfseiten sind schwarz, die längsten Helm- und Kehlfedern, sowie die Halsseiten weiß; die Schwanzfedern sind braun, weiß geschäftet. Die Länge beträgt $5\frac{1}{2}$, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge $2\frac{1}{2}$ Zoll.

Linden fand diesen auffallenden Vogel zuerst in der Sierra Nevada de Morida in Columbien und zwar in einer Höhe von 12 bis 13,000 Fuß über dem Meere.

Die Schwirrvögel gehören ausschließlich Amerika an und sind mehr als alle übrigen gefiederten Rückgratsthiere für diesen Erdtheil bezeichnend. Von früher her hat sich die Meinung verbreitet, daß sie auf den warmen Gürtel beschränkt seien; jetzt wissen wir, daß Dies durchaus nicht der Fall ist. Sie finden sich in ganz Amerika, soweit die Erde fähig ist, Blumen oder Blüthen zu erzeugen. Der nordamerikanische Kolibri ist auf Labrador beobachtet worden, eine Art, welche ihn im Westen vertritt, kommt sehr regelmäßig noch am Columbiaflusse vor, und ebenso hat man diese anscheinend so schwächlichen Vögel auf dem Feuerlande gefunden. Und nicht blos nach der Breite vertheilen sie sich, sondern sie erheben sich auch zu den gewaltigen Bergen der Andeskette: sie schweben noch unmittelbar unter der Schneegrenze in einem Höhengürtel umher, welcher zwischen 12 und 17,000 Fuß über dem Meere liegt; sie besuchen die Krater der noch thätigen, wie der erloschenen Feuerspeier, zu denen kaum ein anderes höheres Wirbelthier sich verirrt. Man hat sie in solchen Höhen brütend gefunden, während Schnee und Hagel den vom Forschungsdrang emporgetriebenen Menschen umtobten, welcher meinte, in jenen Höhen neben dem Kondor das einzige lebende Wesen zu sein. Da, wo es noch Blüthen gibt auf der Westhälfte der Erde, da fehlen auch die Kolibris nicht.

Im allgemeinen darf behauptet werden, daß jede Gegend, ja jede Oertlichkeit ihre eigenen Arten hat. Die Bergnymphen, welche sich in den angegebenen Höhen umhertreiben, verlassen diese nicht; sie steigen höchstens bis zur Untergrenze des Gürtels herab, wenn rauhes Wetter dazu sie nöthigt, und die, welche die heißen, glühenden Thäler bewohnen, in denen kaum ein Luftstrom sich regt, erheben sich wiederum nicht zu jenen Höhen. Aber nicht blos die Berge und die Thäler, sondern auch die Wälder und die Steppen, ja, noch viel beschränktere Oertlichkeiten beherbergen besondere Arten von Kolibris. Mehr als alle übrigen Vögel sind diese Kleinodien der Klasse wenigstens der Mehrzahl nach an bestimmte Blumen oder Blüthen gebunden: sie stehen im innigsten Zusammenhange mit der Pflanzenwelt. Blüthen, welche diesen Beute gewähren, werden von jenen niemals besucht, und Blumen, welche einzelne ernähren, scheinen für andere nicht vorhanden zu sein. Schon der sehr verschiedene Bau des Schnabels läßt schließen, daß gewisse Arten nur gewisse Blüthen durchsuchen

und unfähig sind, andere auszubeuten. Einzelne Arten mögen allerdings nicht besonders wählerisch sein: — vom nordamerikanischen Kolibri behauptet Wilson, daß die Hälfte der Flora seiner Heimat ihm zollen müsse; andere aber beschränken sich nicht blos auf gewisse Bäume, sondern sogar auf eine gewisse Wipfelhöhe derselben. Die einen bevorzugen die Blüthen der oberen Zweige, die anderen tiefer stehende, wieder andere Blätter: vom Zwergkolibri sagt Gosse, daß er fast nur die Blüthen der niederen Pflanzen hart über dem Boden ausbeutet; die Sonnenvögel sieht man, laut Bates, nur selten auf Blumen oder Blüthen, welche in den von ihnen bewohnten schattigen Wäldern eine Seltenheit sind: sie lesen vielmehr ihre Kerbthiernahrung von den Blättern ab, indem sie sich mit unvergleichlicher Gewandtheit in dem Gelaube bewegen und jedes einzelne Blatt von oben und unten besichtigen. Kurz, die Abhängigkeit unserer Vögel von bestimmten Pflanzen ist nicht in Abrede zu stellen. So nimmt es uns auch nicht Wunder, wenn wir bemerken, daß viele Inseln ihre besonderen Kolibris beherbergen, daß z. B. auf Juan Fernandez zwei Arten vorkommen, welche auf den benachbarten Eilanden nicht gefunden werden, daß der Zwergkolibri von Jamaika sich nicht bis nach Cuba verfliegt. An Fähigkeit, größere Reisen zu machen, fehlt es den Schwirrvögeln aber durchaus nicht; Dies beweisen viele Arten zur Genüge. Auch findet das Gegentheil von dem eben Gesagten insofern statt, als einzelne Arten sich über den halben Erdtheil verbreiten.

Mit dieser Abhängigkeit der Schwirrvögel steht im Einklang, daß die Gleicherländer Amerikas besonders reich an Arten sind. Doch würde man irren, wenn man glauben wollte, daß die Waldungen der Tiefe, in denen das Pflanzenleben die höchste Entwicklung erreicht hat, die eigentlichen Paradiese für die Schwirrvögel wären. Die wunderbar-prächtigen Blumen jener Waldungen werden selbstverständlich nicht verschmäht, sondern im Gegentheil, wenigstens zeitweilig, von unseren Vögeln umschwärmt und durchsucht: aber nicht die Menge der Blüthen ist es, welche den Artenreichthum der Kolibris bedingt, sondern die Manchfaltigkeit derselben. Nach dem Stande unserer derzeitigen Forschungen dürfen wir annehmen, daß die Gebirgsgegenden Süd- und Mittelamerikas es sind, welche die größte Artenzahl von Kolibris beherbergen, in denen sich der Gestaltenreichthum dieser Ordnung am augenfälligsten offenbart. Ein bevorzugtes Land scheint Mejiko zu sein: es ist die Heimat von mehr als einem Fünftheil aller Schwirrvögel, welche bis jetzt bekannt geworden sind, und es läßt sich annehmen, daß zu denen, welche man hier fand, noch sehr viele bisher unbekannte kommen werden, wenn das weite und noch wenig untersuchte Reich besser durchforscht werden wird. Mejiko vereinigt freilich auch alle Bedingungen für eine solche Manchfaltigkeit: es ist das wechselreichste Land Mittelamerikas; es besitzt alle Gürtel der Höhe und damit gleichzeitig die verschiedenen Jahreszeiten oder wenigstens die Wärmegrade derselben. Deshalb sieht sich der Beobachter, welcher dieses wunderbare Stück Erde betritt, auch überall umschwebt von den schimmernden Gestalten. Er findet sie in der heißen Tiefe, wie in der eisigen Höhe, da, wo das Wasser seine belebende Kraft äußerte und die ganze Fülle der Gleicherländer erzeugte, dort, wo die sonnenverbrannte Ebene nur den Kaktus ernährt, und vonhieraus bis zu den steinigten Halden der Feuerberge empor. „Sie tragen“, wie Gould sich ausdrückt, „ihren unnachahmlichen Schmuck selbst in die Spalten der vulkanischen Ruinen; sie beleben die Gegenden, in welche sich kein menschlicher Fuß verirrt; sie flüstern dem stumpfen Ohr der kalten Einöde ihre zarten Töne zu.“

Noch ist nicht mit Sicherheit festgestellt, in wie weit auch diejenigen Kolibris, welche nicht wandern, als Standvögel anzusehen sind. Es läßt sich aber annehmen, daß keine einzige Art jahraus jahrein in derselben Oertlichkeit verweilt, vielmehr, der Jahres- oder wenigstens der Blüthenzeit entsprechend, bald hierhin, bald dorthin sich wendet, möglicherweise mit Ausschluß der Nistzeit beständig herum streicht. Alle Beobachter, welche längere Zeit an ein und demselben Orte lebten, stimmen darin überein, daß sich gewisse Arten nur zu bestimmten Jahreszeiten zeigen. So versichert Bullock, daß viele der in Mejiko lebenden Kolibris sich blos im Vorsommer sehen lassen. Einzelne erschienen im Mai und Juni massenhaft in dem botanischen Garten der Stadt Mejiko, und es war dann leicht, viele von ihnen zu erhalten, während man dieselben Arten zu andern Zeiten des Jahres



Kolibris.

nicht bemerkte. Dasselbe beobachtete Reeves bei Rio-Janeiro; dasselbe Bates während seiner elfjährigen Forschungen am Amazonenstrome; dasselbe erfuhren alle übrigen Forscher, welche diesen merkwürdigen Geschöpfen längere Zeit, d. h. Monate oder Jahre nach einander, ihre Aufmerksamkeit widmen konnten. Wahrscheinlich streichen alle Arten mehr oder weniger weit im Lande umher. Die, welche die Höhe bewohnen, werden zeitweilig gezwungen sein, sich in tiefere Gegenden zu begeben, und die, welche da leben, wo ewiger Frühling herrscht oder doch ein fortwährendes Erneuen der Pflanzenwelt stattfindet, wo es das ganze Jahr hindurch Blüthen und Blumen gibt, diese Glücklichen werden sich wenigstens der Blüthen halber von einem Ort zum andern begeben müssen. Es ist bekannt, daß die Kolibris gewisse Bäume massenhaft besuchen, so lange sie in Blüthe stehen, sich sonst aber um dieselben wenig bekümmern; man hat auch beobachtet, daß sie sich, wenn ein Baum gerade zu blühen begonnen, oft ungewöhnlich zahlreich einstellen, ganz ebenso, wie es die honigsuchenden Kerbthiere thun. Sie fliegen dann plötzlich von allen Seiten herbei, ohne daß man weiß, woher sie kommen, und sie besuchen den Baum tagtäglich, so lange er blüht. Diese Ortsveränderungen sind aber mit den eigentlichen Wanderungen nicht zu vergleichen. Einen regelmäßigen Zug haben diejenigen Arten, welche in dem nördlichen oder südlichen gemäßigten Gürtel heimisch sind. Sie erscheinen fast mit derselben Regelmäßigkeit, wie bei uns die Schwalben, verweilen im Lande, brüten und treten mit Einbruch der kalten Jahreszeit wiederum eine Reise nach wärmeren Gegenden an. Der nordamerikanische Kolibri (Trochilus colubris) trifft, nach Audubon, in Louisiana selten vor dem 10. März ein, in den mittleren Staaten selten vor dem 15. April, gewöhnlich erst zu Anfang des Mai, und verweilt bis Ende September, in Florida bis zum November. Die Art, welche im Westen Nordamerikas vorkommt (Selasphorus rufus), stellt sich, nach Nuttal's Beobachtungen, Anfangs April ein und kehrt um dieselbe Zeit wie jener, nach dem Süden und zwar nach Mejiko zurück, wo sie den Winter verbringt. King's Kolibri (Eustephanus galeritus, derselbe, welcher auf dem Feuerlande gefunden wurde und sich über einen Raum von 2500 engl. Meilen längs der Westküste Amerikas verbreitet), kommt auch nur im Frühlinge, erklärlicher Weise zu Anfang des Frühlings des südlichen Gürtels in Chile an; zwei andere Arten, welche hier wohnen, sind ebenfalls Zugvögel: sie zeigen sich im Oktober und wenden sich, um die Mitte des März, wieder den Gleicherländern zu. Jedoch soll es vorkommen, daß einzelne jahraus, jahrein im Süden verweilen, und dasselbe ist von nordischen Arten behauptet worden. Audubon meint, daß die Wanderung des Nachts geschehe, kann aber selbstverständlich Bestimmtes hierüber nicht angeben. Ich sage selbstverständlich; denn die Beobachtung der Schwirrvögel hat ihre Schwierigkeiten. Andere Zugvögel kann man mit dem Gesicht und dem Gehör verfolgen: bei den Kolibris versagen die Sinne uns ihre Dienste. Auch das schärfste Auge verliert den fliegenden Schwirrvogel: es ist nicht mehr fähig, ihn wahrzunehmen, und ebensowenig kann das Ohr Aufschluß geben über die Richtung und Entfernung, in welcher er sich bewegt. Der Kolibri überrascht stets; denn er macht immer den Eindruck eines zauberhaften Erscheinens. Er ist plötzlich da, ohne daß man eigentlich recht weiß, woher er gekommen und verschwindet ebenso plötzlich wieder. Wenn man in Nordamerika erst Einen gesehen hat, bemerkt man sie bald überall. Ein Beobachter, welcher über ihr Erscheinen einen anziehenden Bericht gegeben hat, sagt, daß er eines Morgens mit der Nachricht geweckt worden wäre: „Die Kolibris sind da“, sie zuerst an einem gerade in Blüthe stehenden Tulpenbaum beobachtet, bald darauf überall bemerkt und in großer Anzahl zusammen gesehen habe. Er fand aber, daß die Anzahl rasch abnahm. „Nach mehreren Tagen“, bemerkt er, „erschien kaum noch einer dann und wann. Auch hörten wir bald nachher in der Stadt nur noch hier und da von einem einzelnen versprengten Vögelchen. Daraus schien mir hervorzugehen, daß die Wanderung der Kolibris und ihr Einbruch in die Städte und Gärten zuerst in Menge und in einem großen Heere geschieht. Sie kommen wie die Fluth mit einer stark aufgeschwollenen Welle. Diese Fluth zieht von Süden her durchs Land, läßt überall einige Ansiedler zurück und fluthet, sich allmählich verlierend, nach Norden weiter. Es mag indeß auch sein, daß jene von uns beobachtete Magnolie auch nur deswegen anfänglich so zahlreich besucht war, weil sie wegen

ihrer besonders günstigen Stellung ungewöhnlich frühzeitig blühte, und vielleicht vertheilten sich die Thiere in Folge der mit jedem Tage in allen Winkeln und Verstecken der Gegend sich mehrenden und sich öffnenden Blüthen."

Wenn man das Leben dieser Vögel begreifen will, muß man vor allen Dingen ihren Flug kennen zu lernen suchen. Er bestimmt, so zu sagen, das ganze Leben; er macht den Kolibri erst zu dem, was er ist. Kein anderer Vogel fliegt wie er, und deshalb gerade kann auch der Schwirrvogel mit keinem andern verglichen werden. „Wie wundervoll", sagt Gould, „muß der Mechanismus sein, welcher die zitternde Bewegung eines Kolibris hervorbringt und sie so lange erhält! Mir schien ihre Thätigkeit mit Nichts vergleichbar, was ich je zuvor gesehen hatte; sie erinnerte mich an ein Stück Maschinerie, welche durch eine mächtige Federkraft wirkt. Diese Eigenthümlichkeit im Fluge machte einen ganz besonderen Eindruck auf mich, da sie gerade das Gegentheil von Dem war, was ich erwartete. Der Schwirrvogel pflegt nicht mit dem schnell schießenden Fluge einer Edel- oder Mauerschwalbe durch die Luft zu gleiten, sondern hält seine Flügel, während er von Blume zu Blume wandert, oder wenn er einen weiten Flug über einen hohen Baum oder über einen Fluß nimmt, in fortwährend zitternder oder schwirrender Bewegung. Wenn er sich vor irgend einem Gegenstand ins Gleichgewicht setzt, so geschieht Dies so rasch, daß es dem Auge unmöglich ist, jedem Flügelschlag zu folgen, und ein nebeliger Halbkreis von Undeutlichkeit auf jeder Seite des Körpers ist Alles, was sich wahrnehmen läßt." Ganz ähnlich drückt sich Kittlitz aus. „Der Flug dieser kleinen Vögel hat etwas ungemein Auffallendes; man möchte sie fast für Kerbthiere ansehen. Von einem Baume zum andern fliegen sie so schnell, daß man sie bei ihrer Kleinheit kaum bemerkt; aber vor jedem sie anziehenden Gegenstande verweilen sie, in der Luft schwebend, mit aufrechter Haltung des Körpers und so schneller Bewegung der Flügel, daß man diese nur schimmern sieht." — „Wir fanden", sagt ein anderer Beobachter vom nordamerikanischen Kolibri, „einen schönen und in voller Blüthe stehenden Tulpenbaum und entdeckten bald die kleinen summenden, schwirrenden Flatterer, die den Baum in allen seinen Theilen und Zweigen belebten. Sie kreisten oben über dem Gipfel des Baumes und schossen auch um seine unteren Zweige dicht vor unseren Augen vorüber, bald im Schatten verschwindend, bald in den Sonnenstrahlen aufblitzend. Anfänglich, ehe ich sie näher ins Auge zu fassen vermochte, konnte ich mir fast ebensogut einbilden, daß ich ein Heer von Bienen, Hornissen oder Maikäfern vor mir hatte. Denn diese Vögel schlagen fast eben so heftig, wie die Brummfliegen, mit den Flügeln, die daher zuweilen beinahe unsichtbar werden oder nur wie ein Stück Schleier erscheinen. Dies ist besonders der Fall, wenn sie vor dem Kelche einer Blume schweben, um seinen Inhalt zu untersuchen." So lange der Schwirrvogel sich auf ein und derselben Stelle erhält, vernimmt man kein Geräusch des Flügelschlags; sowie er sich aber in schnellere Bewegung setzt, bringt er einen eigenthümlich scharfen, summenden Ton hervor, welcher der Gesammtheit geradezu den Namen „Summvögel" verschafft hat. Dieser Laut ist verschieden, je nach den verschiedenen Arten, bei den größeren im allgemeinen dumpfer, als bei den kleineren, bei einzelnen so ausgesprochen, daß man sie mit aller Sicherheit an ihrem Gesumme erkennen kann. Es ist noch keineswegs hinreichend aufgeklärt, durch welche Art der Bewegung dieses Geräusch hervorgebracht wird, da man eben nicht im Stande ist, die Bewegungen zu unterscheiden. Man kann höchstens annehmen, daß der Vogel, wenn er größere Räume durchmißt, seine Schwingen noch schneller und heftiger bewegt, als während er sich auf einer Stelle hält; denn so lange Dies geschieht, verursacht er eben kein Geräusch. Der Luftzug, welcher durch den heftigen Flügelschlag erzeugt wird, ist sehr bedeutend. „Ich bemerkte", sagt Salvin, „daß ein Kolibri, welcher in das Zimmer gekommen war und über ein Stück Watte schwebte, die ganze Oberfläche der Baumwolle in Bewegung brachte", und der alte Rochefort meint nun gar, es wäre, wenn ein Kolibri vorbeifliegt, als ob eine schwache Windsbraut um die Ohren pfiffe.

Ueber die Richtung des Flugs, über die Linien, welche er beschreibt, kommt man nicht ins Klare. Die Schnelligkeit der Bewegung ist so bedeutend und der sich bewegende Körper so klein, daß die Beobachtung zur Unmöglichkeit wird. Audubon versichert, daß der nordamerikanische Schwirrvogel

in langen Wellenlinien die Luft durchschneide, sich auf gewisse Strecken unter einem Winkel von ungefähr vierzig Graden erhebe und dann in einer Bogenlinie wieder herab senke; aber er fügt Dem hinzu, daß es unmöglich wäre, dem fliegenden Vogel auf mehr als funfzig oder sechszig Ellen zu folgen, selbst wenn man das Auge mit einem guten Glase bewaffnet habe. Pöppig, welcher vielfache Gelegenheit hatte, Kolibris zu beobachten, behauptet, daß die sichelförmige Gestalt der Flügel dem Kolibri zwar das schnellste Durchschneiden der Luft in gerader Linie, jedoch nicht das Aufsteigen oder eine andere, minder gewöhnliche Art des Fluges gestatte. „Daher fliegen Kolibris meist nur in wagrechter Richtung ꝛc.“ Diese Angabe steht mit den Mittheilungen aller Forscher, denen wir Fähigkeit zum Beobachten zutrauen dürfen, so entschieden im Widerspruch, daß ein Gewicht auf sie nicht gelegt werden kann. Gould sagt, daß der Schwirrvogel jede Art der Flügelbewegung mit der größten Sicherheit ausführen könne, daß er häufig senkrecht in die Höhe steigt, rückwärts fliegt, sich im Kreise dreht oder, so zu sagen, von Stelle zu Stelle oder von einem Theil des Baumes zu einem andern hinwegtanzt, bald aufwärts, bald abwärts steigend, daß er sich über die höchsten Bäume erhebt und dann wie ein Meteor plötzlich dahinschießt. „Oft weilt er summend und ruhig unter kleinen Blumen am Boden; jetzt schwebt er einen Augenblick über einem winzigen Grase, im nächsten sieht man ihn in einer Entfernung von mehr als vierzig Schritten — er ist dahin geflogen mit der Schnelligkeit des Gedankens. — „Sie sind“, bestätigt der Beobachter des nordamerikanischen Kolibri, „außerordentlich heftig und ungestüm in ihren Bewegungen, wie Dies auch wohl bei den Hornissen der Fall ist. Oft blieben sie ein paar Augenblicke auf einem Punkte schweben, als wären sie da mitten in der Luft befestigt, dann aber plötzlich schossen sie mit Pfeilgeschwindigkeit seitwärts und schwenkten sich im Halbkreise, wie ein Schlittschuhläufer, rasch um den Baum herum, um auf der andern Seite eine andere Tulpe zu finden. Oft schnellte ein kleiner Vogel vom Gipfel des Baumes zum Himmel empor, als würde er hinaufgeschleudert.“ Unwillkürlich kommt man immer wieder darauf zurück, den Schwirrvogel als einen gefiederten Schmetterling anzusehen. Dies ist nicht bildlich, sondern buchstäblich zu verstehen. Gould hatte Mühe, einen Herrn zu überzeugen, daß er den Karpfenschwanz (Macroglossa stellatarum) und nicht Kolibris in England habe fliegen sehen, und Bates versichert, daß es ihm erst nach längerer Beobachtung möglich geworden, einen am Amazonenstrome lebenden Rüsselschwärmer, den Titan (Macroglossa Titan), von gewissen Schwirrvögeln zu unterscheiden, und daß er mehr als einmal einen Schmetterling anstatt eines Kolibri vom Baume herabgeschossen habe; denn die Art und Weise zu fliegen, sich vor Blüthen „aufzuhängen“, ähnelt sich bei beiden ebenso, wie ihre Gestalt. Indianer und Neger, aber auch gebildete Weise halten den Titan und den Kolibri für ein und dieselbe Thierart. Sie haben die Umwandlung einer Raupe in einen Schmetterling wahrgenommen und folgern, daß eine nochmalige Verwandlung des Schmetterlings in einen Vogel recht wohl möglich sein könne. Gewissenhafte Beobachter meinen, daß auch die Sinne und geistigen Fähigkeiten der Schwärmer und Schwirrvögel auf ungefähr gleicher Höhe stehen dürften, haben sich aber unzweifelhaft durch den harmlosen Ausdruck des Kolibri-Auges und die Zutraulichkeit des Vogels zu falschen Schlüssen verleiten lassen. Die unerreichbare Gewandtheit und Schnelligkeit der Bewegungen verleiht dem Schwirrvogel eine Sicherheit und Furchtlosigkeit, welche auf das Höchste überrascht. „Hat man den Kolibri aufgefunden“, sagt Burmeister, „so sieht man das klare Auge, wie es unverwandt den Beobachter anblickt, die äußerste Seelenruhe verrathend, so lange der Anwesende ruhig bleibt. Allein, sowie dieser sich bewegt, ist jener auch verschwunden.“

Gewisse Reisende haben von dem prachtvollen Farbenspiel gesprochen, welches bei den fliegenden Kolibris bemerkbar werden soll; ihre Angaben sind jedoch nur bedingungsweise richtig. Von der ganzen Farbenpracht, welche diese lebendigen Edelsteine zeigen, bemerkt man, wenn sie fliegen, Nichts; sie wird erst offenbar, wenn sie ruhen, sei es, indem sie sich schwirrend vor einer Blüthe halten, ohne einen andern Theil des Leibes außer den Flügeln zu bewegen, oder sei es, indem sie sich ausruhend auf einem Zweige niederlassen. Diese Art der Bewegung meint wohl auch Schomburgk. „Das Auge“, sagt er, „welches einen Augenblick vorher die Blüthe noch still

bewundert hatte, sah im nächsten Augenblick einen Topas darüber schweben, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie er dahin gekommen, bis dieser ebenso gedankenschnell an einer anderen Stelle zitternd und flimmernd über dem Blüthenschmucke hing. Wandte ich das trunkene Auge nach einer anderen Richtung, einem anderen Baume zu, so fand ich dasselbe täuschende und entzückende Spiel: hier begegnete ich dem lieblichen Rubin, dort dem glühenden Goldtropfen, oder dem tausendfach widerstrahlenden Saphir, bis sich endlich alle diese fliegenden, flimmernden Funken zum reizendsten Kranze vereinigten, plötzlich aber, wieder geschieden, das frühere neckende Spiel begannen."

Hat die Schwirrvögel ein längerer Flug ermüdet, so suchen sie im Gezweig eine geeignete Stelle zur Ruhe. Sie bevorzugen hierzu, laut Wilson, dünne abgestorbene Zweiglein oder wenigstens solche, welche auf drei oder vier Zoll blätterlos sind. Hier pflegen sie auch zu schlafen, wie Bullock behauptet, oft nach Art mancher Papageien angehängt, den Kopf nach unten (?).

Auf dem Boden sind sie ebenso fremd, wie die Mauersegler: sie wissen sich hier nicht zu behelfen; denn sie sind unfähig zu gehen. „Ein Kolibri", erzählt Kittlitz, „welchen ich schoß, war nur sehr leicht am Flügel verwundet, dennoch aber außer Stand, zu fliegen. Er fiel zu Boden, konnte sich hier aber nicht von der Stelle bewegen. Seine Füße sind zum Laufen und Hüpfen völlig unbrauchbar." Trotzdem kommen die Schwirrvögel zuweilen zum Boden herab: man sieht sie z. B. sich niedersetzen, wenn sie trinken wollen.

Es ist eine althergebrachte Meinung, daß kein Schwirrvogel singen könne. Im allgemeinen scheint Dies richtig zu sein; es liegt aber jetzt schon eine Reihe von Beobachtungen vor, welche das Gegentheil besagen. „Die Stimme der Kolibris", so berichtet der Prinz von Wied, „ist ein nur höchst unbedeutender kleiner Laut", und an einer anderen Stelle erwähnt er, daß ein Kolibri seine „laute, kurz lockende Stimme" hören ließ. Burmeister sagt: „Die Schwirrvögel sind aber keineswegs stumm; denn wenn sie sich irgendwo auf einem dünnen Zweige niederlassen und da einige Zeit Ruhe pflegen, so lassen sie von Zeit zu Zeit ihre feine, schwache, zwitschernde Stimme hören. Ich habe sie öfters vernommen und den über mir im Schatten des Laubes sitzenden Vogel beobachtet, wie er abwechselnd mit dem zarten Lockton seine feine Spaltzunge über einen Zoll aus dem Schnabel auf Augenblicke hervorschnellte." Die meisten übrigen Beobachter wissen nur von rauhen und schrillen Lauten zu berichten, welche sie vernommen haben, von Lauten, welche durch die Silben „Tirr = tirr = tirr" oder auch durch „Zock = zock = zock" wiedergegeben werden können. Einzelne, so Lesson, fügen Dem auch noch ausdrücklich hinzu, daß die Kolibris gewöhnlich still wären, und man stundenlang unter einem Baume verweilen könne, ohne einen Laut von ihnen zu vernehmen. Dagegen berichten Andere durchaus übereinstimmend, daß gewisse Arten wirklich singen. „Dieser Kolibri", sagt Gosse von dem Zwergkolibri, „ist der einzige, welcher einen wirklichen Gesang hat. Im Frühling sieht man ihn sofort nach Sonnenaufgang auf den höchsten Zweigen der Mango= oder Orangenbäume sitzen und hört ihn hier einen zwar schwachen, aber höchst angenehm klingenden Gesang vortragen, zuweilen zehn Minuten lang, fast ununterbrochen, wenn auch mit nur geringer Abwechslung." Gundlach gedenkt einer anderen Art (Orthorhynchus Boothi) mit folgenden Worten: „Ich konnte mich dem Vögelchen bis auf vier Fuß nähern, um es zu beobachten und seinen zusammengesetzten, feinen und wohltönenden Gesang zu hören, wobei das Männchen dann oft senkrecht bis zu einer verhältnißmäßig bedeutenden Höhe stieg und einen feinen, eintönigen Triller hören ließ." — „Ein goldglänzender Kolibri", erzählt Kittlitz, „ließ sitzend mit halbausgebreiteten Flügeln einen recht wohlklingenden und ziemlich lauten Gesang hören, was mir umsomehr auffiel, als die Stimme der Kolibris gewöhnlich nur aus kreischenden Tönen bestehen soll." Leider konnte dieser Forscher den von ihm herabgeschossenen Vogel nicht auffinden und somit die Art nicht bestimmen. Diese drei Angaben genügen meiner Ansicht nach vollkommen, um jene Meinung zu widerlegen. Unzweifelhaft wird man auch von andern Kolibris Aehnliches beobachtet haben oder noch beobachten, wenn man erst dahin gekommen sein wird, die Lebensweise der einzelnen Arten vergleichend zu erforschen. Einstweilen geht es uns noch, wie jedem Forscher, welcher nur kurze Zeit in Amerika verlebt hat. „Bei meiner

ersten Ankunft in Guatemala", sagt Salvin, „schienen mir die verschiedenen Arten von Kolibris in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihrer Stimme und in ihrem Summen vollständig übereinzustimmen; spätere Erfahrungen aber und beständige Aufmerksamkeit lehrten mich bald kennen, daß jede Art ihr Eigenthümliches hat, und so war ich schon nach kurzer Zeit im Stande, die Arten an ihrem Schimmer oder, wenn ich sie nicht sah, mit ziemlicher Sicherheit an dem Summen oder an ihrem Geschrei zu erkennen. Es ist allerdings schwer, diese Unterschiede mit Worten auszudrücken, aber sie sind doch erkennbar."

Die Sinne der Schwirrvögel scheinen ziemlich gleichmäßig und sehr hoch entwickelt zu sein. Alle Beobachtungen lassen mit Bestimmtheit schließen, daß das Gesicht dieser Vögel ausnehmend scharf sein muß. Man erkennt Dies an ihren Bewegungen im Fluge und muß es annehmen, nachdem man erfahren hat, daß sie kleine, unserm Auge vollständig unsichtbare Kerbthiere im Fluge fangen, sie also sehen müssen. Ebenso dürfen wir überzeugt sein, daß ihr Gehör dem anderer Vögel nicht nachsteht, wenn auch hierüber bestimmte Beobachtungen nicht vorliegen. Der Sinn des Gefühls, d. h. hier der Tastsinn, ist gewiß hoch entwickelt; denn wäre Dies nicht der Fall, so würde es ihnen unmöglich sein, den Haupttheil ihrer Nahrung aus der Tiefe der Blumen hervorzuziehen. „Sie wissen", wie Burmeister sehr richtig sagt, „nicht, ob die Blume für sie etwas Brauchbares enthalten wird; sie stehen darum schwebend vor ihr, senken ihre Zunge in die Tiefe und halten sich dabei durch beständigen Flügelschlag genau auf derselben Stelle, bis sie eine Blüthe nach der andern untersucht haben." Die Zunge übernimmt hier fast genau dieselbe Arbeit, wie die der Spechte: sie prüft die andern Sinnen unzugänglichen Schlupfwinkel. Ihr feines Gefühl erkundet die Beute und leitet das Werkzeug selbst beim Aufnehmen derselben. Geschmack beweisen die Kolibris durch ihre Vorliebe für die Süßigkeiten, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird. Ueber den Geruch läßt sich kaum ein Urtheil fällen; doch dürfen wir wohl annehmen, daß dieser Sinn nicht verkümmert ist.

Der wohlgebildete, gewölbte Schädel läßt im Voraus den Schluß zu, daß auch die rein geistigen Fähigkeiten der Schwirrvögel auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung stehen. Leichter als bei andern Klassenverwandten kann bei ihnen die Beobachtung täuschen, und deshalb sind auch die Urtheile der Forscher über den Verstand unserer Vögel sehr verschiedene. So lange die Kolibris sich frei bewegen, lernt man sie nur unvollständig kennen. Ihre Unruhe und Rastlosigkeit, die Schnelligkeit ihrer Bewegung, ihre Kleinheit und ihre große Anzahl erschwert es dem Beobachter, ihnen zu folgen: soviel aber lernt er doch erkennen, daß sie sehr wohl zu unterscheiden wissen zwischen Freunden und Feinden, zwischen Nützlichem und Schädlichem, daß ihnen gewährter Schutz sie zutraulich und Verfolgung sie scheu und vorsichtig macht. Weitaus in den meisten Fällen bekunden sie eine Vertrauensseligkeit, welche ihnen verderblich wird; Dies aber ist einfach Folge ihrer außerordentlichen Gewandtheit und der Sicherheit in jeder ihrer Bewegungen: sie tragen, um mich so auszudrücken, das Bewußtsein in sich, jeder Gefahr noch rechtzeitig entrinnen zu können. So lange es sich darum handelt, vor ihren natürlichen Feinden sich zu bergen, wird sie dies Bewußtsein schwerlich täuschen. Dem Menschen gegenüber freilich ist allzu großes Vertrauen oft übel angewandt, und deshalb gerade fallen die Schwirrvögel ihm so häufig und so leicht zum Opfer.

Bevor wir zur Betrachtung des Wesens und Betragens oder der Lebensweise übergehen, wird es nothwendig sein, erst über die Nahrung ins Reine zu kommen; denn sie bestimmt, wie bereits wiederholt angedeutet, das Leben wesentlich mit. Es ist bekannt, daß hinsichtlich der Nahrung der Schwirrvögel irrige Ansichten geherrscht haben und theilweise noch herrschen; ja, ganz neuerdings soll ein Reisender, dessen Werke ich grundsätzlich nicht lese, weil ich weiß, daß sie doch nur Unwahrheiten enthalten, mit viel Behagen die alten Geschichten wieder aufgefrischt und der gläubigen Leserwelt als etwas ganz Neues aufgetischt haben. Die alte Ansicht war, daß die Schwirrvögel sich von dem Blumenhonig nähren, oder wenigstens, daß Blumenhonig die Hauptmenge ihrer Nahrung bilde. „Sehr natürlich war es", sagt der Prinz, „daß man bei den vielen empfehlenden Eigenschaften dieser kleinen Thiere in den Schriften der Reisen häufig Nachrichten von ihnen findet, ebenso auffallend aber, daß gewisse

wichtige Theile ihrer Naturgeschichte für uns immer in einem Halbdunkel verborgen blieben. Hierher gehört ganz besonders ihre Nahrung. Begreiflich ist es, daß man diesen niedlichen Thieren, welche ihren langen, zarten Schnabel in die röhrenförmigen Blumen versenken, eine ihrer Schönheit angemessene Nahrung in den süßen Honigsäften der Pflanzen zuschrieb. Da man ihre lange Zunge für röhrenförmig hielt, so glaubte man auch, sie müßte Blumennektar aussaugen, und man liest deshalb noch jetzt in verschiedenen Werken von dem Honigsaugen der Kolibris. Azara, ein übrigens gewissenhafter Schriftsteller, hatte diesen wichtigen Theil der Naturgeschichte unserer kleinen Vögel nicht selbst untersucht, und er ist daher bei der irrigen, bisher allgemein angenommenen Meinung stehen geblieben. Er war in der günstigsten Lage, uns über diesen Gegenstand zu belehren, verdient aber mit Recht den Vorwurf, daß er sich einzig und allein an die äußere Gestalt der Vögel hielt, sonst würde er ihre Geschichte richtiger erkannt haben. Einige andere Schriftsteller haben den Irrweg bemerkt, auf welchem die Vogelkundigen sich befanden, und unter ihnen muß zuerst Badier genannt werden, der die Kerbthiernahrung der Kolibris entdeckte." Dieser Forscher berichtete bereits im Jahre 1778, daß ihm sehr erklärlich sei, warum alle Kolibris, welche man mit Zuckerwasser und Syrup zu ernähren gesucht habe, nach kurzer Zeit gestorben seien, da sie Blumennektar höchstens zufällig mit verschlucken, in Wirklichkeit aber ganz kleine Käferchen verzehren, und zwar diejenigen, welche sich auf dem Boden der Blumen aufhalten und von dem Honig nähren. Er schoß und untersuchte verschiedene Kolibris, und fand bei allen, daß sie Käfer und Spinnen gefressen hatten. Zwei Gefangene fütterte er etwa sechs Wochen lang mit Syrup und Zwieback; aber sie wurden immer schwächer, starben, und bei der Zergliederung fand sich in ihren zerriebenen Därmen kristallisirter Zucker. Ungefähr um dieselbe Zeit übersetzte Brandes Molina's Naturgeschichte von Chile und gelangte zu derselben Ueberzeugung wie Badier. Ausführlicheres veröffentlichte Wilson im Jahre 1810. „Man hat bis jetzt die Ansicht gehegt", sagt er, „daß der Kolibri sich von dem Honig der Pflanzen nähre und ein oder zwei neuere Beobachter nur haben bemerkt, daß sie Bruchstücke von Kerbthieren in dem Magen des Vogels gefunden hätten, Bruchstücke, von denen man glaubte, daß sie durch Zufall dahin gekommen seien. Der Mangel an Gelegenheit, welchen die Europäer haben, um diesen Gegenstand durch Beobachtung oder Zergliederung zu erledigen, ist Ursache geworden, daß jene Ansicht allgemein wurde. Ich meinestheils kann entschieden über diese Angelegenheit sprechen. Ich habe den Kolibri an schönen Sommerabenden zeitweilig halbe Stunden lang auf jene kleinen, schwirrenden Kerbthiere Jagd machen sehen, nach Art der Fliegenfänger, aber mit einer Gewandtheit, welche deren Flugbewegungen bei weitem übertrafen. Ich habe von Zeit zu Zeit eine große Anzahl dieser Vögel zergliedert; ich habe den Inhalt des Magens mit Vergrößerungsgläsern untersucht und in drei von vier Fällen gefunden, daß er aus zertrümmerten Bruchstücken von Kerbthieren bestand. Oft wurden ganze, aber sehr kleine Käfer noch unversehrt wahrgenommen. Beobachtungen meiner Freunde stimmen mit diesem Ergebniß vollständig überein. Man weiß sehr wohl, daß die Kolibris hauptsächlich jene glockenförmigen Blumen lieben; sie aber gerade sind der Aufenthaltsort von kleinen Kerbthieren." — „Es ist sehr möglich", sagt mit Wilson übereinstimmend Bullock (1825), „daß die ganze Gesellschaft Kerbthiere frißt; daß es viele thun, weiß ich gewiß. Ich habe sie in Verfolgung ihrer kleinen Beute mit Aufmerksamkeit beobachtet, im Pflanzengarten von Mejiko sowohl, wie in dem Hofe eines Hauses von Tehuantepec, wo einer von ihnen von einem blühenden Pomeranzenbaume vollständig Besitz genommen hatte, indem er auf ihm den ganzen Tag saß und die kleinen Fliegen, welche zu den Blüthen kamen, wegschnappte. Ich habe auch sehr häufig gesehen, daß sie Fliegen und andere Kerbthiere im Fluge aufnahmen und bei der Zergliederung diese in ihrem Magen gefunden. In einem Hause zu Jalapa, dessen Hof ein Garten war, habe ich oft mit Vergnügen den Kolibris zugesehen, wie sie ihre Jagd zwischen den unzähligen Spinnengeweben betreiben. Sie begaben sich mit Vorsicht in das Gewirr von Netzen und Fäden, um die gefangenen Fliegen wegzunehmen; aber weil die größeren Spinnen ihre Beute nicht gutmüthig hergeben wollten, waren die Eindringlinge oft zum Rückzug gezwungen. Die behenden kleinen Vögel pflegten, wenn sie kamen, den Hof erst ein- oder zweimal zu umfliegen, als

ob sie ihren Jagdgrund kennen lernen wollten. Dann begannen sie ihren Angriff, indem sie mit Vorsicht unter das Netz der hinterlistigen Spinne flogen und nun plötzlich auf die kleinen, eingewickelten Fliegen losschossen. Jede Bewegung erforderte die größte Sorgfalt; denn oft hatten sie kaum so viel Raum, um ihre Flügel zu bewegen, und das geringste Versehen würde auch sie in die Spinnennetze verwickelt und gefährdet haben. Uebrigens durften sie nur die Netze der kleinen Spinnen angreifen, da die größeren zur Vertheidigung ihrer Festung herbeigestürzt kamen, sobald sie sich naheten. Geschah Dies, so sah man den Belagerer wie einen Lichtstrahl aufschießen. Gewöhnlich brauchte der Kolibri ungefähr zehn Minuten zu seinem Raubzuge." Uns Deutsche belehrte der Prinz von Wied zuerst über die Nahrung der Kolibris. „Ohne die eben genannten Nachrichten", fährt er fort, „über die Kerbthiernahrung unserer kleinen Vögel damals noch zu kennen, sprach ich mich über diesen Gegenstand in der Beschreibung meiner brasilianischen Reise (1821) und bald darauf in der Isis (1822) aus. Ich bin ganz vollkommen hiervon überzeugt; denn selbst die Magen der kleinsten dieser Vögel fanden wir mit Kerbthierresten vollgestopft, dagegen nie mit Pflanzenhonig angefüllt. Die Nahrung besteht, meiner Ueberzeugung zufolge, in kleinen Käferchen, Spinnen, anderen Kerbthieren und dergleichen, und die Zunge ist keine durchbrochene, zum Saugen geeignete Röhre.... Ihre beiden häutigen Spitzen sind vollkommen geeignet, wenn sie in den Grund der Blumenröhre gebracht werden, die daselbst befindlichen höchst kleinen Kerbthiere zu fühlen, zu ergreifen und bis in den Schnabel zurückzuziehen. Bei Eröffnung der Magen dieser kleinen Vögel überzeugt man sich bald von der Wahrheit dieses Satzes; denn ich habe in denselben gewöhnlich die Ueberreste kleiner Käferchen gefunden, welche sie oft gänzlich anfüllen. Daß man, wie bei Lesson zu lesen, die Schwirrvögel in gezähmtem Zustand mit Honig oder Pflanzensäften erhalten haben will, ist kein Beweis, daß sie auch in der Freiheit eine solche Nahrung zu sich nehmen. Jener gelehrte Reisende scheint übrigens auch gänzlich meiner Ansicht über die Nahrung der Kolibris beizutreten. Der Engländer Rennie sprach sich noch neuerdings meinen Beobachtungen durchaus entsprechend über diesen Gegenstand aus, und was er hierüber sagt, ist sehr richtig." Ungefähr gleichzeitig mit dieser Angabe des Prinzen (1831) erschien Audubon's ausgezeichnetes Werk. In ihm heißt es: „Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Kerbthieren, hauptsächlich aus Käfern. Diese zusammen mit kleinen Fliegen werden gewöhnlich in ihrem Magen gefunden; die ersteren werden von den Blumen gelesen, die letzteren im Fluge gefangen. Der Schwirrvogel könnte deshalb als ausgezeichneter Fliegenfänger angesehen werden. Nektar oder Honig, welcher von den verschiedenen Pflanzen aufgesogen wird, ist gewiß ungenügend, ihn zu erhalten; er dient vielleicht mehr, um den Durst zu stillen. Von vielen dieser Vögel, welche in der Gefangenschaft gehalten und mit Honig oder Zucker ernährt wurden, habe ich erfahren, daß sie selten mehrere Monate am Leben blieben, und wenn sie dann untersucht wurden, fand man sie im höchsten Grade abgemagert; andere hingegen, denen zweimal täglich frische Blumen aus den Wäldern oder aus den Gärten gebracht und deren Gefängniß nur mit Gazenetzen, durch welche kleine Kerbthiere eindringen konnten, verschlossen waren, lebten zwölf Monate und wurden dann noch frei gelassen." Unter den neuern Beobachtern haben Gosse und Burmeister denselben Gegenstand ausführlicher beleuchtet. „Die Nahrung der Kolibris", sagt der erstere (1847), „besteht, wie ich überzeugt bin, fast ausschließlich aus Kerbthieren. Daß sie Blumennektar mit aufnehmen, will ich zugeben, und ebenso weiß ich, daß sie mit aufgelöstem Zucker oder Honig in der Gefangenschaft eine Zeit lang hingehalten werden können; daß sie aber bei dieser Nahrung leben bleiben, ja nur ihre Kraft behalten sollten, bezweifle ich entschieden. Ich habe viele von allen hier (auf Jamaika) vorkommenden Arten zergliedert und unabänderlich den kleinen Magen mit einer schwarzen Masse angefüllt gefunden, der, welche man in dem Magen der Sänger trifft, täuschend ähnlich, mit einer Masse, welche, genauer untersucht, sich als die Ueberreste kleiner Kerbthiere erwies. Die Beobachtung Wilson's, daß der amerikanische Kolibri im Fluge fange, habe ich bei unsern Arten sehr oft gemacht. Ich habe gesehen, daß der Mango vor Einbruch der Nacht die Wipfel der Bäume, welche nicht in Blüthe standen, umflog und aus der Art seines Fluges schließen können, daß er kleine Kerbthiere fing... Der Grund der schnellen Drehungen des Kappenkolibris

in der Luft ist Kerbthierfang. Ich habe einen, welcher damit beschäftigt war, in großer Nähe beobachten können; ich habe mit Bestimmtheit die kleinen Fliegen, welche er verfolgte, in der Luft unterschieden und wiederholt das Schnappen seines Schnabels gehört." Mit aller Absicht habe ich die verschiedenen Angaben zusammengestellt, weil immer noch Eins aufzuklären bleibt. Daß nach dem Vorstehenden schwerlich Jemand noch versucht sein kann, an das Honigsaugen der Kolibris zu glauben, darf ich annehmen; dagegen scheint mir nachstehende Angabe und Annahme Burmeister's noch der Bestätigung zu bedürfen. Dieser Forscher behauptet nämlich mit aller Bestimmtheit, in seiner Reisebeschreibung ebensowohl, wie in seiner systematischen Uebersicht der Thiere Brasiliens, daß die Schwirrvögel niemals Kerbthiere im Fluge fangen. Er bestätigt Bullock's Angabe bezüglich der Spinnen, stellt aber die übereinstimmenden Beobachtungen der angegebenen Naturforscher, welche er unzweifelhaft gekannt haben wird, entschieden in Abrede. „Ich habe gesehen", sagt er, „wie Kolibris kleine Fliegen aus freischwebenden Spinnennestern nahmen, indem sie vor denselben ebenso standen, wie vor den Blumen, und konnte deutlich bemerken, wie der ruckweise ab- und zufliegende Vogel eine Mücke nach der andern herausholte. Die Spinnen suchten ihn dabei nur selten zu stören, die meisten lassen es ruhig geschehen, weil, wenn sie unvorsichtig zu weit vorfahren, auch sie vom Kolibri weggeschnappt werden, namentlich die kleineren. Die Kerbthiernahrung ist somit bewiesen, und jetzt bezweifelt sie wohl Niemand mehr. ... Nie aber fangen die Schwirrvögel ein Kerbthier im Fluge, und weil sie Das nicht können, sind sie genöthigt, die kleinen Thierchen aus den Blüthen zu holen. Auch Honig mag dabei an ihre Zunge kommen; aber er ist höchstens eine Zugabe, nicht das Ziel, nach dem sie ihre Zunge ausstrecken. Die poetische Benennung der Brasilianer Beija flores, Blumenküsser, deutet das Verhältniß also nicht ganz richtig; der Kolibri will mehr als bloses Küssen; er lebt wirklich nur durch die Blumen. Warum der kleine Vogel seine Beute nicht im Fluge fängt, wie es so viele andere Vögel thun, ist leicht zu erklären, wenn man den langen, dünnen Schnabel mit der engen Mundöffnung betrachtet und dagegen den kurzen Schnabel und das weite Maul der Schwalbe nimmt. Alle Vögel, welche Kerbthiere im Fluge fangen, haben kurze oder flache Schnäbel, eine weite Mundöffnung und lange Bartborsten am Mundwinkel. Ja, diese drei Eigenschaften stehen zur Größe ihrer Beute und der Sicherheit, womit sie danach schnappen, stets im geraden Verhältniß. Ein Vogel also, der gleich dem Kolibri von diesen drei Eigenschaften das Gegentheil besitzt, kann nicht Kerbthiere im Fluge fangen: er muß sitzende aufsuchen, sei es, daß er sie, gleich dem Spechte, aus den Fugen und Spalten der Stämme hervorklaubt oder, wie der Kolibri, im Kelche der Blumen erhascht. Zu beiden Geschäften gehört eine lange Zunge, welche bei dem Spechte durch fadenförmige Verlängerung der Zungenbeinhörner, beim Kolibri durch den gleichen Bau der Zunge selbst bewerkstelligt wird." Aus diesen Worten Burmeister's geht das Eine deutlich hervor, daß er die Schwirrvögel nicht beobachtet hat, während sie Kerbthiere im Fluge fingen, mehr aber auch nicht; denn wie so oft im Leben wird es auch hier heißen können

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens ewig junger Baum."

Wilson, Audubon und Gosse sind zu sorgfältige und glaubwürdige Beobachter, als daß wir ihren Angaben nicht unbedingt vertrauen dürften. —

Heimat und Oertlichkeit, die Verschiedenheit der Blumen, welche Nahrung gewähren und andere äußere Verhältnisse üben also einen sehr großen Einfluß aus auf die Lebensweise der verschiedenen Schwirrvögel; aber auch das Wesen der verschiedenen Arten unterscheidet sich nicht unerheblich. Fast alle Kolibris sind echte Tagvögel; doch gibt es mehrere, welche nur in den Früh- oder Abendstunden ihre Jagd betreiben, während des heißen Mittags aber im tiefen Schatten der Bäume der Ruhe pflegen. So berichtet Waterton und nach ihm Schomburgk von dem Topas, daß er blos während der kühleren Tageszeit thätig sei, die Sonnenstrahlen aber ängstlich meide, und so erzählt der Prinz von einem andern, daß er ihn hauptsächlich des Morgens gesehen habe, sein Gefieder trocknend. Der Zwergkolibri Jamaikas umschwirrt wie eine Hummel die niederen

Pflanzen dicht über dem Boden und erhebt sich blos ausnahmsweise in bedeutende Höhen, während der Riesenkolibri sich sehr oft in diesen umhertreibt. Ein blühender Baum lockt sehr verschiedene Arten herbei, und wenn man unter einem solchen verweilt, kann man im Laufe einer Stunde den größten Theil derjenigen, welche eine Gegend bewohnen, erscheinen und verschwinden sehen. Einige Reisende, und unter ihnen Spix und Martius, haben von Schwärmen von Kolibris gesprochen, Andere behaupteten, daß die Vögel nur einzeln erscheinen. „Ich muß", sagt der Prinz, „aus eigener Erfahrung erwiedern, daß Beide die Wahrheit sagen; denn öfters haben wir sehr viele Kolibris ein und derselben Art an einem mit Blüthen bedeckten Baum innerhalb weniger Minuten erlegt, obgleich sie sonst gewöhnlich vereinzelt fliegen." Stedmann erzählt, daß er um gewisse Bäume oft so viele Kolibris zugleich habe schwärmen sehen, daß ein Gesumme entstanden sei, wie von einem Wespenschwarm. Dasselbe hat mir Röhl, der hamburgische Konsul in Caracas, erzählt, welcher länger als zwanzig Jahre in Venezuela verlebt hat. Er bemerkte jedoch ausdrücklich, daß eine solche massenhafte Ansammlung von Schwirrvögeln nur dann stattfinde, wenn im Anfang der Blüthezeit ein Baum plötzlich viele seiner Blüthen geöffnet habe. Gewöhnlich erscheint einer nach dem andern und jeder verweilt nur kurze Zeit an demselben Orte. „Ihre Ungeduld ist", wie Azara sagt, „viel zu groß, als daß sie einen und denselben Baum absuchen sollten." Sie erinnern, meint der Beobachter, von welchem ich weiter oben Einiges mittheilte, an die Bienen; aber es stellt sich zwischen beiden Geschöpfen doch ein sehr bemerkenswerther Gegensatz heraus. „Die Biene ist das Bild der Emsigkeit und des bedachtsamen Fleißes. Sie fliegt, auch wenn sie nicht schwer beladen ist, langsam zwischen den Blumen herum und untersucht dieselben vorsichtig, verkriecht sich mühselig tief in ihre Kelche und kommt bestaubt wie ein Müller wieder daraus hervor: man sieht es ihr an, daß sie ein Arbeiter und Künstler ist. Der Kolibri dagegen erscheint blos als ein nasch- und flatterhafter Gesell." Fast Dasselbe sagt Bates. —

„In den Monaten März, April und Mai", theilt uns Gosse mit, „ist der Kappenkolibri außerordentlich häufig. Ich darf annehmen, daß ich manchmal nicht weniger als hundert nach und nach auf einem geringen Raume und im Laufe eines Vormittags gesehen habe. Sie sind aber durchaus nicht gesellig; denn wenn auch ihrer drei oder vier zu gleicher Zeit die Blüthen desselben Busches umschweben mögen, so bemerkt man doch keine Vereinigung. Jeder einzelne wird geleitet durch seinen eigenen Willen und beschäftigt sich nur mit seinen eigenen Geschäften. Zuweilen sieht man fast nur Männchen, zuweilen beide Geschlechter in ziemlich gleicher Menge erscheinen; eine eigentliche Vereinigung derselben findet aber auch nur in der Nähe des Nestes statt. Zwei Männchen ein und derselben Art halten niemals Frieden, sondern gerathen augenblicklich in Kampf und Streit mit einander; ja, einzelne zanken sich mit jedem Kolibri überhaupt, der in ihre Nähe kommt, und sogar mit vielen andern Vögeln... Von ihrer Kampflust ist oft gesprochen worden, und in der That scheint es unmöglich zu sein, daß zwei derselben Art die Blüthen ein und desselben Busches gleichzeitig absuchen können. Der Mango verjagt außerdem alle übrigen Kolibris, welche in seiner Nähe sich zeigen. Einst war ich Zeuge eines Zweikampfes zwischen diesen Vögeln, welcher mit größerer Heftigkeit ausgeführt und mehr in die Länge gezogen wurde, als gewöhnlich. Es war in einem Garten, in welchem zwei Bäume in Blüthe standen. Einen dieser Bäume hatte ein Mango seit mehreren Tagen regelmäßig besucht. An dem Morgen nun, welchen ich im Sinn habe, erschien ein anderer, und nun begann ein Schauspiel, welches mich auf das höchste anzog. Die Beiden jagten sich durch das Wirrsal von Zweigen und Blüthen, und der eine stieß ab und zu mit anscheinender Wuth auf den andern. Dann vernahm man ein lautes Rauschen von ihren Flügeln und beide drehten sich wirbelnd um und um, bis sie fast zum Boden herabkamen. Dies geschah so schnell, daß man den Kampf kaum verfolgen konnte. Schließlich packte einer in meiner unmittelbaren Nähe den andern beim Schnabel, und beide wirbelten nun senkrecht hernieder. Hier ließen sie von einander ab; der eine jagte den andern ungefähr hundert Schritte weit weg und kehrte dann siegesfreudig zu seinem alten Platze zurück, setzte sich auf einen hervorragenden Zweig und ließ seine

Stimme erschallen. Nach wenigen Minuten kehrte der Verfolgte von neuem zurück, schrie herausfordernd, und augenblicklich begann der Kampf von neuem. Ich war überzeugt, daß dieses Zusammentreffen durchaus feindlich war; denn der eine schien sich entschieden vor dem andern zu fürchten und floh, während dieser ihn verfolgte, obwohl er eine neue Herausforderung nicht unterlassen konnte. Wenn ein Kampf vorüber war, und der eine ausruhete, sah ich, daß er seinen Schnabel geöffnet hatte, als ob er nach Luft schnappe. Zuweilen wurden die Feindseligkeiten unterbrochen und einige Blüthen untersucht, aber eine gegenseitige Annäherung brachte sie dann wieder an einander, und der Zank begann von neuem. Ein kleiner Pitpit (Certhiola flaveola), welcher zwischen den Blüthen umherhüpfte und still seines Weges ging, schien ab und zu mit Verwunderung auf die Streiter zu sehen; als aber einer von diesen seinen Gegner in die Flucht geschlagen hatte, stürzte er sich plötzlich auf den harmlosen Blumenvogel, welcher nun schleunigst sich zurückziehen mußte. Der Krieg, — denn es war ein wirklicher Feldzug, eine regelmäßige Folge von Kämpfen, — dauerte eine volle Stunde." Bullock erzählt, daß einzelne Kolibris von einem Baume Besitz nehmen und in dessen Nähe jeden anderen Vogel, und wäre derselbe zehnmal so groß, als sie, wüthend anfallen und regelmäßig in die Flucht schlagen. Seiner Ansicht nach soll der Schwirrvogel seinen nadelscharfen Schnabel beim Angriff gegen die Augen anderer Vögel richten und diese zu eiligem Rückzuge nöthigen. Salvin versichert, daß einzelne durch ihre Kampflust dem Jäger oft die Jagd vereiteln, weil sie alle andern Kolibris, welche sich ihrem Aufenthaltsorte nähern, in die Flucht treiben. „Es schien mir", meint jener Deutschamerikaner, „daß Kampf und Streit ihr Hauptgeschäft sei. Kaum hatte einer von ihnen seinen langen Schnabel in eine Blume gesteckt, so gefiel dieselbe Blume einem anderen besser und das Duell begann auf der Stelle. Zuweilen flogen sie dabei, wie zwei um einander herumwirbelnde Funken einer Feueresse, so hoch in die Luft, daß sie unseren Blicken entschwanden."

Dem Menschen gegenüber zeigen sich die Schwirrvögel im hohen Grade zutraulich. Sie sind durchaus nicht scheu, lassen sich in größter Nähe betrachten, fliegen ohne Bedenken dicht vor dem Auge des Beobachters hin und her und verweilen, so lange dieser sich ruhig verhält, ohne jegliche Besorgniß. Gosse sagt, daß sie sehr neugierig sind und zu einem Gegenstand, welcher ihnen auffällt, herbeikommen. Audubon und nach ihm Burmeister erwähnen, daß sie häufig in das Innere der Zimmer fliegen, angelockt durch Blumensträuße, welche hier aufgestellt wurden; Salvin berichtet, daß das Männchen eines Pärchens, welches eben ein Nest bauen wollte, ihm Baumwolle, so zu sagen, unter den Händen wegnahm; der Prinz beobachtete, daß sie im Innern eines Zimmers, zu welchem man sie ungestört gelangen ließ, ihr Nest erbauten.

Zur Zeit ist es noch nicht entschieden, ob die Paare während des ganzen Jahres zusammenhalten oder ob sie sich nur gegen die Nistzeit hin vereinigen. Diese ist sehr verschieden, je nach der Gegend. Bei denjenigen Arten, welche wandern, fällt sie mit dem Frühling zusammen, bei den mittelamerikanischen Arten steht sie im Einklang mit der Blüthezeit. Einzelne Arten scheinen sich übrigens gar nicht an eine bestimmte Zeit zu binden: Gosse versichert ausdrücklich, daß er in jedem Monat des Jahres frische Nester des Kappenkolibris gefunden habe. „Soweit als meine Erfahrung reicht", sagt er, „brüten die meisten im Juni, während Hill den Januar als die eigentliche Brutzeit annimmt." Wahrscheinlich nisten die meisten Arten zweimal im Jahre.

Die Liebe erregt auch die Schwirrvögel. Sie zeigen sich gegen die Paarzeit hin noch einmal so lebendig und noch einmal so kampflustig als sonst. „Nichts", sagt Bullock, „kann die Wildheit erreichen, welche sie bekunden, wenn ein anderes Männchen derselben Art sich während der Brütezeit dem Standorte eines Paares nähert. Unter dem Einfluß der Eifersucht werden sie geradezu wüthend, und sie kämpfen jetzt mit einander, bis einer der Gegner entseelt zu Boden fällt. Ich habe einen derartigen Kampf mit angesehen und zwar während eines schweren Regens, dessen Tropfen meiner Ansicht nach genügend sein mußten, die wüthenden Kämpfer zu Boden zu schlagen." Eine anmuthige Schilderung gibt Audubon. „Ich wünschte", sagt er, „daß ich auch Andere des

Vergnügens theilhaftig machen könnte, welches ich empfunden habe bei der Beobachtung einzelner Pärchen dieser lieblichen Geschöpfe, während sie sich gegenseitig ihre Liebe erklären: — wie das Männchen sein Gefieder und seine Kehle sträubt, wie es auf den Schwingen dahintanzt und um sein geliebtes Weibchen sich bewegt, wie rasch es sich zu den Blumen herabsenkt und mit beladenem Schnabel wieder zurückkehrt, um diesen der geliebten Gattin zu reichen, wie beseligt es zu sein scheint, wenn seine Zärtlichkeiten erwiedert werden, wie es mit seinen kleinen Schwingen sie fächelt, als ob sie eine Blume wäre, und wie es sie mit Kerbthieren äzt, welche es ihr zu Gefallen gesucht hat, wie diese Aufmerksamkeit ihrerseits mit Genugthuung empfangen wird und wie kurz darauf die wonnevolle Vereinigung besiegelt wird, und dann, wie sich der Muth und die Sorgfalt des Männchens verdoppelt, wie es selbst den Kampf mit dem Tyrannen aufnimmt, wie es den Blauvogel und die Purpurschwalbe bis zu ihren Nistkasten verfolgt und hierauf mit summenden Flügelspitzen freudig zurückkehrt an der Seite der geliebten Gattin. Doch diese Proben der Zärtlichkeit, Treue und des Muthes, welche das Männchen vor den Augen der geliebten Gattin an den Tag legt, die Sorgfalt, welche es ihr beweist, während es auf dem Neste sitzt, kann man wohl sehen, nicht aber beschreiben!"

Alle Arten von Kolibris bauen ähnliche Nester, und alle Arten legen nur zwei weißliche, längliche, im Verhältniß sehr große Eier. „Die Uebereinstimmung dieser kleinen zierlichen Nester", sagt Burmeister, „ist so groß, daß ich eine ausführliche Beschreibung derselben für überflüssig erachten muß, obgleich das jeder einzelnen Art wegen der zu ihnen verwendeten Stoffe gewisse Unterschiede besitzt. Diese werden aber füglich nur als örtliche angesehen werden können, da sie zunächst wohl von den besonderen, hier oder dort gerade vorhandenen Baustoffen herrühren möchten."

„Im allgemeinen gilt von diesen Nestern: daß ihre Grundlage ein weicher baumwollähnlicher Stoff ist, aber gerade keine echte Baumwolle, und daß mit demselben andere feste Pflanzentheile, namentlich Baumflechten, trockene, zartere Pflanzenstoffe und die braunen Schuppen der Farrenkrautwedel verwebt sind. Solche Lagen kommen mitunter an einem und demselben Neste zugleich vor, bei andern dagegen nur diese oder jene. Die Flechten sind sehr verschiedener Art; nur scheint eben jede Art von Kolibris eine besondere Art derselben und keine andere bei ihrem Bau zu verwenden."

„Das merkwürdigste Nest in dieser Beziehung ist wohl das eines Sonnenkolibris (Phaëtornis Eurynome), welcher zum Einflechten in seinem lediglich aus zarten Mosstengeln mit den Blättern ohne alle Baumwolle gebildeten und nach unten hin in eine lange Spitze ausgezogenen Bau die Rothflechte Brasiliens verwendet. Das Nest erhält dadurch nicht blos ein sehr schönes Ansehen, sondern unter der Brutwärme des Vogels entwickelt sich aus der Flechte auch der ihr eigenthümliche Farbestoff und färbt die Eier lebhaft karminroth, was dem Kenner eine sehr sonderbare Ueberraschung verursacht. Es bleibt nämlich merkwürdig zu sehen, wie gleichmäßig und schön dieser Farbestoff sich über die Eier verbreitet. Weder ein Wölkchen, noch ein dunkler Fleck läßt sich bemerken, und doch liegt die Flechte nicht als gleichmäßige Auskleidung auf der Oberfläche der Nestmulde; sie steckt vielmehr ebenso wie bei den andern Arten blos mitten in dem Mosgewebe und liegt wagrecht in demselben, sodaß die eine Seite der Fläche freibleibt, indem sie einen schuppenförmigen Lappen, die Außenfläche des Nestes, bedeckt."

„In dieser Hinsicht ist ferner das Nest des weißhälsigen Kolibri (Agyrtria albicollis) besonders ausgezeichnet. Es enthält stets eine hellgrünlichgraue Baumflechte, welche die Oberfläche wie mit einem Ziegeldache umgibt. Auch die Farrenkrautschuppen sind gewöhnlich so eingesetzt, daß sie zur Hälfte frei über die äußere Fläche des Ganzen herabhängen und so demselben ein zottiges, kastanienbraunes Ansehen geben. So dicht wie die Flechtenlappen pflegen sie aber das Nest blos an seinem oberen Rande rings um die Mündung zu bekleiden."

„Außer diesen beiden Hauptsorten fand ich noch mancherlei feine, vertrocknete und verwitterte Pflanzentriebe: feinblättrige, kleine Stengel in die Baumwolle eingesetzt, doch in der Regel nicht so viel und nicht so regelmäßig, wie Baumflechten und Farrenkrautschuppen."

„Nebst dem Bau der Kolibrinester selbst ist zugleich ihre Lage und Stellung verschiedenartig. Manche Arten binden sich hierin an bestimmte Punkte. So steht z. B. das Nest des weißhälsigen Kolibris, welches man schon bei Rio de Janeiro in den Gärten der Vorstädte findet, immer nur auf einem wagerechten Gabelaste. Es ist hier gleichsam in die Gabel von oben her eingeklemmt, sodaß die Gabeläste neben ihm wagerecht fortlaufen oder seltener schief aufsteigen. Ich habe selbst mehrere solcher Nester gefunden und glaube bemerkt zu haben, daß die Wahl des Baumes mit Bedacht geschieht, indem der Vogel womöglich auf diesem oder jenem, aber auf keinem andern Baume zu bauen sucht. Eine andere Art befestigt ihr Nest immer nur zwischen den mächtigen, in großen Bogen überhängenden Wedeln von mannshohen Farrenkräutern, welche auf schlechtem Boden an den Bergen wuchern und weite Strecken verlassenen Ackerbaugrundes zu überziehen pflegen. Unter diesen Wedeln, nah der Spitze, pflegt der kleine Vogel durch festes Verbinden der sich berührenden Blatttheile sein Nestchen zu gründen. Es steht hier wie in einer grünenden Tasche. Die meisten Arten hingegen klemmen das ihrige zwischen senkrecht stehende Halme oder feine Zweige ein. Ich besitze mehrere, welche zwischen die steifen Rohrstengel der wilden Gräser eingelassen sind und nun die verschiedenen Stengel durch Umbauen derselben als Stützen oder Träger des Baues vereinigen. Einige dagegen sind auch sehr locker und ohne große Auswahl der Stelle angebracht, sodaß es mir viele Mühe gekostet hat, sie unversehrt in eine dem natürlichen Stande entsprechende Lage zu bringen. Das Nest einer andern Art besteht größtentheils aus feinen Wurzelfasern und ist lichter als das andere gewebt."

Von dem Neste des Topaskolibri berichtet Schomburgk, daß es gewöhnlich in einem kleinen Gabelzweige von Stämmchen, die sich über den Fluß beugen oder in die von diesen herabhängenden Schlingpflanzen eingebaut wird. „Außen hat das Nest die Färbung von gegerbtem Leder, und in Bezug auf die Masse ähnelt es dem Feuerschwamm. Damit nun aber, wenn der Wind die dünnen Zweige schüttelt, weder die Eier noch die Jungen herausfallen, so haben die vorsichtigen Eltern das Nest mit einem breiten Rande versehen, welcher nach ihnen umgebogen ist." Aus Salvin's Angabe geht hervor, daß wenigstens bei einigen Arten das Männchen sich am Bau des Nestes betheiligt; denn jener Kobibri, welcher ihm die Baumwolle vor seinen Augen wegnahm, war, wie er sagt, ein Männchen. Im allgemeinen aber scheint das Weibchen doch den größten Theil der Arbeit verrichten zu müssen. Auch hierüber belehrt uns Gosse nach eigener Erfahrung. Er erzählt, daß er beim Nester- und Eiersuchen plötzlich das Geschwirr eines Kolibri vernahm und aufschauend ein Weibchen gewahrte, welches eine Menge von Pflanzenwolle im Schnabel trug. „Erschreckt durch meinen Anblick, zog es sich nach einem wenig Schritte von mir entfernten Zweige zurück. Ich ließ mich augenblicklich zwischen den Felsblöcken nieder und blieb vollkommen still. Nach wenigen Augenblicken kam es wieder, und nachdem es eine kurze Weile hinter einem von den Blöcken verschwunden war, erhob es sich von neuem und flog auf. Ich untersuchte den Ort und fand zu meiner Freude ein neues, noch unvollendetes Nest, welches ich von meinem Platze aus sehen konnte. Nun wartete ich bewegungslos auf die Rückkehr des Vogels. Ich hatte nicht lange zu harren. Ein lautes „Wirr", und das Weibchen war da und hing in der Luft vor seinem Neste. Es erspähete mich, kam augenblicklich herbei und schwebte meinem Gesicht gegenüber in einer Entfernung von kaum einem Fuß. Ich verhielt mich still. Es setzte sich auf den Zweig, ordnete sein Gefieder, reinigte den Schnabel von den Baumwollfasern, erhob sich endlich und flog gegen einen Felsen an, welcher dick mit zartem, trockenen Mos überkleidet war. Hier erhielt es sich schwebend, wie vor einer Blume, und begann nun Mos zu rupfen, bis es ein ziemliches Bündel davon im Schnabel hatte. Damit flog es zum Neste zurück und, nachdem es sich in dasselbe gesetzt, bemühete es sich, den neuen Stoff unterzubringen, indem es das Ganze mit dem Schnabel preßte, ordnete und verwob, während es gleichzeitig die Mulde durch Drücken mit der Brust und Herumdrehen rundete. Meine Gegenwart schien kein Hinderniß mehr zu sein, obgleich ich nur wenige Fuß entfernt war. Schließlich erhob sich das Vögelchen, und ich verließ den Platz ebenfalls.

Am 8. April besuchte ich den Ort wieder und fand, daß das Nest vollendet war und zwei Eier enthielt. Am 1. Mai sandte ich meinen Diener aus mit dem Auftrage, das Nest und die brütende Alte mir zu bringen. Er fand das Weibchen auf den noch nicht ausgeschlüpften Eiern sitzend, fing es ohne Mühe und brachte mir es nebst dem Neste. Ich setzte Nest und Alte in einen Käfig. Die Alte aber war mürrisch, verließ das Nest augenblicklich und saß traurig auf einer Sitzstange. Am nächsten Morgen war sie todt."

Audubon sagt, daß zehn Tage nothwendig seien, um die Eier zu zeitigen, und daß die Jungen in einer Woche groß wüchsen, aber von ihren Eltern noch ungefähr eine zweite Woche gefüttert würden. Diese Angabe scheint nicht ganz richtig zu sein. Wir wissen von andern Schriftstellern, daß die Jungen, wenn sie ausschlüpfen, nackt und blind zur Welt kommen und so schwach sind, daß sie „kaum ihren kleinen Schnabel öffnen können, um das Futter von ihren Eltern anzunehmen". Im Verlauf der nächsten Tage erhalten sie zunächst einen graulichen Flaum, und später das Gefieder der Oberseite. Burmeister gibt an, daß die Jungen nach sechszehntägiger Bebrütung dem Ei entschlüpfen, nach vierzehn Tagen die Augen öffnen, nach vier Wochen flügge sind, bis dahin aber im Neste bleiben, und daß dieses von der Mutter größer gebaut wird, wenn die Jungen allmählich größer werden. Alle diese Angaben scheinen jedoch nicht auf selbständiger Beobachtung zu beruhen; dagegen theilt uns Salvin seine eigenen Erfahrungen mit. „Dem Weibchen", sagt er, „dürfte ausschließlich die Sorge obliegen, die Jungen groß zu ziehen; ich habe wenigstens niemals ein Männchen nahe dem Neste, ja nicht einmal in dem Garten gesehen. Als das Weibchen saß, gestattete es mir, dicht zu ihm heranzutreten, ja selbst den vom Wind hin- und herbewegten Zweig festzuhalten. Doch war Dies nur dann der Fall, wenn die Sonne schien, während ich mich bei düsterem Himmel oder bei Regenwetter höchstens auf fünf Ellen nähern durfte. Wenn ich es aufgescheucht hatte, blieb ich oft in der Nähe sitzen, um seine Rückkehr abzuwarten. Dabei bemerkte ich, daß es jedesmal beim Zurückkommen ein kleines Stückchen Flechte mitbrachte, welches es, nachdem es sich bequem in das Nest gesetzt hatte, der Außenseite derselben einwob. Dies geschah in einer so vertrauensvollen und furchtlosen Weise, daß es schien, als ob es glauben machen wollte, es sei blos weggeflogen, um diese Flechte zu suchen, nicht aber aus Furcht vor dem Menschen. Die eben ausgekrochenen Jungen waren kleine, schwarze, formlose Dinger mit langen Hälsen und nur einem Ansatz von Schnabel. Sie wuchsen aber rasch heran und füllten bald das Nest vollständig aus. Niemals sah ich die Alte in der Brutstellung auf dem Neste sitzen, nachdem die Jungen ausgekrochen waren; diese schienen der Sonne und dem Regen rücksichtslos preisgegeben zu sein. Beim Aezen stand das Weibchen auf einer Ecke des Nestes mit hoch aufgerichtetem Leibe. Das erste von den Jungen flog am 15. Oktober aus, fiel aber schon zwischen den nächsten Blumen nieder. Ich brachte es ins Nest zurück; doch verließ es dasselbe sofort wiederum und diesmal mit besserem Erfolge. Am Abend desselben Tags sah ich, daß die Alte ihm Futter brachte, später bemerkte ich, daß es einem zweiten Baum zuflog, und nunmehr sah ich es nicht mehr. Das zweite Junge verließ das Nest zwei Tage später."

Eine sonderbare Beobachtung hat der Prinz von Wied gemacht. In einem Neste, welches er fand, lagen zwei völlig nackte Junge, an welchen große, dicke Maden dergestalt umherkrochen, daß sie die Vögel öfters beinahe verbargen. „Wie diese Maden hier entstanden waren, wage ich nicht zu entscheiden; man sagt aber, daß sie an diesen jungen Vögeln häufig vorkommen." Burmeister meint, daß die Maden schwerlich den jungen Vögeln, sondern vielmehr dem Kothe derselben nachstellen dürften und ihre Anwesenheit zur Reinhaltung des Nestes von Nöthen wäre, erklärt jedoch damit die Sache durchaus nicht, da wir nicht annehmen können, daß einzelne Schwirrvögel ihre Nester reinhalten, die andern aber ihre Jungen, nach Art unseres Wiedehopfs oder der Blaurake, im Schmutze sitzen lassen sollten. So häufig, wie die Brasilianer behaupten, mögen diese Maden übrigens nicht beobachtet werden, da keiner der späteren Reisenden und Forscher etwas Aehnliches erwähnt.

Oviedo erzählt, daß der Schwirrvogel nach dem Gesicht des Menschen fliege, welcher sich seinem Neste nähere; der Prinz versichert, daß er Dies niemals in Erfahrung gebracht habe; andere Forscher bestätigen aber doch die alte Angabe. Audubon berichtet, daß die Eltern, von Angst und Furcht erfüllt, hin und herflogen, wenige Zoll an dem Gesicht des vermeintlichen Feindes vorüber, und sich dann auf einen Zweig in nächster Nähe desselben niederließen, um das Ergebniß des unwillkommenen Besuchs abzuwarten, und der Prinz erwähnt an einer andern Stelle, daß sich die Eltern einer von ihm bedrohten Brut sehr ängstlich geberdeten. Der Irrthum des alten Oviedo ist sehr erklärlich. Er hat die Bewegungen der Kolibrieltern für angreifende gehalten, während sie nur abwehrende sein sollten.

Audubon bemerkt ferner, daß die Jungen bald nach dem Ausfliegen sich mit andern vereinigen, und glaubt, daß sie mit diesen gemeinschaftlich, abgesondert von den Alten, die Wanderung antreten, da er oft zwanzig oder dreißig junge Kolibris, in deren Gesellschaft sich ein einziger Alter befand, gewisse Bäume umschweben sah. Ob diese Ansicht begründet ist, lasse ich gern dahin gestellt sein.

Ueber das Gefangenleben der Kolibris liegen verschiedene Beobachtungen vor, und da der Gegenstand ein allgemein anziehender ist, will ich wenigstens die wichtigeren derselben hier folgen lassen. „Einige Leute", erzählt Azara, „haben Kolibris gefangen gehalten. Don Pedro Melo, Statthalter von Paraguay, hat alte ungefähr vier Monate lang bei sich gehabt, frei im Raume fliegend. Diese lernten sehr gut ihren Gebieter kennen: sie küßten ihn und umflogen ihn, wenn sie Futter verlangten. Dann brachte Melo ein Gefäß mit Syrup, und in dieses steckten die Kolibris ihre Zunge. Von Zeit zu Zeit reichte er ihnen auch einige Blumen, und unter diesen Vorsichtsmaßregeln waren die lieblichen Vögel fast ebenso munter, als im Freien. Sie gingen auch nur durch die Nachlässigkeit der Bedienten zu Grunde." — „Die Seltsamkeit dieser kleinen Vögel", sagt Wilson, „hat viele Leute zu Versuchen bewogen, sie groß zu füttern und an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Coffer, ein Mann, welcher die Sitten und Gewohnheiten unserer einheimischen Vögel mit großer Aufmerksamkeit beachtet hat, erzählte mir, daß er zwei Kolibris mehrere Monate in einem Käfig gehabt und sie mit aufgelöstem Honig erhalten habe. Die Süßigkeit desselben zog kleine Fliegen und Schnaken herbei, und die Vögel vergnügten sich, diese wegzuschnappen; auch fraßen sie dieselben mit solcher Begierde, daß die Kerbthiere einen nicht unbeträchtlichen Theil ihres Futters bildeten. Peale hatte zwei junge Schwirrvögel aufgezogen. Sie flogen frei im Raume herum und ließen sich oft auf der Schulter ihres Gebieters nieder, wenn sie Hunger hatten. Dieser Herr beobachtete, daß sie, wenn die Sonne in das Zimmer schien, nach Art der Fliegenfänger kleine Motten wegschnappten. ... Im Sommer 1803 wurde mir ein Nest mit jungen, fast flüggen Kolibris gebracht. Der eine von ihnen flog gegen die Fenster und tödtete sich, der andere verschmähete das Futter und war am nächsten Morgen halbtodt. Eine Dame brachte ihn hierauf in ihrem Busen unter, und als er sich erholt hatte, nahm sie aufgelösten Zucker in ihren Mund und ließ ihn diesen aufsaugen. So wurde er aufgefüttert, bis er in den Käfig gebracht werden konnte. Ich hielt ihn länger als drei Monate, ernährte ihn mit Zuckerwasser und gab ihm täglich frische Blumen. Er schien heiter, munter und lebenslustig zu sein, flog von Blume zu Blume, wie in der Freiheit und zeigte durch seine Bewegung und sein Zirpen die größte Freude, wenn ihm frische Blumen gebracht wurden. Ich ergriff alle Vorsichtsmaßregeln, um ihn, wenn möglich, durch den Winter zu bringen. Unglücklicher Weise aber entkam er seinem Bauer, flog in den Raum, verletzte sich und starb." — „Ich hatte", berichtet Bullock, „zu einer Zeit gegen siebzig Kolibris im Käfig, und mit einiger Aufmerksamkeit und Sorgfalt hielt ich sie wochenlang am Leben. Hätte ich meine ganze Zeit ihnen widmen können, ich würde sie höchst wahrscheinlich nach Europa übergebracht haben. Die Behauptungen, daß sie wild und unzähmbar seien, daß sie sich in der Gefangenschaft selbst umbrächten u. s. w., sind falsch. Kein Vogel fügt sich leichter in seinen neuen Zustand. Sehr richtig ist, daß sie selten umherfliegen, aber niemals stürzen sie sich gegen den Käfig

oder das Glas der Fenster. Sie verweilen im Gegentheil schwebend in der Luft, auf einem Raume, welcher zur Bewegung ihrer Schwingen kaum genügt; sie verweilen in dieser Stellung, anscheinend bewegungslos, Stunden nach einander. In jeden Käfig stellte ich ein kleines Gefäß, zur Hälfte mit dickem Zuckerwasser gefüllt, und in dieses setzte ich Blüthen, welche nun von den kleinen Gefangenen fortwährend durchsucht wurden."

„Obgleich die Kolibris, so lange sie frei sind, im höchsten Grade zanksüchtig sind, beobachtete ich von den Gefangenen doch nicht die geringste Lust zum Streiten. Ich sah im Gegentheil, daß sich die kleineren den größeren gegenüber unverzeihliche Freiheiten herausnahmen, so z. B., daß sich einer auf den Schnabel des andern setzte und in dieser Stellung mehrere Minuten verweilte, ohne daß der letztere die Absicht zeigte, ihn zu vertreiben."

„Am 25. Februar", erzählt Burmeister, „sandte mir Berckeste einen Kolibri (Argytria albicollis). Er war völlig munter und flog in meinem Zimmer umher. Hier waren seine Bewegungen ebenso rasch als im Freien. Mit Gewalt flog er gegen die Wände oder die Fenster und stürzte bei jedem Anprall erschöpft zu Boden. Um ihn zu erquicken, holte ich einen blühenden Zweig und hielt ihm denselben entgegen: augenblicklich kam er herbei und umflatterte die Blumen ebenso sorglos als im Freien, in jede einzelne seine Zunge auf einen Augenblick hinablassend. Ich stand kaum zwei Schritte von ihm, und doch ließ er sich nicht stören, wenn ich nur ruhig war; aber die geringste Bewegung meinerseits trieb ihn aus meiner Nähe. Er lebte übrigens nicht lange. Als es dunkel wurde, hörten seine Bewegungen auf, er fiel erschöpft zu Boden und rührte sich nicht mehr, als ich ihn in die Hand nahm, obwohl das offene Auge deutlich Leben verrieth und der Herzschlag fortdauerte. Ich legte das Thierchen, wie es mit den halbgeöffneten Flügeln sich stützte, auf eine weiche Unterlage und fand es in derselben Stellung am Morgen todt. Es war sanft eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen. Später erhielt ich einen zweiten lebenden Kolibri, der wie jener in das offene Fenster eines Zimmers geflogen war."

Alle diese Angaben werden überboten durch die ausgezeichnete Schilderung, welche wir Gosse verdanken. „Als ich England verließ", sagt dieser begabte Forscher, „nahm ich mir vor, die glänzenden Geschöpfe, wenn möglich, lebend nach Europa zu bringen, und nachdem ich einige Erfahrungen über den Kappenkolibri gesammelt hatte, schien es mir, daß er zu Versuchen sich besonders eignen müsse. Meine Erwartungen wurden vereitelt; aber die Bemühungen, welche ich mir gab, haben mich mit seinen Sitten und Gewohnheiten sehr bekannt gemacht. Viele dieser Vögel sind von mir und meinen Dienern mit Hilfe eines gewöhnlichen Schmetterlingsnetzes gefangen worden; denn die von einigen Schriftstellern gepriesenen Fallen eignen sich meiner Ansicht nach mehr für die Studierstube, als für den Wald. Oft fanden wir, daß die Neugier dieser kleinen Vögel ihre Furcht überwog. Wenn wir ein Netz zum Fang zurecht machten, flogen sie oft nicht von der Stelle, sondern kamen im Gegentheil näher herbei und streckten ihren Hals aus, um das Werkzeug zu betrachten, sodaß es uns leicht wurde, sie wegzufangen. Nicht selten kehrte einer, nach welchem wir vergeblich gefangen hatten, zurück und erhielt sich, gerade über unsern Köpfen schwebend und uns mit einer unerschütterlichen Zutraulichkeit ins Gesicht sehend. Aber es war sehr schwierig, diese so leicht zu fangenden Vögel bis nach Haus zu bringen; gewöhnlich hatten sie, auch wenn sie nicht im geringsten verletzt waren, verendet, ehe wir unsere Wohnung erreichten, und diejenigen, welche in anscheinender Gesundheit hier ankamen, starben regelmäßig schon am nächsten Tage. Anfangs brachte ich die frisch Gefangenen baldmöglichst in Käfige; sie aber gingen, obgleich sie sich hier nicht beschädigten, regelmäßig zu Grunde. Plötzlich fielen sie auf den Boden des Gebauers herab und lagen hier bewegungslos mit geschlossenen Augen. Nahm man sie in die Hand, so schien es, als ob sie noch auf einige Augenblicke zum Leben zurückkehrten; sie drehten dann das schöne Haupt hinterwärts oder schüttelten es, wie unter großen Schmerzen, hin und her, breiteten die Flügel aus, öffneten die Augen, sträubten das Gefieder der Brust und starben regelmäßig ohne jedes krampfhafte Zucken. Dies war das Schicksal meiner ersten Versuche."

„Im Herbst fing ich zwei junge Männchen und brachte sie nicht in einen Käfig, sondern in meinen Arbeitsraum, dessen Thüren und Fenster ich versichert hatte. Sie waren lebendig, aber nicht wild, zeigten sich spiellustig und mir gegenüber zutraulich, setzten sich z. B. ohne jegliche Zurückhaltung zeitweilig auf einen meiner Finger. Blumen, welche ich herbeigebracht hatte, wurden augenblicklich von ihnen besucht; aber ich sah auch sofort, daß sie einzelne mit Aufmerksamkeit betrachteten, andere hingegen vernachlässigten. Deshalb holte ich die ersteren in größerer Menge herbei, und als ich mit einem Strauß von ihnen in das Zimmer trat, hatte ich die Freude, zu sehen, daß sie die Blumen durchsuchten, während ich sie noch in meiner Hand hielt. Die liebenswürdigen Geschöpfe schwirrten jetzt kaum einen Zoll vor meinem Gesichte herum und untersuchten alle Blumen auf das genaueste. Als ich auch diese Blumen in einem Gefäß untergebracht hatte, besuchten sie bald den einen, bald den andern Strauß, und dazwischen unterhielten sie sich durch Spielereien im Zimmer oder setzten sich auf verschiedenen Gegenständen nieder. Obwohl sie gelegentlich den Fenstern sich näherten, flatterten sie doch nie an denselben. Wenn sie flogen, hörte ich oft das Schnappen ihres Schnabels: sie hatten dann unzweifelhaft ein kleines Kerbthier gefangen. Nach einiger Zeit fiel einer von ihnen plötzlich in einem Winkel zu Boden und starb. Der andere behielt seine Lebendigkeit bei. Da ich fürchtete, daß die Blumen geleert sein möchten, füllte ich ein kleines Glas mit Zuckersaft an, verschloß es durch einen Kork und steckte durch diesen eine Gänsespule, auf welche ich eine große, unten abgeschnittene Blüthe setzte. Der Vogel kam augenblicklich herbeigeschwirrt, hing sich an den Rand der Flasche und steckte seinen Schnabel in die Röhre. Es war augenscheinlich, daß ihm die Labung behagte; denn er leckte geraume Zeit, und als er aufgeflogen war, fand ich die Spule leer. Sehr bald kam er auch zu der nicht durch Blumen verzierten Spule, und noch im Verlauf des Tages kannte er seine neue Nahrungsquelle genau. Gegen Sonnenuntergang suchte er sich eine Leine zum Schlafen aus; am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang war er aber schon wieder munter, hatte auch seinen Syrupstopf bereits geleert. Einige Stunden später flog er durch eine Thüre, welche ich unvorsichtiger Weise offen gelassen hatte und entkam zu meinem nicht geringen Aerger."

„Drei Männchen, welche im April gefangen worden waren, machten sich augenblicklich vertraut mit ihrem neuen Wohnraum. Der eine von ihnen fand auch sofort ein Glas mit Zuckersyrup auf und saugte wiederholt. Einer starb, die anderen wurden so zahm, daß der eine, noch ehe der Tag vorübergegangen war, mir ins Gesicht geflogen kam, sich auf meine Lippen oder mein Kinn setzte, seinen Schnabel mir in den Mund steckte und meinen Speichel leckte. Er wurde so kühn und wiederholte seine Besuche so oft, daß er schließlich geradezu belästigte; denn er war so eigensinnig, daß er seine vorschnellbare Zunge in alle Theile meines Mundes steckte, so, zwischen Kinnlade und Wange, unter die Zunge u. s. w. Wenn ich ihn belohnen wollte, nahm ich ein wenig Syrup in den Mund und lud ihn durch einen schwachen Laut, den er sehr bald verstehen lernte, zu mir ein. Frische Blumen schienen ihm nicht besonders zuzusagen, und auch, als ich die Blüthen der Moringa, welche von ihm im Freileben sonst beständig aufgesucht werden, ins Zimmer brachte, bemerkte ich, daß er sie nach einer kurzen Prüfung vernachlässigte. . . . Jeder einzelne erwählte sich seinen besondern Platz auf den Leinen, welche quer durch das Zimmer gezogen waren, und kehrte stets wieder zu demselben zurück. Ebenso suchte sich jeder noch einen oder zwei Plätze zur zeitweiligen Ruhe aus und benutzte sie regelmäßig, ohne den Nachbar zu verdrängen. Selbst wenn er gewaltsam vertrieben wurde, kehrte er immer wieder zu dem einmal erwählten Sitzorte zurück, dem in der Freiheit Gewohnten durchaus entsprechend. Deshalb konnten wir auch, wenn wir einen dieser beliebten Sitzplätze im Walde erkundet hatten, mit Bestimmtheit darauf rechnen, den betreffenden Inhaber innerhalb weniger Minuten vermittelst Vogelleim zu fangen."

„Der kühnste meiner Gefangenen war sehr kampflustig und griff gelegentlich seinen friedlicheren Gefährten an, welcher stets zurückwich. Nach solchem Fall setzte sich jener und stieß ein vergnügtes „Skrip" aus. Nach ein oder zwei Tagen aber bekam der Verfolgte das Spiel satt und wurde nun seinerseits zum Tyrannen, indem er zunächst den Gefährten vom Syrupglase vertrieb. Zwanzigmal

nach einander versuchte der durstige Vogel, sich diesem Glase zu nähern; aber sobald er vor demselben schwebte und seine Zunge ausstreckte, stürzte sich der andere mit unvergleichlicher Schnelligkeit auf ihn herab und jagte ihn von hinnen. Er durfte zu jeder andern Stelle des Raumes fliegen, sowie er sich aber dem Gefäße näherte, gab er das Zeichen zum Kampfe. Der Neider hingegen nahm sich nach Belieben seinen Trunk. Mit dem Zurückkehren seines Muthes hatte er auch seine Stimme wieder erlangt, und nunmehr schrieen beide laut und schrill ihr „Skrip" fast ohne Unterbrechung."

„Nachdem die Gefangenen einmal in dem Zimmer eingewöhnt waren, zeigten sie eine Lebhaftigkeit ohne Gleichen. Sie nahmen die verschiedensten Stellungen an, drehten sich auch im Sitzen hin und her, sodaß ihr reiches Gefieder bei der verschiedenen Beleuchtung wundervoll flimmerte. Sie flogen hier und da hin, schwenkten und bewegten sich auf das anmuthigste in der Luft, und dies Alles geschah so rasch und jählings, daß das Auge ihren Bewegungen oft nicht folgen konnte. Jetzt war das glänzende Geschöpf in der einen Ecke, unmittelbar darauf hörte man das Schwirren der unsichtbaren Schwingen in einer andern hinter uns oder nahm es selbst, vor dem Gesichte schwebend, wahr, ohne daß man wußte, wie es hierher gekommen sein konnte."

„Von dieser Zeit an bis zu Ende des Mai erhielt ich ungefähr fünfundzwanzig Kolibris mehr, fast nur Männchen. Einige von ihnen waren mit dem Netz, andere mit dem Vogelleim gefangen worden; aber nicht wenige von ihnen starben, obgleich sie sofort nach dem Fang in einen Korb gesteckt worden waren. Dieses plötzliche Verenden konnte ich mir nie vollständig erklären. Die Gefangenen beschädigten sich nicht an den Seiten des Korbes, obgleich sie sich hier oft aufhingen, es schien mir vielmehr, als ob es das Entsetzen über ihre Gefangenschaft wäre, welches so großen Einfluß auf sie ausübt. Viele von denen, welche noch lebend in das Haus kamen, lagen doch schon im Sterben, und von denen, welche glücklich in den Raum gebracht wurden, starben die meisten in den ersten vierundzwanzig Stunden, gewöhnlich weil sie die Leinen, auf denen ihre bereits eingewohnten Gefährten saßen, nicht beachteten, sondern gegen die Wände flogen. Hier erhielten sie sich flatternd lange Zeit; dann sanken sie langsam niederwärts, die Schwingen bewegend, entschieden kraftlos, bis sie auf Etwas auffielen. Wenn Dies der Boden war, erhoben sie sich wieder, aber nur, um von neuem gegen die Wände zu fliegen. Oft geschah es, daß sie hinter den verschiedenen Kasten und Büchsen niederfielen, welche im Zimmer standen; dann hatten sie nicht mehr Raum genug, um sich zu erheben und starben unbeachtet. Dies war das Geschick von vielen, sodaß von fünfundzwanzig nur sieben sich eingewöhnten. Sie freilich waren bald ganz zu Hause."

„Ich muß hier bemerken, daß ihr Wesen sehr verschieden war. Einige zeigten sich mürrisch, verdrießlich und trotzig, andere sehr furchtsam, andere wieder liebenswürdig, fromm, zahm und zutraulich, vom ersten Augenblick an."

„Mein gewöhnlicher Plan, um sie an den Raum und an das Zuckergefäß zu gewöhnen, war sehr einfach. Wenn das Körbchen, in welchem man die Neulinge mir brachte, geöffnet wurde, flogen sie aus und gewöhnlich gegen die Decke, seltener gegen die Fenster. Nach einem Weilchen schwebten sie in der angegebenen Weise an den Wänden, ab und zu diese mit der Spitze ihres Schnabels oder mit der Brust berührend. Bei scharfer Beobachtung konnte man wahrnehmen, wenn sie erschöpft waren und zu sinken begannen. Dann ließen sie es sich in der Regel gefallen, daß man sie aufnahm und auf den Finger setzte. Hatte ich sie hier, so nahm ich ein wenig Zucker in den Mund und brachte ihre Schnäbel zwischen meine Lippen. Zuweilen begannen sie sofort zu saugen, manchmal war es nothwendig, sie wiederholt dazu einzuladen; doch lernten sie es schließlich regelmäßig, und wenn einer von ihnen einmal aus meinem Munde genommen hatte, war er zu späterem Saugen immer bereit. Nach dieser ersten Lehre setzte ich den Gefangenen vorsichtig auf eine der Leinen, und wenn das Wesen des Vogels ein sanftes war, blieb er hier auch sitzen. Später reichte ich ihm anstatt meiner Lippen ein Glas mit Syrup, und hatte er von diesem ein- oder zweimal geleckt, so fand er es auch auf, wenn es auf dem Tische stand, und nunmehr konnte ich ihn als gezähmt ansehen. Seine Zeit wurde jetzt getheilt zwischen kurzen Flügen im Raume und zeitweiligen Ruhepausen auf der

Leine. Dabei kam es oft vor, daß zwei einander im Fluge verfolgten. Es schien mir, als ob diese Begegnungen freundschaftlicher Art seien. Nach genauerer Beobachtung wurde ich überzeugt, daß dieses beständige Abfliegen von der Leine nur den Zweck hatte, kleine, dem menschlichen Auge unsichtbare Kerbthiere zu fangen. Sehr häufig hörte ich das Schnappen mit dem Schnabel, und ein- oder zweimal sah ich auch, wie eine Fliege gefangen wurde, welche für die Sehkraft des menschlichen Auges eben noch groß genug war. Gewöhnlich waren diese Ausflüge sehr kurz. Der Vogel durchmaß höchstens einen oder zwei Fuß Entfernung und kehrte dann nach seinem Sitze zurück, ganz wie es die echten Fliegenfänger thun; denn Fliegenfänger und zwar sehr vollkommene Fliegenfänger sind auch die Kolibris. Einer niedrigen Schätzung nach darf ich annehmen, daß jeder wenigstens drei Kerbthiere in der Minute fing und zwar mit wenig Unterbrechung in der Zeit vom frühen Morgen bis zum Abend. In der Freiheit werden sie wahrscheinlich nicht so viel Beute auf diese Weise machen, weil sie hier hauptsächlich den kleinen Kerfen nachstreben, welche das Innere der Blumen bewohnen; aber auch hier sieht man sie beständig in der angegebenen Weise ausfliegen. Meine Gefangenen flogen gelegentlich auch gegen die Wände und nahmen Fliegen aus den Spinnennetzen."

„Eigenthümlich war die Art und Weise ihres Herabkommens, wenn sie trinken wollten. Anstatt nämlich auf das Gefäß loszufliegen, führten sie unabänderlich zwölf bis zwanzig Schraubengänge aus, von denen sie ein jeder ein wenig tiefer brachte. Sie kamen sehr häufig, um zu saugen, nahmen aber niemals viel auf einmal. Doch leerten ihrer fünf immerhin ein Weinglas täglich. Ihr Koth war stets flüssig und gleich dem Syrup, welchen sie eingenommen hatten."

„Alle gingen erst spät zur Ruhe, und oft sah man sie noch bis zur Dämmerung jagen und umherschweifen. Sie waren auch während der Nacht sehr unruhig und konnten leicht aufgeregt werden. Trat man mit einem Licht in das Zimmer, so setzte man jederzeit einen oder zwei von ihnen in Bewegung. Sie schienen dann denselben Schrecken zu empfinden, wie im Anfange ihrer Gefangenschaft, flogen auch wie früher gegen die Wände und starben sogar vor Angst, wenn man nicht besonders auf sie achtete."

„Nachdem meine Gefangenen den erwähnten Raum einige Zeit bewohnt hatten, setzte ich sie, fünf an der Zahl, in einen großen Käfig, dessen eine Seite mit Draht vergittert war. Ich hatte diesen Wechsel sehr gefürchtet und brachte sie deshalb des Abends in den Käfig, in der Hoffnung, daß die Nacht sie beruhigen werde. Schon früher waren sie durch das Syrupgefäß nach und nach in das Innere des Käfigs gewöhnt worden, und so war derselbe ihnen wenigstens kein unbekannter Raum mehr. Nachdem die Thür geschlossen war, flatterten sie ein Weilchen; aber am nächsten Tage sah ich zu meinem Vergnügen, daß alle ruhig auf den Springhölzern saßen und auch von dem Syrup nahmen. Bald darauf brachte ich noch zwei Männchen mehr zu ihnen und später auch ein Weibchen. Das letztere hatte sich schon am nächsten Tage zu einem langschwänzigen Männchen gestellt, welches bis dahin einen Sitzplatz allein innegehabt, und bemühete sich augenscheinlich, Liebe zu erwerben. Es hüpfte seitwärts auf der Sitzstange gegen ihn hin, bis es ihn berührte, es spielte ihm zart in seinem Gesicht, schlug mit den Flügeln, erhob sich fliegend über ihn und that, als ob es sich auf seinen Rücken setzen wollte u. s. w. Er aber schien, wie ich zu meinem Bedauern sagen muß, höchst unhöflich oder gleichgiltig gegen derartige Liebkosungen zu sein."

„Ich hegte nun die größte Hoffnung, sie lebend nach England zu bringen, da ich meinte, daß die ärgsten Schwierigkeiten jetzt vorüber seien. Aber alle meine Hoffnungen wurden bald zerstört; denn schon eine Woche, nachdem ich sie in den Käfig gebracht hatte, begann das Verderben. Zuweilen starben zwei an einem Tage. In der nächsten Woche hatte ich blos noch einen einzigen, welcher den andern auch bald nachfolgte. Ich versuchte vergeblich, sie durch neue zu ersetzen; die ergiebigsten Jagdgründe waren aber jetzt verödet. Die Todesursache der Gefangenen war unzweifelhaft der Mangel an Kerbthiernahrung; denn wenn sie auch fortwährend Syrup nahmen, so konnte derselbe doch nicht genügen, sie zu erhalten. Alle, welche starben, waren ausnehmend mager und ihr Magen so

zusammengeschrumpft, daß man ihn kaum erkennen konnte. Im größeren Raum hatten sie noch Kerbthiere fangen können, im Bauer war ihnen Dies unmöglich gewesen.“

Yarrell meint, wie Gosse noch bemerkt, daß es möglich sein könne, Junge vom Neste an an Syrup zu gewöhnen, beweist damit aber nur, daß er niemals Thiere lebend gehalten hat. Auch Hunde kann man eine Zeit lang mit Zucker füttern: man ernährt sie damit aber nicht, sondern bereitet ihnen ein sicheres Ende. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß es unmöglich ist, einen Kolibri längere Zeit mit Zucker oder Honig allein zu erhalten; aber ich bezweifle nicht, daß es möglich sein wird, diese lieblichen Vögel an ein Ersatzfutter zu gewöhnen. Anfänglich wird man sich hierbei auf Ameisenpuppen beschränken müssen; später aber kann man wahrscheinlich anstatt dessen fein zerstoßenen Zwieback, Quark und Eidotter anwenden. Um die Vögel zum Fressen zu bringen, wird man dasselbe Verfahren anzuwenden haben, welches Gosse beschreibt, und während des Sommers wird für frische Blumen bestmöglichst gesorgt werden müssen. So möchte es, meiner Ansicht nach, möglich sein, Kolibris lebend nach Europa zu bringen und sie hier wenigstens eine Zeit lang zu erhalten. Daß Letzteres gelingen kann, geht aus Gould's Erfahrungen zur Genüge hervor. „Die amerikanischen Kolibris“, sagt er, „welche ich lebend hierher brachte, waren so gelehrig und furchtlos, wie ein großer Schmetterling oder irgend ein anderes Kerbthier bei ähnlicher Behandlung sein würde. Der Käfig, in welchem sie lebten, war zwölf Zoll lang, sieben Zoll breit und acht Zoll hoch. In demselben befand sich ein kleiner Baumzweig und an der Seite hing eine Glasflasche, welche täglich mit Syrup und dem Dotter eines ungesottenen Eies gefüllt wurde. Bei dieser Nahrung schienen sie zu gedeihen und glücklich zu sein, doch nur während der Fahrt längs der Küste von Amerika und über den atlantischen Ocean, bis sie innerhalb des Einflusses des europäischen Klimas kamen. Auf der Höhe des westlichen Theiles von Irland gaben sich unverkennbare Zeichen der Abschwächung kund, und von dieser erholten sie sich nie mehr. Dennoch gelang es mir, einen von ihnen lebend nach London zu bringen. Hier starb er am zweiten Tage nach seiner Ankunft in meinem Hause.“

Die Schönheit und Zierlichkeit der Schwirrvögel haben ihnen die Liebe aller Amerikaner erworben. Deshalb stellt man ihnen auch eigentlich nur dann nach, wenn ein sammelnder Europäer Dies wünscht. In den alten Reisewerken und Naturgeschichten steht zu lesen, daß man die kleinen Vögel blos mit Sand oder Wasser schießen könne. Audubon hat sich verleiten lassen, Dies zu versuchen und gefunden, daß die aus Wasser bestehende Ladung wohl das Gewehr einschmutzt, aber keine Kolibris tödtet. Feiner Vogeldunst ist vollkommen geeignet zur Jagd der Schwirrvögel, falls man nur die rechte Ladung und die rechte Entfernung beim Schießen zu treffen weiß. Im übrigen beansprucht die Jagd nicht die geringste Mühe oder Geschicklichkeit. Man braucht sich nur unter einen blühenden Baum auf die Lauer zu legen und im geeigneten Augenblick auf den vor der Blume schwebenden Kolibri zu schießen. Auf diese Art kann man im Laufe eines Vormittags so viele erlegen, als man eben will. Einen wirklichen Nutzen gewähren die Todten übrigens nur dem Naturforscher; denn die alten Zeiten, in denen die vornehmen Mejikaner ihr Kleid mit Kolibribälgen schmückten, sind vorüber. Gegenwärtig werden die Vögel wenigstens in Südamerika nirgends mehr zum Putz verwendet.

Außer den Menschen scheinen die Schwirrvögel wenig oder keine Feinde zu haben. Es ist kaum anzunehmen, daß sie dem Angriff der Raubvögel oder Raubthiere überhaupt ausgesetzt sind; denn es gibt kein anderes Raubthier, welches ihnen an Schnelligkeit gleichkäme. Die Jungen hingegen mögen oft die Beute der kletternden Raubsäugethiere oder der nesterplündernden Vögel werden. Darauf hin würde wenigstens der Eifer schließen, mit welchem Kolibris derartige Vögel anzugreifen pflegen. Im allgemeinen aber scheinen die geflügelten Edelsteine wenig behelligt zu sein. Dies beweist schon die außerordentliche Anzahl, in welcher sie ungeachtet ihrer geringen Vermehrung überall auftreten. Früher hat man sich viel mit fabelhaften Feinden der Schwirrvögel beschäftigt; man hat namentlich die große Vogelspinne mit ihnen in Verbindung gebracht und geglaubt, daß

sie von jener oft gefangen würden, wie Fliegen von der Kreuzspinne. Unsere heutige Kenntniß des Wesens der Schwirrvögel berechtigt uns jedoch, an den von Frau Merian und Herrn Palisot de Beauvois erzählten Geschichten dieser Art zu zweifeln, obschon wir annehmen dürfen, daß ein kleiner Kolibri von den starken Netzen größerer Spinnenarten wohl festgehalten und dann wohl auch von der Netzstrickerin angefressen werden wird. Die Kolibris sind aber nicht so täppisch, wie z. B. die kleinen Finken, von denen Bates einmal ihrer zwei in einem Spinnennetze eingewickelt fand: sie kennen diese Gefahr und wissen ihr, wie Bullock's Beobachtungen dargethan, mit Erfolg zu begegnen.

Neunte Ordnung.

Die Leichtschnäbler (Levirostres).

In der dritten und letzten Hauptabtheilung der Spähvögel tritt eine sehr gemischte Gesellschaft vor uns. Verschiedenartige Gestalten sind hier vereinigt, und die Endglieder unterscheiden sich so wesentlich von einander, daß man sie kaum als Verwandte zu erkennen vermag. Diese Manchfaltigkeit der Gesammtheit hat verschiedene Ansichten der Forscher begründet, und zu Trennungen veranlaßt, welche, bei Beachtung des Lebens der betreffenden Vögel, uns als ungerechtfertigte erscheinen müssen. Der paarzehige Fuß spielt auch hier eine große Rolle; man hat ihm eine Bedeutung beigelegt, welche er, wie die Beobachtung der Lebensweise der hier in Frage kommenden Vögel lehrt, keineswegs besitzt. Unter unseren Leichtschnäblern gibt es mehrere, welche sich bis auf den Klammerfuß so ähnlich sind, daß man sie verwechseln könnte, und welche auch in allem Wesentlichen eine durchaus gleichartige Lebensweise führen. Sie als Angehörige verschiedener Ordnungen aufzufassen, ist mir unmöglich; deshalb habe ich mich auch vollkommen berechtigt geglaubt, unter dem von Reichenbach gebildeten Namen eine Ordnung aufzustellen, welche bisher als solche noch nicht anerkannt worden ist.

Die Manchfaltigkeit dieser Ordnung erschwert eine allgemeine Kennzeichnung; doch lassen sich immerhin Merkmale auffinden, welche für die Gesammtheit giltig sind. Der Leib ist gedrungen, ausnahmsweise aber auch gestreckt gebaut, kurzhälsig und großköpfig; der Schnabel ist regelmäßig groß und dick, gewöhnlich tief gespalten, oft an seinen Schneiden gezähnelt, zuweilen durch helmartige, hohle Hornwucherungen verziert; der Fuß ist immer niedrig, oft sehr schwach und klein, mehr zum Festsitzen, als zum Gehen geeignet, paar- oder unpaarzehig; der Flügel ist breit und zugerundet, obwohl auch hierin das Gegentheil stattfinden kann; der Schwanz besteht entweder aus zehn oder zwölf, ausnahmsweise auch aus acht Steuerfedern, ist aber verschieden gebildet, sehr kurz oder lang, gerade abgeschnitten oder zugerundet, gegabelt oder abgestuft. Das Gefieder ist durchgängig reich und großfederig, am Schnabelgrunde oft zu Borsten umgewandelt; seine Färbung ist gemeiniglich eine sehr prächtige, obschon es auch innerhalb dieser Ordnung an düsterfarbigen Mitgliedern nicht fehlt.

Auf diese Andeutungen glaube ich mich beschränken zu müssen: das Ausführlichere gehört der Familienbeschreibung an. Doch mag hier noch bemerkt sein, daß die verschiedenartigsten Gestalten durch zwischen ihnen stehende verbunden werden, daß kaum ein Leichtschnäbler eine so vereinzelte Stellung einnimmt, wie z. B. der Kranichgeier innerhalb der Ordnung der Raubvögel. Sie sind auf das innigste und vielfach mit einander verkettet. Viele ihrer Familien stehen sich so nah, daß es

scheinen will, als ob die eine nur eine Umprägung oder Wiederholung der andern ist, obwohl jede einzelne sich ihre Selbständigkeit bewahrt und an gewissen Merkmalen bestimmt sich unterscheiden läßt. Schwieriger wird Dies bei den Familiengliedern selbst; hier ist oft die genaueste Untersuchung erforderlich, um die Verschiedenheit zweier Arten zu erkennen.

Die Leichtschnäbler sind Weltbürger, eigentlich jedoch Bewohner des warmen Gürtels der Erde; denn wenige von ihnen nur finden sich innerhalb gemäßigter Landstriche und einzelne blos im kalten Gürtel unseres Wandelsternes. Auch das eigentliche Hochgebirge lieben sie nicht, wohl aber die Vorberge desselben. Der Wald, in seiner verschiedensten Entwicklung, bildet ihre Heimstätte; in baumleeren Gegenden sieht man sie nur zeitweilig. Viele sind Stand-, manche Strich-, einige Wander- und Zugvögel; letztere durcheilen alljährlich bedeutende Strecken. Die Verbreitung der einzelnen Arten ist sehr verschieden, im allgemeinen jedoch eine beschränkte.

Eigenschaften, Lebensweise und Betragen der Mitglieder dieser Ordnung sind sehr übereinstimmend. Die Leichtschnäbler gehören nicht zu den besonders begabten Vögeln. Sie sind noch bewegungsfähig, viele aber doch nur in einseitiger Weise. Auf dem Boden sind die meisten gänzlich fremd; im Gezweig der Baumkronen wissen sich nur wenige ohne Zuhilfenahme ihrer Flügel fortzubewegen: ihre Füße sind geeignet zum Umklammern eines Zweiges, welchen sie fliegend erreichten, und zum Stillsitzen, nicht aber zum Gehen oder Hüpfen; deshalb betrachtet man auch gewöhnlich diejenigen, welche gehen, gar nicht als Angehörige der Ordnung. Im Fliegen hingegen sind alle wohlgeübt, viele sogar so gewandt, daß sie mit den Falken oder Schwalben wetteifern können. Eine Familie beherrscht in gewissem Grade auch das Wasser: ihre Mitglieder tauchen, sich aus der Höhe herabstürzend, in seine Tiefe und arbeiten sich mit Hilfe der Flügel wieder empor. Eine reichhaltige Stimme besitzen die Leichtschnäbler nicht, und Sänger werden unter ihnen nicht gefunden. Wenige sind schweigsame, viele im Gegentheil sehr schreilustige Geschöpfe, alle ohne Ausnahme aber nur zum Hervorbringen weniger und eintöniger Laute befähigt. Unter den Sinnen scheinen Gesicht und Gehör wohl entwickelt, Geruch und Geschmack aber schwach, vielleicht sogar verkümmert zu sein. Ueber das geistige Wesen ist wenig Rühmenswerthes zu sagen. Einzelne Leichtschnäbler zeichnen sich allerdings durch ihren Verstand aus; die große Mehrzahl aber scheint sehr schwachgeistig zu sein, und einige sind wegen ihrer Dummheit geradezu berüchtigt. Ein verständiges Abwägen der Verhältnisse wird bei den Leichtschnäblern selten beobachtet: die Einen sind unter allen Umständen scheu, die Andern so dummdreist, daß auch die ersichtlichste Gefahr keinen Eindruck auf sie macht.

Die Lebensweise unserer Vögel ist in mancher Hinsicht anziehend, weil eigenthümlich. Die wenigsten, nur die begabten Leichtschnäbler nämlich, lieben die Geselligkeit, d. h. eine engere Vereinigung mit Ihresgleichen oder mit fremdartigen Vögeln. In der Regel treibt jeder Einzelne seine Geschäfte für sich, und wenn nicht gerade die Liebe zu Weib und Kind bestimmend wirkt, bekümmert er sich wenig um Andere seiner Art, ist vielmehr eher geneigt, jede Annäherung derselben von sich abzuweisen. Nicht einmal die heilige Elternliebe wird von Allen anerkannt, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß die Zahl derer, welche zu den Ausnahmen gehören, gering ist. Als Regel aber darf gelten, daß der einzelne Leichtschnäbler oder das Paar ein gewisses Gebiet eifersüchtig oder richtiger neidisch abgrenzt und gegen Eindringlinge hartnäckig vertheidigt. Still und ruhig auf einem Baumzweige sitzen, vonhieraus nach Beute spähen, die ins Auge gefaßte verfolgen und nach glücklichem Fange zu demselben oder einem ähnlichen Sitze zurückkehren und so im Laufe des Tages das Gebiet ein oder mehrere Male durchstreifen: — ist Sitte und Gebrauch bei dem Kern der Ordnung, und nur die edelsten Glieder derselben weichen hiervon ab, sei es, indem sie sich gesellig längere Zeit in der Luft umhertreiben, oder sei es, indem sie im Vereine mit Gleichartigen Baumkronen durchschlüpfen und bezüglich den flachen Boden absuchen. Diese Edleren sind es auch, welche sich, weit mehr als alle Uebrigen um die Außenwelt kümmern, an Ereignissen Theil nehmen, z. B. entdeckte Raubthiere verfolgen und der gefiederten Waldbewohnerschaft anzeigen oder sonstwie Theilnahme an Dem, was um sie vorgeht, bekunden, während die Meisten eben nur für die unabweislichsten Bedürfnisse Sinn zu

haben scheinen, und sich höchstens durch geschlechtliche Erregung zu außergewöhnlichem Thun bestimmen lassen.

Kleine Wirbelthiere, deren Junge und Eier, Kerfe, Weichthiere, Maden und Würmer bilden die Nahrung der meisten, Früchte das hauptsächlichste Futter einiger Leichtschnäbler. Diejenigen, welche thierische Nahrung zu sich nehmen, sind höchst gefräßig; denn sie jagen, streng genommen, während des ganzen Tags, verdauen rasch und lassen eine sich darbietende Beute ungefährdet kaum vorüberziehen, während diejenigen, welche vorzugsweise oder ausschließlich Fruchtfresser sind, eher befriedigt zu sein scheinen. Die Jagd oder der Nahrungserwerb wird in derselben Weise betrieben, wie von den Schwalben, Fliegenfängern, Raben und den sogenannten Stoßtauchern, d. h. entweder durch Auf- und Niederstreichen in der Luft oder durch Nachfliegen von dem Sitzplatze aus oder je nach den Umständen, zuweilen durch Ablesen vom Boden und endlich durch Stoßtauchen, indem sich der betreffende Fischer von seinem Sitzplatze und bezüglich von einer gewissen Höhe aus, in welcher er sich rüttelnd erhält, auf das Wasser herabwirft und das in ihm erspähte Thier mit dem Schnabel zu fassen sucht. Sehr beachtenswerth ist, daß einzelne Leichtschnäbler Thierlarven verfolgen und ohne Schaden verzehren, welche von allen anderen Wirbelthieren verschmäht werden, weil deren Genuß ihnen geradezu verderblich sein würde.

Die große Mehrheit unsrer Vögel nistet in Erd- und Baumhöhlungen; einige wenige aber bauen sich freistehende, kunstlose Nester, und eine zu ihnen zählende Familie vertraut ihre Nachkommenschaft fremder Pflege an, ohne sie jedoch, wie aus neueren Beobachtungen hervorzugehen scheint, gänzlich aus dem Auge zu verlieren. Bei den Höhlenbrütern oder Selbstnistern überhaupt besteht das Gelege in der Regel aus weißen Eiern, bei denen, welche Nichtbrüter sind, ähneln die Eier hinsichtlich ihrer Größe und Färbung denen der betreffenden Pflegeeltern, wenn auch nicht in allen Fällen. Alle Leichtschnäbler ohne Ausnahme brüten oder legen nur einmal im Jahre.

Für den menschlichen Haushalt sind die Mitglieder dieser Ordnung ziemlich bedeutungslos. Mehrere von ihnen machen sich allerdings in gewisser Hinsicht nützlich und können unter Umständen sogar ersprießliche Dienste leisten; dieselben Vögel schaden aber auch wieder, obgleich mehr mittel- als unmittelbar. Streng genommen dürfte sich, von unserem Gesichtspunkte betrachtet, der von den Leichtschnäblern geleistete Nutzen und verursachte Schaden aufheben.

Für die Gefangenschaft eignen unsere Vögel sich nur in geringem Grade, einzelne gar nicht. Manche lassen sich ohne sonderliche Mühe an ein leicht zu beschaffendes Futter gewöhnen, andere sind geradezu unfähig, im engen Gebauer Nahrung zu sich zu nehmen. Jene sind als Gefangene mehr oder weniger unterhaltend, diese ebenso langweilig, als während ihres Freilebens anziehend. Im übrigen lassen sich die Leichtschnäbler nicht nutzbar machen.

Man kann die Leichtschnäbler in mehrere Hauptabtheilungen oder Zünfte zerfällen und diese als Liest-, Faul-, Kukuks- und Hornvögel bezeichnen.

Die Liestvögel (Halcyonidae), welche wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Gliedern vorher abgehandelter Ordnungen an erster Stelle aufgeführt werden mögen, zeigen als gemeinsame Merkmale einen mittel- oder ziemlich langen, spitzen, mehr oder weniger vierseitigen geraden oder schwach gebogenen Schnabel und kurzläufige Füße, an denen drei Zehen nach vorn gerichtet und untereinander mehr oder weniger verbunden sind, sowie ein glatt anliegendes festes, meist farbenprächtiges Gefieder.

Als die edelsten unter ihnen betrachte ich die Bienenfresser (Meropes). Sie gehören zu den Prachtvögeln der alten Welt und sind so eigenthümlich gebildet, daß sie nicht leicht verkannt werden können. Ihr Leib ist sehr gestreckt, der Schnabel länger als der Kopf, an der Wurzel ziemlich stark, vorn

spitzig, oben und unten sanft gebogen, scharfrückig und scharfschneidig, mit kaum eingezogenen Rändern und etwas längerem, aber nicht übergekrümmten Oberschnabel, ohne Kerbe vor der Spitze. Die Füße sind sehr klein und kurz; von den drei Vorderzehen ist die äußerste mit der mittleren bis zum zweiten Gelenk und diese mit der inneren bis zum ersten Gelenk verwachsen, die Sohle deshalb breit; die Krallen sind ziemlich lang, gekrümmt, scharfspitzig und auf der innern Seite mit einer etwas hervortretenden schneidenartigen Kante versehen. Die Flügel sind lang und spitzig; unter den Schwingen ist die zweite die längste. Der Schwanz ist lang, entweder gerade abgeschnitten oder mehr oder weniger gegabelt oder auch sanft abgerundet; die beiden Mittelfedern verlängern sich bei vielen Arten bis auf das Doppelte der Länge aller übrigen Steuerfedern. Das Gefieder ist kurz und etwas derb, seine Färbung fast ausnahmslos eine sehr prachtvolle und bunte, obgleich die einzelnen Farben gewöhnlich über große Felder vertheilt sind. Beide Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung, und das einfachere Gewand der Jungen geht schon im zweiten Lebensjahre in das Kleid der Eltern über.

Die warmen Länder der alten Welt sind die eigentliche Heimat der Bienenfresser; nur eine einzige Art kommt in Neuholland vor. Sie bewohnen sehr verschiedene Oertlichkeiten, niemals aber solche, in welchen Bäume gänzlich mangeln. Von der Küste des Meeres an trifft man sie bis zu einem Höhengürtel von sechs- bis achttausend Fuß über dem Meere, und es scheint nicht, als ob einzelne Arten die Tiefe, andere die Höhe bevorzugen. Die im Norden lebenden Bienenfresser ziehen regelmäßig, die südlichen sind Stand- oder Strichvögel. Schon in Egypten lebt eine Art, welche jahraus jahrein an derselben Stelle verweilt und jährlich zweimal Verwandte über sich wegziehen sieht, ohne vom Wanderdrange ergriffen zu werden; die im Innern Afrikas wohnenden Arten aber streichen, den Jahreszeiten entsprechend: sie erscheinen an ihren Brutplätzen mit Beginn der Regenzeit und verlassen die Heimat wieder, wenn die winterliche Dürre eintritt. Alle Arten ohne Ausnahme sind höchst gesellige und ungemein friedliche Vögel. Einzelne scharen sich nicht blos mit Ihresgleichen, sondern auch mit verwandten Arten, namentlich während ihrer Reisen. Sie bilden dann gemeinschaftlich Flüge und vermengen sich so vollkommen unter einander, daß man die verschiedenen Arten nicht unterscheiden kann. Auch besondere Gelegenheiten vereinigen oft verschiedenartige Bienenfresser auf längere Zeit.

In ihrer Lebensweise ähneln diese Prachtvögel am meisten den Schwalben, in mancher Hinsicht aber auch den Fliegenfängern. Bei schönem Wetter sieht man sie oder doch wenigstens die größeren Arten der Familie in hoher Luft, Beute suchend, umherstreichen; bei trüber Witterung oder auch während ihrer Brutzeit pflegen sie auf hervorragenden Baumzweigen zu sitzen und vonhieraus ihre Jagd zu betreiben. Zum Boden herab kommen sie nur selten, höchstens dann, wenn sie ein erspähetes Kerbthier aufzunehmen gedenken; dagegen streichen sie oft dicht über dem Wasserspiegel dahin, wie es Sperrvögel thun. Die Nachtruhe verbringen sie auf den Zweigen dichtwipfliger Bäume oder während der Brutzeit in ihren Nistlöchern.

Es ist unmöglich, Bienenfresser zu übersehen. Sie verstehen es, eine Gegend zu beleben. Es kann kaum etwas Schöneres geben, als diese, bald nach Art eines Falken, bald nach Art der Schwalben dahinstreichenden Vögel. Im Nu stürzt sich einer von ihnen aus bedeutender Höhe senkrecht zum Boden herab, um ein vorüberfliegendes Kerbthier, welches sein ungemein scharfes Auge wahrgenommen, zu fangen; binnen weniger Augenblicke hat er seine frühere Höhe wieder erreicht und fliegt mit den übrigen unter lautem, oft wiederholten „Guep guep“, dem allen Arten gemeinsamen Lockrufe, weiter. Der Flug ist im ganzen sehr ruhig. Auf einige Flügelschläge folgt ein Dahingleiten mit halb ausgebreiteten, halb angezogenen Schwingen, welches aber mit so großer Schnelligkeit geschieht, daß der Vogel wie ein Pfeil erscheint. Nicht minder anziehend sind diese liebenswürdigen Geschöpfe da, wo sie bleibend sich angesiedelt haben und in größter Nähe betrachten lassen. Pärchenweise sieht man sie auf den hervorragenden niedern Aesten sitzen. Der eine Gatte ruft dem andern von Zeit zu Zeit zärtlich zu; dann erhebt sich dieser zu einem kurzen raschen Fluge und nimmt ein vorüberfliegendes Kerbthier auf. Während er dem Raube nachfliegt, bleibt jener

ruhig sitzen und wartet auf sein Zurückkommen. Ich habe nie gesehen, daß sich zwei Bienenfresser um eine Beute gestritten hätten, niemals beobachtet, daß unter ihnen Kampf aus irgend welcher Ursache entstanden wäre. Frieden und Verträglichkeit herrscht unter allen Umständen unter ihnen, ihr Verein mag so zahlreich sein, wie er sein kann.

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren, welche in der Regel im Fluge gefangen, ausnahmsweise aber auch von leicht zugänglichen Blättern oder selbst vom Boden aufgenommen werden. Merkwürdig ist, daß die Bienenfresser giftstachliche Kerfe verzehren. Versuche, welche angestellt wurden, haben zur Genüge bewiesen, daß der Stich einer Biene oder Wespe den meisten Vögeln tödtlich ist, und Beobachtungen haben ergeben, daß fast alle Vögel, welche derartige Kerbthiere fangen, ihnen vor dem Verzehren den Giftstachel abbeißen: die Bienenfresser hingegen schlingen ohne jegliche Vorbereitung die gefährliche Beute hinab.

Alle Bienenfresser nisten gesellig und zwar in tiefen, wagrecht in steil abfallende Erdflächen gegrabenen Höhlen. Alle Arten lieben auch während ihres Brutgeschäfts die Gesellschaft Ihresgleichen, und deshalb sind die Brutstellen fast ausnahmslos sehr zahlreich bewohnte Siedelungen. Der eigentliche Nestplatz ist ein backofenförmig erweiterter Raum am hinteren Ende des Ganges. Ein wirkliches Nest wird nicht erbaut; die vier bis sieben reinweißen Eier werden vielmehr auf den blosen Sand niedergelegt, und erst nach und nach sammelt sich von den abgebissenen Flügeln der Kerbthiere oder von den ausgespieenen Gewöllen eine Art von Unterlage, um so zu sagen, ein Sitzpolster für die Jungen, an.

Leider ist es nicht möglich, Bienenfresser in der Gefangenschaft zu erhalten. Selbst diejenigen, denen man die Nahrung einstopft, gehen bald zu Grunde. Wir sind nicht im Stande, ihnen umschlossene Wohnräume herzurichten und ihnen in denselben ein Futter zu bereiten, wie ihre Bedürfnisse beides erfordern.

In Europa lebt eine Art der Familie, der Bienen- oder Immenfresser, Bienenfraß, Bienenfänger, Bienenvogel oder Bienenwolf, Heuvogel, Seeschwalm u. s. w. (Merops apiaster). Er gehört zu den größeren Arten seiner Familie. Die Länge beträgt 10, die Breite 17, die Fittiglänge 5⅓, die Schwanzlänge 4 bis 4¼ Zoll. Das Gefieder ist auf der Stirn weiß, auf dem Vorderkopf grün, auf dem Hinterkopf, Hinterhals, Nacken und den Mittelflügeln kastanien- oder zimmtbraun, auf dem Rücken gelb mit grünlichem Schimmer. Ein Zügelstreifen, welcher sich bis zum Mittelhals herabzieht, und die Einfassung der blaßgoldgelben Kehle sind schwarz. Die Unterseite und der Bürzel sind blau oder spangrün, die Schwingen grasgrün, ihre Außenkanten blau, ihre Spitzen schwärzlich, die Steuerfedern blaugrün, gelblich überlaufen, und die verlängerten Spitzen des mittleren Paares schwarz. Das Auge ist hochkarmin, der Schnabel schwarz, der Fuß röthlich.

Der Bienenfresser wird mit vollstem Recht zu den deutschen Vögeln gezählt, da er sich nicht blos wiederholt in Deutschland gezeigt, sondern auch schon hier gebrütet hat. Allerdings ist sein Vorkommen kein regelmäßiges, aber doch auch nicht gerade ein seltenes, und namentlich in den südöstlichen Theilen Deutschlands wird der auffallende und leicht kenntliche Vogel sehr oft bemerkt. Von seinem Erscheinen in Gegenden, welche weit nördlich seines Verbreitungskreises liegen, haben wir wiederholt Kunde erhalten. Man hat ihn nicht blos in Mittel- und Norddeutschland, sondern auch in Dänemark, in Schweden, ja selbst in Finnland wahrgenommen. Zuweilen ist er in ziemlich zahlreichen Flügen erschienen, und dann hat er nicht verfehlt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So berichtet die Leipziger Chronik: „Seltzame Vögel. Anno 1517. Umb Philippi Jacobi sind seltzame Vögel, so unbekandt, umb Leipzig gesehen und gefangen worden, an der Grösse wie die Schwalben, mit langen Schnäbeln, der Obertheil am Kopff, Hals und Rücken, war danckelbraun, die Flügel danckelblau, der Leib schwartz, die Kehle gelbe, hatten kurtze Füsse, und thäten denen Bienen und Fischen grossen Schaden."

Viel seltener geschieht es, daß das eine oder andere Pärchen nördlich der Pyrenäen und Alpen zum Brüten schreitet; doch sind, wie bemerkt, auch derartige Fälle beobachtet worden. Als regelmäßig erscheinenden Brutvogel trifft man den Bienenfresser erst im südlichen Europa an. In Spanien, in Italien, Griechenland und auf allen Inseln des Mittelmeers, in der Türkei, in Ungarn und Südrußland gehört er, stellenweise wenigstens, zu den gemeinsten Vögeln. Aber er bewohnt nicht blos Europa, sondern verbreitet sich noch weit über Asien. In Palästina und Kleinasien ist er ebenso häufig wie in Südeuropa; in Persien soll er regelmäßig vorkommen; in den Gebirgen Kaschmirs traf ihn Adams in großer Anzahl an; auch in China ist er seßhaft. Gelegentlich seines Zuges scheint er halb Asien und ganz Afrika zu durchstreifen. In Indien wird er während des Winters an geeigneten Orten überall beobachtet; in Afrika sah ich ihn mit größter Regelmäßigkeit gelegentlich seiner Wanderungen: er erschien, von Europa kommend, Anfangs September und zog bis Mitte Oktobers über uns dahin; der Rückzug begann Anfangs des April und währte bis zur Hälfte des Mai. In keinen der von mir bereisten Theilen Afrikas nimmt der Bienenfresser Herberge für den Winter, und deshalb ist es mir sehr wahrscheinlich, daß die ziehenden bis nach Südafrika reisen; denn in der Nähe der Kapstadt traf sie Vaillant in solcher Menge an, daß er binnen zwei Tagen mehr als dreihundert erlegen konnte. Sie setzten sich dort zu Tausenden auf große Bäume und erfüllten weite Strecken mit ihrer Menge. Nun behauptet Vaillant freilich, daß die Vögel auch in Südafrika brüten; ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß diese Angabe irrthümlich ist, weil es nach meinen Erfahrungen keinen einzigen Vogel gibt, welcher während der Dauer seines Winteraufenthalts in südlichen Ländern brütet, und wir wohl kaum annehmen dürfen, daß der Bienenfresser ebensowohl den nördlichen wie den südlichen gemäßigten Gürtel bewohnt. Ausdrücklich bemerken will ich noch, daß alle Bienenfresser, welche ich auf ihrem Zuge beobachtete, in Gesellschaft eines Verwandten, des sogenannten persischen Bienenfressers (Merops persicus) wanderten, desselben Vogels, welcher als Irrling auch in Europa beobachtet worden ist.

Auf seinem Brutplatze erscheint der Bienenfresser flugweise Ausgangs April oder Anfangs Mai, nach Lindermayer's mir kaum glaublicher Angabe, bereits Ende März. Mitte Mai's haben sich die Flüge einigermaßen zertheilt; doch kommt es ebenso oft vor, daß mehrere sich vereinigen und gemeinschaftlich eine Siedelung bilden, welche funfzig, sechszig und mehr Paare zählen kann. Das Eine wie das Andere hängt von der Oertlichkeit ab. Findet sich eine höhere, senkrecht abfallende Erdwand, welche Raum zur Anlage für viele Nester bietet, so vereinigen sich die Bienenfresser; ist Dies nicht der Fall, so sucht sich jeder einzelne so gut zu behelfen, wie es eben geht.

In der Nähe der Siedelung zeigt sich nun das gewöhnliche Sommerleben unseres Vogels. Während alle kleineren Arten der Familie nur ausnahmsweise ihre Warten auf längere Zeit verlassen, sieht man bei gutem Wetter alle Mitglieder eines Verbandes dieser Art in hoher Luft stundenlang umherschwärmen. Der Flug hält zusammen, kann aber nicht als ein geschlossener bezeichnet werden; denn die einzelnen Vögel vertheilen sich über einen großen Raum, halten nur aufmerksam ein und dieselbe Richtung ein und rufen sich beständig zu. In dieser Weise durchmessen sie mehrere Geviertmeilen, immer gemeinschaftlich. Sie halten sich auch während der ganzen Jagd durch ihren beständig wiederholten Lockton, das hell klingende „Schürr schürr" oder „Guep guep" zusammen. Gegen Abend erscheinen alle in der Nähe der Siedelung, vertheilen sich hier in Paare und fangen nun bis zum Eintritt der Dämmerung noch Kerbthiere von den Aesten aus. Bei ihren Jagden bevorzugen sie Haidestrecken allen übrigen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil diese die meisten Immen herbeiziehen und sie dort die beste Jagd machen. In die Nähe der Ortschaften kommen sie, so lange die Witterung gut ist, selten oder nie. Verändert sich das Wetter, so verändern auch sie die Art und Weise ihrer Jagd. Sobald der Himmel umzogen ist oder wenn Regen fällt, erheben sie sich nicht in die höheren Luftschichten, wie Schwalben und noch mehr die Segler es zu thun pflegen, sondern jagen dann nur von den Aesten aus, erscheinen auch gern in unmittelbarer Nähe der Wohnungen und brandschatzen die Bienenkörbe in empfindlicher Weise. Man sieht sie unter solchen Umständen auf

einem passenden Zweige des nächsten Baumes oder auf dem Flugbrettchen des Stockes selbst sitzen und die ausgehenden Bienen wegschnappen.

Stechende Kerbthiere scheinen das entschiedene Lieblingsfutter des Bienenfressers zu sein; denn ebenso wie er die Bienenstöcke brandschatzt, plündert er die Nester der Wespen, Hummeln und Hornissen. Man hat beobachtet, daß er, wenn er ein Wespennest findet, sich möglichst nahe bei demselben niederläßt und im Verlauf weniger Stunden nach und nach alle fliegenden Bewohner dieses Nestes wegschnappt. Doch verschmäht er auch Heuschrecken, Cicaden, Libellen, Bremsen, Mücken, Fliegen und Käfer nicht: er nimmt überhaupt jedes fliegende Kerbthier auf, dessen er ansichtig wird, vorausgesetzt, daß er dasselbe verschlingen kann. Die unverdaulichen Flügeldecken und andere harte Theile der Beute werden, zu Gewöllen geformt, wieder ausgeworfen.

Ende Mai's beginnt das Brutgeschäft. Zur Anlage seines Nestes wählt sich der Bienenfresser am liebsten das sandige oder lehmige Ufer eines Flusses. Hier beginnt er ein rundes Loch von zwei bis zweiundeinhalb Zoll im Durchmesser auszuhöhlen, wahrscheinlich mit Schnabel und Klauen zugleich, möglicherweise auch mit den Klauen allein. Dieses Loch führt wagrecht oder in wenig aufsteigender Richtung weiter und bildet somit eine Höhle, welche vier bis sechs Fuß tief sein kann. Das Ende des Ganges wird zu einer Kammer von 8 bis 10 Zoll Länge, 4 bis 6 Zoll Breite und 3 bis 4 Zoll Höhe erweitert, auf deren Boden dann das Weibchen im Juni seine vier bis sieben Eier niederlegt. Zuweilen wird, laut Salvin, noch eine zweite Nistkammer hinter der ersten angelegt und mit dieser durch einen etwa fußlangen Gang verbunden. Einige Beobachter wollen eine Unterlage von Mos und Genist gefunden haben; ich meinestheils kann versichern, daß ich in allen Bienenfressernestern, welche ich untersuchte, niemals eine Spur von Niststoffen fand. Aus den Flügeldecken, Beinen u. s. w., welche von den Jungen nicht mit gefressen werden, so wie aus den von ihnen oder von den brütenden Alten ausgespieenen Gewöllen bildet sich nach und nach ein förmliches Sitzpolster im Innern der Nistkammer, so daß die Jungen einer Unterlage wenigstens nicht gänzlich entbehren. Ob das Weibchen allein brütet oder ob es vom Männchen abgelöst wird, ist zur Zeit noch unbekannt: man weiß blos, daß beide Eltern sich in das Geschäft der Aufzucht theilen und fleißig Nahrung zutragen. Schon Ende Juni's sieht man Junge mit den Alten umherfliegen und letztere jene füttern. Anfangs kehrt die Familie höchst wahrscheinlich zur Nisthöhle zurück — wenigstens beobachtete Powys mehreremal, daß drei und vier Bienenfresser aus ein und derselben Höhle flogen — wenige Wochen später benehmen sich die Jungen ganz wie die Alten, und zur Zeit der Abreise unterscheiden sie sich, soweit es das Betragen angeht, nicht im geringsten von diesen.

Die Alten wußten übrigens über das Brutgeschäft noch ganz andere Dinge zu erzählen, als wir. „Der Vogel ist also listig", schreibt Geßner, „daß er seine jungen, damit sie nit gefangen werden, von einem ort an das andere trägt. Er fleucht auch selbst stäts an andere ort, damit er nicht gefangen werde, daß man auch nicht spüren möge, wo er seine junge erziehe. . . . Man sagt, daß dieser vogel, als der Storch, seinen Eltern behülfflich sei, nicht allein im Alter, sondern wenn sie ihrer Hülff bedörffen vnd nottürfftig seyen, lassen derhalben jhre Eltern nicht auß dem Nest fliehen, sondern tragen jnen Nahrung herzu, tragen sie auch auff dem Rücken hin vnd her."

Es ist erklärlich, daß der Bienenfresser nicht überall mit günstigem Auge angesehen wird. Die Räubereien, welche er sich zu Schulden kommen läßt, erregen den Zorn der Bienenzüchter und ziehen ihm eine rücksichtslose Verfolgung zu. Der Bienenfresser zeigt sich selten scheu und am wenigsten in der Nähe Beute versprechender Oertlichkeit; denn hier läßt er sich selbst durch Schießen so leicht nicht vertreiben. Erst wiederholte Verfolgung macht ihn vorsichtig und die Jagd auf ihn einigermaßen schwierig. In Griechenland werden nach Lindermayer's Versicherung in den letzten Monaten außerordentlich viel Bienenfresser geschossen und als schmackhafte Speise mit Vorliebe genossen. Auf Candia sollen viele an der Angel gefangen werden, in derselben Weise, welche uns schon Geßner beschreibt: „Ihre schöne reitzt die jungen Knaben in Creta, daß sie die mit Häwschrecken, als die Schwalben, fahne, also, daß sie an eine gekrümbte Glufen einen Häwschrecken stecken, vnd diese an einen

Faden binden, den sie an einem ort in den Händen haben, am andern aber lassen sie den Häwschrecken fliegen: so denn dieser vogel ihn ersehen, verschluckt er den, vnnd wirdt also gefangen."

Das Fleisch des Vogels ist, Geßners Meinung nach, keine gute Speise, wohl aber ein wirksames Arzneimittel: „Den Imbenfraß braucht man nicht zu der Speiß: dann sein Fleisch ist rauch, vndäwig, vnd böser feuchte, doch ist er dienstlich für die bösen Bläst im Leib. Seine Gall mit Baumöl auß vnzeitigen Oliven vermischt, macht das Haar sehr schwartz."

Einige der größeren Arten der Familie, welche sich durch kräftigen Bau, verhältnißmäßig starken Schnabel und sehr verlängerte Mittelschwanzfedern auszeichnen, hat man unter dem Namen der Bienenwölfe (Melittotheres) von andern Bienenfressern getrennt. Zu ihnen gehört der Scharlachspint (Melittotheres nubicus), ein wirklich prachtvoller Vogel. Das Gefieder ist der Hauptsache nach roth, oben blutroth, unten rosenroth; der Kopf und die Kehle, der Bürzel und die Unterschwanzdecken sind bläulichspangrün; ein Zügelstreifen, welcher vom Schnabelwinkel um das Auge bis zum Ohre verläuft, die Spitzen der Vorder- und Hinterschwingen und die Spitzen der Mittelschwanzfedern sind schwarz. Das Auge ist, wie bei allen mir bekannten Bienenfressern, karminroth, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 13¼, die Fittiglänge 5¾, die Länge der beiden mittleren Schwanzfedern 7, die der übrigen Steuerfedern 4⅓ Zoll.

Man hat den Scharlachspint in den verschiedensten Ländern der Ostküste Afrikas beobachtet, zuweilen sehr häufig, zuweilen nur einzeln. Ich habe ihn als einen Wander- oder Strichvogel im Ost-Sudahn kennen gelernt. Er erscheint in den von mir bereisten Gegenden südlich des 15. Grades nördlicher Breite mit Beginn der Regenzeit und verweilt hier bis gegen März. Ob er im Ost-Sudahn auch brütet, habe ich mit Sicherheit nicht erkundet. In meinen Tagebüchern findet sich nur einmal die Bemerkung, daß er Anstalt zum Brüten mache; ein Nest aber haben wir nie gefunden. Heuglin fand die Nistansiedelungen am oberen Abiadt oder weißen Nil und zwar im April und Mai „auf Lichtungen in tiefen, schrägen, immer von der Windseite abgekehrten Löchern" und in diesen runde, weiße, morgenröthlich durchschimmernde Eier. Hartmann versichert, in einer steilen, lehmigen Uferböschung oberhalb Senaar's „viele, viele tausend solcher völlig unzugänglicher Nester" dieses Bienenfressers und ganze Wolken der Vögel gesehen zu haben, und ich wage nicht, dieser Angabe zu widersprechen, obgleich ich die gebrauchten Zahlen für etwas hochgegriffen halte. Heuglin's Beobachtungen stimmen besser mit den meinigen überein. Wir beide haben den Prachtvogel in Gesellschaften von höchstens sechszig bis achtzig Stücken beobachtet.

So lange der alle waldlosen Strecken des Sudahns bedeckende Graswald noch reich an Kerbthieren ist, finden die Bienenfresser und mit ihnen viele andere Vögel mit Leichtigkeit ihr tägliches Brot; denn sie nähren sich dann fast ausschließlich von Heuschrecken. Den Scharlachspint, erzählt Heuglin, sahen wir in Kordofahn häufig sich auf Rindvieh, Eseln u. s. w. niederlassen, ja sogar zuweilen auf gravitätisch im hohen Gras der Steppen wandelnden Störchen, von denen aus sie auf die Heuschrecken Jagd machten, welche von ihren sonderbaren Reitthieren aufgeschreckt wurden. Sie verzehrten ihren Raub im Fluge und kehrten dann wieder nach ihrem alten Sitze zurück. Ich erinnere mich nicht, dieses hübsche Schauspiel gesehen zu haben; übereinstimmend mit Hartmann aber habe ich beobachtet, daß die Purpurspinte Kerbthiere (wie Hartmann sagt, Larven) vom Boden aufnahmen, ja förmlich aus den durch die Sonnenglut entstandenen Spalten des Erdreichs hervorzogen, und ebenso habe ich, wie Heuglin, gesehen, daß ein Steppenbrand neben den Lurche und Kerbthiere fressenden Falken auch diese Bienenfresser herbeizieht. Die brennende Steppe gewährt auch Dem, welcher nicht auf das Leben der Thiere achtet, ein großartiges Schauspiel; dasselbe gewinnt aber für den Thierforscher noch einen

besonderen Reiz. Selbst auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, muß ich hier von diesen Steppenbränden ausführlicher sprechen; denn gerade der Scharlachspint spielt dabei eine bedeutende Rolle.

Wenn die vernichtende Dürre bereits alles Pflanzenleben ertödtet und namentlich die während der Regenzeit paradiesische Steppe in eine traurige Einöde verwandelt hat, zündet der Nomade bei heftigem Winde den Graswald in geeigneter Richtung an. Augenblicklich fast und gewaltig greift das Feuer um sich. Mit der Schnelle des Sturmes selbst jagen die Flammen über die Ebene dahin. Meilenweit breitet das Feuermeer sich aus, eine Wolke von Qualm und Rauch oder dunkle Glut an das Himmelsgewölbe heftend. Mit stets sich vermehrender Gefräßigkeit verschlingt es die dürr gewordenen Gräser; gierig züngelt es selbst an den Bäumen empor, die blattdürren Schlingpflanzen, welche ihnen



Der Scharlachspint (Melittotheres nubicus). $1/2$ der nat. Größe.

neue Nahrung geben, vernichtend. Nicht selten erreicht es den Urwald und verkohlt hier die Baumstämme, deren Laubdach es verwüstete; nicht selten kommt es an das Dorf heran und schleudert seine zündenden Pfeile auf die aus Stroh erbauten Hütten.

Wenn nun auch der Steppenbrand, ungeachtet der Menge des Brennstoffes und seiner leichten Entzündlichkeit, niemals zum Verderben der schnellfüßigen Thiere werden kann, erregt er doch die ganze Thierwelt aufs äußerste; denn er treibt alles Lebende, welches die hohen Gräser verdeckten, wenigstens in die Flucht und steigert diese zuweilen in Folge seiner schnellen Verbreitung zur förmlichen Raserei. Alle Steppenthiere fliehen schreckerfüllt, wenn sich ihnen das Feuer nähert. Die Antilopen jagen mit dem Sturm um die Wette; Leoparden und andere Raubthiere mischen sich unter sie und vergessen der Feindschaft, des Würgens; unmuthig erhebt sich der Löwe, aufbrüllend vor Zorn

oder Angst, dann aber flüchtet er sich mit den Flüchtenden. Alle Höhlenthiere bergen sich im sichern Bau und lassen das Flammenmeer über sich wegfluten. Auch sie werden nicht von ihm erreicht; die Vernichtung gilt nur dem kriechenden und fliegenden Gewürm. Die Schlangen vermögen es nicht, sich dem eilenden Feuer zu entwinden, die Skorpione, Taranteln und Tausendfüßler werden sicher von ihm eingeholt. Aber nicht blos die Flammen sind es, welche ihnen verderblich werden; denn gerade das Feuer lockt neue Feinde herbei. Ich habe schon oben erwähnt, daß die Raubvögel scharenweise herbeiströmen und laufend oder fliegend vor der Feuerlinie ihrer Jagd obliegen und muß nun noch hinzufügen, daß neben ihnen auch Segler und insbesondere die Purpurspinte ihr Wesen treiben. Sie alle wissen es, daß ihnen die Glut des Brandes Beute auftreibt, und sie alle benutzen das günstige Ereigniß auf das Beste. Man erstaunt über die Kühnheit dieser Thiere und namentlich über den Muth der kleineren, gerade unserer Bienenfresser. Sie stürzen sich aus hoher Luft herab ohne Bedenken durch den dichtesten Rauch, streichen hart über den Spitzen der Flammenlinie dahin, erheben sich wieder, verzehren die erfaßte Beute und verschwinden von neuem in den Rauchwolken. Heuglin sagt, daß einer oder der andere gar nicht selten sich die Schwingen oder Steuerfedern versenge. Ich habe Das nie gesehen, kann aber, ihm in gewissem Sinne beistimmend, versichern, daß die Vögel in äußerster Nähe über den Flammen selbst auf- und niederstreichen, und daß man sich jedesmal wundert, wenn man sie nach einem ihrer kühnen Schwenkungen wieder heil und unversehrt emporkommen sieht.

Ob auch andere Bienenfresser in derselben Weise Jagd machen, weiß ich nicht, und deshalb gerade habe ich den Scharlachspint hier mit aufgenommen.

In den Waldungen des blauen Flusses habe ich eine andere Art der Familie, den Prachtspint (Coccolarynx frenatus) beobachtet. Er zeichnet sich mit einigen andern Arten seiner Familie durch einen sehr dünnen, zierlichen Schnabel, einen mittellangen, gerade abgeschnittenen Schwanz und ein prachtvolles Gefieder aus und vertritt deshalb nach den neueren Anschauungen eine besondere Sippe, welche wir, um ihr einen deutschen Namen zu geben, Buntspinte nennen können. Das Gefieder der Oberseite ist grün, das der Unterseite zimmtbraun; die Stirn ist grün und blau gemischt, die Kehle scharlachroth; der Hinterbauch, die Unterschwanzdecken und der Bürzel sind enzianblau; ein Zügelstreifen, welcher durch das Auge verläuft, ist schwarz, unten türkisblau gesäumt; die Armschwingen zeigen am Ende eine schwarze Binde und sind vorn ebenfalls türkisblau gesäumt. Das Auge ist hochroth, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 8, die Fittiglänge 3⅔, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Der Prachtspint ist eine der lieblichsten Erscheinungen des innern Afrika. Man begegnet ihm an allen Orten, welche geeignete Nistplätze enthalten, höchst selten einzeln, gewöhnlich in sehr zahlreicher Gesellschaft. Hier lebt er, wie alle kleineren Spinte, mehr nach Art der Fliegenfänger als nach Art der Schwalben; denn ausnahmsweise nur erhebt er sich über die Kronen der Waldbäume und streicht hier, schwalbenartig jagend, auf und nieder. Mir schien es, als ob die Gesellschaften die Nähe ihrer Siedelungen kaum verlassen; denn ich beobachtete sie während verschiedener Monate immer an denselben Orten, obgleich sie nicht durch die Brut gebunden waren. Am Weihnachtstage des Jahres 1850 legte ich mein Schiff in der Nähe der zahlreichsten Siedelungen an, welche ich kennen lernte. Mindestens sechszig Pärchen hatten sich eine glatte, feste Thonwand am Ufer des blauen Flusses zur Niststelle erwählt und hier ihre Höhlen eingegraben. Die Ansiedelung nahm höchstens einen Raum von 25 bis 36 Geviertfuß ein; auf dieser Fläche aber befand sich eine Nisthöhle an der anderen, so dicht neben einander, daß der Abstand höchstens vier bis sechs Zoll betrug. Diese Eingänge hielten 1½ Zoll im Durchmesser und führten 3 bis 4½ Fuß in wagrechter Richtung nach innen; dann erweiterten sie sich zu der Nestkammer, einem Raume von 6 bis 8 Zoll Länge, 4 bis 6 Zoll Breite

und $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll Höhe. In keinem der Nester, welche wir untersuchten, fanden wir Baustoffe, auch in keinem einzigen Eier oder Junge; demungeachtet schlüpften die Thierchen fortwährend aus und ein.

Ihr geschäftiges Treiben gewährte ein überaus anziehendes Schauspiel. Die nächsten Bäume waren geziert mit den prächtigen Vögeln; auf jedem passenden Zweige saß ein Pärchen einträchtlich bei einander, und einer der Gatten um den andern erhob sich, Beute machend, kehrte nach einigen Schwenkungen zurück oder flog auch wohl in eine der Höhlen, verschwand in ihr und kehrte erst nach geraumer Zeit zurück, ohne daß wir einsehen konnten, was er im Innern treiben möge. Ganz unbegreiflich erschien es uns, wie es dem einzelnen möglich war, sein Haus von dem eines andern Pärchens zu unterscheiden. Vor den Nisthöhlen ging es oft zu, wie vor einem Bienenstocke. Man sah zeitweilig eine Menge von Prachtspinten unmittelbar vor den Nestern auf- und niederschweben; wollten dieselben aber in das Innere schlüpfen, so brauchten sie niemals erst nach ihrer Höhlung zu suchen: sie verweilten nur einen Augenblick und schlüpften dann so rasch ins Innere, daß man wohl überzeugt sein durfte, die betreffende Höhle müsse die ihrige sein. Gegen Abend wurde es stiller, und mit Einbruch der Nacht war die lebendige Schar verstummt und verschwunden: alle oder wenigstens der größere Theil der Pärchen hatten im Innern ihrer Höhlung Herberge genommen. Diese Wahrnehmung erregte den Eifer des Sammlers. Ich beschloß, einen Fangversuch auf die damals noch sehr seltenen Vögel zu machen. Das Klebenetz wurde herbeigeholt und von oben so weit herabgelassen, daß es gerade vor die Höhlen zu hängen kam. Als ich am nächsten Morgen nach dem ersten Jagdausfluge wieder zurückkam, waren funfzig der harmlosen Geschöpfe meiner Tücke zum Opfer gefallen. Sie hatten sich beim Ausschlüpfen in dem feinen Gebüsch verstrickt. Ich bekam auf diese Art eine genügende Menge der Prachtthiere; aber es ist mir noch heute, als müsse ich mir Vorwürfe machen über diese Jagdweise.

Eines dritten afrikanischen Bienenfressers muß ich aus dem Grunde gedenken, weil er mehr als andere seiner Familie an die Schwalben erinnert und dementsprechend auch Schwalbenspint (Melittophagus hirundinaceus) genannt worden ist. Das hauptsächlichste Kennzeichen der Gabelspinte, welche er vertritt, ist der seitlich verlängerte, in der Mitte tief ausgeschnittene Schwanz. Das Gefieder ist auf der Oberseite gelblichgrün, in gewissem Lichte goldgrün schillernd; der Hinterrücken, die Oberschwanzdecken und der Schwanz sind düsterer, die Unterseite ist heller grünlich, die Kehle safrangelb, durch ein ultramarinblaues Band von der Brust getrennt; die Afterdecken und ein Streifen vom Nasenloch bis über das Auge sind türkisblau, die Zügel wie gewöhnlich schwarz. Die Länge beträgt $8\frac{1}{4}$, die Fittiglänge $3\frac{1}{2}$, die Schwanzlänge $4\frac{1}{6}$ Zoll.

Vaillant entdeckte den Schwalbenspint in Südafrika; andere Forscher fanden ihn häufiger in Westafrika auf; Heuglin beobachtete ihn jenseits des Djurflusses bis zum Kosanga und zwar ausschließlich im Hochwalde, selbst fern vom Wasser. Nach Vaillant's Mittheilungen soll er paarweise leben und nur, wenn die Jungen ausgeflogen sind, eine kleine Gesellschaft bilden. In Südafrika ist er ein Zugvogel, welcher zu einer gewissen Zeit im Jahre erscheint und regelmäßig wieder wegzieht. Vor der Abreise sammeln sich alle, welche eine Gegend bewohnten, zu einer großen Schar und verlassen nun gemeinschaftlich das Land. Das Brutgeschäft weicht nicht von dem uns Bekanntgewordenen ab. Das Gelege soll aus fünf bis sechs bläulichweißen Eiern bestehen. Vaillant behauptet noch, an diesem Bienenfresser einen besonders angenehmen Geruch bemerkt zu haben. Fünf bis sechs Stück, welche er in seinem Zelt eingeschlossen, durchdufteten dieses förmlich, sodaß man hätte glauben mögen, es befänden sich Blüthen in ihm.

Australien beherbergt, soviel bis jetzt bekannt, nur einen einzigen Bienenfresser, den Schmuckspint (Cosmaërops ornatus). Die Oberseite ist maiengrün; Oberkopf, Nacken und Schwingen sind rothbraun, Oberrücken und Bürzel türkisblau; die Unterseite berggrün, die Kehle hochgelb, von der Brust durch eine tiefe schwarze Binde getrennt, die Aftergegend blau, der Zügel sammtschwarz, unten himmelblau gesäumt. Die Länge beträgt ungefähr 8 Zoll, die Fittiglänge 4¼, die Schwanzlänge 3⅙ Zoll.

Ueber die Lebensweise hat Gould berichtet. Er fand den Schmuckspint in Südaustralien und Neusüdwales. Hier und am Schwanenflusse ist er sehr gemein. Der Vogel bevorzugt offene, trockene und dünnbestandene Waldungen, sitzt fast ohne Ausnahme auf einem dürren, blätterlosen Zweige und jagt



Der Schmuckspint (Cosmaërops ornatus). ⅔ der nat. Größe.

vonhieraus nach Kerbthieren. Abends sammelt er sich an den Ufern der Flüsse zu Gesellschaften, welche Hunderte zählen. Sein Betragen hat soviel Anziehendes, daß er in Australien allgemein beliebt ist. Die außerordentliche Schönheit seines Gefieders, die Zierlichkeit seiner Gestalt und die Anmuth seines Fluges machen ihn bemerkbar. Zudem erscheint er noch als Bote des Frühlings: in Neusüdwales kommt er im August an und verweilt bis zu Eintritt des Winters, welcher im März beginnt; dann wendet er sich dem Norden zu und durchschwärmt nun in großer Menge alle Gegenden Nordaustraliens, auch wohl die benachbarten Eilande, ja, einzelne Pärchen sollen hier sogar brüten. Das Brutgeschäft selbst unterscheidet sich nicht von dem anderer Arten.

In Indien ist die Familie zahlreich und durch einzelne Arten vertreten, welche so sehr von dem allgemeinen Gepräge abweichen, daß Cabanis aus ihnen eine eigene Unterfamilie gebildet hat. Die Nachtspinte (Nyctiornis) kennzeichnen sich durch mittellangen, starken, gebogenen Schnabel, mittellange Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, einen langen, fast gerade abgeschnittenen Schwanz und ein ziemlich reiches, weiches Gefieder, welches sich in der Hals- und Brustgegend zu eigenthümlichen steifen Federgebilden verlängert.

Der Nachtspint oder Sangrok der Indier (Nyctiornis Athertonii) ist auf der Oberseite papageigrün, auf der Unterseite unrein isabellgelb, olivengrün in die Länge gestreift; der Oberkopf, die Kinn- und Kehlfedern, sowie die Säume der langen, breiten, dunkelblaugrünen Gurgelfedern sind hellspangrün. Das Auge ist tiefgelb, der Schnabel bleigrau, schwarz an der Spitze, der Fuß dunkelgrün. Die Länge beträgt 14, die Breite 18, die Fittiglänge 5½, die Schwanzlänge 6 Zoll.

Atherton sandte diesen Bienenfresser zuerst an den Naturforscher Jardine und berichtete, daß derselbe sich einzeln in den Bambuswäldern des Innern von Indien finde und des Nachts sein Wesen treibe. Auf diese Angabe hin wurde der auffallende und, wie durch spätere Beobachtungen erwiesen, falsche Name gegeben. Jetzt wissen wir durch Hodgson's und Jerdon's Forschungen, daß der Nachtspint die großen, luftigen Wälder Indiens, von der Tiefe an bis zu drei und viertausend Fuß unbedingter Höhe aufwärts, bewohnt, daß er gewöhnlich einzeln lebt, von einem Zweige aus jagt und zu demselben nach glücklichem Fange zurückkehrt, daß er Bienen und Wespen, aber auch Käfer, Cicaden und dergleichen frißt und sich durch ein träges, langweiliges Wesen auszeichnet. Nach Hodgson's Versicherung soll er gelegentlich der Jagdzüge, welche die Rajahs veranstalten, oft lebend gefangen werden: der von der Jägermenge verursachte Lärm verdutzt ihn so, daß er sich greifen läßt. Dagegen versichert Boys, daß er sich schwer beschleichen ließe. Sein Schrei soll ein lauter, gellender Ton sein. Ueber die Fortpflanzung ist etwas Sicheres nicht bekannt. Die Eingebornen behaupten, daß er in hohlen Bäumen brüte.

* * *

Als die nächsten Verwandten der Bienenfresser betrachtet man die Raken (Coracii), ziemlich große, meist in bunten Farben prangende Vögel, welche ebenfalls nur auf der Osthälfte der Erde zu Hause sind. Der Schnabel ist mittel- oder ziemlich lang, kräftig, gerade, an der Wurzel etwas verbreitert, gegen die Spitze zusammengedrückt, scharfschneidig und an der Spitze übergebogen. Der Fuß ist kurz, schwachläufig und kurzzehig. Die Schwingen sind mittellang oder lang und ziemlich breit. Der Schwanz ist in der Regel ebenfalls mittellang, aber bald gerade abgeschnitten, bald schwach gerundet, bald seicht gegabelt; zuweilen sind auch seine beiden äußersten Federn weit über die übrigen verlängert. Das Gefieder ist zerschlissen, aber harsch und rauh; die Schäfte der Federn sind steif, die Bärte glatt, jedoch locker geschlossen. Grün, Blau, Zimmtbraun oder Weinroth sind die vorherrschenden Farben des Gefieders. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig, die Jungen unwesentlich von den Alten.

Als die eigentliche Heimat der Raken sind die Gleicherländer der alten Welt anzusehen. Eine Art der Familie kommt allerdings im Norden und so in Europa vor; die Mehrzahl aber bewohnt den eben angegebenen Gürtel. Afrika und Asien zählen so ziemlich die gleiche Anzahl von Arten; Neuholland ist arm an Mitgliedern der Gruppe. Trockene und ebene Gegenden bilden den bevorzugten Aufenthalt; in Gebirgen finden sich die Raken ebenso selten, wie in besonders fruchtbaren Gegenden. Nur bedingungsweise kann man sie als Waldvögel betrachten. In den dünn bestandenen Steppenwäldern Afrikas fehlen sie allerdings nicht; dagegen meiden sie im Norden wie im Süden zusammenhängende Bestände. Bedingung für ihren Aufenthalt sind große, einzeln stehende Bäume oder Felswände, Felskegel und unbewohnte Gebäude, von denen aus sie eine weite Umschau haben

und deren Höhlen oder Spalten ihnen passende Nistplätze bieten. Hier pflegen sie zu sitzen und ihr Gebiet sorgfältig zu durchspähen. Ein etwa vorbeifliegendes größeres Kerbthier wird genau in derselben Weise aufgenommen, wie Dies von den Fliegenfängern und Bienenfressern geschieht, ein am Boden unvorsichtig dahinlaufendes Mäuschen, eine Eidechse oder ein anderer kleiner Lurch aber auch nicht verschmäht und ein Vogelnest unter Umständen ausgeplündert. Zu gewissen Zeiten fressen die Raken auch Früchte, obgleich thierische Nahrung immer die bevorzugte bleiben mag.

Alle Raken sind unruhige, unstete und unliebenswürdige Vögel. „Eine außerordentliche Scheu und die wachsamste Vorsicht", sagt Glöger, „unermüdliche, wilde Lebhaftigkeit und stete, frohe Munterkeit sammt einem besondern Hang zum Streiten und Lärmen und bei Alten eine trotzdem nicht zu bezähmende Unbändigkeit in der Gefangenschaft: diese Eigenschaften stechen als Hauptzüge ihres Charakters hervor. Sie sitzen, da sie sich blos aus Besorgniß, nicht aus Neigung überhaupt verbergen, fast nie lange still, am häufigsten frei und gern auf Baumwipfeln oder auf dürren Astspitzen." Im Gezweig der Bäume hüpfen sie ebenso wenig umher, als auf dem Boden: sie gebrauchen zu jeder Ortsveränderung ihre Schwingen. Der Flug ist gewandt, schnell und außerordentlich leicht, auch durch Gauklerkünste der sonderbarsten Art, ein merkwürdiges Ueberschlagen z. B., sehr ausgezeichnet. Die Stimme ist ein unangenehm harscher Laut, welcher dem deutschen Namen, einem Klangbilde desselben, ziemlich genau entspricht.

Nur so lange die Sorge um die Brut ein Rakenpaar bindet, verweilt es an einem bestimmten Orte; vor und nach der Brutzeit schweift es im Lande umher. Unsere nordische Art zieht regelmäßig, bleibt aber in der Winterherberge nicht in einem bestimmten Gebiet, sondern durchmißt hier, scheinbar unnütz, weite Strecken, wie die in den Gleicherländern lebenden Arten es thun.

Das Nest wird an sehr verschiedenen Orten, immer aber auf dieselbe Weise angelegt. Bei uns zu Lande nistet die Blaurake in hohlen Bäumen, und deshalb hat man geglaubt, daß nicht blos sie, sondern alle übrigen Arten hiervon nicht abwichen, während wir jetzt wissen, daß Mauerlöcher, Felsspalten oder selbst Höhlungen in steilen Erdwänden ebenso oft, vielleicht noch öfter, zur Aufnahme des Nestes dienen müssen. Dieses selbst ist ein sehr liederlicher Bau, welcher aus Halmen, Gewürzel, Haaren und Federn besteht. Das Gelege enthält vier bis fünf glänzend weiße Eier. Sie werden von beiden Eltern wechselsweise bebrütet und auch die Jungen gemeinschaftlich groß gezogen. Beide Eltern zeigen einen großen Eifer, soweit es sich um die Bebrütung und Ernährung handelt, vernachlässigen im übrigen aber die Brut sehr, bekümmern sich namentlich nicht im geringsten um die Reinheit des Nestes und gestatten, daß dieses zuletzt zu einem wahrhaften Kothhaufen wird. Die Jungen machen sich bald nach dem Ausfliegen selbständig und gehen nun ihre eigenen Wege, ohne sich viel um ihre Eltern oder andere ihrer Art zu kümmern; denn Geselligkeit ist eine Tugend, von welcher die Raken nun einmal Nichts wissen wollen.

Leider hält es schwer, diese in so schönen Farben prangenden Vögel an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Die Alten lassen sich, wie bemerkt, gar nicht gefangen halten, und auch die Jungen ertragen nur bei der besten Pflege längere Zeit den Verlust der Freiheit. Unterhaltend sind diese Gefangenen übrigens nicht. Sie sitzen meist still und ruhig auf ein und derselben Stelle, beschmuzen sich das Gefieder, verstehen überhaupt nicht, sich die Freundschaft ihres Pflegers zu erwerben.

Nicht blos die Schönheit des Gefieders, sondern auch das schmackhafte Fleisch zieht den Raken viel Verfolgung zu. Bei uns zu Lande hält sich jeder Bauer für berechtigt, den auffallenden Vogel herabzuschießen; in Südeuropa jagt man ihm regelrecht nach. Außerdem haben die Alten von den Falken aller Art und die Jungen von kletternden Raubsäugethieren zu leiden. Der vernünftige Mensch thut wohl, sie zu schützen; denn wenn sie auch wirklich einmal ein Vogelnest ausnehmen, so kommt dieser Schaden doch nicht in Betracht gegen den großen Nutzen, welchen sie stiften.

Unsere Blaurake oder Mandel-, Garben-, Gold-, Grün- und Blaukrähe, die Haiden- oder Küchenelster, der Birk-, Meer- oder Mandelheher, der Galgen-, Golk-, Helk- und Halsvogel (Coracias garrulus) entspricht zumeist dem oben gezeichneten Bilde der Familie. Die Sippe, welche sie vertritt, kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Schnabel ist mittellang, ziemlich stark, gerade, kräftig, an der Wurzel verbreitert, auf der Firste seicht gebogen, an der Spitze hakig; der Lauf ist kürzer als die Mittelzehe; im Fittig ist die zweite Schwinge die längste; der Schwanz ist gerade, und seine beiden äußeren Federn sind nicht verlängert. Das Gefieder ist sehr prachtvoll. Ein glänzendes Spangrün ist die Hauptfarbe; der Rücken und Mantel sind hellzimmtbraun, die Stirn und das Kinn weißlich, die Schwingen von oben indigoblau, von unten lasurblau, die kleinen Deckfedern am Vorderarm und die Bürzelfedern hochblau, die äußeren Schwanzfedern hell-



Die Blaurake (Coracias garrulus). ⅓ der nat. Größe.

blau, die übrigen mehr blauschwarz und nur an der Außenfahne hellblau, die beiden mittleren blau- oder graugrün. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß schmuzig dunkelgelb. Der junge Vogel ist auf dem Oberkopfe, dem Hinterhalse und auf der Unterseite graugrün, auf dem Rücken mattzimmtbraun, auf dem Schwanze mattblaugrün, sonst aber den Alten ähnlich gefärbt. Die Länge beträgt 12 bis 13, die Breite 27 bis 28, die Fittiglänge 7¾, die Schwanzlänge 5 Zoll.

Von Skandinavien an südwärts ist die Blaurake überall in Europa gefunden worden; sie verbreitet sich aber noch weiter und durchstreift gelegentlich ihres Zuges halb Afrika und ganz Südasien. In Ostsibirien hat sie Radde nicht mehr gefunden; doch kommt sie, wie wir durch Pallas wissen, noch im südlichen Altai als Brutvogel vor. Bei uns zu Lande findet sie sich nur hier und da, am häufigsten selbstverständlich in ebenen Gegenden, sehr selten im Gebirge. In England und Holland

soll sie gar nicht gefunden werden und die Schweiz, Nordfrankreich und Italien nur auf dem Zuge berühren. Auf Korfu erscheint sie während des Zuges in großer Anzahl; die Scharen verweilen aber nur wenige Tage hier, und blos einzelne Paare nisten auf der Insel oder auf dem benachbarten Festlande. Auch auf Malta ist sie im Frühling und Herbst gemein, und auch hier verweilen blos einige, um zu brüten. In Südrußland, Spanien und Griechenland ist sie an geeigneten Orten sehr häufig; in Griechenland bildet sie förmliche Ansiedelungen, in Spanien haben wir sie ebenfalls oft in ziemlichen Gesellschaften beobachtet. Gelegentlich ihrer Winterreise erscheint sie in allen von mir durchreisten Gegenden Afrikas: ich habe sie noch südlich des zwölften Grads nördlicher Breite angetroffen, ja, wenn A. Smith richtig beobachtet hat, kommt sie um diese Zeit sogar am Vorgebirge der guten Hoffnung vor. Nach Jerdon soll sie in West- und Mittelasien gemein sein, dagegen nur in den nordwestlichsten Provinzen Indiens gefunden werden.

Bei uns zu Lande meidet die Blaurake die Nähe des Menschen ängstlich; in südlicheren Gegenden läßt sie sich leichter beobachten. Sie ist höchst unstät und flüchtig, so lange sie nicht die Sorge um die Brut an ein ganz bestimmtes Gebiet fesselt, schweift während des ganzen Tages umher, von Baum zu Baum fliegend, und späht von den Wipfeln oder von den Spitzen dürrer Aeste aus nach Nahrung. Bei trübem Wetter mürrisch und verdrossen, tummelt sie sich bei Sonnenschein oft, des Spielens halber, in der Luft umher und macht dabei sonderbare Schwenkungen, stürzt sich z. B. plötzlich aus großer Höhe kopfüber in die Tiefe hernieder und klettert dann langsam wieder aufwärts oder schwenkt sich mit taubenartigem Fluge unter hastigen Flügelschlägen, scheinbar zwecklos, durch die Luft, sodaß man sie immer leicht erkennen kann. Im Gezweig hüpft sie nicht umher; sie bewegt sich vielmehr, wie die meisten übrigen Leichtschnäbler, immer nur mit Hilfe der Flügel von einem Aste zum andern. Auf dem Boden ist sie gänzlich fremd; doch kommt es vor, daß sie sich demselben fliegend so weit nähert, um ein dort laufendes Thier aufnehmen zu können. Ihre Sinne scheinen wohl entwickelt und ihr Verstand ziemlich ausgebildet zu sein; ihr Wesen aber ist nicht gerade liebenswürdiger Art. Ganz im Gegensatze zu den verwandten Bienenfressern sind alle Raken und so auch die unsrige zänkische, unverträgliche, bissige Geschöpfe, welche mit wenig andern Thieren Frieden halten und zumal mit Ihresgleichen in beständigem Streite liegen. Von der Mühle versichert, daß die Blaurake mit der Dohle, und Naumann, daß sie mit andern um sie wohnenden Vögeln gute Freundschaft halte; das Erstere ist richtig, das Letztere hat wohl nur bedingungsweise Geltung; denn nicht blos die Raubvögel, sondern auch Würger, Heher und Krähen werden von der Rake heftig angefallen. Während der Brutzeit und auf ihrem Winterzuge herrscht Frieden. Die Stimme entspricht dem Namen: sie ist ein hohes, schnarrendes, beständig wiederholtes „Raker, raker, raker", der Laut des Zorns aber ein kreischendes „Räh" und der Ton der Zärtlichkeit ein klägliches, hohes „Kräh". „Bei schönem Wetter", sagt Naumann, „steigt das Männchen in der Nähe, wo das Weibchen brütet, mit einem „Rak, rak, jack" bis zu einer ziemlichen Höhe empor, aus welcher es sich auf einmal wieder herabstürzt, dabei immer überpurzelt, sich in der Luft hin- und herwiegt und unter einem schnell auf einander folgenden „Räh, räh, räh", in welches es das „Rak" verwandelt, sobald es sich zu überpurzeln anfängt, wieder seinen Sitz auf der Spitze eines dürren Astes einnimmt. Dies scheint den Gesang vorzustellen."

Allerlei Kerbthiere und kleine Lurche, namentlich Käfer, Heuschrecken, Gewürm, kleine Frösche und Eidechsen bilden die Nahrung der Rake. Eine Maus nimmt sie wohl auch mit auf, und kleine Vögel wird sie ebenfalls nicht verschmähen. Naumann sagt, daß er sie nie ein fliegendes Kerbthier habe fangen sehen; Jerdon hingegen versichert, daß die indische Art auf gewisse Strecken fliegende Kerbthiere verfolgt und sich eifrig mit dem Fange der geflügelten Termiten beschäftigt, wenn diese nach einem gefallenen Regen ihre Nester verlassen und umherschwärmen. Laut Naumann soll sie auch niemals Pflanzenstoffe zu sich nehmen, während von der Mühle erwähnt, daß in Griechenland ihre Federn an der Schnabelwurzel von dem Zuckerstoff der Feigen verkleistert erscheinen, und Lindermayer bestätigend hinzufügt, daß sie noch nach ihrem Wegzuge aus Griechenland auf den Inseln verweile, „wo die Feigen, ihre Lieblingskost, sie noch einige Zeit fesseln, ehe sie ihre Reise nach den

afrikanischen Gebieten antritt". Für gewöhnlich freilich bilden Kerbthiere ihre Hauptnahrung. Von ihrem hohen Sitze schaut sie in die Runde, fliegt schnell nach dem erspäheten Kerbthier hin, ergreift es mit dem Schnabel, verzehrt es und kehrt auf den Stamm zurück. „Kleine Thaufrösche", sagt Naumann, „mag sie gern fressen. Man bemerkte an jung aufgezogenen Blauraken, daß sie selbige mit dem Schnabel bei den Hinterfüßen packten, sie gegen den Boden schlugen, bis sie sich nicht mehr rührten und so drei bis vier Stück hinter einander verschlangen." Wasser scheint für sie kein Bedürfniß zu sein: es ist behauptet worden, daß sie niemals saufe und sich auch nicht bade, und diese Angabe gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man den Vogel mitten in der wasserlosen Steppe oder Wüste sich umhertreiben sieht, wie ich es oft beobachtet habe.

In Deutschland nistet die Rake in Baumhöhlungen, welche innen mit trockenen Wurzeln, Halmen, Federn und Haaren ausgefüttert werden; in Südeuropa bevorzugt sie zur Anlage des Nestes Ritzen und Spalten im Mauerwerk oder gräbt sich nach Art der Bienenfresser Höhlungen in steil abfallenden Erdwänden aus. Letzteres haben wir in Spanien, von der Mühle und Lindermayer in Griechenland, Powys und Taylor auf Korfu und Malta beobachtet. Von der Mühle fand in der Maina eine Siedelung nistender Blauraken und zwar am Meeresstrande in einer senkrechten, dreihundert Fuß hohen Wand, beobachtete aber auf Negropont, wo zwischen den Olivenwaldungen und Weingärten viele Landhäuser stehen, daß derselbe Vogel hier unter den Dächern der Häuser brütet und zwar mit den Dohlen unter ein und demselben Dache. Daß für die in Indien nistenden Arten Dasselbe gilt, erfahren wir durch Jerdon. Das Gelege besteht aus vier bis sechs glänzendweißen Eiern. Beide Geschlechter brüten abwechselnd und so eifrig, daß man sie über den Eiern mit der Hand ergreifen kann. „Die Jungen sitzen", wie Naumann sagt, „da die Alten den Koth derselben nicht wegschaffen, im Schmuz und Unrat bis über die Ohren, sodaß das Nest einen sehr ekelhaften Geruch verbreitet." Sie werden mit Kerbthieren und Maden groß gefüttert, fliegen bald aus, begleiten die Eltern dann aber noch längere Zeit und treten endlich mit ihnen gemeinschaftlich die Winterreise an. Gegen Feinde, welche die Jungen bedrohen, benehmen sich die Alten höchst muthig; sie setzen wenigstens ihre eigene Sicherheit rücksichtslos aufs Spiel.

Die Jagd gelingt am besten, wenn man sich unter den erkundeten Lieblingsbäumen aufstellt. Der Fang ist schwieriger; doch geben sich bei uns zu Lande die Vogelsteller auch gar keine Mühe, sich der Rake zu bemächtigen. Anders ist es, laut Jerdon, in Indien. Hier ist die Rake nicht blos ein Gegenstand der Falkenjagd, sondern wird auch in eigenthümlichen Fallen oft berückt. Man biegt nämlich Rohrstäbe sprenkelkrumm, bestreicht sie ringsum mit Vogelleim und hängt in der Mitte des Bogens eine todte Maus oder einen andern Köder auf. Diesen versucht die Rake fliegend aufzunehmen, berührt dabei aber regelmäßig mit ihren Flügelspitzen die leimbestrichenen Stäbe und bleibt an ihnen hängen.

Hinsichtlich des Gefangenlebens gilt das oben Gesagte.

Die Rollen (Eurystomus) unterscheiden sich hauptsächlich durch den kurzen, sehr niedrigen, an den Seiten breiten, auf der Firste abgerundeten und stark gebogenen Schnabel von den Raken. Im Fittig ist, wie bei diesen, die zweite Schwinge die längste; der Schwanz ist kurz und gerade abgeschnitten oder schwach gerundet, der Fuß wie bei den Raken gebildet. Auch die Färbung des Gefieders erinnert an letztgenannte.

Eine der am besten bekannten Arten der Gruppe ist der Dollarvogel der Ansiedler (Eurystomus pacificus). Das Gefieder ist auf Kopf und Hals dunkelbraun, übrigens auf der Oberseite seegrün, in der Waugengegend schwarz; die Unterkehle ist schön blau, jede Feder mit hell-

blauen Schaftstreifen, die übrige Unterseite hellgrün; die Armschwingen, die Wurzelhälfte der Außenfahne der Hand- und die ganze Außenfahne der Armschwingen, sowie die Außenfahne der Wurzelhälfte der Schwanzfedern sind lebhaft blau; ein Flecken auf der Mitte der Schwinge ist bläulichweiß. Das Auge ist dunkelbraun, die Augenlider, der Schnabel und die Beine sind roth. Die Länge beträgt ungefähr 10, die Fittiglänge 6⅔, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Gould sagt, daß er den Dollarvogel nur in Neusüdwales gefunden habe, aber von Elsey berichtet worden sei, daß derselbe Vogel im Viktoriabecken sehr häufig wäre. Er erscheint in Neusüdwales im Frühlinge und zieht, sobald er seine Jungen groß gezogen hat, wieder nach Norden. Am thätigsten ist er um Sonnenauf- und Sonnenuntergang oder an düsteren Tagen, während er bei schwülem Wetter ruhig auf abgestorbenen Zweigen sitzt. Er ist immer ein kühner Vogel; aber während der Brutzeit greift er mit wahrer Wuth jeden Ruhestörer an, welcher sich seiner Nisthöhle nähert.

Wenn er Kerbthiere fangen will, sitzt er gewöhnlich auf einem abgestorbenen Zweige eines Baumes in sehr aufrechter Stellung, am liebsten in der Nähe von einem Wasser, und schaut in die Runde, bis ein Kerbthier seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Auf dieses stürzt er los, versichert sich seines Opfers und kehrt zu demselben Zweige zurück. Zu andern Zeiten sieht man ihn fast nur im Fluge, gewöhnlich paarweise. Dann umschwebt er die Wipfel der Bäume und ergötzt durch die Schnelligkeit seiner Wendungen. Während des Fluges sieht man den silberweißen Flecken in der Mitte des Flügels sehr deutlich, und daher eben rührt der Name Dollarvogel. Bei düsterem Wetter macht er viel Lärm, und namentlich im Fluge läßt er dann ein eigenthümlich zitterndes Geschrei vernehmen. Es wird gesagt, daß er junge Papageien aus ihren Nisthöhlen hervorziehe und tödte; Gould kann Dies aber nicht bestätigen, sondern hat immer nur die Ueberreste von Käfern in seinem Magen gefunden.

Die Brutzeit währt vom September bis zum Dezember. Die drei oder vier perlweißen Eier werden in Baumhöhlen ohne alles Nest abgelegt.

Von einer verwandten Art, welche Indien bewohnt (Eurystomus orientalis), erwähnt Jerdon, daß sie viel mehr umherfliege, als die Raken, aber auch nach Spechtart sich an die Bäume hänge und in dem morschen Holze nach Käfern suche. Bei einer, welche Layard öffnete, war der ganze Magen mit holzbohrenden Käfern gefüllt.

* * *

In Südamerika werden die Raken durch einige Vögel vertreten, welche man Sägeraken (Prionites) genannt hat. Sie haben Aehnlichkeit mit unserer Blaurake, unterscheiden sich aber durch längeren Schwanz und höheren Lauf und noch mehr durch den am Rande gezahnten Schnabel. Dieser ist leicht gebogen, ziemlich spitz, ohne Endhaken, seitlich zusammengedrückt und an beiden Kieferrändern mehr oder minder regelmäßig gekerbt. Steife, aber nicht sehr lange Borstenfedern umgeben den Mundrand. Die Flügel sind ziemlich kurz und etwas abgerundet; die vierte oder fünfte Schwinge sind die längsten. Der Schwanz ist stark und keilförmig; er besteht bei einigen Arten aus zehn, bei andern aus zwölf Federn, welche paarig gleiche Länge haben. Die Mittelfedern ragen über die übrigen hervor, sind aber gewöhnlich theils an der Spitze, theils eine Strecke vor derselben abgenutzt. Das Gefieder ist weich, voll, großfedrig und in der Tiefe stark dunig. Der innere Leibesbau hat manches Eigenthümliche. Das Geripp ähnelt dem der Blauraken, aber auch dem der Kukuke. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn Hals-, acht Rücken- und acht Schwanzwirbeln; das Brustbein ist kurz und breit; das Gabelbein verbindet sich nicht mit dem Kamme des Brustbeins; Schlüsselbeine und Schulterblatt sind lang, aber dünn und schmal. Unter den inneren Organen zeichnet sich die Zunge durch eine gewisse Aehnlichkeit mit der Pfefferfresserzunge aus. Sie



Der Motmot (Prionites Momota). ½ der nat. Größe.

ist zwar nicht so lang, wie bei diesen, und der Zungenbeinkörper sehr klein; aber sie geht in eine hornige, federartig zerschlissene, tief zweilappige, etwas breitere, lanzettförmige Endfläche aus, welche beinahe den ganzen Unterschnabel ausfüllt.

Die Sägeraken sind Waldvögel, welche überall gefunden werden, aber nirgends in beträchtlicher Anzahl auftreten, vielmehr einzeln oder paarweise zusammenleben und sich gewöhnlich fern von den menschlichen Wohnungen halten. Des Morgens und Abends hört man ihren Ruf, welcher einem einfachen Pfiff auf der Flöte ähnelt. Sie fressen Kerbthiere, welche sie größtentheils am Boden aufsuchen.

Eine der bekanntesten Arten der Familie ist der Motmot (Prionites Momota). Das Gefieder des Rückens, der Flügeldeckfedern und der Schenkel ist olivengrün, das des Halses, der Kehle, der Brust und des Bauches rostgelb; der Scheitel, die Backen und der Zügel sind schwarz, die Stirn und ein schmaler Kragen, welcher den Hinterkopf umgibt, lebhaft spangrün; die Schwingen sind schwarzgrau, die Handschwingen am Vorderrande himmelblau; der zwölffedrige Schwanz ist von oben gesehen grün, von unten gesehen schwarz. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß hornbraungrau. Die Länge beträgt 19, die Fittiglänge 6½, die Schwanzlänge 11 Zoll.

Nach Burmeister bewohnt der Motmot die Waldgebiete der nördlichen Gegenden Brasiliens und ist hier allgemein bekannt. Schomburgk fand ihn häufig in Guiana und hatte Gelegenheit, ihn länger zu beobachten. „Schon vor Sonnenaufgang", sagt er, „ertönt der klagende und melancholische, aber dabei genau betonte „Hutu Hutu" der Sägeraken aus dem dichten Urwalde hervor und verkündet der schlummernden Natur den jungen

Morgen. Der merkwürdige Vogel scheut jede lichte Stelle des Urwaldes und verirrt sich nie bis zum Saume desselben, obschon er nichts weniger als scheu ist. Er läßt jeden Eindringling bis in seine unmittelbare Nähe kommen, bevor er zu einem andern der unteren Baumzweige, seinem Lieblingssitze, fliegt. So wie er gebäumt hat, stößt er augenblicklich sein trauriges „Hutu Hutu“ aus, hebt währenddem bei den ersten Silben seinen Schwanz empor und schlägt ihn bei der zweiten wieder nach unten, eine Bewegung, welche viel Aehnlichkeit mit der unserer Bachstelzen hat, nur daß diesen das Ernste, Gemessene der Sägeraken abgeht.“

„Da sich mir schon während des ersten kurzen Zusammenlebens mit den Urbewohnern Guianas, den „Männern ohne Thräne“, unumstößlich herausgestellt, daß ich mich, namentlich was die Lebensweise der Thiere anlangt, mit meinen Fragen an keine besser Unterrichteten wenden könne als an sie, so frug ich unsern freundlichen Häuptling Cabaralli, wie es käme, daß die Schwanzfedern des Motmot nicht wie die anderer Vögel beschaffen seien. „„Mann von jenseits des großen Wassers, morgen sollst Du es sehen““, war die Antwort. Am folgenden Morgen führte er mich in den Wald, und da gerade die Brutzeit der Vögel eingetreten, so hatte der kundige Cabaralli auch bald ein Nest mit einem brütenden Vogel gefunden und forderte mich auf, mich ruhig hinter einem nahe gelegenen Baume zu verhalten.“

„Zum Bau des Nestes sucht sich der Motmot eine runde oder eiförmige Vertiefung an der Seite eines Hügels oder einer andern Erhöhung aus. Männchen und Weibchen wechseln regelmäßig im Brüten ab; aber so gemessen und ernst auch der Vogel in allen seinen Bewegungen ist, so scheint ihm die Zeit auf dem Neste doch ziemlich lang zu werden. Denn kaum hat er drei bis vier Minuten ruhig auf den Eiern gesessen, so dreht er sich auch schon mehreremal im Kreis auf diesen herum, kommt dann wieder zeitweilig zur Ruhe und beginnt sein Herumdrehen von neuem. Durch dieses fortwährende Bewegen und Drehen kommen aber die Fasern der beiden langen Schwanzfedern in Unordnung oder werden an der Kante der Vertiefung abgerieben. Kaum ist der ablösende Gatte herbeigeflogen, so eilt der erlöste, die Glätte seines Gefieders über alles liebende Vogel auf den nächsten Ast, um die verwirrten Fasern wieder in Ordnung zu bringen. Dies aber gelingt ihm freilich meist nur durch gänzliche Vernichtung der Fasern selbst. Hierdurch entsteht jene Lücke, welche zu so vielen Vermuthungen Veranlassung gegeben hat, und welche jedesmal je nach ihrer Länge das mehr oder minder vorgeschrittene Alter des Vogels bekundet. Bei ganz alten Vögeln erstreckt sich diese kahle Stelle des Schaftes selbst bis zur Spitze, während der junge, jährige Vogel, welcher noch nicht gebrütet hat, durchgängig eine unbeschädigte und ununterbrochene Fahne zeigt.“ Ich muß gestehen, daß mich diese Erklärung nicht überzeugt hat. Andere langschwänzige Vögel brüten auch und putzen sich ihre Schwanzfedern ebenfalls, ohne sie zu beschädigen: — warum soll Dies nun gerade bei den Sägeraken regelmäßig geschehen?

Ueber die Eier sagt Schomburgk Nichts, und auch bei den übrigen Forschern finde ich hierüber keine Angabe.

Das Gefangenleben der Sägerake hat Azara beobachtet, welcher drei Stück von ihnen besaß und sie frei im Hause umherlaufen ließ. Er sagt, daß sie sich scheu und mißtrauisch, jedoch neugierig zeigen. Die Gefangenen waren plump und steif in allen ihren Bewegungen, nickten aber mit dem Hals recht artig auf und nieder oder bewegten ihn seitlich hin und her. Sie hüpften rasch, gerade und schief mit ausgespreizten Beinen, wie die Pfefferfresser, umher. Von ihrem Sitzplatze kamen sie nur herab, wenn sie fressen wollten. Ihre Eßlust gaben sie durch ein oft wiederholtes „Hu“ oder „Tu“ zu erkennen. Sie verzehrten Brot und noch lieber rohes Fleisch, welches sie vor dem Verschlingen mehreremal auf den Boden stießen, als wenn sie die erfaßte Beute erst tödten müßten. Kleine Vögel waren sehr nach ihrem Geschmack; sie verfolgten solche lange und tödteten sie endlich, indem sie dieselben gegen den Boden schlugen. Ebenso jagten sie den Mäusen nach; größere Vögel aber rührten sie nicht an. Bisweilen fraßen sie auch Wassermelonen und Pomeranzen; aus Wälschkorn

machten sie sich jedoch Nichts. Zu große Bissen ließen sie liegen, und niemals faßten sie dieselben mit den Krallen.

* * *

Die Unfertigkeit des Systems oder, mit andern Worten, die Schwierigkeit, gewisse Vögel unter den übrigen passend einzuordnen, beweist unter andern die kleine Gruppe der Rachenvögel (Eurylaimi). Horsfield, welcher eine Art entdeckte, vereinigt sie mit den Plattschnäblern Amerikas; Swainson rechnet sie zu den Fliegenfängern; Blyth und Wallace bringen sie unter die Schmuckvögel; Van Hoeven weist ihnen in der Nähe der Ziegenmelker ihre Stellung an; Gray, Bonaparte und Reichenbach sehen in ihnen nahe Verwandte der Raken, und Cabanis, ihnen folgend, betrachtet sie als Verbindungsglieder zwischen den Raken und den Schwalmen, weshalb er sich auch berechtigt glaubt, aus ihnen, den Raken und den Schwalmen, eine einzige Familie zu bilden. Welcher von den genannten Forschern der Wahrheit am nächsten gekommen, ist sehr fraglich; denn streng genommen, sind die Rachenvögel so eigenthümlich gestaltet, daß sie kaum mit andern verglichen werden können.

Die bis jetzt bekannten Arten sind gedrungen gebaute Vögel mit kurzen, breiten Schnäbeln, ziemlich kräftigen Füßen, mittellangen Flügeln und kurzen oder ziemlich langen Schwänzen. Der Schnabel ist kürzer, als der Kopf, stark und niedrig, an der Wurzel sehr breit, nah der Spitze rasch verschmälert, mit deutlichem Kiel auf dem Oberschnabel und hakig gekrümmter Spitze; die Schnabelränder sind nach innen umgeschlagen; die Spalte reicht bis unter das Auge, und die Mundöffnung ist deshalb fast ebenso groß, wie bei den Schwalmen. Die Füße sind mittellang und ziemlich kräftig; der Lauf ist wenig länger, als die Mittelzehe, die äußere mit dieser bis zum zweiten Gelenk, die innere mit der Mittelzehe bis zum ersten Gelenk verwachsen. Der Flügel ist kurz und gerundet, in ihm die dritte oder vierte Schwinge die längste. Der Schwanz ist entweder gerundet oder abgestuft, bei einigen Arten auch seicht ausgeschnitten. Das Gefieder zeigt lebhafte Farben; die Vertheilung derselben und die Zeichnung scheint bei beiden Geschlechtern ziemlich gleich zu sein.

Indien und die malaiischen Inseln sind die Heimat der Rachenvögel. Die wenigen Arten, welche man bis jetzt kennen gelernt hat, bewohnen düstere Waldungen und, wie es scheint, mit Vorliebe solche, welche fernab von dem menschlichen Verkehr liegen. Ueber die Lebensweise wissen wir noch sehr wenig; doch ist von einigen Arten immerhin Etwas bekannt.

Auf Sumatra und Borneo lebt der Kellenschnabel (Corydon sumatranus), der Vertreter einer besonderen Sippe. Diese kennzeichnet sich durch gedrungene, falkenartige Gestalt, einen kurzen, sehr breiten, auf der Firste des Oberkiefers deutlich gekielten, an dem Rande ausgeschweiften Schnabel, dessen Oberkiefer den untern an der Wurzel fast vollständig umschließt, kurze und starkläufige, langzehige Füße, stumpf gerundete Flügel, in denen die dritte und die vierte Schwinge die längsten sind, einen mittellangen, aus zwölf stumpf abgerundeten Federn gebildeten Schwanz, sowie ein glatt anliegendes und weiches, düsterfarbiges Gefieder, welches sich in der Schnabelgegend zu kurzen, spärlich stehenden Borsten umgestaltet. Das Gefieder ist im allgemeinen mattschwarz; die Kehle und der Vorderhals sind blaßledergelb; der Mittelrücken ist feuerroth; die Schwingen sind mit Ausnahme eines kleinen, weißen Spiegelfleckens, welcher sich von der zweiten bis zur siebenten erstreckt, schwarz, die Steuerfedern mattschwarz, die beiden mittleren einfarbig, die übrigen nahe vor der Spitze durch ein weißes Querband gezeichnet. Das Auge ist braun; der Schnabel und eine nackte Stelle, welche das Auge umgibt, sind karminroth; der Fuß ist schwärzlichbraun. Die Länge

beträgt 9½, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge 3½ Zoll. Der Schnabel ist ungefähr 1 Zoll lang und an der Wurzel 1¼ Zoll breit.

Ueber die Lebensweise des Kellenschnabels wissen wir noch gar Nichts. Er soll in dichten, feuchten und schattigen Wäldern seinen Aufenthalt nehmen, sich hauptsächlich an den Ufern von Gewässern aufhalten und hier in kleinen Gesellschaften ein langweiliges Stillleben führen.

Die nächsten Verwandten dieses Vogels und die Urbilder der Familie sind die Hornrachen (Eurylaimus). Sie unterscheiden sich fast nur durch die Bildung des Schnabels, welcher etwas länger und flacher ist und von oben gesehen, mehr gerundet erscheint, als bei jenen.

Der javanische Hornrachen (Eurylaimus javanicus) ist auf der Oberseite schwarzbraun, auf dem Hinterrücken citronengelb, auf der Unterseite graulichweinroth. Ein Mittelstreifen zwischen



Der javanische Hornrachen (Eurylaimus javanicus). ½ der nat. Größe.

den Schultern, ein Streifen längs der Schulterdecken, sowie längliche Randflecken an der Mitte der Außenfahne der Schwingen sind citronengelb; eine Binde vor der Schwanzspitze ist weiß. Der Schnabel ist schwarz und glänzend, die Firste und die Ränder aber sind graulichweiß, der Fuß ist gelbbraun. Das Weibchen ist auf der Oberseite gefleckt, auf der Unterseite matt gefärbt. Die Länge beträgt 8½, die Fittiglänge 3⅚, die Schwanzlänge 2⅓ Zoll.

Nach Raffles hält sich der Hornrachen hauptsächlich an Flußufern und Teichen auf und frißt hier Kerbthiere und Würmer. Das Nest hängt an einem Zweige über dem Wasser. Horsfield fand ihn auf Java in einer der unzugänglichsten Gegend des Landes, in ausgedehnten, an Flüssen und Sümpfen reichen Wäldern auf. Von einem Verwandten berichtet Helfer, daß er in Gesellschaften von dreißig bis vierzig auf den höchsten Waldbäumen lebe und so furchtlos oder so dumm sei, daß man die ganze Schar, einen nach dem andern, herabschießen kann.

Dank den Forschungen Jerdon's sind wir über einen der indischen Vertreter dieser Familie besser unterrichtet. Die Raya der Indier (Psarisomus Dalhousiae) ist ein Vogel, welcher, wie Reichenbach sagt, die Merkmale der Kellenschnäbel, Bienenfresser, Bartvögel und Pfefferfresser in sich vereinigt und sich hauptsächlich kennzeichnet durch den mäßig langen, breiten, von oben gesehen dreieckigen, auf der Firste stark gebogenen, gehakten Schnabel, die kurzen, leicht gerundeten Flügel, den langen, stark abgestuften Schwanz und ein lebhaftes Gefieder. Die Oberseite ist lasurblau, der Oberkopf, mit Ausnahme eines smalteblauen Scheitelfleckens, schwarz; die Stirn, ein Zügelstreifen und ein kurzer Ohrbüschel, sowie die Kehle und ein schmales Rückenhalsband sind safrangelb; die ganze Unterseite ist papageigrün; die Schwingen sind schwarzbraun, an der Außenfahne lasurblau, die Steuerfedern von oben lasurblau, von unten glänzend schwarzbraun. Das Auge ist braun, der Schnabel grün, auf der Firste schwarz, der Fuß düster grünlichgelb. Die Länge beträgt 14, die Breite 13, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge $5\frac{1}{2}$ Zoll.

„Dieser prächtige Vogel", sagt Jerdon, „findet sich auf dem Himalaya vom Fuß der Berge bis zu ungefähr 6000 Fuß über dem Meere, scheint aber nirgends häufig zu sein. Ich fand ihn in einer Höhe von ungefähr 4000 Fuß in den dichtesten Theilen der Waldungen, einzeln oder in Paaren, von Baum zu Baum fliegend. Daß er Kerbthiere im Fluge fängt, habe ich nicht gesehen, bei der Zergliederung aber gefunden, daß er Heuschrecken und Cicaden gefressen hatte."

„Einmal wurden mir Nest und Eier gebracht. Das erste war ein großer, lose zusammengefügter Bau aus Mos und Gras, welcher, wie man mir sagte, in einer Baumhöhle gestanden hatte. Die zwei Eier waren weiß von Farbe."

* * *

Als die amerikanischen Vertreter der Rachenvögel darf man die oben erwähnten Plattschnäbler (Todi) ansehen. Sie gehören wegen ihrer Schnabelbildung zu den auffallendsten Vögeln, welche man kennt, und sind deshalb ebenfalls bald hierhin, bald dorthin gestellt worden. Gundlach meint, „daß man sie als Mittelglieder zwischen den Eisvögeln und den Fliegenfängern anzusehen habe". An die einen, wie an die andern erinnern sie durch Gestalt und Lebensweise. Alle Arten, welche man kennt, sind klein und zierlich gestaltet, flachschnäbelig, kurzflügelig und kurzschwänzig. Der Schnabel ist mittellang, gerade und so flach gedrückt, daß er, streng genommen, nur aus zwei dünnen, stumpfen Platten besteht; denn die Firste des Oberschnabels ist kaum noch deutlich. Von oben betrachtet erscheint der Schnabel wie ein langgezogenes, vorn abgestumpftes Dreieck. Die Spitze des Oberschnabels ist gerade, d. h. nicht nach unten gebogen; der Unterkiefer ist stumpf abgestutzt; die Schneiden sind äußerst fein gezahnt; die Mundspalte reicht bis hinter die Augen. Die Füße sind zierlich und die Läufe kaum länger, als die Mittelzehe, die Zehen außerordentlich dünn, lang und schmächtig, die Krallen kurz, dünn, mäßig stark gekrümmt und spitz. In dem kurz abgerundeten Flügel überragen die vierte, fünfte und sechste Schwinge die übrigen. Der Schwanz ist mittellang, breit und seicht ausgeschnitten. Das Gefieder besteht aus weichen, glatt

anliegenden Federn; am Schnabelgrunde stehen Borsten. - Die Zunge ist an der Wurzel fleischig, im übrigen einem hornigen Blättchen ähnlich und durchschimmernd, „ganz, wie ein Stück Federspule".

Der Todi oder grüne Plattschnabel (Todus viridis), eines der wenigen Mitglieder der einzigen Sippe dieser Familie, ist auf der Oberseite blaugrün, auf der Unterseite graulichweiß, an der Kehle und am Vorderhalse hochrosenroth, am Bauche blaßgelb; die Schwingen sind graugrünlich, die mittleren Steuerfedern oben grün, wie die Oberseite, die beiden äußersten grau. Das Auge ist blaßgrau, der Schnabel oben röthlichhornfarben, unten blaßscharlachroth, der Fuß braunroth oder fleischfarben. Die Länge beträgt 4¼, die Breite 6½, die Fittiglänge 1⅘, die Schwanzlänge 1½ Zoll. Beide Geschlechter sind vollkommen gleich gefärbt.

Ueber die Lebensweise dieser überaus zierlichen und merkwürdigen Vögel war bis in die neuere Zeit wenig bekannt, und erst durch Gosse und Gundlach sind wir hierüber unterrichtet worden. „In allen Theilen von Jamaika, welche ich bereist habe", sagt Gosse, „ist der Plattschnabel ein sehr gemeiner Vogel. Auf dem Gipfel der Bluefieldberge, in einer Höhe von ungefähr 3000 Fuß über dem Meere und vorzugsweise da, wo ein fast undurchdringliches Dickicht den Boden deckt, findet er sich überall. Sein glänzendes, grasgrünes Gewand und die rothsammtene Kehle lenken sehr bald die Aufmerksamkeit ihm zu, und er gestattet Jedermann, sich ihm zu nähern; denn er ist ein außerordentlich kirrer Vogel, wie es scheint, mehr aus Gleichgiltigkeit, als in Folge großer Vertrauensseligkeit. Wenn er aufgescheucht wird, fliegt er höchstens nach dem nächsten Zweige. Sehr häufig haben wir ihn mit unserm Kerbthiernetz gefangen oder mit einer Gerte zu Boden geschlagen; ja gar nicht selten ergreifen ihn die Buben mit der Hand. Wegen dieser Zutraulichkeit ist er allgemein beliebt und hat eine Menge Schmeichelnamen erhalten."

„Niemals habe ich den Plattschnabel auf dem Boden gesehen. Er hüpft zwischen den Zweigen und Blättern, sucht hier nach kleinen Kerbthieren und stößt gelegentlich seinen klagenden oder zischenden Lockruf aus. Häufiger noch sieht man ihn ruhig auf einem Zweige sitzen, den Kopf eingezogen, den Schnabel nach oben gerichtet und das Gefieder gesträubt, sodaß er viel größer erscheint, als er wirklich ist. Dann sieht er herzlich dumm aus; aber es scheint mehr so, als es wirklich ist: denn wenn man ihn genauer beobachtet, bemerkt man bald, daß die hellglänzenden Augen bald hier, bald dorthin sich richten, und daß sich der Vogel dann und wann zu einem kurzen Fluge erhebt, Etwas aus der Luft wegschnappt und wieder auf seinen Zweig zurückkehrt, um das Gefangene dort zu verschlingen. Er hat nicht die Kraft, Kerbthieren zu folgen; aber er wartet, bis dieselben innerhalb eines bestimmten Umkreises sich zeigen, und fängt sie dann mit Sicherheit weg. Niemals habe ich gesehen, daß ein Plattschnabel Pflanzennahrung zu sich genommen hätte, obwohl ich zuweilen kleine Sämereien unter Käfern und Hautflüglern in seinem Magen gefunden habe. Einer, welchen ich im Käfig hielt, schnappte mit unkluger Gier Würmer weg, schlug dieselben heftig gegen seine Sitzstangen, um sie zu zertheilen, und verschlang sie dann; ein anderer, welchen ich im Netz gefangen und in dem Raum freigelassen hatte, begann sofort auf Fliegen und andere kleine Kerbthiere Jagd zu machen und betrieb diese, mit ebensoviel Ausdauer als Erfolg, vom frühen Morgen an, bis zum Dunkelwerden. Von der Ecke des Tisches, von den quer gespannten Leinen oder den Gesimsen aus flog er dann und wann in die Luft und kehrte, nachdem das Schnappen seines Schnabels einen Fang angezeigt hatte, wieder auf denselben Standort zurück. Er guckte in alle Ecken und Winkel, selbst unter die Tische, in der Absicht, hier die kleinen Spinnen aus ihren Netzen herauszufangen. Dieselbe Beute suchte er auch von der Decke und von den Wänden ab und fand immer Etwas. Meiner Schätzung nach machte er in jeder Minute einen Fang; man kann sich also einen Begriff machen von der außerordentlichen Zahl an Kerbthieren, welche er vertilgt. In dem Raume, welchen er bewohnte, stand Wasser in einem Becken; aber ich habe ihn, obschon er sich zuweilen auf den Rand seines Gefäßes setzte, nie trinken sehen: dies that er selbst dann nicht, wenn er seinen Schnabel in das Wasser steckte. So eifrig er sich seinen eigenen Geschäften hingab,

so wenig bekümmerte er sich um unsere Gegenwart: zuweilen setzte er sich uns freiwillig auf Kopf, Schulter oder Finger, und wenn er einmal saß, gestattete er, daß man die andere Hand über ihn deckte und ihn wegnahm, obschon ihm Das unangenehm zu sein schien; denn er sträubte und bemühete sich, wieder frei zu werden. Die Gesellschaft schien er leicht zu ertragen; aber leider ging er durch einen unglücklichen Zufall zu Grunde."

„Es ist in Jamaika nicht Sitte, viele der eingebornen Vögel zu zähmen, sonst würde dieser gewiß schon längst ein beliebter Gefangener geworden sein. Doch zieht er während seines Freilebens die Aufmerksamkeit auch des Gleichgiltigsten auf sich, und jeder Europäer erfreut sich, so oft er ihn sieht. Wenn er zwischen den grünen Blättern sitzt, kann man ihn kaum von diesen unterscheiden, — denn er selbst sieht aus, wie ein Blatt: sowie er aber seine Stellung verändert und seine Kehle in die Sonne bringt, leuchtet diese wie eine glühende Kohle, besonders dann, wenn er sie aufgeblasen hat."

„Der Plattschnabel nistet in Erdhöhlen, nach Art der Eisvögel. Man zeigte mir derartige Höhlen; aber ich selbst habe niemals Nest und Eier untersuchen können und muß deshalb die Beobachtung meines Freundes Hill hier wiedergeben." Dieser berichtet nach einigen Auslassungen über die eigenthümliche Gestalt des Vogels, daß derselbe sich mit Hilfe seines Schnabels und seiner Füße in senkrecht abfallende Erdschichten eine Höhle gräbt, welche anfangs gewunden ist, sich ungefähr acht Zoll oder einen Fuß weit in die Tiefe erstreckt und hinten zu einer backofenförmigen Höhle erweitert, welche mit Würzelchen, trockenem Mos und Baumwolle ziemlich sorgfältig ausgekleidet wird. Vier oder fünf graue, braun gefleckte Eier bilden das Gelege. Die Jungen bleiben in der Höhle, bis sie flügge sind. In Ermangelung eines geeigneten Nistplatzes, brütet der Plattschnabel übrigens in Baumhöhlen: so berichtet übereinstimmend mit Gosse auch Gundlach. Hill hatte Gelegenheit, das Brutgeschäft mit aller Gemächlichkeit zu beobachten. Ein Paar Todis hatten sich einen sonderbaren Ort zum Nisten ausgesucht, eine Kiste nämlich, welche zur Zucht von Blumen benutzt und mit Erde gefüllt worden war. Ein Astloch in der Wand dieser Kiste mochte die Wahl bestimmt haben; denn dieses Loch diente als Eingang zu der Höhle, welche im Innern der Kiste, d. h. in der sie füllenden Erde ausgegraben wurde. Obgleich die Vögel die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten und oft gestört wurden, trieben sie doch ihr Brutgeschäft ganz unbekümmert und zogen glücklich die Familie groß. Sie schienen sich möglichst zu bemühen, dem Menschen den Ort ihres Nestes nicht zu verrathen und benutzten beim Aus- oder Einschlüpfen immer einen Augenblick, in welchem die Aufmerksamkeit der Besucher durch irgend Etwas von ihnen abgelenkt worden war. Als die Familie ausgeflogen war, untersuchte man die Kiste näher und fand in der Erde einen vielfach gewundenen Gang, welcher bis zur Mitte führte und hier in die Nistkammer mündete.

* * *

Einem der prachtvollsten, durch Sagen und Märchen vielfach verherrlichten Vogel unseres Erdtheils zu Liebe hat eine zahlreiche Familie den sehr unpassenden Namen Eisvögel erhalten; denn die bei weitem größte Anzahl der hierher zu zählenden Leichtschnäbler lebt in dem warmen Gürtel der Erde und weiß Nichts von Eis und Winter. Die Eisvögel (Alcedines) kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurzen Hals, großen Kopf, kurze oder mittellange Flügel, einen kurzen oder höchstens mittellangen Schwanz, einen sehr langen, starken, geraden, winkligen, spitzen Schnabel, sehr kleine, drei- oder vierzehige Füße und ein glattes, meist in prächtigen Farben prangendes Gefieder, welches sich nach dem Geschlecht kaum, nach dem Alter nur wenig unterscheidet.

Ueber den innern Bau der Eisvögel hat Nitzsch nach Untersuchungen der europäischen Art als auffallend das Folgende hervorgehoben. „Das Kopfgerüst hat im ganzen eine zwar oberflächliche, aber unverkennbare Aehnlichkeit mit dem der Reiher. Schnabelrücken und Stirn liegen fast in einer

geraden Linie. Die Wirbelsäule besteht aus elf Hals-, acht Rücken- und sieben Schwanzwirbeln. Von den Rippenpaaren haben nur die fünf letzten Rippenknochen. Das Brustbein gleicht dem der Spechte. An den Hintergliedern ist die Kürze des Laufes besonders merklich. Die Zunge steht wegen ihrer geringen Größe in einem ungewöhnlichen Mißverhältniß zum Schnabel. Sie ist wenig länger als breit, beinah dreieckig, jedoch an den Seitenrändern auswärts, am Hinterrande einwärts gebogen. Das Zungengerüst ist merkwürdig wegen der Kleinheit des Zungenkerns und der Breite des Zungenbeinkörpers. Der Schlund ist weit, aber nicht zu einem Kropfe ausgebaucht, der Vormagen sehr kurz, der Magen häutig und ausdehnbar. Blinddärme sind nicht vorhanden."

Die Eisvögel sind Weltbürger und ziemlich gleichmäßig vertheilt, obgleich die Familie, wie zu erwarten, erst innerhalb des warmen Gürtels sich in ihrer vollen Reichhaltigkeit zeigt. Alle Arten siedeln sich in der Nähe von Gewässern an und folgen diesen bis hoch ins Gebirge hinauf, soweit es Fische gibt, und bis zum Meeresgestade hinab. Längs der Gewässer leben sie einzeln oder höchstens paarweise: wie alle Fischer sind auch sie stille, langweilige, grämliche, neidische Gesellen, welche jeden Umgang mit Ihresgleichen oder mit andern Vögeln überhaupt möglichst vermeiden und in jedem lebenden Wesen, wenn auch nicht einen Beeinträchtiger, so doch einen Störer ihres Gewerbes erblicken. Nur so lange die Sorge um die Brut sie an ein bestimmtes Gebiet fesselt, verweilen sie an ein und derselben Stelle; übrigens schweifen sie fischend umher, dem Laufe der Gewässer folgend, und einzelne Arten durchwandern bei dieser Gelegenheit ziemlich bedeutende Strecken.

Ihre Begabungen sind eigenthümlicher Art. Zu gehen vermögen sie kaum, im Fliegen sind sie ebenfalls ungeschickt, und nur das Wasser beherrschen sie in einem gewissen Grade: sie tauchen in absonderlicher Weise und verstehen auch ein wenig zu schwimmen. Unter ihren Sinnen steht das Gesicht obenan; ziemlich gleich hoch entwickelt scheint das Gehör zu sein; über die übrigen Sinne haben wir kein Urtheil. Das geistige Wesen stellt die Eisvögel tief. Die hervorragendste Eigenschaft scheint ein unbegrenztes Mißtrauen zu sein. Eigentlich klug kann man sie nicht nennen. Doch sind auch sie nicht alles Guten bar; denn sie bekunden wenigstens eine ungemein große Anhänglichkeit an ihre Brut.

Fische, Kerbthiere, Krabben und dergleichen bilden ihre Nahrung; sie erwerben sich dieselbe hauptsächlich durch Stoßtauchen.

Die Vermehrung der Eisvögel ist ziemlich bedeutend; denn alle Arten ziehen eine zahlreiche Brut heran. Zum Nisten wählen sie sich steile Erdwälle, in denen sie eine tiefe Höhle ausgraben, deren hinteres Ende zur eigentlichen Nestkammer erweitert wird. Ein Nest bauen sie nicht; sie häufen nach und nach aber so viele, hauptsächlich aus Fischgräten bestehende Gewölle in ihrer Nestkammer an, daß im Verlaufe der Zeit doch eine Unterlage entsteht.

Dem menschlichen Haushalte bringen die Eisvögel keinen Nutzen, aber auch eigentlich keinen Schaden. In fischreichen Gegenden fällt die Masse der Nahrung, welche sie bedürfen, nicht ins Gewicht, und die bei uns lebende Art ist so klein, daß von einer durch sie bewirkten Beeinträchtigung des Menschen auch nicht gesprochen werden kann.

„Der Alcyon ist ein Meervogel, obwohl er auch in den Flüssen wohnet. Vnd also bey den Griechen genennt, daß er in dem Meer gebiert. Daß er von wenigen erkennt wirt, ist kein wunder, dieweil man ihn gar selten, vnd allein im Aprillen oder in des Winters Sonnen sich wenden sihet. Vnd sobald er am Land nur ein Schiff vmbflogen hat, fähret er von stund an hinweg, also daß man jn nicht mehr sehen kann. Cerylus vnd Ceyx wirt das Männlein auß diesem Vogel geheissen. Plutarchus sagt, daß dieser Alcyon der weiseste vnd fürnemste sey auß allen Meerthieren. Dann er spricht: welche Nachtigall wollen wir seinem Gesang, welche Schwalbe seiner Willfertigkeit, welche

Taube seiner Lieb, so er gegen seinem Ehemann trägt, welche Bienlein wollen wir seinem Fleiß vergleichen? Dann, was Weisheit und Kunst sie an jhrem Nesten zu machen brauchen, ist nur ein Wunder zu sagen. Dann der Alcyon macht mit keinem andern Werckzeug dann allein mit seinem schnabel sein Nest, ja er zimmert diß als ein Schiff, dieweil es ein Werk ist, das von den Wellen nicht vmbgekehret, noch ertrenckt mag werden, dann er flechtet kleine Fischgrät als ein Wüpp in einander, also, daß er etliche, gleich als den Zettel, gerad leget, vnd die andern als die Wäfel, in die mitten dadurch zeucht, diese krümmet er dann zu einer kugel, vnd gestaltet es lang, gleich als ein Jagdschifflin. Vnd so er diß also außgemacht, hefftet ers zu eusserst an das Gestad, vnd so die Wällen darwider schlagen, dieses bewegen, oder darein schlagen, büttzet vnd hefftet er das noch steiffer, also, daß man es weder mit Steinen noch Eisen leichtlich zerbrechen oder hinwegreissen mag. In welchem das Türlein gantz wunderbar ist, also formieret vnd gestaltet, dz er allein darein mag kommen, den andern aber ists gantz vnsichtbar vnd vnbekannt, es mag auch sonst gar nichts darein kommen, auch kein wasser, darumm dz dieser eingang auß einer schwellenden Materi, als einem Schwamm, gemacht ist. Diese beschleust mit seinem aufschwellen den Weg, daß nichts darein kommen mag, welche materi doch vom Vogel so er hineinschlieffen wil, niedergetruckt wirt, also, daß das Wasser darauß getruckt, jm einen sichern Zugang gibt. Aristoteles sagt, diß Nest sey gleich einer Meerballen, so von Blumen vnd mancherley Aglen zusammen gesamlet werden, lichtrot, als ein Vintauß, oder Schrepffhörnlein mit einem langen Halß gestaltet. Sein das gröste Nest ist grösser dann der gröste Badschwamm, vermacht vnd verkleibt allenthalben, darzu hin vnd her als ein Schwam, an einem ort voll, am andern leer, das ersetzt sich auch einem scharpffen Wehr, also, daß man es kaum mag zerhawen. Es stehet im Zweifel, worauß doch dieses Nest gemacht werde: man vermeint aber es werde auß spitze fischgräten gemacht, dieweil sie der Fische gelebe. Nachdem er sein Nest also außgemacht, legt er denn seine Eyer darein, wiewol etliche sagen, er leg diese zu eusserst in den Meersand vnd brüte sie daselbst auß, fast mitten im Winter. Sie legen fünff Eyer, machen auch jhr Nest in den siben ersten Tagen, vnd in den siben nachgehenden legen sie, brüten sie auß, vnd erziehen jhre jungen. Dieser vogel gebieret sein lebenlang, vnd fäht an so er vier Monat alt worden ist. Das Weiblin liebet seinen Mann also, daß es jm nit nur eine zeit im Jar, als andere Vögel, anhangt, sondern sich blos zu ihm vnd zu sonst keinem andern gesellet, aus Freundschaft, ehelicher Pflicht und Liebe. So aber der Mann jetzt von Alter vnvermöglich worden, vnd kaum herzukommen mag, nimpt es den alten auff, vnd ernehret, vnd erhältet jn, also, daß es denselbigen niemals hinder jhm läßt, dieweil es den auf den Rücken gelegt, mit sich tregt, stehet auch dem bey, vnd ist jhm behülfflich biß in den Todt. So der Mann gestorben, so essen vnd trincken die Weiblin gar nichts mehr, sondern sie tragen Leid eine lange Zeit, darnach verderben sie sich selbst, doch singen sie vor jhrem Todt, so sie jetzt auffhören wöllen zu singen, ein kläglichen Gesang, Ceyx, Ceyx. Dieses wiederholen sie offt vnd dick, hören denn auff. Doch wolt ich nicht daß ich oder andere Leut diese Stimm solten hören, dieweil diese viel Sorg, Vnglück vnd den Tod selbst bedeute.... Der Eyßvogel mit sampt seinen jungen hat einen lieblichen Geruch, gar nahe als der wohlgeschmackte Bisem. Sein Fleisch, ob er gleich todt, faulet nicht. Man glaubt, daß er sich sein Haut abgezogen, oder allein das Eingeweyd darauß genommen vnd auffgehencket, alle Jar, als ob er noch bey leben mausse.... Die Kauffleut so wüllin Tuch verkauffen, die haben die Haut von diesem vogel bey dem Tuch, als ob diese die Kraft habe, die Schaben auszutreiben. Dieses sol sie thun, so sie allein in dem Gaden oder Gemachen ist darinn das Tuch dann ligt, vnd diß haben etliche mir gesagt, so diß erfahren haben, wiewol ich das kaum glaub. Es sagen etliche, die Straal schlage nicht in das Hauß darinn diß Nest gefunden werde. Item so man zu den Schätzen legt, sol er dieselbigen mehren, vnd also alle Armuth hinwegtreiben."

Also erzählt gläubig der alte Geßner, die wunderbaren und unbegreiflichen Angaben der Alten zusammenstellend. Und das Wunderbarste ist, daß sich diese Märlein bis in die neuere Zeit erhalten haben und wenigstens theilweise geglaubt werden; denn heutigen Tages noch erzählen manche Völkerschaften fast dieselben Geschichten. So wie unsere Vorfahren glaubten, daß der Wundervogel

noch im todten Zustande den Blitz abwehre, verborgene Schätze vermehre, Jedem, der ihn bei sich trage, Anmuth und Schönheit verleihe, Frieden in das Haus und Windstille auf das Meer bringe, die Fische an sich locke und deshalb den Fischfang verbessere, so laufen selbst heutzutage noch bei einigen asiatischen Völkerschaften, bei den Tartaren und Ostjäken, wundersame Geschichten von Mund zu Munde. Die genannten Stämme schreiben noch immer den Federn unseres Vogels einen Liebeszauber und seinem Schnabel heilsame Kräfte zu. All' diese Mären gelten in unseren Augen Nichts mehr; aber der Vogel, den sie verherrlichten, und sein Leben sind darum nicht minder der allgemeinen Beachtung werth.

Unser Eisvogel oder Königsfischer, der Ufer-, Wasser- oder Seespecht, Eisengart und Martinsvogel (Alcedo ispida) kennzeichnet sich durch folgende Merkmale: Der Schnabel ist lang, dünn, gerade, von der starken Wurzel an nach und nach zugespitzt, an der Spitze keilförmig oder etwas zusammengedrückt, an den scharfen Schneiden ein wenig eingezogen. Die Füße sind sehr klein und kurz; die mittlere der drei Vorderzehen ist mit der fast ebenso langen äußeren bis zum zweiten, mit der kürzeren inneren bis zum ersten Gelenk verwachsen, die Hinterzehe ist sehr klein. In dem kurzen und ziemlich stumpfen Flügel ist die dritte Schwinge die längste. Der Schwanz besteht aus zwölf kleinen, kurzen Federn. Das Gefieder ist reich, aber glatt anliegend, zerschlissen, jedoch derb, prachtvoll gefärbt, oben metallisch, unten seidig glänzend. Die Federn des Hinterkopfes sind zu einer kleinen Holle verlängert. Da der Königsfischer mit keinem andern europäischen Vogel verwechselt werden kann, genügt es, wenn wir sagen, daß die Oberseite grünblau, die Unterseite gelbbraun, das Auge dunkelbraun, der Schnabel hochroth und der Fuß lebhaft mennigroth ist. Die Länge beträgt 6½, die Breite 10½, die Fittiglänge 2⅔, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Ganz Europa von Jütland, Dänemark, Liv- und Esthland an nach Süden hin, sowie der westliche Theil Mittelasiens sind die Heimat des Eisvogels. In Nordwestafrika wird er wahrscheinlich auch als Brutvogel vorkommen; Nordostafrika besucht er regelmäßig während des Winters, ohne jedoch daselbst zu brüten. In Spanien, in Griechenland und auf seinen Inseln ist er noch häufig, am Jordan nach Tristram's Beobachtungen gemein, auf Malta schon ziemlich selten. In Ostasien wird er durch eine nah verwandte Art vertreten, welche von einzelnen Naturforschern als Spielart angesehen wird. In den Alpen steigt er, laut Tschudi, bis zu 5500 Fuß über dem Meere empor.

Bei uns zu Lande sieht man den prachtvollen Vogel überall, aber immer nur einzeln. Er fällt wegen seines schönen Gefieders ebenso auf als wegen seiner sonderbaren Lebensweise und ist deshalb wohl bekannt, obgleich er seinerseits bemüht ist, sich den Blicken des Menschen möglichst zu entziehen. Am liebsten bewohnt er kleine Flüsse und Bäche mit klarem Wasser; an trüben Gewässern fehlt er stets. Flüsse oder Bäche, welche durch Wälder fließen oder wenigstens an beiden Ufern mit Weidicht bestanden sind, bieten ihm Aufenthaltsorte, wie er sie vor allen andern leiden mag; und wenn sie so viel Fall haben, daß sie im Winter wenigstens nicht überall zufrieren, verweilt er an ihnen auch in dieser schweren Zeit. Sind die Verhältnisse nicht so günstig, so muß er sich wohl oder übel zum Wandern bequemen, und gelegentlich dieser Wanderungen eben fliegt er bis nach Nordafrika hinüber.

Gewöhnlich sieht man ihn nur, während er pfeilschnell über den Wasserspiegel dahinfliegt; denn Der, welcher ihn im Sitzen auffinden will, muß schon ein Kundiger sein. Namentlich in der Nähe bewohnter Ortschaften oder überhaupt in der Nähe regen Verkehres wählt er sich zu seinen Ruhesitzen stets möglichst versteckte Plätzchen und Winkel aus, beweist darin ein großes Geschick, scheint sich auch sehr zu bemühen, bis er den rechten Ort gefunden hat. Daß der schließlich gewählte Platz der rechte ist, erkennt man bald, weil alle Eisvögel, welche einen Fluß besuchen, immer auch dieselben Sitzplätze sich erküren. „Solcher allgemeinen Lieblingsplätzchen“, sagt Naumann, „gibt es in einer Gegend immer mehrere, aber oft in ziemlicher Entfernung von einander. Sie liegen alle-

mal tief unten, selten mehr als zwei Fuß hoch über dem Wasserspiegel und stets an etwas abgelegenen Orten. In einsameren, von menschlichen Wohnungen weit entfernten Gegenden wählt er sich zwar auch oft freiere Sitze, auf welchen man ihn dann schon von weitem bemerken kann. Ganz auf höhere, freie Zweige oder gar auf die Wipfel höherer Bäume fliegt er nur, wenn er sich paaren will." Jeder einzelne Eisvogel oder wenigstens jedes Paar behauptet übrigens ein gewisses Gebiet und vertheidigt dasselbe mit großer Hartnäckigkeit: es duldet höchstens den Wasserschwätzer und die Bachstelze als Genossen. Die Nacht verbringt der Königsfischer unter einer überhängenden Uferstelle oder selbst im Innern einer Höhlung.



Der Eisvogel oder Königsfischer (Alcedo ispida). 3/4 der nat. Größe.

Wenn irgend ein Vogel ein „Sitzfüßler" genannt werden darf, so ist es der Eisvogel. Er sitzt buchstäblich halbe Tage lang regungslos auf ein und derselben Stelle, immer still, den Blick auf das Wasser gekehrt, mit Ruhe einer Beute harrend, so recht nach Fischer Art, — „kühl bis ans Herz hinan". „Seine kleinen Füßchen", sagt Naumann, „scheinen nur zum Sitzen, nicht zum Gehen geeignet; denn er geht äußerst selten und dann nur auf einige Schrittchen, etwa auf der kleinen Fläche eines Steines oder Pfahls, aber nie auf flachem Erdboden." Ungestört wechselt er seinen Sitz blos dann, wenn er verzweifelt, von ihm aus Etwas zu erbeuten. Ist das Glück ihm günstig, so bringt er weitaus den größten Theil des Tages auf derselben Stelle zu. Wenn man ihn geduldig beobachtet, sieht man ihn plötzlich den Hals ausstrecken, sich nach vorn überbeugen, sodaß der Schnabel ganz nach unten gerichtet ist, und plötzlich wie einen Frosch oder richtiger,

wie einen Pfeil in das Wasser stürzen, ohne daß er dabei die Flügel gebraucht. Gewöhnlich verschwindet er vollkommen unter dem Wasser, arbeitet sich aber durch einige Flügelschläge bald wieder zur Oberfläche empor, schwingt sich von neuem zu seinem Sitze auf, schüttelt das Wasser vom Gefieder ab, putzt dieses vielleicht auch ein wenig und nimmt die vorige Stellung ein. Hat er sich mehreremale vergeblich bemüht, Beute zu machen, oder gar keinen Fisch gesehen, so entschließt er sich endlich, seinen Platz zu wechseln. Das Fliegen wird ihm sehr schwer. Die kurzen Schwingen können den schweren Rumpf kaum fortschleppen und müssen deshalb so rasch bewegt werden, daß man die einzelnen Bewegungen nicht mehr unterscheiden kann. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist der Flug reißend schnell, aber auch sehr einförmig. Der Eisvogel schießt, so lange er kann, in einer geraden Linie dahin, immer gleich hoch über dem Wasser hinweg, und dreht und wendet sich nur, wenn das Gewässer selbst sich wendet; denn höchst ungern entschließt er sich, den Fluß oder den Bach zu verlassen. Weiter als zwei- oder dreihundert Schritte dehnt er einen solchen Flug nicht leicht aus: ungestört fliegt er nie weiter, als bis zu dem nächsten Sitzplatze. Doch treibt ihn der Hunger oder die Noth überhaupt zuweilen auch zu Flugkünsten, welche man ihm nicht zutrauen möchte. Manchmal sieht man ihn sich über das Gewässer erheben, plötzlich, flatternd oder rüttelnd, sich still halten, sorgsam nach unten schauen und mit einem Male von dieser Höhe aus in die Tiefe stürzen. Derartige Künste, welche bei andern Gliedern seiner Familie sehr üblich sind, betreibt er hauptsächlich, wenn es sich darum handelt, die zahlreiche Brut zu ernähren; sie scheinen also gewissermaßen das letzte Mittel zu sein, welches er anwendet, um Beute zu machen. Wenn sich die Liebe in ihm regt, macht er von seiner Flugbegabung einen noch umfassenderen Gebrauch.

Die Nahrung besteht vorzugsweise aus kleinen Fischen, nebenbei aber auch aus Kerbthieren, mit denen namentlich die Brut groß gefüttert wird. Unter den Arten der Fische macht er wenig Unterschied. Er fängt jeden, dessen er habhaft werden kann, und weiß selbst eine ziemlich große Beute zu bewältigen. Auf diese Fische lauert er, nach Naumann's Ausdruck, wie die Katze auf die Maus. Er fängt nur mit dem Schnabel, stößt deshalb oft fehl und muß sich zuweilen sehr anstrengen, ehe er eine Beute macht. Ein einziger Fang freilich genügt auch zu seiner Unterhaltung für den Tag oder wenigstens für die Hälfte desselben. Die Art und Weise seines Fanges erfordert große Umsicht in der Wahl seiner Plätze; denn das Wasser, in welchem er fischt, darf nicht zu seicht sein, weil er sich sonst leicht durch die Heftigkeit seines Stoßes beschädigen könnte; es darf aber auch nicht zu tief sein, weil er sonst seine Beute oft fehlt. Anhaltendes Regenwetter, welches das Wasser trübt, bringt ihm große Noth, ja selbst den Untergang, und ebenso wird ihm der Winter nicht selten zum Verderben; denn seine Jagd endet, sowie er die Fische nicht mehr sehen kann. Im Winter muß er sich mit den wenigen offenen Stellen begnügen, welche die Eisdecke eines Gewässers enthält; aber er ist dann dem Ungemach ausgesetzt, unter das Eis zu gerathen und die Oeffnung nicht wieder zu finden. Auf diese Weise verliert gar mancher Eisvogel sein Leben: er stirbt trotz seiner Tauchfähigkeit. Manchmal wird ihm auch ein glücklicher Fang verderblich: er versucht, einen zu großen Fisch hinabzuwürgen und erstickt dabei. Fischgräten, Schuppen und andere harte Theile seiner Nahrung speit er in Gewöllen wieder von sich.

Während der Paarzeit zeigt sich auch der Eisvogel sehr erregt. Er läßt dann seine Stimme, ein hohes, schneidendes, oft und schnell wiederholtes „Tit tit" oder „Si si", welches man sonst selten, meist von dem erzürnten Vogel vernimmt, häufig ertönen und fügt den gewöhnlichen Lauten noch besondere zu, beträgt sich auch in ganz eigenthümlicher Weise. „Das Männchen", sagt mein Vater, „setzt sich dann auf einen Strauch oder Baum, oft sehr hoch, und stößt einen starken, pfeifenden, von dem gewöhnlichen Rufe verschiedenen Ton aus. Auf diesen kommt das Weibchen herbei, neckt das Männchen und fliegt weiter. Das Männchen verfolgt es, setzt sich auf einen andern Baum und schreit von neuem, bis sich das Weibchen abermals nähert. Bei diesem Jagen, welches ich nur des Vormittags bemerkt habe, entfernen sich beide zwei- bis dreihundert Schritte vom Wasser und sitzen mit hoch aufgerichtetem Körper auf den Feldbäumen, was sie sonst nie thun."

Das Brutgeschäft des Eisvogels ist erst durch die Beobachtungen Leisler's und meines Vaters bekannt geworden; Bechstein war hierüber noch nicht unterrichtet. „Sobald sich der Eisvogel zu Ende März oder Anfangs April gepaart hat", fährt mein Vater fort, „sucht er sich einen Platz für das Nest aus. Dieser ist allemal ein trockenes, schroffes, vom Grase ganz entblößtes Ufer, an welchem keine Wasserratte, kein Wiesel und kein anderes Raubthier hinauf klettern kann. In dieses, einer senkrechten Wand ähnelnde Ufer hacken die Eisvögel einen oder zwei Fuß vom obern Rande ein rundes Loch, welches gewöhnlich zwei Zoll im Durchmesser hat, zwei bis drei Fuß tief ist, etwas aufwärts steigt und am Ausgange unten zwei Furchen zeigt. Am hintern Ende erweitert sich dieses Loch zu einer rundlichen, backofenähnlichen Höhle, die drei bis vier Zoll in der Höhe und vier bis fünf Zoll in der Breite hat. Diese Höhlung ist unten mit Fischgräten ausgelegt, wie gepflastert, wenig vertieft, trocken und oben glatt, wie an ihrem Ausgange. Auf den Fischgräten liegen die sechs bis sieben, sehr großen, fast rundlichen, glänzend weißen, wegen des durchschimmernden Dotters rothgelb aussehenden Eier. Sie sind die schönsten unter allen, welche ich kenne, von einer Glätte, von einem Glanze und, ausgeblasen, von einer Weiße, wie die schönste Emaille. An Größe kommen sie fast einem Singdrosselei gleich, sodaß es mir unbegreiflich ist, wie sie der Eisvogel mit seinen kurzen und harten Federn alle bedecken und erwärmen kann."

„Wenn der Eisvogel beim Aushacken des Loches, wozu er zwei bis drei Wochen braucht, auf Steine trifft, sucht er sie herauszuarbeiten. Gelingt Dies nicht, so läßt er sie stehen und arbeitet um sie herum, sodaß sie zuweilen halb in die Röhre vorragen. Der Steinchen wegen ist der Eingang zum Neste oft krumm. Häufen sie sich aber zu sehr, so verläßt der Vogel die Stelle und hackt sich nicht weit davon ein anderes Loch. In Hinsicht des Nestbaues zeigt sich der Eisvogel ganz als Specht, nur mit dem Unterschiede, daß dieser in morschen Bäumen, jener aber in der trockenen Erde sein Nest anbringt. Ein solches Loch bewohnt der Eisvogel mehrere Jahre, wenn er ungestört bleibt; wird aber der Eingang zum Neste erweitert, so legt er nie wieder seine Eier hinein. Daß ein Nest mehreremal gebraucht sei, erkennt man leicht an einer Menge von Libellenköpfen und Libellenflügeln, die unter die Gräten gemischt sind, und an einer ungewöhnlichen Menge von Fischgräten, die in einem frischen Neste weit sparsamer liegen und, so lange die Jungen noch nicht ausgekrochen, mit Libellenüberbleibseln nicht vermengt sind. Um zu erfahren, ob ein Eisvogelloch, das von den Höhlen der Wasserratte und anderer Säugethiere auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, bewohnt sei oder nicht, braucht man nur hinein zu riechen: nimmt man einen Fischgeruch wahr, so kann man fest überzeugt sein, daß man ein frisches Nest vor sich habe."

„Merkwürdig ist es, wie fest ein brütender Eisvogel auf seinen Eiern oder seinen nackten Jungen sitzt. Man kann am Ufer pochen, wie man will, er kommt nicht heraus, ja, er bleibt noch ruhig, wenn man anfängt, das Loch zu erweitern, und verläßt seine Brut erst dann, wenn man ihm ganz nahe auf den Leib kommt."

„Ich fand die Eier in der Mitte des Mai und zu Anfang des Junius."

„Das Männchen hat ziemlich fern, hundert bis dreihundert Schritte von den Nestern, seinen Ruheplatz, auf welchem es die Nacht und auch einen Theil des Tages zubringt."

Naumann bestätigt diese Beschreibung vollständig und weiß nur wenig hinzuzufügen. Er gibt an, daß man in einzelnen Nestern zuweilen bis elf Eier findet, und berichtet dann noch Einiges über das Jugendleben der Vögel. „Das Weibchen", sagt er, „brütet allein, und das Männchen bringt ihm, während jenes fast unausgesetzt vierzehn bis sechszehn Tage lang über den Eiern sitzt, nicht nur Fische zur Nahrung, sondern trägt auch beiläufig dessen Unrath aus dem Neste weg, was beide Gatten nachher auch mit dem der Jungen thun. Die unlängst aus den Eiern geschlüpften Jungen sind häßliche Geschöpfe. Sie sind ganz nackt, mehrere Tage blind und von so ungleicher Größe, daß ich sogenannte Nestküchlein gefunden habe, welche kaum halb so groß als die andern waren. Ihr Kopf ist groß, der Schnabel aber noch sehr kurz und der Unterschnabel meistens zwei Linien länger als der Oberkiefer. Sie sind höchst unbehilflich, zittern öfters mit den Köpfen,

sperren zuweilen den weiten Rachen auf, wispern leise, wenn sie hungrig sind oder wenn sie gefüttert werden und kriechen durch einander wie Gewürm. In dieser Zeit werden sie von den Alten mit Insektenlarven und vorzüglich mit Libellen, denen diese zuvor Kopf und Flügel abstoßen, gefüttert. Später bekommen sie auch kleine Fische, und wenn ihnen nach und nach die Federn wachsen, so scheinen sie überall mit blauschwarzen Stacheln bekleidet zu sein, weil die Federn in sehr langen Scheiden stecken, und diese nicht so bald aufplatzen. Sie sitzen überhaupt lange im Neste, ehe sie zum Ausfliegen fähig werden, und ihre Ernährung macht den Alten viele Mühe, weshalb sie sich denn auch in dieser Zeit ungemein lebhaft und thätig zeigen. Die ausgeflogenen Jungen werden in die ruhigsten Winkel der Ufer, besonders in Gesträuch, Flechtwerk oder zwischen die ausgewachsenen Wurzeln am Ufer stehender Bäume geführt, sodaß ein kleiner Umkreis die ganze Familie beherbergt und jeder einzelne unweit des andern einen solchen Sitz hat, wo er wenigstens von der Uferseite her nicht so leicht gesehen werden kann. Die Alten verrathen sie, wenn man sich zufällig naht, durch ängstliches Hin- und Herfliegen in kurzen Räumen und durch klägliches Schreien, während die Jungen sich ganz still und ruhig verhalten. Stößt man sie aus ihrem Schlupfwinkel, so flattert das eine da-, das andere dorthin, und die Alten folgen bald diesem, bald jenem unter kläglichem Schreien. Es währt lange, ehe sie sich Fische fangen lernen."

Wie zärtlich die Alten ihre Brut lieben, geht aus einer Beobachtung Naumann's hervor. Er ging ernstlich darauf aus, ein Nest mit Jungen aufzusuchen, begab sich deshalb an ein Stelle, wo er ein solches wußte, überzeugte sich durch den Geruch von der Anwesenheit der Jungen und begann nun, am Aufbrechen der Höhle zu arbeiten. „Ich war nicht allein, und wir hatten nicht nur viel gesprochen, sondern auch tüchtig mit den Füßen oben über dem Neste auf den Rasen gestampft. Ich erstaunte daher nicht wenig, als ich mit einer dünnen Ruthe im Loche störte und mir der alte Eisvogel, der nunmehr die Jungen verließ, beinahe ins Gesicht flog. Der Untergang der Familie war einmal beschlossen, und so sollte denn auch ein Alter mit darauf gehen; da wir aber heute kein passendes Werkzeug zur Hand hatten, so wurde Dies auf morgen verschoben und der Eingang mit Schlingen bestellt. Alle diese gewaltsamen Störungen hatten nicht vermocht, die unglückliche Mutter abzuhalten, einen Versuch zu wagen, zu ihren geliebten Kindern zu kommen, und sie hing am andern Morgen todt in der Schlinge vor ihrem Neste, während das Männchen, als wir nun die Jungen ausgruben, mehrmals schreiend dicht an uns vorbeiflog."

Die seit der Veröffentlichung der Beobachtungen meines Vaters und Naumann's gesammelten Erfahrungen haben ergeben, daß die Brutzeit des Eisvogels sich nicht auf die genannten Monate beschränkt. Verschiedene Umstände können das Fortpflanzungsgeschäft verzögern. Wenn das Frühjahr spät eintritt, wenn die Flüsse oder Bäche längere Zeit Hochwasser haben, wenn die Nesthöhle zerstört wurde u. s. w., muß der Eisvogel bessere Zeiten abwarten, und so kann es geschehen, daß man noch im September unerwachsene Junge in den Nesthöhlen findet.

Es ist nicht bekannt, daß irgend ein Raubthier dem Eisvogel nachstellt. Der erwachsene entgeht durch seine Lebensweise vielen Verfolgungen, denen andere Vögel ausgesetzt sind, und die Nesthöhle ist nur in seltenen Fällen so angelegt, daß ein Wiesel oder eine Wasserratte zu ihr gelangen kann. Auch der Mensch behelligt unseren Fischer im ganzen wenig, nicht etwa aus Gutmüthigkeit oder Thierfreundlichkeit, sondern weil sich der scheue Gesell vor Jedermann in Acht nimmt und seine Jagd den Sonntagsschützen zu schwer fällt. Der Kundige, welcher seine Gewohnheiten kennt, erlegt ihn ohne sonderliche Mühe und weiß sich auch des lebenden Vogels zu bemächtigen. Leider hat es seine Schwierigkeit, das schöne Geschöpf an die Gefangenschaft zu gewöhnen. Jung aus dem Neste genommene Eisvögel lassen sich mit Fleisch und Fischen groß füttern und dann auch längere Zeit am Leben erhalten; alt eingefangene sind ungestüm und ängstlich, verschmähen gewöhnlich das Futter und flattern sich bald zu Tode. Hat man sie aber gezähmt und kann man ihnen einen passenden Aufenthalt gewähren, so sind sie wirklich reizend. Im Thiergarten zu London sind für die Königsfischer und andere Wasservögel besondere Vorkehrungen getroffen worden. Man hat hier einen großen Käfig

errichtet, dessen Boden theilweise ein tiefes Wasserbecken ist, und dessen Wandungen alle Bequemlichkeiten bieten, wie Fischer sie verlangen. In dem Becken wimmelt es von kleinen Fischen, über demselben sind bequeme Warten: kurz, das Ganze ist so behaglich eingerichtet, als nur möglich. In diesem Käfig befinden sich die dort lebenden Eisvögel vortrefflich. Sie können es hier beinahe wie an ihren Bächen treiben; ihre Fischerei führen sie wenigstens ganz in derselben Weise aus, wie in der Freiheit. Ich darf wohl behaupten, daß mich dieser deutsche Vogel, den ich hier zum erstenmale in der Gefangenschaft sah, ebenso angezogen hat, wie irgend ein anderes Thier der so außerordentlich reichhaltigen Sammlung.

In Indien, auf den malaiischen und philippinischen Inseln, sowie in Neuguinea leben Eisvögel, deren Füßen die innere Zehe fehlt. Man hat sie Stummeleisvögel (Ceyx) genannt, gewöhnlich aber nicht zu dieser Familie, sondern zu der Gruppe der Lieste oder Baumeisvögel gerechnet, weil ihr Schnabel am Grunde breiter ist. Die Gesammtbildung des Leibes, namentlich der kurze Schwanz und die kurzen Flügel, und die damit zusammenhängende Lebensweise lassen sie jedoch als so nahe Verwandte unserer Eisvögel erscheinen, daß sie von diesen nicht getrennt werden dürfen.

Eine der schönsten und bekanntesten Arten dieser Gruppe ist der Purpurfischer (Ceyx tridactyla). Das Gefieder ist auf der Oberseite orangenfarbig, prächtig pfirsichblüthroth schillernd; die Färbung der Hals- und Brustseiten zieht aus Rostroth in Hellkastanienbraun; die übrige Unterseite ist safrangelb; die großen Flügeldecken sind reinschwarz, die Schultern und der Vorderrand des Fittigs kastanienbraun, die Schwingen schwarzbraun, ihre Innenfahnen rostbraun gesäumt, die Steuerfedern rostfarbig. Das Auge ist braun, der Schnabel korallenroth, der Fuß blaßroth. Die Länge beträgt 5, die Breite 8, die Fittiglänge 2¼, die Schwanzlänge ¾ Zoll.

Ueber die Lebensweise sind mir nur Jerdon's Angaben bekannt. „Dieser zierliche Vogel", sagt er, „ist verbreitet über ganz Indien und Ceylon, aber nirgends häufig. Sykes erbeutete ihn in Dekan; aber es scheint, daß er eigentlich ein Küstenvogel ist. Noch häufiger als in Indien ist er auf den malaiischen Inseln. Er frißt ausschließlich kleine Fische und Wasserthiere."

Die Stoßfischer (Ceryle) beweisen wiederum, daß die Lebensweise eines Geschöpfes stets im engsten Zusammenhang steht mit seiner Gestaltung. Sie unterscheiden sich von den Königsfischern hauptsächlich durch den Bau der Flügel und des Schwanzes. Erstere sind bedeutend länger und spitzer als bei den Königsfischern, — denn die zweite Schwinge ist fast ebenso lang, als die dritte, — letztere ist ziemlich lang und verhältnißmäßig breit: die Flugwerkzeuge sind also weit mehr entwickelt als bei jenen. Der Schnabel ist lang, gerade, spitzig und seitlich zusammengedrückt. Das Gefieder ist noch dicht und glatt anliegend, aber nicht mehr prächtig gefärbt, ja fast glanzlos, und je nach dem Geschlecht mehr oder weniger verschieden. Die Gruppe — denn man hat auch die Stoßfischer in mehrere Sippen zertheilt — ist namentlich in Amerika zahlreich vertreten, fehlt aber auch in Afrika und Asien nicht; ja, ein Mitglied derselben ist wiederholt in Europa vorgekommen und hat deshalb hier Bürgerrecht erlangt. Sie umfaßt die stärksten, gewandtesten und demzufolge auch die raubgierigsten Mitglieder der Familie: die „Fischtiger", wie wenigstens einige von ihnen Cabanis genannt hat.

Das Mitglied, welches uns zunächst angeht, ist der Graufischer (Ceryle rudis), derselbe, welcher sich von Egypten und Syrien aus wiederholt nach Europa verflogen hat. Seine Färbung ist eine sehr bescheidene. Das Gefieder der Oberseite ist schwarz und weiß gescheckt, das der untern bis



Graufischer.

auf ein oder zwei schwarze Brustbänder und einige dunkle Seitenflecke reinweiß; der Oberkopf ist fast schwarz, ein Zügelstreifen reinschwarz, ein Augenbrauenstreifen schwarz und weiß gescheckt; die weißen Schwanzfedern sind vor der Spitze mit einem schwarzen Band durchzogen. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß braun. Die Länge beträgt 10, die Breite 18, die Fittiglänge 5, die Schwanzlänge 3 Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich dadurch untrüglich vom Männchen, daß es nur ein schwarzes Brustband besitzt, während jenes deren zwei zeigt. Diese Verschiedenheit hat Swainson veranlaßt, die beiden Geschlechter als zwei verschiedene Arten zu beschreiben; Reichenbach ist in denselben Irrthum verfallen; Hartlaub hingegen hat die Wahrheit erkannt.

Der Graufischer ist weit verbreitet. Er findet sich in fast allen Ländern Afrikas, in Syrien, Palästina, Persien und wahrscheinlich auch in Indien; denn es ist sehr fraglich, ob der dort wohnende Stoßfischer wirklich von dem Graufischer getrennt werden darf, wie einzelne Forscher es gethan haben. In Europa ist er, wie bemerkt, wiederholt beobachtet worden, so viel ich weiß; aber nur in Griechenland und in Dalmatien. Wahrscheinlich kommt er viel öfter hier vor, als man bis jetzt angenommen hat. In den Nilländern ist er gemein und deshalb mir durch eigene Anschauung bekannt geworden.

Ich erinnere mich noch recht wohl der Ueberraschung, welche mir dieser Vogel bereitete, als ich kaum den Fuß auf afrikanischen Boden gesetzt hatte. Schon auf dem Mahmuhdiekanal, welcher Alexandrien mit dem Nil verbindet, hatte ich wiederholt einen großen Vogel, nach Art des Thurmfalken rüttelnd, in der Luft schweben oder auf den Stangen der Schöpfeimer sitzen sehen, ohne mir erklären zu können, welcher Art derselbe angehören möge. Ein glücklicher Schuß belehrte mich hierüber, und mit wahrem Frohlocken betrachtete ich den erbeuteten Graufischer, welcher damals in meinen Augen eine große Seltenheit war. Diese Ansicht änderte sich sehr bald; denn die nächstfolgenden Tage schon überzeugten mich, daß der Graufischer, wenn auch nicht zu den häufigsten Vögeln des Landes, so doch zu denen gehört, welche man überall und zu jeder Zeit zu sehen bekommt und ohne Mühe in beliebiger Anzahl erlegen kann.

Gewöhnlich sieht man diesen Eisvogel auf den erwähnten Stangen der Schöpfeimer sitzen, seine weiße Brust dem Strome zugekehrt. Steht eine Palme oder Mimose unmittelbar am Nilufer und ist einer ihrer Zweige zum Aufsitzen geeignet, so nimmt er auch hier seinen Stand, und ebenso gern läßt er sich auf dem Holzwerk der Schöpfräder nieder, welche durch Ochsen bewegt werden und die allen Reisenden wohlbekannte, verwünschte „Nilmusik“ hervorbringen. Der Graufischer theilt die Scheu seines zierlichen Vetters nicht. Er fühlt sich sicher in seiner Heimat: er weiß, daß er dem Egypter trauen darf und von ihm Nichts zu fürchten hat. Der Vogel hat Manches in seinem Wesen, welches den Neuling überrascht; das Ueberraschendste aber ist doch seine Vertrautheit mit dem Wesen des Menschen. Unmittelbar über dem Knaben, welcher die das Schöpfrad bewegenden Rinder mit der Peitsche antreibt, und buchstäblich im Bereiche der Geisel, sitzt er so ruhig, als ob er von dem gedachten Knaben gezähmt und abgerichtet wäre und in ihm seinen Gebieter und Beschützer zu erblicken habe; neben und über den wasserschöpfenden Weibern fliegt er so dicht vorbei, daß es aussieht, als wolle er diese vom Strome vertreiben. Gegen die Gewohnheit unseres Eisvogels ist er ein umgänglicher, verträglicher Vogel, d. h. wenig futterneidisch, vielmehr sehr gesellig. Das Pärchen hält treuinnig zusammen, und wo der eine sitzt, pflegt auch der andere zu rasten. Gewöhnlich sieht man die beiden Gatten dicht neben einander, auf einem und demselben Aste, auf einem und demselben Baumstamme lauernd: — hätte Swainson Egypten bereist, er würde zu seiner Ueberraschung erfahren haben, daß seine Ceryle bicincta der Ceryle rudis alle die Liebesdienste erweist, welche ein rechtschaffner Gatte seiner rechtmäßigen Gattin überhaupt erweisen kann; denn er hätte ohne Schwierigkeit so nahe an die Vögel herangehen können, daß ihm die Merkmale beider unterscheidbar gewesen wären.

Seinen Fischfang betreibt unser Vogel regelmäßig so, wie der Königsfischer, wenn dessen gewöhnliche Künste nicht mehr ausreichen wollen, mit andern Worten, nicht vom hohen Sitze aus, sondern, indem er sich rüttelnd über dem Wasser erhält und aus solcher Höhe sich in dasselbe hinabstürzt. Der

Flug ist von dem des Eisvogels gänzlich verschieden. Die Flügel werden zwar auch noch rasch, aber doch nicht „schnurrend“ bewegt, und man kann die einzelnen Schläge noch sehr wohl unterscheiden. Demgemäß ist der Flug zwar nicht so reißend, wie beim Königsfischer, aber viel gewandter, d. h. größerer Abwechslung fähig. Der Eisvogel schießt dahin wie ein abgeschossener Bolzen, der Graufischer fliegt fast wie ein Falk, schwenkt und wendet sich nach Belieben, hält sich rüttelnd minutenlang fest, zieht eine Strecke weiter, wenn er während seines Stillstehens keine Beute bemerkte, und beginnt dort von neuem zu rütteln. Beim Angriff auf die Beute legt er die Flügel knapp an den Leib und stürzt nun in etwas schiefer Richtung pfeilschnell ins Wasser, verschwindet unter den Wellen und arbeitet sich nach einiger Zeit mit kräftigen Flügelschlägen wieder empor. Pearson sagt von dem indischen, daß er so lange unter dem Wasser bliebe, bis die unter seinem Sturz erregten Wasserringe sich geglättet hätten; Jerdon bezweifelt diese Angabe, und ich muß Jerdon vollständig Recht geben: denn ich glaube nicht, daß der Stoßfischer jemals länger als funfzehn bis zwanzig Sekunden unter dem Wasser verweilt. Gar nicht selten schießt dieser übrigens auch während seines Fluges, also unter einem sehr geringen Winkel ins Wasser und erhebt sich dann so schnell wieder, daß es aussieht, als ob er von dem Spiegel abgeprallt wäre. Jerdon behauptet, daß er niemals einen gesehen habe, welcher ohne Beute aus dem Wasser gekommen sei; ich meinestheils darf versichern, daß Dies doch sehr oft geschieht. Es ist wahrscheinlich und auch sehr erklärlich, daß der Graufischer geschickter ist, als unser Eisvogel; demungeachtet fehlt er oft: denn auch er täuscht sich über die Tiefe, in welcher ein von ihm gesehener Fisch dahinschwimmt. War er im Fange glücklich, so fliegt er sofort seinem gewöhnlichen Sitzorte zu und verschlingt hier die gemachte Beute, oft erst, nachdem er sie wiederholt gegen den Ast geschlagen, wie Dies andere seiner Verwandtschaft zu thun pflegen. Wenn er nicht zum Jagen ausfliegt, streicht er mit gleichmäßigem Flügelschlag ziemlich niedrig über dem Wasser weg, möglichst in gerader Linie einem zweiten Sitzorte zu, in dessen Nähe er sich plötzlich aufschwingt. Ueber Tags ist er gewöhnlich still, gegen Abend wird er lebendiger, zeigt sogar eine gewisse Spiellust, und dann vernimmt man auch oft seine Stimme, einen lauten, schrillenden, oft wiederholten Schrei, den ich mit Buchstaben nicht ausdrücken kann.

Bei hohem Nilstande sieht sich der Stoßfischer genöthigt, seinen geliebten Strom zu verlassen; denn das Wasser desselben pflegt dann so trübe zu sein, daß er keinen Fisch mehr wahrnehmen kann. Die vielen Kanäle Egyptens gewähren ihm übrigens unter solchen Umständen genügenden Ersatz. In ihnen ist das Wasser schon einigermaßen geklärt und der Fischzug demgemäß so ergiebig, wie sonst irgendwo. Hieraus erkläre ich mir auch, daß der Vogel in dem kanalreichen Delta viel häufiger ist als in Oberegypten oder in Nubien, wo er sich mehr oder weniger auf den Strom beschränken muß. Durch die neuesten Mittheilungen Tristram's erfahren wir, daß der Graufischer auch an den Seeküsten gesehen wird und zwar zu Dutzenden „etwa ein hundert Ellen vom Lande über dem Wasser rüttelnd“. In den Monaten November und Dezember sah ihn genannter Forscher in „unschätzbarer Anzahl“ längs der Küste Palästinas, bald fischend, bald auf den Felsen sitzend.

Die Brutzeit beginnt in Egypten, wenn der Nil annähernd seinen tiefsten Stand erreicht hat, also im März oder im April. Adams hat Nester im Dezember gefunden, wahrscheinlich an einer Oertlichkeit, auf welche der Nilstand wenig Einfluß geübt hat. Ich habe nur einmal ein Ei erhalten, welches mir als das unseres Vogels bezeichnet wurde, bezweifle jetzt aber, nachdem ich Tristram's Mittheilungen gelesen habe, die Echtheit desselben. Letztgenannter Forscher beobachtete, daß der Graufischer in Palästina förmliche Brutansiedelungen bildet. Eine dieser Siedelungen befand sich in einer steilen Erdwand an der Mündung des Mudawarah-Baches in den See Genezareth. Die Eingänge zu den Höhlen waren nur etwa vier Zoll über dem Wasserspiegel eingegraben und konnten blos schwimmend erreicht werden. Jede Röhre führte etwa 3¼ Fuß in die Tiefe und erweiterte sich seitlich zu einer einfachen Höhlung. In keiner einzigen fanden sich Fischgräten zwischen den Eiern, wohl aber bemerkte man, wenn das Nest Junge enthielt, einen verwesenden Haufen von Fischknochen und Unrath in ihm. Ein aus Gras und Unkraut bestehender Haufen diente als Nestunterlage. Bart-

lett nahm am 28. April vier und bezüglich sechs Eier aus zwei Nestern; Tristram fand, als er am 22. Mai dieselbe Siedelung besuchte, eine große Menge ausgeflogener Jungen, viele noch nicht ausgewachsene in den Höhlen, aber auch noch fünf Nester mit frischen Eiern, darunter eins in einer Höhle, aus welcher Bartlett schon ein Gelege entnommen hatte. Die Form der Eier ist verschieden: die meisten sind eirund, viele aber sehr länglich. Ueber die Farbe sagt Tristram Nichts, und ich muß deshalb wohl annehmen, daß sie ein reines Weiß ist, obgleich ich mich erinnere, daß das eine, welches mir als Graufischerei bezeichnet wurde, auf lichtem Grunde dunkler gewölkt war.

Aus einer Höhle, welche Tristram untersuchte, kam eine Natte mit sechs Jungen hervorgestürzt. Die Alten saßen während des ihnen unerwünschten Besuches auf den Oleanderbüschen am Ufer oder flogen ängstlich auf und nieder und schrien kläglich.

Welche Feinde der Graufischer außer dem reisenden und wo möglich jedes Thier vernichtenden Engländer hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe nie gesehen, daß ein Raubvogel einen Angriff auf ihn gemacht hätte und kenne kein anderes Raubthier, welches ihm gefährlich werden könnte.

* * *

An die Eisvögel schließen sich die Lieste (Halcyones) an und zwar so innig, daß die meisten Naturforscher in ihnen nur eine Unterfamilie oder Horde von jenen sehen. Die Lieste zeigen jedoch bei sorgfältiger Prüfung so viel Eigenthümliches, daß man ihnen eine selbständige Stellung wohl zugestehen darf. Von den Eisvögeln unterscheiden sie sich auf den ersten Blick durch die mehr entwickelten, bei einzelnen sogar sehr ausgebildeten Flugwerkzeuge. Auch ist der Schnabel, welcher dem der Eisvögel im ganzen sehr ähnelt, regelmäßig viel breiter als bei jenem, und die Füße pflegen stärker und hochläufiger zu sein. Das Gefieder ist lockerer und besitzt nicht die fette Glätte, wie das der Eisvögel, prangt übrigens ebenfalls in lebhaften Farben: einzelne Arten gehören zu den prächtigsten aller Vögel. Wenn man will, darf man die Lieste als Verbindungsglieder betrachten zwischen den Eis- und Bartvögeln: sie haben von den einen fast ebensoviel wie von den andern.

Afrika, Südasien und Australien nebst den zwischen diesen beiden Erdtheilen gelegenen Eilanden sind die Heimat der zahl- und gestaltenreichen Gruppe. In Amerika und Europa fehlen sie gänzlich. Sie sind mehr oder weniger Waldvögel, und nur die wenigsten bekunden eine Vorliebe für das Wasser. Einzelne sollen zwar mehr oder weniger nach Art der Eisvögel fischen; die Mehrzahl aber kommt hinsichtlich der Lebensweise eher mit den Bartvögeln überein. Viele Arten haben sich vom Wasser gänzlich unabhängig gemacht und beleben die trockensten Gegenden, vorausgesetzt, daß sie nicht baumlos sind; denn Bäume scheinen zu ihrem Wohlbefinden unumgänglich nothwendig zu sein.

Entsprechend den wohl entwickelten Flugwerkzeugen sind die Lieste viel bewegungsfähigere Geschöpfe, als die Eisvögel; sie übertreffen selbst die flugbegabtesten unter diesen durch die Leichtigkeit, Zierlichkeit und Gewandtheit ihres Fluges, welcher an den der Bienenfresser erinnert. Von einem erhabenen Sitzpunkte aus überschauen sie die Umgebung mit aufmerksamen Blicken, fliegen, sobald sie eine Beute erspähen, auf diese zu oder ihr nach und kehren wieder zu dem alten Sitzorte zurück. Auf dem Boden sind sie fremd; sie können ebenso wenig gehen, wie ihre Verwandten. In der Fertigkeit, das Wasser auszubeuten, stehen sie diesen weit nach: mir ist es sogar wahrscheinlich, daß blos einzelne und auch diese nur ausnahmsweise Fische oder andere Wasserthiere aus dem Wasser selbst heraus holen. Die Stimme ist laut und eigenthümlich, das Wie läßt sich schwer mit Worten ausdrücken. Ueber die geistigen Fähigkeiten wage ich ein allgemeines Urtheil nicht zu fällen. Diejenigen Arten, welche ich im Leben beobachten konnte, schienen mir in dieser Hinsicht wenig begabt zu sein: sie zeigten eine Vertrauensseligkeit und eine Schwerfälligkeit, welche nicht auf große Verstandeskräfte schließen ließen; ich muß Dem jedoch hinzufügen, daß ich auch Ausnahmen kennen gelernt habe.

Die Nahrung der Gesammtheit besteht aus Kerbthieren aller Art, vorzugsweise aus Heuschrecken und großen Käfern; die stärkeren Arten der Familie vergreifen sich aber auch an Krabben und kleinen

Wirbelthieren aller Klassen. Einzelne sind geachtet wegen ihrer Verfolgung der Schlangen; andere stehen in dem Rufe, arge Nestplünderer zu sein. An Raublust kommen sie den Eisvögeln vollständig gleich.

Das Fortpflanzungsgeschäft unterscheidet die Lieste ebenfalls von ihren Verwandten. Die meisten Arten brüten in Baumhöhlen, einzelne in natürlichen Erd- oder Steinhöhlen, und alle bauen ein mehr oder weniger vollkommenes Nest. Das Gelege scheint nicht besonders zahlreich zu sein. Die Eier sind reinweiß und glänzend, wie die der Eisvögel.

Die Lieste ertragen die Gefangenschaft leicht und dauernd, weil sie sich bald an ein passendes Ersatzfutter gewöhnen lassen. Man kann sagen, daß die Gefangenen mehr auffallend als anziehend sind, darf dann aber nicht vergessen, daß auch sie eine innige Freundschaft mit den Menschen eingehen und dahin gebracht werden können, ihrem Gebieter mit größter Liebenswürdigkeit entgegenzukommen und eine warme Zärtlichkeit für ihn an den Tag zu legen.

Die Baumlieste (Halcyon) kennzeichnen sich durch langen, geraden und breiten Schnabel, welcher sich bei einigen etwas aufwärts biegt, kurze, aber nicht allzuschwächliche Füße, mittellange, abgerundete Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, die vierte und fünfte aber nur wenig überragt, und einen verhältnißmäßig kurzen, gerundeten Schwanz.

Der Baumliest (Halcyon rufiventris) ist auf der Oberseite schwarz, auf der Unterseite kastanienbraun; der Kopf, Halsrücken und die Halsseiten sind aschgrau, der Hinterrücken, die Schwanzdeckfedern und der Schwanz, sowie ein großer Fleck auf den Flügeln glänzend spangrün; die Kehle ist reinweiß, die Brust schmuzig weiß, ein Zügelstreifen schwarz. Von unten gesehen, ist der Flügel rothbraun, sodann weiß quergestreift, gegen die Spitze der Schwingen schwarz. Dieselbe Farbe zeigt auch der Schwanz von unten. Das Auge ist braun, der Schnabel und die Füße sind roth. Die Länge beträgt 8½, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Man hat diesen Vogel in Westafrika entdeckt, später aber auch auf den Inseln des grünen Vorgebirges und durch ganz Mittelafrika bis nach Abissinien hin aufgefunden. Ich bin ihm oft in den Wäldern des Ost-Sudahns begegnet.

Soviel ich mich erinnere, habe ich den sonderbaren Gesellen immer nur einzeln gesehen, zuweilen aber häufig auch innerhalb eines Umkreises von geringem Durchmesser. In der Regel war er in den Flußniederungen zahlreicher als in den ärmeren Wäldern der Steppe; während der Regenzeit aber konnte man ihn auch hier überall bemerken. Zu gewissen Zeiten sah ich keinen einzigen, und deshalb darf ich annehmen, daß er Strichvogel ist, welcher möglicher Weise gar nicht im Sudahn brütet, sondern hier nur als Besuchender erscheint, bei reichlicher Nahrung mausert und dann wieder seines Weges zieht. Mitte Septembers waren alle, welche ich erlegte, in voller Mauser.

Im Betragen gleicht der Baumliest den Bienenfressern und Fliegenfängern. Er fliegt während des ganzen Tags von einem Aste ab und so lange auf ihn wieder zurück, als er von dieser Warte aus Beute macht und nicht gestört wird. Doch begründet sich diese Beharrlichkeit durchaus nicht auf Unfähigkeit, sondern nur auf Trägheit und Gleichgiltigkeit. Vor dem Menschen zeigt er nicht die geringste Scheu. Er betrachtet den Europäer, welcher den meisten übrigen Vögeln sehr auffällt, mit der größten Seelenruhe und kann deshalb ohne jegliche Anstrengung vom Baume herabgeschossen werden. Selbst wenn er gefehlt wurde, ändert er sein Betragen nicht, er fliegt dann höchstens auf den nächsten Baum und läßt sich dort wieder nieder. Die Nahrung scheint fast ausschließlich aus Heuschrecken zu bestehen; zu gewissen Zeiten wenigstens bilden diese Kerfe sicherlich seine alleinige Nahrung. Doch achtet er auch der Käfer, welche die blühenden Mimosen umschwirren,

und versucht sich zuweilen ebenso an Schmetterlingen, welche an ihm vorübergaukeln. Bolle fand in dem Kropfe eines Verwandten ein Stück von einer Eidechse, und es läßt sich daher annehmen, daß auch unser Vogel auf derartiges Wild Jagd macht.

Ueber das Brutgeschäft theilt Verreaux Einiges mit. Seine Beobachtungen beziehen sich zwar ebenfalls auf einen Verwandten; Aehnliches wird aber auch wohl für unsere Art Giltigkeit haben. Die Brutzeit fällt in den Oktober und November. Das Nest steht in Baumlöchern und enthält drei kugelrunde, glänzend weiße Eier. Beide Geschlechter brüten abwechselnd; wenn aber die Jungen ausgekrochen sind, scheint das Männchen allein für Ernährung der Familie zu sorgen.

Eine andere Sippe hat man unter dem Namen Todirhamphus von den vorigen unterschieden, weil ihr Schnabel kürzer und breiter, auch stärker aufwärts gebogen, der Flügel aber länger ist, da in ihm die zweite Schwinge der dritten an Länge fast gleichkommt. Die Gruppe verbreitet sich hauptsächlich über Oceanien, d. h. über Australien und die großen südasiatischen Eilande. In Indien kommen nur wenige Arten vor.

Ich erwähle eine javanische Art, den Waldliest (Todirhamphus chlorocephalus) zur Besprechung für uns aus, weil wir, Dank den Beobachtungen Bernstein's, über die Lebensweise unterrichtet sind. Der Vogel gehört zu den einfach gefärbten Arten seiner Sippschaft. Das Gefieder der Oberseite ist spangrün, das der Unterseite weiß; ein Zügelstreifen, welcher sich als Band bis zum Hinterhalse fortsetzt und mit dem der entgegengesetzten Seite vereinigt, ist schwarz; ein Fleck auf der Stirnseite und ein Nackenband sind schmuzig weiß. Das Auge ist gilblich, der Oberschnabel ganz, der untere an der Spitze schwarz, an der Wurzel aber gelblichweiß. Die Länge beträgt 9, die Fittiglänge 4¼, die Schwanzlänge 2¾ Zoll.

„Im westlichen Java", sagt Bernstein, „ist diese die gemeinste und am meisten verbreitetste Liestart. Kaum möchte es hier einen Bach oder Fluß geben, an dessen Ufern, falls diese nicht ganz von Gebüsch oder Wald entblößt sind, man nicht Gelegenheit hätte, diesen Vogel zu beobachten. Gewöhnlich sieht man ihn auf einem frei über das Wasser oder den Uferrand ragenden Aste oder Steine sitzen und geduldig abwarten, bis sich ein Fischchen oder ein Kerbthier, welch' letztere ihm hauptsächlich zu seiner Nahrung dienen, sehen läßt. Er weiß Kerbthiere geschickt und schnell zu fangen und verspeist sie, nachdem er zu seinem früheren Sitzplatze zurückgekehrt. Wenn er von einem Bache zum andern über offenes Land dahinfliegt, eilt er in unsicherem Fluge, welcher aus schnell auf einander folgenden Flügelschlägen besteht, in gerader Linie seinem Ziele zu und benutzt dabei gern einzelne in seinem Wege stehende Bäume zu zuitweiligen Ruheplätzen. Während des Fliegens läßt er häufig seine helle, laute Stimme hören, welche wie „Kakeh" klingt und ohne Zweifel die Veranlassung zu seinem malaiischen Namen „Kákeh" geworden ist. Am Fluge und an der Stimme kann man den Vogel schon in ziemlicher Entfernung erkennen."

„In der Nähe von Gadok fließt ein kleiner Bach, an dessen steil abfallenden, eine tiefe Schlucht bildenden Ufern ich unsern Vogel wiederholt nistend angetroffen habe. Das Nest befand sich meistens in einer einfachen Vertiefung des Erdbodens, die von oben durch einen überhängenden Stein und dergleichen bedeckt und beschützt wurde, oder auch in einer wagrechten Spalte oder Auslassung desselben. Einige wenige trockene Blätter und Mosstückchen bilden die einfache Unterlage für die drei bis vier weißen, wenig glänzenden Eier, die durch Erdtheile meistens stark beschmuzt sind und erst nach dem Abwaschen ihre wahre Farbe erkennen lassen."

Einige neuholländische Arten sind wegen ihrer prachtvollen Färbung von den Waldliesten getrennt und Blaulieste (Cyanalcyon) genannt worden. Der Blauliest (Cyanalcyon Macleayi) ist einer der schönsten Vögel Neuhollands. Der Oberkopf bis zum Genick ist schwarzblau; Rücken und Mantel sind lasurblau, Flügel und Schwanz schwarz, indigoblau überlaufen; die ganze Unterseite, die Wurzel der Hand- und Armschwingen, ein Halsband und ein länglicher Flecken hinter den Nasenlöchern sind weiß. Die Iris ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Lauf schwärzlichgrau. Das Weibchen ist minder schön gefärbt, und das weiße Halsband ist unterbrochen. Die Länge beträgt 7, die Fittiglänge 3⅙, die Schwanzlänge 2$\frac{1}{12}$ Zoll.

„In Australien“, sagt Gould, „ist bis jetzt kein Eisvogel oder Liest entdeckt worden, welcher dem zu Ehren Mac Leays benannten an Schönheit gleichkäme. Die außerordentliche Pracht des Gefieders scheint auf ein heißeres Klima als auf das von Neusüdwales hinzudeuten, und die Richtigkeit dieser Ansicht wird unterstützt durch die Thatsache, daß der Vogel bis zum äußersten Norden des australischen Festlandes verbreitet ist. Gleich andern Liesten findet er sich selten nahe am Wasser, bevorzugt vielmehr offene Wälder im Innern des Landes, sodaß man ihn in Port Essington den „Waldvogel“ nennt. Gewöhnlich trifft man ihn paarweise an, hier und da vereinzelt. Er nährt sich von kleinen Lurchen, Kerbthieren und deren Larven. Sein gewöhnlicher Ruf ist ein lautes, heftig hervorgestoßenes „Pipi“. Er brütet im November und Dezember und baut sein Nest manchmal in Baumhöhlen, manchmal wieder in die Nester der Baumameisen, welche eine so hervorstechende und eigenthümliche Erscheinung dieser Gegend bilden. Da er bei Annäherung eines Menschen ängstlich abfliegt und ein durchdringendes Geschrei vernehmen läßt, wird das Nest von dem Kundigen leicht entdeckt. Das Gelege besteht aus drei bis vier perlweißen Eiern.“

Die Riesenlieste (Paralcyon oder Dacelo) kennzeichnen sich nicht blos durch ihre bedeutende Größe, sondern auch durch den großen, langen und dicken Schnabel, welcher an der Wurzel breit und flach gedrückt, längs der Firste gerade, an der Spitze seitlich zusammengedrückt und schwachhakig über den Unterkiefer herabgebogen ist. Die Füße sind kurzläufig, aber verhältnißmäßig stark, die Zehen lang und ziemlich dick, die Flügel mittellang und stumpfspitzig, in ihnen die dritte Schwinge die längste, die zweite aber nur wenig kürzer als diese. Der Schwanz ist mittellang und breit. Das Gefieder ist reich, locker anliegend und seine Färbung eine ziemlich unscheinbare.

Unter den Mitgliedern dieser Sippe, welche ausschließlich dem Festlande Neuhollands angehört, ist der Jägerliest oder Riesenfischer (Paralcyon gigas oder Dacelo gigantea) das bekannteste; denn dieser Vogel stellt sich nicht blos jedem Europäer, welcher Australien betritt, persönlich vor, sondern ist auch und namentlich in der neueren Zeit so oft nach Europa gekommen, daß er gegenwärtig keiner größern Thiersammlung fehlt. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelbraun, das der Unterseite schmutzigfahlweißlich; der Hinterrücken und die Flügeldeckfedern sind bergblau, die Schwanzdeckfedern rostroth, schwarz gebändert, die langen, zugespitzten Kopffedern längs ihrer Schäfte braun gestrichelt, die borstigen Ohrfedern schwarz, sodaß ein Zügelstreifen entsteht, die Vorderschwingen schwarzbraun, am Grunde aber weiß, die Steuerfedern auf rostrothem Grunde schwarz gebändert, die äußeren größtentheils, die übrigen wenigstens an der Spitze und Innenfahne weißlich. Beim Weibchen sind die Farben minder lebhaft und weniger hervorstechend; auch sind das Braun der Scheitelmitte und der Zügel blässer. Die Länge beträgt 17 bis 18 Zoll, die Breite über 2 Fuß, die Fittiglänge 8, die Schwanzlänge 6 Zoll.

Der Jägerliest ist schon den ersten Reisenden und Forschern, welche Australien berührten, aufgefallen, aber erst durch neuere Forschungen und namentlich durch Gould's Beobachtungen bekannt

geworden. „Er ist ein Vogel“, sagt Gould, „welchen jeder Bewohner oder Reisende in Neusüdwales kennen lernen muß, da nicht blos seine Größe auffällt, sondern auch seine außergewöhnliche Stimme die Aufmerksamkeit ihm zulenkt. Dazu kommt, daß er durchaus nicht scheu ist, sondern im Gegentheil, wenn Etwas seine Neugierde reizt, herbeikommt, um es zu untersuchen. So erscheint er oft auf dem dürren Zweige des nächsten Baumes, unter welchem sich Reisende gelagert, und beobachtet mit der größten Aufmerksamkeit das Anzünden des Feuers oder die Bereitung des Mahles. Gleichwohl entdeckt man seine Anwesenheit selten früher, als bis er sein gurgelndes Gelächter aufschlägt, ein



Der Jägerliest oder Riesenfischer (Paralcyon gigas oder Dacelo gigantea). 1/3 der nat. Größe.

Gelächter, welches jederzeit bei den Hörern den Ausruf veranlaßt: „Ah, sieh da, da ist ja unser alter Freund, der lachende Hans“. Die Töne, welche er ausstößt, sind so bemerkenswerth, daß jeder Schriftsteller über Südwales ihrer gedenkt. Caley sagt, daß man sein lautes Geschrei und Lachen in beträchtlicher Entfernung höre, und er wahrscheinlich davon seinen Spitznamen erhalten habe. Das Geschrei dieses Vogels, versichert Capitän Sturt, klingt wie ein Chor wilder Geister und muß den Reisenden erschrecken, welcher sich in Gefahr glaubt, während das Unglück bereits hohnlachend seiner spottet. Jenes sonderbar kolkende Gelächter, bestätigt Bennett, leise beginnend und zu einem hohen

und lauten Tone sich verstärkend, wird oft in allen Theilen der Ansiedlung gehört. Man vernimmt es in der Dämmerung und gegen Sonnenuntergang, wenn die Sonne im Westen niedersinkt, gleichsam als eine gute Nacht für alle, welche es hören wollen." Noch hübscher drückt sich „ein alter Buschmann" in seinen „Waldgängen eines Naturforschers" aus. „Eine Stunde vor Tagesanbruch wird der Jäger aufgeweckt durch wilde Laute, welche klingen, als ob eine Heerschaar des bösen Geistes kreischend, schreiend und lachend ihn umtobe. Die Laute sind der Morgengesang des „lachenden Hans", welcher seinen gefiederten Genossen den Anbruch des Tages verkündet. Zur Mittagszeit hört man dasselbe wilde Gelächter, und wenn die Sonne im Westen niedergeht, tönt es wiederum durch den Wald. Ich werde niemals die erste Nacht vergessen, welche ich in Australien im offenen Busch verbrachte. Nach unruhigem Schlaf erwachte ich mit Tagesanbruch; aber ich bedurfte Zeit, um mich zu besinnen, wo ich mich befand, so überwältigend war der Eindruck, welchen die ungewohnten Töne auf mich machten. Das höllische Gelächter des Jägerliests vereinigte sich mit dem kleineren flötenähnlichen Ton der „Elster", dem heißern Gackern der Großfußhühner, dem Kreischen Tausender von Papageien und verschiedenen Stimmen anderer Vögel zu einem so wunderbaren Ganzen, wie ich es nie vernommen. Ich habe es seitdem hundertmal gehört, aber nie mit denselben Gefühlen, wie damals. Der „lachende Hans" ist des Buschmanns Uhr, und da er nichts weniger als scheu, im Gegentheil gesellschaftsliebend ist, macht er sich gewissermaßen zum Genossen des Zeltes und ist deshalb, noch mehr aber wegen seiner Feindschaft gegen die Schlangen, in den Augen der Buschleute ein geheiligter Vogel."

Der Jägerliest findet sich, nach Gould, nicht in Vandiemensland oder in Westaustralien, sondern scheint allein dem Südosten Neuhollands, den Landstrichen zwischen dem Spensergolf und der Moretonbay anzugehören. Er bindet sich keineswegs an eine bestimmte Oertlichkeit, sondern besucht jede derselben: jene üppigen Büsche längs der Küste wie den dünn bestandenen Wald der Höhe. Aber nirgends ist er häufig zu nennen. Er findet sich überall, jedoch überall nur einzeln. Seine Nahrung ist gemischter Art, allein immer dem Thierreich entlehnt. Lurche, Kerbthiere, Krabben scheinen bevorzugt zu werden. Er stürzt sich mit Hast auf Eidechsen, und gar nicht selten sieht man ihn mit einer Schlange im Schnabel seinem Sitzplatze zufliegen. „Einmal", sagt der „alte Buschmann", „sah ich ein Paar lachende Hänse auf dem abgestorbenen Aste eines alten, grauen Baumes sitzen und von hieraus von Zeit zu Zeit nach dem Boden herabstoßen. Sie hatten, wie sich bei genauerer Untersuchung ergab, eine Teppichschlange getödtet und bewiesen durch ihr Geschwätz und Gelächter große Freude darüber. Ob sie übrigens Schlangen fressen, vermag ich nicht zu sagen; denn die einzigen Lurche, welche ich je in ihrem Magen gefunden habe, waren kleine Eidechsen." Uebrigens raubt er auch kleine Säugethiere: Gould schoß einst einen Vogel dieser Art, blos um zu sehen, was er im Schnabel trüge und fand, daß er eine seltene Beutelratte erjagt hatte. Daß er junge Vögel nicht verschont und namentlich den Nestern gefährlich werden mag, läßt sich erwarten. Wasser scheint durchaus nicht zu den Bedürfnissen des Jägerliests zu gehören. Den Freilebenden findet man, wie bemerkt, selbst in den trockensten Waldungen, und auch die Gefangenen zeigen weder des Trinkens noch des Badens halber ein besonderes Verlangen nach diesem Element.

Die Brutzeit fällt in die Monate August und September. Das Paar sucht sich dann eine passende Höhlung in einem großen Gummibaume aus und legt hier seine wundervollen perlweißen Eier auf den Mulm in der Tiefe dieser Höhle. Wenn die Jungen ausgeschlüpft sind, vertheidigen die Alten den Brutplatz muthig und furchtlos, und Den, welcher die Brut rauben will, greifen sie sogar thätlich an und versetzen ihm nicht ungefährliche Bisse.

„Das Erste, was mir bei meiner Landung in London in die Augen fiel", schließt der „alte Buschmann", „war ein „lachender Hans", welcher eingepfercht in einem engen Käfig saß. Niemals habe ich ein erbärmlicheres, beklagenswertheres Wesen gesehen, als meinen armen, alten Freund, welcher die Freiheit seiner luftigen Wälder mit dem dicken Nebel des neuzeitlichen Babels vertauschen mußte." Der „alte Buschmann" mag Recht behalten mit seiner Klage; denn allerdings kommen

die gefangenen Vögel aus Neuholland in sehr traurigem Zustande bei uns an: so schlimm aber, als er gedacht haben mag, ist ihr späteres Loos denn doch nicht. Dies beweisen die Gefangenen selbst überzeugend genug. Sie gehören allerdings nicht zu den anspruchsvollen Thieren, begnügen sich vielmehr mit sehr einfacher Nahrung, mit grob geschnittenen Fleischstückchen, Mäusen und Fischen nämlich, und verschmerzen vielleicht schon deshalb den Verlust ihrer Freiheit. Gibt man ihnen einen großen geräumigen Käfig, so gewinnen sie bald ihre ganze Heiterkeit wieder und betragen sich genau ebenso, wie in ihrem heimatlichen Lande. Gewöhnlich sitzen sie ruhig auf dem passendsten Platze im Käfig, wenn sie paarweise gehalten werden, dicht neben einander. Der Hals wird dabei so eingezogen, daß der Kopf unmittelbar auf den Schultern liegt; das Gefieder wird lässig getragen. Zur Abwechslung sträubt einer oder der andere das Kopfgefieder so, daß der Kopf fast noch einmal so groß erscheint als sonst und einen sehr ernsthaften Ausdruck gewinnt; zuweilen wird auch mit dem Schwanze gewippt. Dieser Bewegungen ungeachtet, erscheint der Riesenfischer träge, verdrossen und schläfrig: — aber er erscheint auch nur so. Wer wissen will, weß Geistes Kind er vor sich hat, muß das unruhig sich bewegende, listig blitzende Auge beobachten: er wird dann wenigstens zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Vogel seine Umgebung fortwährend beachtet und Alles, was vorgeht, bemerkt.

Auch im Käfige zeigt der Riesenfischer dieselbe Zeitkunde, wie im australischen Buschwalde: er schreit in der Regel wirklich nur zu den oben angegebenen Zeiten. Doch trägt er besonderen Ereignissen Rechnung, läßt sich z. B. herbei, eine ihm gebrachte und ihm verständliche Begrüßung durch Geschrei zu erwidern. Hat er sich einmal mit seinem Pfleger enger befreundet, so begrüßt er diesen, auch ohne dazu aufgefordert worden zu sein. Die zahmsten Riesenfischer, welche ich gesehen habe, leben im Thiergarten zu Dresden. Sie beweisen dem Kundigen, daß ihr Pfleger, mein werther Freund und Berufsgenosse Schöpff, es gründlich versteht, mit Thieren umzugehen. Das Erscheinen des Gebieters ist für die in Rede stehenden Riesenfischer ein Ereigniß. Die träumerische Ruhe, in welcher die Vögel sich gefielen, weicht augenblicklich der lebhaftesten Erregung. „Sobald ich mich sehen lasse“, erzählte mir mein Freund, „begrüßen mich die Vögel mit lautem Geschrei; gehe ich in den Käfig, so fliegen sie mir auf Schulter und Hand, und ich muß sie mit Gewalt entfernen, wenn ich sie los werden will; denn freiwillig haben sie mich noch nie verlassen. Schon wenn ich am Käfig auf und ab gehe, fliegen sie mir nach, auch wenn ich mich scheinbar nicht um sie kümmere.“ Zum Beweise der Wahrheit seiner Erzählung führte mich Schöpff zu dem betreffenden Käfige, und ich hatte nun selbst Gelegenheit, die Zahmheit der Thiere zu bewundern. Die gedachten Riesenfischer leben mit Silber- und Nachtreihern, Purpurhühnern und Ibissen im besten Einvernehmen, scheinen sich aber wenig um ihre Genossen zu kümmern, sich vielmehr nur mit sich selbst zu beschäftigen. Mit Kleingeflügel aber würden sie sich schwerlich vertragen; denn ihre Mordlust ist sehr groß. So friedlich die Gatten eines Paares dieser Vögel sind, so zänkisch zeigen sie sich, wenn ihre Raubsucht rege wird. Dann will jeder der Erste sein. Eine lebende Maus wird wüthend angefallen, gepackt und rasch nach einander einige Male gegen den Ast geschlagen, eine bereits getödtete in derselben Weise behandelt. Dann packen beide das Schlachtopfer und zerren es heftig hin und her, sträuben die Kopffedern und werfen sich bitterböse Blicke zu, bis endlich einer in den unbestreitbaren Besitz des Beutestücks gelangt, d. h. es im Innern seines Schlundes gegen fernere Nachstellungen des andern sichert.

Mehrere Arten der Familie, welche man Paradieslieste (Tanysiptera) genannt hat, unterscheiden sich von allen übrigen Verwandten durch die verlängerten Mittelschwanzfedern. Ihr Schnabel ist verhältnißmäßig kurz, aber immer noch mehr als kopflang, vorn kantig oder keilförmig, an der Wurzel breit und flach gedrückt, in der Mitte der Länge am höchsten, auf der Firste des Ober-

schnabels fast gerade, während der Unterschnabel sich nach oben krümmt. Im Fittig ist die vierte Schwinge die längste. Der Schwanz ist lang und stark abgestuft; die beiden mittleren Schwanzfedern überragen die seitlichen weit, und ihre Fahnen sind wenigstens theilweise sehr verschmälert, bei einigen gleichmäßig mehr und mehr nach der Spitze zu, bei andern von der Mitte ihrer Länge ab bis gegen die Spitze hin, hier aber wieder verbreitert.

Bei dem Paradieslieſt (Tanysiptera Sylvia), der prachvollsten Art der Gruppe, sind der Oberkopf, die Flügel und die fünf seitlichen Schwanzfedern hochblau, die Wangengegend, der Halsrücken und Mantel schwarz, ein dreieckiger Fleck zwischen den Schultern, der Bürzel und die zwei verlängerten Mittelschwanzfedern reinweiß; die ganze Unterseite ist zimmtroth; der Schnabel und die Füße sind lackroth. Die Länge beträgt 10, die Fittiglänge 3⅔, die Schwanzlänge 2¾ Zoll.

„Bis jetzt", sagt Gould, „hat man diesen prachtvollen Vogel einzig und allein an der nördlichen Küste gefunden. Das Cap York ist die Oertlichkeit, welche er bewohnt, und er muß hier häufig sein, da in der letzten Zeit viele Bälge von ihm nach Europa gekommen sind. Mac Gillivray hat mir mitgetheilt, daß dieser Paradieslieſt in allen dichten Waldungen der Umgegend von Cap York sehr häufig ist und am liebsten da sich aufhält, wo der Wald kleine sonnige Blößen hat, welche wahrscheinlich besonders reich an Kerbthieren sind. Sein prächtiges Gefieder macht ihn leicht bemerkbar, wenn er im pfeilschnellen Fluge aus dem Walde hervorkommt und in ihm wieder verschwindet. Niemals zeigt er sich auf der Erde; gewöhnlich sitzt er auf einem nackten, wagrechten Zweige oder auf einer Schlingpflanze, überschaut vonhieraus seine Umgebung und stürzt sich auf die in seine Nähe kommenden Kerbthiere, worauf er wiederum zu seinem alten Sitzplatze zurückkehrt. Seinen Schrei kann man durch die Silben „Wi wi wi" wiedergeben; er wird gewöhnlich ausgestoßen, während der Vogel sitzt. Dieser ist scheu und mißtrauisch und fordert alle Geduld des Schützen heraus, welcher ihm zuweilen eine Stunde lang folgen kann, ohne einen Schuß auf ihn anzubringen. Nach Versicherung der Eingebornen legt er drei weiße Eier in eine Höhle, welche er in den von den Ameisen aufgeführten Thürmen ausgräbt.

Andere Arten der Gruppe, Tanysiptera dea und Tanysiptera nympha, leben auf Neuguinea, den Molukken und den Philippinen.

Zum Schluß mögen die Sägerlieſte (Syma) noch mit einigen Worten erwähnt werden. Der lange, an der Wurzel breite, seitlich zusammengedrückte und dünne Schnabel, das hauptsächlichste Merkmal der durch sie gebildeten Sippe, ist an den Schneiden zu zwei Drittheilen der Länge mit starken, zahlreichen, nach hinten gerichteten Zähnchen sägenartig besetzt und klafft in der Mitte. Die obere Kinnlade, welche in eine sehr dünne Spitze ausläuft, ist bedeutend länger, als die untere, welche ebenfalls sehr scharfspitzig ist. In dem kurzen Flügel sind die dritte und vierte Schwinge gleich lang und die längsten. Der Schwanz ist mittellang und stark abgerundet, die beiden äußersten Steuerfedern sind beträchtlich verkürzt.

Die bis jetzt bekannten zwei Arten dieser Gruppe bewohnen Neuguinea und Nordaustralien. Bei der einen, dem Poditti (Syma flavirostris), sind Oberkopf, Hals, Rücken, Ohrdeckel und Halsseiten zimmtroth, der Rücken und die Flügel schmuziggrün, der Bürzel und der Schwanz grünlichblau, die Kehle und der Unterbauch fahlweißlich, die übrigen Untertheile gilblichbraun; den Kopf umgibt ein hinten unterbrochenes schmales schwarzes Halsband. Der Schnabel ist blaßröthlich, auf der Firste theilweise schwarzbraun. Die Länge beträgt 7⅙, die Fittiglänge 2⅔, die Schwanzlänge 2⅙ Zoll.

Es war auf der reichen Halbinsel des Cap York, welche, wie es scheint, eine eigene Thierwelt für sich hat, wo dieser Vogel zuerst entdeckt wurde, und die folgenden Bemerkungen des Herrn Mac

Gillivray enthalten alle Nachrichten, welche Gould über die Lebensweiſe ſammeln konnte. „Der Poditti, wie der Vogel von den Eingebornen genannt wird", ſagt jener Beobachter, „ſcheint ſelten zu ſein; denn obgleich wir ſehr nach ihm ſuchten, konnten wir doch nicht mehr als vier oder fünf Stück von ihnen erhalten. Wie der Paradieslieſt iſt er ein Bewohner der Buſchwaldungen, während ſein Verwandter, der Torotoro von Neuguinea (Syma Torotoro), die Mangroven belebt. Ich meinestheils habe nur einen einzigen lebend geſehen und zwar in einer Gruppe hoher Bäume mit dichtem Unterholz, welche ein kleiner Strom umſäumte. Angezogen durch ſeinen Ruf, an dem ihn die begleitenden Eingebornen als den geſchätzten Poditti erkannten, ſchlichen ſich drei bis vier von uns herzu; es währte aber wenigſtens zehn Minuten, bevor einer zum Schuß kommen konnte, denn der Vogel ſaß in einer Höhe außer aller Schußweite für Vogeldunſt. Doch er fiel und kam ſo in unſern Beſitz. Die Eingebornen verſicherten, daß er in derſelben Weiſe niſte, wie der Paradieslieſt, und ebenfalls weiße Eier lege."

* * *

Die Zunft der Faulvögel (Agornithes) kennzeichnet ſich, laut Cabanis, welcher die Gruppe benannt hat, durch drei gemeinſame Merkmale: ſteife, mehr oder weniger verlängerte, nach vorn gerichtete Bartborſtenfedern, eine äußerſt zarte Haut, in welcher die breiten, weichen, dünnſchaftigen Federn meiſt nur locker befeſtigt ſind, und einen entſchieden kukuksartigen Bau des Innern, mehr aber noch durch ihr träges, träumeriſches Weſen.

Als neuweltliche Vertreter der Bienenfreſſer darf man, wenn man ſonſt will, die Glanzvögel (Galbulae) anſehen; man kann aber auch ebenſo gut annehmen, daß ſie Verbindungsglieder ſeien zwiſchen den Bienenfreſſern, Eisvögeln oder Lieſten und den Bartvögeln, denn ſie vereinigen Merkmale von allen dieſen. Reichenbach reiht ſie ſeinen Bienenfreſſern ein, Burmeiſter ſieht in ihnen nur eine Unterfamilie der Bartvögel, und auch Cabanis erkennt dieſe als nahe Verwandte von ihnen an. Die Kennzeichen der Gruppe ſind ein geſtreckter Leib, ein langer, gerader, hoher, ſcharfkantiger, pfriemenartiger Schnabel, kleine, ſchwache, zarte, paarzehige Füßchen, kurze Flügel, ein langer, ſtarkfedriger Schwanz und ein weiches, lockeres, prächtig goldglänzendes Gefieder, welches ſich am Schnabelgrunde zu Borſten umgeſtaltet.

Die wenigen Arten der Glanzvögel, welche man kennt, bewohnen Südamerika und halten ſich hier vorzugsweiſe in den feuchten Urwaldungen auf. Ihre Lebensweiſe ſcheint eine ſehr einförmige und langweilige zu ſein, weil alle Naturforſcher, welche über ſie berichten, uns nur höchſt wenig von ihnen mittheilen. Die Glanzvögel ſind, den übereinſtimmenden Mittheilungen zufolge, unkluge, träge, gleichgiltige Geſchöpfe, welche den braſilianiſchen Spottnamen „dummer Hans" mit vollem Rechte tragen.

Für uns würde es unfruchtbar ſein, die verſchiedenen Sippen, in welche die Familie zerfällt worden iſt, ausführlicher zu behandeln. Es mag genügen, wenn ich ſage, daß einzelne Glanzvögel an die Bienenfreſſer, andere an die Eisvögel, andere wiederum an die Kolibris erinnern, und daß die Füße bei einigen vier=, d. h. paarzehig, bei andern nur dreizehig ſind.

Die Jacamars (Galbula) kennzeichnen ſich durch langen, dünnen, hohen, ſcharfkantigen, ſanft gebogenen Schnabel, verhältnißmäßig lange Flügel, in denen die vierte und fünfte Schwungfeder die längſten ſind, einen ſtarken, langen und abgeſtuften Schwanz, deſſen zwölf Federn am Ende ſchmal abgerundet und deſſen äußere Federn bedeutend kürzer als die mittleren ſind, durch kurze, zarte Füßchen, deren beide vordere Zehen größtentheils verwachſen und nur an der Spitze frei und deren Hinterzehen ſehr kurz ſind, ſowie endlich durch ein ſehr weiches, lockeres, zerſchliſſenes Gefieder.

Die bekannteste Art der Gruppe ist der Jacamar ohne alle Nebenbezeichnung (Galbula viridis). Bei ihm sind die Obertheile und die Brust prächtig goldgrün; die übrige Unterseite ist rostroth, die Kehle beim Männchen weiß, beim Weibchen fahlrostgelb; die Seitenfedern des Schwanzes sind rostroth mit grünen Spitzen. Das Auge ist braun, der sehr lange und dünne Schnabel, die Zügel und der nackte Augenring sind schwarz, der Fuß ist bräunlichfleischfarben. Die Länge beträgt nach den Messungen des Prinzen von Wied 8 Zoll 1 Linie, die Fittiglänge 3 Zoll 1 Linie, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Der Jacamar bewohnt die Waldungen des ganzen Küstengebiets von Brasilien und ist nirgends selten. Nach Ansicht des Prinzen von Wied hat der schöne Vogel in mancher Hinsicht Aehnlichkeit mit den Kolibris, und diese Aehnlichkeit erkennen selbst die rohen Botokuden an, indem sie ihn den „großen Kolibri" nennen. Er lebt, wie seine Verwandten, einsam und still in feuchten Wäldern und



Der Jacamar (Galbula viridis). ¾ der nat. Größe.

schattigen Gebüschen, sitzt gewöhnlich am Wasser auf niederen Zweigen, fliegt schnell, aber nicht weit und ist ein trauriger, stiller, verdrossener Gesell, welcher Bewegung förmlich zu scheuen scheint. Er wartet geduldig, bis sich ein Kerbthier nähert, fängt dieses in schnellem Fluge und kehrt ebenso schnell nach dem alten Standorte zurück. Zuweilen kann er auch, wie Schomburgk versichert, stundenlang in träger Ruhe ausdauern, ohne sich zu bewegen. Die Stimme ist ein lauter, heller, öfters wiederholter Ton, nicht aber ein angenehmer Gesang, wie Büffon glaubte. Das Nest legen der Jacamar und seine Verwandten in einem runden Uferloche an, wie der Eisvogel. So berichtet der Prinz, er selbst aber hat keins dieser Nester gefunden.

In diesen Angaben ist eigentlich Alles enthalten, was über die Lebensweise der Glanzvögel mitgetheilt worden ist. Pöppig fügt Dem noch hinzu, daß man in den Urwäldern ohne Schwierigkeit die Stelle zu erkennen vermöge, welche ein Glanzvogel sich zum Lieblingssitze erkoren hat; denn die

Flügel der größten und prachtvollsten Schmetterlinge, deren Leib allein gefressen wird, bedecken auf einige Schritte im Umkreis den Boden. Dies mag richtig sein; sehr fraglich dagegen oder wenigstens unverständlich ist die Angabe, daß der Vogel das vorüberfliegende Kerbthier mit einem Sprunge und wenigen Flügelschlägen erreiche, mit seinem langen Schnabel durchbohre und dann im Sitzen gemächlich auffresse. Was dieses Durchbohren bedeuten soll, vermag ich nicht zu fassen, da ich nur annehmen kann, daß der Glanzvogel die Kerbthiere in derselben Weise fängt, wie alle seine Verwandten auch.

* * *

Ebenso träge und langweilige Gesellen wie die Glanzvögel sind die Bartkukuke oder Schnurrvögel (Buccones), eine nicht gerade zahlreiche, aber doch auch nicht arme Gruppe, welche ausschließlich Südamerika angehört. Ihre Kennzeichen sind ein schlanker, leicht gebogener Schnabel, welcher bald an den der Lieste, bald an den der Kukuke erinnert, schwächliche Beine, deren erste und vierte Zehen nach hinten gerichtet sind, sodaß die beiden mittleren nach vorn sich wenden, mittellange Flügel und ein mittellanger oder kurzer, aus zwölf Federn bestehender Schwanz, endlich auch ein ungemein lockeres, weiches und schlaffes, aber düsterfarbiges Gefieder, welches sich in der Schnabelgegend zu steifen Borsten umbildet. Der innere Bau ähnelt nach Burmeister's Untersuchungen dem der Kukuke.

Alle Schnurrvögel sind Bewohner der Waldungen. Sie leben einzeln oder paarweise und vereinigen sich höchstens zeitweilig zu kleinen Familien. Den menschlichen Wohnungen kommen sie ungern nahe, sondern treiben sich lieber im einsamsten Walde umher. Ihr Betragen ist nichts weniger als unterhaltend; denn Trägheit, Faulheit und Dummheit sind die hervorstechendsten Züge ihres Wesens. Die Nahrung besteht in Kerbthieren, welche sie von einem festen Sitze aus fangen. Manche Arten nehmen in größerer Höhe, andere nahe dem Boden ihren Sitz; zu diesem herab kommen sie sehr selten. Ueber die Fortpflanzung ist man noch nicht genügend unterrichtet. Einzelne Arten sollen in selbst gegrabenen Erdhöhlen nisten.

Für die Gefangenschaft eignen sich diese Vögel in keiner Weise. Ihre Ernährung ist schwierig, und sie entschädigen eine etwa auf sie verwandte Mühe durchaus nicht. Deshalb verfolgt man sie auch nur ihres Fleisches wegen, welches als lecker gerühmt wird. Wegen ihrer ruhigen Haltung hat sie der Volkswitz der Portugiesen mit dem Namen „Waldrichter“ belehnt.

An die Lieste erinnern die Schlafvögel (Nystalus), ja einzelne Arten von ihnen würden kaum von jenen zu unterscheiden sein, besäßen sie nicht ihren paarzehigen Fuß. Der Schnabel ist etwa ebenso lang wie der große dicke Kopf, dabei stark, gerade, seitlich zusammengedrückt, glattrandig und mit der Spitze des Oberkiefers etwas hakig herabgekrümmt; der Fuß ist ziemlich kurz und dick, der Lauf und die Zehenrücken sind mit großen glatten Tafeln belegt; die Flügel sind kurz und schmal; der Schwanz ist mittellang und aus schmalen, fast gleich langen Federn gebildet; nur das äußerste Paar der Steuerfedern ist etwas verkürzt.

Durch Azara sind wir zuerst mit dem Tschakuru (Nystalus Chacuru) bekannt geworden. Das Gefieder des Oberkopfs, Rückens und der Flügel ist röthlichbraun, schwärzlich in die Quere gebändert, das der Unterseite gelblichweiß; ein Halsband und ein breiter Zügelstreifen sind reinweiß; die Wangengegend ist schwarz; die Schwingen sind graubraun, die hintersten rostroth gerandet und quer gefleckt, die Steuerfedern dunkelschwärzlichgraubraun mit gelbröthlichen kleinen Zackenflecken an

den Rändern. Das Auge ist kastanienbraun, der Schnabel schmuzig zinnoberroth, an der Wurzel dunkelgelblich fleischfarben, auf der Firste und an der Spitze schwarzgrau, der Fuß ist graubraun. Die Länge beträgt 8, nach Natterer 9½, die Breite 11¾, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 2¾ Zoll.

Azara theilt uns mit, daß er den Vogel immer einzeln und nicht gerade häufig gefunden habe, regelmäßig auf dünn bewaldeten Stellen. Der Prinz von Wied begegnete ihm in den Gebüschen bei Lagoa Santa, „wo er still und einsam auf offenen Zweigen unter den Laubkronen saß und ohne ein Glied zu regen, den Beobachter ganz nahe herankommen ließ. Er blieb bis auf sechs bis acht Schritt ruhig sitzen und flog erst auf, wenn man die Büsche in seiner unmittelbaren Nähe bewegte". Dies stimmt vollkommen mit den Angaben Azara's, welcher den Vogel ruhig, traurig, dumm und faul nennt und angibt, daß er gewöhnlich auf kleinen Zweigen in mittelmäßiger Höhe sitze. Der Prinz hat ihn auch auf dem Boden beobachtet. Seine Nahrung besteht nach Burmeister in Kerbthieren, welche er vom Platze aus fängt, ihnen nach oder entgegen eilend, wenn sie ihm nahe kommen. Er klettert nie nach Art der Spechte, sondern wartet ruhig, bis ihm eine zusagende Beute sich darbietet. „Sein Nest habe ich nicht erhalten können; doch nistet er nach Angabe der Brasilianer in Baumlöchern und legt mehrere weiße Eier." Azara sagt, daß der guaranische Name Tschakurn ein Klangbild des Geschreis sei; aber weder der Prinz noch Burmeister haben einen Laut von ihm vernommen.

Die Trappisten (Monasta) unterscheiden sich von den vorhergehenden durch kleineren, besonders nach der Spitze zu dünneren und schwächeren, sanft gebogenen, aber nicht hakigen Schnabel, zierlich gebaute Beine, längere, spitzere Flügel, einen mittellangen, aus schmalen Federn gebildeten Schwanz und ein noch weicheres und wolligeres Gefieder. Das Auge umgibt ein nackter Ring.

Der Trappist (Monasta fusca) ist auf Kopf und Rücken dunkelbraun, rostgelb gestreift, auf der Unterseite fahlgrau; ein großer Mondflecken am Unterhalse ist reinweiß, ein breites Brustband darunter schwarz; die Schwung- und Steuerfedern sind dunkelgraubraun, erstere an der Außenfahne rostbraun gesäumt. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die jungen Vögel unterscheiden sich von den Alten durch mattere Färbung und minder deutliche Schaftstriche; der weiße Mondflecken am Halse ist lichtgelb überlaufen. Die Länge beträgt 7⅔, die Breite 12, die Fittiglänge 3⅓, die Schwanzlänge 3⅙ Zoll.

„Dieser Bartkukuk", sagt der Prinz, „ist einer der gemeinsten Waldbewohner des südwestlichen Brasilien. Schon bei Rio de Janeiro fand ich ihn in allen dichten schattigen Gebüschen, selbst in der Nähe der Wohnungen auf einem niederen Zweige oder auch auf dem Boden still sitzend oder hüpfend, um auf Kerbthiere zu lauern. Immer habe ich diesen traurigen Vogel beinahe unbeweglich sitzen sehen und nie eine Stimme von ihm gehört." — „Er kommt", fügt Burmeister hinzu, „bis in die Gärten der Dörfer und sitzt hier am Wege, zur Frühlingszeit wohl paarig, ohne sich zu regen oder auch nur die geringste Aufmerksamkeit für seine Umgebung zu verrathen. Der Eindruck, welchen dieser sonderbare Vogel dadurch macht, ist ein höchst überraschender. Man sieht ihn, mit seiner weißen Kehle weit aus dem Dickicht hervorleuchtend, schon von ferne und bemerkt, wenn man näher kommt, daß er unbeweglich, einem Schlafenden ähnlich, aber mit großen offenen Augen den Reisenden anstiert, gleichsam, als wüßte er nicht, was er thun solle. Dummheit und Gleichgiltigkeit sprechen zu deutlich aus diesem Benehmen, als daß man sich darüber wundern konnte, den Vogel Joao Doido (dummer Hans) von den Brasilianern genannt zu hören. Er ist auch thierkundlich ein sonderbares Gemisch, da der Körperbau der dreisten, beweglichen, lärmenden Kukuke mit dem düstern Kleid und

dem trägen Wesen der leise schwebenden Nachtschwalbe sich vereinigt hat, — eine gewiß merkwürdige Verbindung."



Der Trappist (Monasta fusca). ⅔ der nat. Größe.

„Das Nest des Vogels habe ich nicht bemerkt. Auch der Prinz von Wied sagt Nichts darüber. — Im Magen fand ich außer den Resten anderer kleiner Thiere einen großen Tagschmetterling, welcher zusammengewickelt fast den ganzen Magen ausfüllte."

Die Träumer (Chelidoptera) unterscheiden sich von den Bartkukuken durch ihren sehr kurzen Schwanz und das derbere, kürzere Gefieder.

Der Traumvogel (Chelidoptera tenebrosa) ist schieferschwarz, bläulich schillernd; der Bauch ist rostgelb; Bürzel und Steiß sind weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß grau. Die Länge beträgt 8, die Breite 14, die Fittiglänge 4½, die Schwanzlänge 2 Zoll.

„In den meisten Gegenden Brasiliens", sagt der Prinz, „ist der Traumvogel nicht selten, in vielen höchst gemein. Am häufigsten findet man ihn da, wo Urwald und Blößen abwechseln und am Rande der Wälder; doch auch mitten im tiefen Urwalde. Hier sieht man auf den hohen, dürren Aesten der Waldbäume den kleinen schwarzen Vogel still und unbeweglich sitzen. Er fliegt alsdann von Zeit zu Zeit nach einem Kerbthiere gerade in die Höhe, wie ein Fliegenfänger, und fällt sogleich auf seinen Standort wieder ein. Er ist ein einfältiger, stiller, trauriger Gesell, der aber immer gern hoch und

nicht, wie die meisten seiner Verwandten, tief an der Erde sitzt. Da er in seiner Gestalt und Farbe eine gewisse Aehnlichkeit mit der Schwalbe hat, so nennen ihn die Brasilianer Waldschwalbe. Diese Aehnlichkeit bemerkt man besonders, wenn der Vogel an der Erde sitzt; denn seine Füße sind wenig zum Gehen eingerichtet, und er rutscht über den Boden fort, wie eine Schwalbe. Sein Flug ist leicht und bogenförmig. Von seinem hohen Standorte aus läßt er gewöhnlich seine kurze Lockstimme hören. Er ist nichts weniger als schüchtern und sehr leicht zu schießen. Verjagt man ihn von seinem Stande, so gibt er einige zippende Töne von sich. Seine Nahrung besteht in Kerbthieren, deren Reste ich in dem Magen fand.“ Laut Burmeister frißt er besonders Ameisen und große Wanzen.

„Am Rio Grande del Belmonte“, fährt der Prinz fort, „in den Wäldern der Botokuden beobachtete ich, wie diese Vögel nisten. Ich sah sie im August in einem senkrechten Sandufer des Flusses in ein rundes Loch einkriechen, welches wie das des Eisvogels angelegt war. Wir gruben etwa zwei Fuß tief in wagrechter Richtung nach und fanden nun auf einer schlechten Unterlage von einigen Federn zwei milchweiße Eier.“

* * *

Die nächsten Verwandten der Bartkukuke sind ebenfalls noch arge Träumer; aber bei ihnen söhnt doch wenigstens das prachtvolle Gefieder einigermaßen mit dem stillen und langweiligen Wesen aus. Die Nageschnäbel oder Surukus (Trogones), eine zahlreiche, über die Wendekreisländer der alten und neuen Welt verbreitete Familie, kennzeichnen sich durch gestreckten, aber reich befiederten Leib, sehr kurzen, breiten, dreieckigen, stark gewölbten Schnabel mit hakiger Spitze und bauchig nach hinten vortretenden Kieferrändern, welche oft gezähnelt sind, sehr kleine und schwache, kurzläufige, fast ganz vom Schenkelgefieder verdeckte, dünn- und kurzzehige Beine, deren innere Zehe neben die hintere gestellt ist, kurze, stark abgerundete Flügel, deren Schwingen schmal, spitz, steifschaftig und sichelförmig gekrümmt sind, langen, zwölffedrigen Schwanz, dessen drei äußere Federn jeder Seite sich verkürzen, während die sechs mittleren, breiteren von annähernd gleicher Länge sind, und durch ein sehr weiches, laxes, stark dunkiges, prachtvoll metallisch glänzendes Gefieder, welches sich am Schnabelgrunde ebenfalls in Borsten verwandelt. Der innere Bau gleicht im wesentlichen dem der Kukuke.

Von jeher hat die wundervolle Pracht des Gefieders die Aufmerksamkeit der Forscher und Laien auf diese merkwürdigen Vögel gelenkt, deren Leben im übrigen wenig Beachtenswerthes bietet. Die Nageschnäbel erinnern nicht blos durch den weit gespaltenen Schnabel und die auffallend kleinen Füße, sondern auch durch die Weichheit ihrer Haut und ihres Gefieders an die Nachtschwalben, ja, sie sind gewissermaßen als Verwandte derselben anzusehen. Aber ihre Lebensweise unterscheidet sie doch so wesentlich von den Ziegenmelkern und stellt sie so bestimmt mit den Faulvögeln im weitesten Sinne, also mit den Glanzvögeln und Bartkukuken zusammen, daß man sich nicht wohl den Naturforschern, welche sie wirklich mit den Nachtschwalben vereinigten, anschließen darf. Auch sie sind, obwohl sie während des Tags ihren Geschäften nachgehen, als Dämmerungsvögel anzusehen; denn sie verlassen niemals die schattigen, düsteren Wälder, welche selbst der scheitelrecht stehenden Sonne verwehren, ihre Strahlen in das Walddunkel hinabzusenden. Hier in den unteren Theilen der Baumkronen sieht man sie einzeln oder paarweise ihr Wesen treiben. Je reicher, je üppiger der Wald, um so häufiger finden sie sich. Aber sie sind keineswegs auf die Niederungen beschränkt, sondern steigen auch zu sehr bedeutenden Höhen in den Gebirgen empor, ja, einzelne Arten werden ausschließlich hier gefunden.

In ihrem Betragen gleichen sie den Mitgliedern der vorher behandelten Familie in jeder Hinsicht. Träge und träumerisch sitzen sie auf einem Aste und spähen vonhieraus in die Runde. Ein fliegendes Kerbthier reizt sie zu kurzem Fluge an; sie verfolgen die Beute mit großer Gewandtheit, fangen sie

mit vielem Geschick und kehren dann wieder zu einem Ruhepunkte zurück. Aber nicht blos Kerbthiere, sondern auch Früchte dienen ihnen zur Nahrung; manche Arten scheinen sogar ausschließlich auf Pflanzenstoffe angewiesen zu sein. Zur Anlage des Nestes werden Baumhöhlungen benutzt; das Gelege besteht aus zwei bis vier sehr rundlichen, lichtfarbenen, meist weißen Eiern.

In der Gefangenschaft hat man noch kein einziges Mitglied der Familie beobachtet. Es wird nicht unmöglich, es muß aber sehr schwer sein, die Nageschnäbel zu erhalten. Gelänge es, so würde man Vögel an sich fesseln, welche durch ihre Pracht alle übrigen Klassenverwandten, die wir im Käfig halten, beschämen.

Beachtenswerth ist noch Eins. Die Farbenpracht des Gefieders, zu deren Beschreibung die Worte mangeln, ist in einem Grade hinfällig, wie bei keinem andern Vogel. Die Farben scheinen wie angehaucht zu sein: sie verlieren sich, wenn sie dem Lichte ausgesetzt werden, schon nach sehr kurzer Zeit. Cabanis sagt, daß die Nageschnäbel „Licht und Sonne im Leben wie im Tode vermeiden"; ich glaube jedoch, daß diese Behauptung ebenso wenig richtig ist, wie der gewählte Ausdruck.

Unter den vielen südasiatischen Nageschnäbeln ist der Karna der Indier (Harpactes fasciatus) einer der bekanntesten. Die Sippe der Feuersurukus, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch kräftigen, sehr gebogenen, glattrandigen Schnabel, halb befiederte, d. h. mit kleinen Höschen bekleidete Füße, kurze Flügel und einen langen Schwanz, dessen seitliche Federn breit und von der äußersten bis zur Schwanzmitte reichenden, gleichmäßig gesteigert sind.

Der männliche Karna ist auf der Oberseite röthlich kastanienbraun, auf Kopf und Hals schwarz, auf den Flügeldeckfedern weiß und schwarz gestrichelt, auf der Brust und den übrigen Untertheilen scharlachroth. Die schwarze Kehle ist durch ein blendendweißes schmales Band von der Brust getrennt; ein Ring, welcher am Ohr beginnt und um den Hinterkopf sich zieht, ist roth wie die Brust, eine nackte Stelle um das Auge smalteblau. Die mittleren Schwanzfedern haben dieselbe Färbung, wie der Rücken, die äußeren sind schwarz und weiß. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel tiefblau, der Fuß licht lavendelblau. Dem Weibchen fehlt die dunkle Kopfzeichnung; seine Oberarmschwingen und Deckfedern sind fein schwarz und braun gebändert und die Unterseite ist okergelb, anstatt roth. Die Länge beträgt 12, die Breite 16, die Fittiglänge 5, die Schwanzlänge 6 Zoll englisch.

„Man findet", sagt Jerdon, „den Karna in den Wäldern Malabars vom äußersten Süden bis zu dem Rhatgebirge, ebenso aber auch in einigen Waldungen Mittelindiens und Ceylons bis zu 3000 Fuß über dem Meere. Er bevorzugt höhere Striche von ungefähr 2000 Fuß an und hält sich regelmäßig in den dichtesten Theilen der Waldungen auf. Oft sieht man ihn bewegungslos auf einem Baumzweige sitzen. Beobachtet man ihn länger, so gewahrt man, daß er gelegentlich auffliegt, um ein Kerbthier wegzufangen. Zuweilen kehrt er dann zu demselben Sitze zurück, öfter aber erwählt er sich einen andern, und so durchwandert er ein ziemliches Stück des Waldes. Gewöhnlich lebt er einsam, manchmal in Paaren; ich habe aber auch ihrer vier und fünf zusammen gesehen, und Layard bemerkt, daß er sich in kleine Gesellschaften zu drei und vier vereinige. Sein Futter besteht in verschiedenen Kerbthieren, vorzugsweise in Käfern, nach Layard auch in Gespenstschrecken und Spinnen. Ich erinnere mich nicht, einen Laut von ihm vernommen zu haben, und so viel ist gewiß, daß er zu den stillsten aller Vögel gehört; Tickell hingegen versichert, daß er einen wilden, klagenden Laut ausstoße, welcher an das Miauen der Katze erinnere. Der hindostanische Name „Kufni churi" (Ohnehals) ist ihm ertheilt worden, weil er regelmäßig mit eingezogenem Halse dasitzt."

Von einer verwandten Art berichtet Jerdon noch, daß er zwei weiße runde Eier erhalten habe, welche in einer Baumhöhle auf dem Mulm abgelegt worden waren.

Bei der einzigen Art der Familie, welche man bis jetzt in Afrika gefunden hat, sind die Schnabelränder gezahnt und die seitlich verkürzten Schwanzfedern verschmälert. Deshalb hat man sich berechtigt geglaubt, auf sie eine eigene Sippe, die der Blumensurukus (Hapaloderma) zu begründen. Der Vogel ist übrigens von Vaillant zu Ehren einer schönen Hottentottin Narina (Hapaloderma Narina) genannt worden; Narina aber bedeutet Blume, und damit ist der deutsche Sippenname, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärt.

Die Narina (Hapaloderma Narina). ½ der nat. Größe.

Bei der männlichen Narina sind die ganze Oberseite, einschließlich der kleinen Flügeldeck- und mittleren Steuerfedern, die Kehle, der Hals und die Oberseite prachtvoll goldgrün, die Unterbrust und der Bauch dunkelrosenroth, die größeren Flügeldeckfedern grau, schwärzlich gebändert, die Schwingen schwarz mit weißen Schäften, die äußeren Schwanzfedern an der Außenfahne weiß, an der inneren schwärzlich. Beim Weibchen sind alle Farben trüber; die Stirn und die Kehle sind braunroth, die Schwungfedern braunschwarz.

Vaillant entdeckte die Narina in den großen Wäldern der Kafferei, Rüppell fand sie später im mittleren Waldgürtel längs der abissinischen Küste, Heuglin auch in Fassokel und am weißen Flusse, Ries und Du Chaillu endlich am Zambesi auf. Ich bin nur ein einzigesmal so glücklich gewesen, den Prachtvogel zu sehen und zwar im Mensahthale, wenige Meilen von der Küste des rothen Meeres, glaube aber nicht, daß er hier so selten ist, wie die Reisenden meinen; denn gerade die Bergwände, an deren einer ich die Narina bemerkte, erschweren die Beobachtung der Vögel im höchsten Grade. Ein Querthal, welches von ihnen in wenig Augenblicken durchflogen wird, eine Felswand, an welcher sie um hundert Fuß weit auf- und niedersteigen, thürmen vor dem Verfolger geradezu unüberwindliche Hindernisse auf. Jules Verreaux sagt, daß man die Narina in Südafrika vorzugsweise in den großen Waldungen östlich des Kaps der guten Hoffnung findet. Hier lebt sie sehr einzeln und still auf den höchsten Bäumen, nur in den Morgen- und Abendstunden ihrer Nahrung nachgehend und vor dem Menschen scheu entfliehend. In ihrem Sein und Wesen hat sie etwas so Eigenthümliches, daß es unmöglich ist, sie zu verkennen. Sie hält sich im Sitzen sehr aufrecht; der

Kopf wird tief eingezogen, und der Schwanz hängt schlaff gerade nach abwärts. Der Flug ist weich und lautlos, sanft schwebend und, so viel ich beobachten konnte, ohne jähe Wendungen. „Während der Zeit der Liebe“, sagt Vaillant, „läßt die männliche Narina Laute vernehmen, welche Schmerz auszudrücken scheinen, während der übrigen Zeit des Jahres ist sie sehr schweigsam.“ Verreaux bestätigt diese Angabe; er nennt die Stimme ein klagendes und lang verhallendes Geschrei. Aber neben diesen Lauten gibt der Vogel auch noch andere zu hören: er besitzt nämlich bauchrednerische Begabung. Nicht selten glaubt man ihn in weiter Ferne, während er in unmittelbarster Nähe sitzt. Diese Angabe kann ich bekräftigen; denn ich habe bestimmt das sonderbare Schwatzen vernommen, ohne mir es anfänglich erklären zu können. Vaillant versichert, daß man die Narina herbeiziehen könne, wenn man den Schrei der Eule nachahme oder auf einem Blatte pfeife, und Dies stimmt recht wohl mit Dem überein, was andere Naturforscher von südamerikanischen Arten beobachteten. Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Schmetterlingen, Gespenstschrecken und Fliegen. Verreaux fand übrigens auch, obwohl sehr selten, Käferreste in dem Magen der von ihm erlegten.

Nach Vaillant nistet die Narina in hohlen Bäumen und legt vier fast runde Eier von weißer Farbe, welche aber, so lange sie noch nicht ausgeblasen sind, wegen des durchschimmernden Inhalts röthlich erscheinen. Verreaux sagt, daß die Anzahl der Eier zwei, selten drei betrage. Die Brutzeit soll zwanzig Tage währen, das Wachsthum der Jungen ungefähr gleiche Zeit erfordern. Aber auch nach dem Ausfliegen bleiben sie noch längere Zeit bei den Alten.

Ueber die amerikanischen Nageschnäbel sind wir genauer unterrichtet. Man hat die vielen Arten, welche die Westhälfte unserer Erde bewohnen, neuerdings in mehrere Sippen zertheilt; die Unterschiede, welche hervorgehoben wurden, sind aber größtentheils geringfügige. Bei denjenigen Arten, welche man als die Urbilder der Familie betrachtet und Surukus (Trogon) nennt, ist der Schnabel breit und hoch, der Oberkiefer bauchig gewölbt, an der Spitze wenig hakig übergebogen, der Rand gekerbt, der Flügel kurz und stumpf, der Schwanz mittellang, seitlich wie bei den indischen Arten abgestuft, das Gefieder weich, lax und großfedrig.

Azara beschrieb zuerst die Surukua (Trogon Surucua), einen Vogel von 10¼ Zoll Länge, 14½ Zoll Breite, dessen Fittig 4½ und dessen Schwanz 3⅓ Zoll mißt. Das Männchen ist sehr prachtvoll. Kopf und Hals bis zur Brust herab sind blauschwarz; der Rücken ist grün, der Bauch blutroth; die Kopf-, Hals- und Rückenfedern schimmern in Metallfarben, die Kopfseiten stahlblau oder violett, die Rückentheile grünlich, bläulich oder golden. Die Flügeldeckfedern sind fein wellenförmig schwarz und weiß gezeichnet, auf der Außenfahne schmal, auf der Innenfahne breit weiß gesäumt. Die mittleren Steuerfedern sind blau mit schwarzer Spitze, die nächstfolgenden schwarz mit blaugrüner Außenfahne. Die vierte und fünfte jeder Seite sind an der Spitze, die äußerste und sechste an der ganzen Außenfahne weiß. Das Auge ist dunkelroth, der nackte Augenlidrand orangenfarbig, der Schnabel weißlich, der Fuß schwarzgrau. Beim Weibchen ist die Oberseite grau, die Unterseite rosenroth.

Der Pompeo (Trogon viridis) ist auf der Stirn, den Wangen, der Kehle und dem Vorderhalse schwarz, auf dem Scheitel, dem Nacken, den Halsseiten und der Oberbrust prachtvoll stahlblau, grün schillernd, auf dem Rücken, den Schultern und den obersten Flügeldeckfedern erzgrün, welche Färbung auf dem Bürzel ins Bläuliche fällt; der Bauch und Steiß sind lebhaft dottergelb, die äußeren Flügeldeckfedern und Schwingen schwarz, letztere weiß gerandet; die mittleren Schwanzfedern grün mit schwarzem Endsaume, die nächstfolgenden schwarz, außen erzgrün gesäumt, die drei äußersten jederseits an der Außenfahne und Spitze weiß. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkelgrau, der

Das Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber minder prachtvoll gefärbt. Die Länge beträgt 14¼, die Breite 22½, die Fittiglänge 7¼, die Schwanzlänge 7 Zoll. Die beiden Mitteldeckfedern überragen die Steuerfedern aber noch um 6½ Zoll.

Spix entdeckte diesen Vogel am Rio Negro; Natterer fand ihn später in derselben Gegend wieder auf.

Der Schmucksuruku (Calurus antisianus) unterscheidet sich dadurch vom Pfauensuruku, daß sich über der Schnabelwurzel ein Büschel haarartig zerschlissener Federn erhebt und daß das Deckgefieder der Flügel und des Schwanzes sehr entwickelt, aber nicht besonders verlängert ist. Das Gefieder zeigt fast dieselbe Färbung, wie bei jenem; die drei äußersten Schwanzfedern sind aber fast ganz weiß, und der Schnabel ist gilblich. Die Länge beträgt 14, die Fittiglänge 7½, die Schwanzlänge 6½ Zoll.

D'Orbigny entdeckte den Schmucksuruku in Bolivia und zwar in den feuchten und heißen Waldungen der Provinz Yungas. Hier war er selten und schwer zu bemerken, weil er sich in der Nähe der reißenden Ströme aufhielt.

Der Quesal endlich (Calurus-Pharomacrus-Mocinno, paradiseus oder resplendens), der prachtvollste von allen, kennzeichnet sich durch einen vollen, ebenfalls aus zerschlissenen Federn bestehenden Helm und die außerordentliche Entwickelung des Deckgefieders, welches über die Flügel und den Schwanz wallend herabhängt. Die Färbung entspricht der seiner Verwandten: das Gefieder der Oberseite und der Oberbrust ist glänzend goldgrün, das der Unterseite hoch karminroth. Das Auge ist dunkelnußbraun, das Augenlid schwarz, der Schnabel gelb, am Grunde ölbraun, der Fuß braungelb. Das Weibchen unterscheidet sich durch den nur schwach angedeuteten Schopf und das weit weniger entwickelte Deckgefieder, welches die Steuerfedern kaum überragt. Kopf, Kehle, Hals und Oberbrust sind bei beiden Geschlechtern dunkelgrün, der Rücken, die Schultern und Oberschwanzdeckfedern hellgrün, die Unterbrust und der Bauch graubraun, der Steiß ist hochroth; die mittleren Steuerfedern sind schwarz, die äußeren weiß, schwarz in die Quere gebändert. Die Länge beträgt 16, die Fittiglänge 8⅓, die Schwanzlänge 8½ Zoll. Die längsten Schwanzdeckfedern überragen die Steuerfedern um 25 Zoll.

Bis vor Kurzem wußten wir nur, daß der Quesal in Mejiko und Mittelamerika gefunden wird und hier die Gebirgswaldungen bewohnt; neuerdings sind wir durch Salvin's und Owen's Forschungen über die Lebensweise unterrichtet worden. „Der Vogel", sagt Ersterer, „wählt zu seinen Aufenthaltsorten einen Gürtel von ungefähr 6000 Fuß unbedingter Höhe. Innerhalb desselben scheint er in allen Waldungen vorzukommen, wenn auch nur in denen, welche aus den höchsten Bäumen bestehen. Die niedern Zweige derselben, d. h. diejenigen, welche sich ungefähr im zweiten Drittel der Baumhöhe befinden, dienen ihm zur bevorzugten Warte. Hier sieht man ihn fast bewegungslos sitzen; denn er dreht höchstens den Kopf langsam von einer Seite zur andern oder breitet und schließt abwechselnd den fast senkrecht herabhängenden Schwanz, erhebt ihn auch wohl und bringt dann die lang überhängenden Deckfedern in eine sanfte Bewegung. Sein Auge erspäht eine reife Frucht; er erhebt sich von seinem Zweige, erhält sich einen Augenblick rüttelnd, pflückt eine Beere und kehrt zu demselben Zweige zurück. Ein derartiger Ausflug wird mit einer Zierlichkeit ausgeführt, welche jeder Beschreibung spottet. Ich habe oft gehört, daß Leute, welche ausgestopfte Kolibris sahen, begeistert ausriefen: „Wie prachtvoll müssen diese kleinen Geschöpfe erscheinen, wenn sie fliegen." Aber Dies ist nicht der Fall. Man denke sich den Kolibri in einer Entfernung von zwanzig Ellen, und man sieht von seinen Farben Nichts, es sei denn, daß man sich in der allervortheilhaftesten Lage befinde. Anders ist es mit dem Quesal. Seine Pracht bleibt dieselbe, welche Stellung er auch annehmen möge, und er fesselt durch sie sofort das Auge. Kein anderer Vogel der neuen Welt erreicht ihn, kein anderer der alten Welt übertrifft ihn. Dies waren meine Gedanken, als ich den ersten



Queſal, Prachtſuruku.

lebenden vor mir sah. „Der Flug ist rasch und wird in gerader Richtung ausgeführt; die langen Schwanzdeckfedern, welche ihm durchaus nicht im Wege zu sein scheinen, strömen hinter ihm drein. Die Laute, welche er ausstößt, sind verschieden. Seine Lockstimme ist ein doppelter Laut, den Silben „Wiu win" ungefähr vergleichbar. Der Vogel beginnt mit einem sanften Pfeifen und verstärkt dieses nach und nach zu einem lauten, aber nicht klanglosen Schrei. Oft dehnt er diesen Laut, beginnt ihn leise, verstärkt ihn und läßt ihn dann allgemach wieder verstummen. Beide Töne können leicht nachgeahmt werden. Andere Schreie sind rauh und mißtönend und sie lassen sich nur mit Hilfe von Blättern wiedergeben. In der Fertigkeit der Nachahmung beruht hauptsächlich der Erfolg der Jagd auf Quesals."

„Die Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten; doch findet man gelegentlich auch eine Heuschrecke in seinem Magen."

Ueber das Brutgeschäft theilt Owen Einiges mit. „Gelegentlich eines Jagdausfluges nach dem Berge von Santa Cruz, erzählte mir einer meiner Jäger, daß er ungefähr eine Meile von Chilasco ein Quesalnest gesehen, und erbot sich, das Weibchen zu erlegen und mir das Ei zu bringen, falls ich ihm Jemand zur Hilfe geben wollte. Ich ging selbstverständlich darauf ein, und der Mann kehrte mit dem Weibchen und zwei Eiern zurück. Er berichtete, daß das Nest in der Höhle eines abgestorbenen Baumes ungefähr 26 Fuß über dem Boden gestanden hatte. Zur Höhle führte ein Eingangsloch, eben groß genug, um das Einschlüpfen zu ermöglichen. Das Innere derselben war kaum so geräumig, daß sich der Vogel umdrehen konnte. Außer einer Lage von Mulm fand sich kein eigentliches Nest vor. Andere Bergbewohner erzählten, daß sich der Quesal gern mit verlassenen Spechthöhlen behelfe." — „Ich denke", fügt Salvin Vorstehendem hinzu, „daß diese Angabe für die Nestkunde des Vogels genügend ist. Meiner Meinung nach hilft der männliche Vogel nicht mit brüten, sondern überläßt diese Pflicht ausschließlich dem Weibchen. Der Ursprung der Erzählung, daß das Nest des Quesals nur in einer durchgehenden Baumhöhle angelegt werde, gründet sich unzweifelhaft auf die Unmöglichkeit, ein anderes Nest, welches die langen Schwanzfedern des Männchens nicht gefährdet, sich zu denken. So mußte man sich einbilden, daß der Vogel eine Baumhöhle erwähle, zu deren einem Eingang er einschlüpfe und durch deren andern Zugang er sie wieder verlasse. Daß diese Erzählung in Guatemala entstanden ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Ein derartiges Nest ist mir oft beschrieben worden, aber niemals von Einem, welcher es selbst gesehen."

Die Jagd des Quesals ist für Den, welcher den Laut seines Wildes nachzuahmen versteht, sehr einfach. Der Jäger, welcher sich des Prachtvogels bemächtigen will, geht gemächlich durch den Wald und ahmt dabei ab und zu den Lockruf des Männchens nach. Sobald ein solches ihn vernimmt, antwortet es. Der Jäger bleibt stehen und wiederholt die verschiedenen Schreie, bis der Vogel auf einem der nächsten Bäume vor ihm erscheint. Salvin sagt ausdrücklich, daß er selten lange habe warten müssen. Gewöhnlich fliegt das Weibchen voraus und setzt sich in großer Nähe über dem Jäger nieder. Dieser beachtet es nicht und fährt fort, nach dem Männchen zu rufen, bis letzteres sich einstellt. Nur zuweilen wird von dem Quesaljäger auch das Weibchen erlegt.

* * *

Eine arten- und gestaltenreiche Zunft oder, wie Andere wollen, eine in mehrere Unterabtheilungen zerfällte Familie umfaßt die Kukuksvögel (Cuculidae). Sie kennzeichnen sich durch gestreckten Leib mit ziemlich langen Flügeln und langem, abgestuften, aus acht bis zwölf Federn bestehenden Schwanz, mehr oder weniger zusammengedrückten, sanft gebogenen, mitunter hohen, scharfkantigen, ungefähr kopflangen oder kürzeren Schnabel und verhältnißmäßig langen und stark gebauten kurzzehigen Füßen. Die Beschaffenheit des Gefieders ist so verschieden, daß etwas allgemein Giltiges nicht ausgesprochen werden kann.

Als die edelsten Mitglieder der Zunft betrachtet Cabanis, und wohl mit Recht, die Honigkukuke (Indicatores). Sie sind verhältnißmäßig gedrungen gebaut, langflügelig, kurzschwänzig, starkschnäbelig und kurzfüßig. Der Schnabel ist kürzer als der Kopf, stark, fast gerade, nach der Spitze zu oben und unten gekrümmt, seitlich zusammengedrückt und hakig übergebogen. Die Beine sind kurz und kräftig, ihre Läufe kürzer als die Außenzehe. Die Zehen sind lang, aber nicht schwach. Der Fittig ist lang und spitzig, jedoch ziemlich breit; unter den Schwingen ist die dritte die längste, die vierte und fünfte aber nur wenig verkürzt. Der höchstens mittellange Schwanz, welcher aus zwölf Steuerfedern gebildet wird, ist abgerundet und in der Mitte ein wenig ausgeschweift, da die beiden mittleren Steuerfedern etwas kürzer als die nächsten, die beiden Außenfedern aber bedeutend verkürzt sind. Das Gefieder ist dicht, glatt und derb; die einzelnen Federn sitzen fest in der starken Haut.

Die Honigkukuke gehören hauptsächlich Afrika an; denn nur zwei Arten der Familie sind bis jetzt außerhalb dieses Erdtheils, in Südasien nämlich, beobachtet worden. Sie leben in waldigen Gegenden, meist paarweise, höchst selten in kleinen Trupps, flattern von einem Baume zum andern und lassen dabei ihre starke, wohlklingende Stimme vernehmen. „Trotz ihrer unscheinbaren Größe und Färbung“, sagt Heuglin, „sind alle an der eigenthümlichen Art der Bewegung im Fluge, sowie an der weißen Farbe der äußeren Steuerfedern leicht und auf weithin zu erkennen.“ Sie gehören zu den volksthümlichsten aller Vögel Afrikas; denn da, wo sie leben, haben sie sich Jedermann bekannt gemacht. Schon die ältesten Reisenden erwähnen ihrer und namentlich einer sonderbaren Eigenheit, welche sie, wie es scheint, sämmtlich besitzen. Alles Auffallende nämlich, welches sie bemerkten, versuchen sie anderen Thieren und insbesondere auch dem Menschen mitzutheilen, indem sie in auffallend dreister Weise herbeifliegen und durch Geschrei und sonderbare Geberden einladen, zu folgen. „Daß sie, so rufend, häufig an Bienenschwärme führen, weiß jeder Eingeborne Afrikas vom Kap bis zum Senegal und von der Westküste bis nach Abissinien herüber. Doch führt der Honigkukuk den ihm folgenden Menschen ebenso häufig auf gefallene Thiere, die voller Kerbthierlarven sind, oder verfolgt mit seinem Geschrei den Löwen oder Leoparden, kurz Alles, was ihm auffällt.“

Ueber ihre Fortpflanzungsgeschichte sind wir erst neuerdings unterrichtet worden; die älteren Angaben haben sich als falsch erwiesen. Jetzt wissen wir, daß die Honigkukuke zu den Schmarotzern gehören, welche sich selbst nicht um ihre Brut bekümmern, sondern sie der Obhut und Fürsorge anderer Vögel anvertrauen.

Aus den bisher bekannt gewordenen Beobachtungen der Reisenden geht hervor, daß alle Honigkukuke hinsichtlich ihrer Lebensweise im wesentlichen sich ähneln, und deshalb dürfte es für uns vollkommen genügen, wenn ich eine Art der Familie und Sippe beschreibe und die Berichte der reisenden Forscher über die Lebensweise auf sie beziehe.

Der Honiganzeiger (Indicator albirostris) ist auf der Oberseite graubraun, auf der Unterseite weißgraulich; die Gurgel ist schwarz, ein Fleck in der Ohrgegend graulichweiß; einige Schenkelfedern sind durch schwarze Längsstriche gezeichnet; die Schwingen sind graubräunlich, die Deckfedern der Flügel breit weiß gesäumt, die Schultern durch einen gelben Fleck geziert; die mittleren Schwanzfedern sind braun, die beiden folgenden jeder Seite auf der Außenfahne braun, auf der inneren weiß, die drei äußersten ganz weiß mit brauner Spitze. Der Schnabel ist gelblichweiß, der Fuß braun. Die Länge beträgt 6½, die Fittiglänge 4¹⁄₁₂, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Von Südafrika an verbreitet sich diese Art über den ganzen Erdtheil bis zum 16. Grad nördlicher Breite; es scheint aber, daß er und seine Verwandten in gewissen Gegenden, so im Ost-Sudahn oder in Habesch nur zeitweilig vorkommen, also Zugvögel sind. Auffallender Weise habe ich nur ein einziges Mal einen Honigkukuk gesehen und zwar blos im Vorüberfliegen, sodaß ich aus eigener Erfahrung gar Nichts zu sagen weiß, während alle übrigen Reisenden, welche dieselben Gegenden wie ich

besuchten, sehr wohl mit diesen Vögeln bekannt wurden. Heuglin bemerkt, daß er die Zeit ihres Aufenthalts im Sudahn oder in Habesch zwischen die Monate September und April setzen möge, da er in der trockenen Jahreszeit niemals einen von ihnen angetroffen habe. Ich kann versichern, daß ich auf dem mittleren blauen Nil auch während der Regenzeit nicht das Glück gehabt habe, einen von ihnen zu beobachten.

Der Reisende Ludolf, dessen „Geschichte Aethiopiens" im Jahre 1681 erschien, ist der Erste, welcher über den Honiganzeiger spricht. Er weiß bereits, wenn auch nicht durch eigene Erfahrung, daß der Vogel Alles, was ihm aufgefallen, dem Menschen verräth, nicht blos die Bienennester, sondern auch die wilden Büffel, Elefanten, Tiger und Schlangen, und daß er einen ihm willigen Jäger zu dem von ihm entdeckten Thier oder Gegenstand förmlich hinführt. Lobo, dessen Reise nach Abissinien im Jahre 1728 herausgegeben wurde, thut unseres Vogels wiederum Erwähnung. „Der Moroc oder Honiganzeiger", sagt er, „besitzt eine besondere Naturgabe, Honig und Bienen, deren in Aethiopien eine unbeschreibliche Menge und zwar von den verschiedensten Arten anzutreffen ist, zu entdecken. Einige sind gleichsam zahm und wohnen in Körben, andere halten sich in hohlen Bäumen auf, noch andere in Löchern und Höhlen unter der Erde, die sie mit Sorgfalt rein halten und so künstlich verstecken, daß man Mühe hat, sie zu finden, obgleich sie oft nahe an der Landstraße sind. Der Honig, welchen sie unter der Erde bauen, ist vollständig ebenso gut, wie der in Körben gewonnene, nur etwas schwärzer. Ich möchte fast glauben, daß es derselbe Honig gewesen sei, von welchem Johannes in der Wüste gelebt hat."

„Wenn der Moroc ein Bienennest aufgespürt hat, setzt er sich an die Landstraße, schlägt mit den Flügeln, singt, sobald er Jemand erblickt und sucht dadurch ihm begreiflich zu machen und ihn aufzumuntern, daß er ihm folgen solle und die Anweisung eines Bienennestes zu erwarten habe. Merkt er, daß man mitgeht, so fliegt er von Baum zu Baum, bis er an diejenige Stelle kommt, wo der Honig gefunden wird. Der Abissinier bemächtigt sich des Honigs, ermangelt aber niemals, dem Vogel einen guten Theil davon zu überlassen."

Nach diesen beiden Reisenden gibt Sparmann Ende des vorigen Jahrhunderts eine vollständige Schilderung dieser Eigenheit und des auffallenden Betragens der Honigkukuke, und diese Schilderung ist von allen nach ihm folgenden Naturforschern lediglich bestätigt worden. Vaillant meint zwar, daß Sparmann wahrscheinlich nie einen Honiganzeiger gesehen, sondern nur die Erzählungen der Hottentotten wiedergegeben habe; aber der gute Vaillant hat Sparmann nicht berichtigt und noch dazu eine falsche Beschreibung des Fortpflanzungsgeschäfts geliefert: seine Ansicht kann also kaum in Frage kommen.

„Der Bienenverrätherkukuk", sagt Sparmann, „dessen ich bei Beschreibung des Ratels gedacht habe, verdient, daß ich hier seine sonderbare Geschichte ausführlicher bekannt mache. Der Größe und Farbe wegen ist er zwar eben nicht merkwürdig; denn bei flüchtigem Anblick gleicht er blos dem gemeinen, grauen Sperling, obschon er etwas größer und falber ist und einen kleinen gelben Fleck auf jeder Schulter hat, auch seine Steißfedern mit Weiß gemischt sind. Eigentlich ist es wohl weiter Nichts als Eigennutz, um dessen willen er dem Menschen und dem Ratel die Bienennester entdeckt; denn Honig und Bienenmaden sind sein liebster Fraß, und er weiß, daß beim Plündern der Bienennester allzeit Etwas verloren geht, das auf seinen Antheil fällt, oder daß man mit Fleiß Etwas als eine Belohnung seines geleisteten Dienstes übrig läßt." Hier wendet Vaillant mit Recht ein, daß diejenigen Honigkukuke, welche in den von Menschen bewohnten Wildnissen hausen, unmöglich auf eine derartige Belohnung ihrer Dienste rechnen können und doch auch leben, daß also der Vogel dem Menschen nicht absichtlich dient, sondern dieser sich die Eigenheit des Honigangebers einfach zu Nutze macht. „Bei alledem", fährt Sparmann fort, „setzt die Art, wie dieser Vogel seine Verrätherei bewerkstelligt, viel Ueberlegung voraus und ist bewunderungswürdig. Der Morgen und Abend scheinen seine vornehmst passende Zeit zu sein; wenigstens zeigt er dann den meisten Eifer, mit seinem schnarrenden „Cherr cherr" die Aufmerksamkeit der Ratels und Hottentotten rege zu

machen. Man nähert sich sodann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufen dem Striche, welchem der nächste Bienenschwarm zufliegt, allmählich nachfliegt. Man folgt und nimmt sich in Acht, durch Geräusch oder zahlreiche Gesellschaft seinen Wegweiser scheu zu machen, sondern antwortet ihm lieber, wie es einer meiner schlauen Buschmänner that, dann und wann mit leisem und ganz gelinden Pfeifen, zum Zeichen, daß man mitgeht. Ich habe bemerkt, daß wenn das Bienennest noch weit weg war, der Vogel jedesmal nur nach einem langen Fluge Halt machte, um mittlerweile den Bienenjäger zu erwarten und von neuem aufzufordern, in eben dem Verhältniß aber, als er dem Neste näher kam, zwischendurch immer eine kürzere Strecke flog und sein Geschrei eifriger und öfterer erneuerte. Wenn er endlich beim Neste angekommen ist, es mag nun in der Kluft eines Berges oder in einem hohlen Baume oder in einem unterirdischen Gange gebaut sein, so schwebt er einige Augenblicke über demselben, setzt sich hierauf, und zwar gewöhnlich in einem benachbarten Busch, sodaß er nicht gesehen werden kann, ganz still nieder und sieht zu, was geschieht und von der Beute für ihn abfällt. Es ist glaublich, daß er auf diese Weise jedesmal längere oder kürzere Zeit über dem Neste herumflattert, ehe er sich versteckt, ob man gleich nicht immer so genau Acht darauf gibt. Dem sei, wie ihm wolle, so kann man allezeit versichert sein, daß ein Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel ganz still schweigt. An einem Orte, wo wir einige Tage verweilten, wurden meine Hottentotten von einem etwas scheuen Bienenkukuk mehrmals nach ein und derselben Gegend hingelockt, ehe sie aufmerksam wurden und, durch ihn geführt, das Nest aufspürten. Wenn man nun nach der Anweisung des Vogels das Bienennest gefunden und ausgeplündert hat, pflegt man ihm aus Erkenntlichkeit einen ansehnlichen Theil der schlechteren Scheiben, worin die junge Brut sitzt, zu überlassen, wiewohl gerade diese Scheiben die leckersten für ihn sein mögen, sowie auch die Hottentotten sie keineswegs für die schlechtesten halten."

„Meine Waldhottentotten sowohl, als die Ansiedler sagten mir, wenn man absichtlich auf den Bienenfang ausgehe, müsse man das erstemal nicht zu freigebig gegen diesen diensteifrigen Vogel sein, sondern nur so viel übrig lassen, als erforderlich sei, um seinen Appetit zu reizen; denn hierdurch werde er in Erwartung einer reichlicheren Vergeltung noch einen Schwarm verrathen, wenn dergleichen etwa in der Nachbarschaft noch vorhanden sein sollten."

„Obschon um die Kapstadt wilde Bienen gefunden werden, war doch dieser Vogel daselbst ganz unbekannt, und als ich in der Gegend des Großvaterwaldes zuerst davon reden hörte, hielt ich die ganze Sache für eine Fabel, zumal ich eben damals den Versuch eines jungen Menschen, durch Hilfe eines angeblichen Bienenkukuks Honig zu finden, verunglücken sah. Meine Hottentotten vom Büffeljagdflusse und Zwellendam versicherten mir hernach, daß sie auch in diesen ihren Geburtsgegenden mit jenem Vogel Bekanntschaft gemacht hätten, gestanden aber dabei, er sei da selten und scheu und weder so deutlicher noch so dienstfertiger Honigweiser als in hiesiger Gegend und in der Wüste."

„So oft ich auch in der Wüste und selbst einmal jenseits Bruyntjeshöhe diesen Vogel, welchen die Ansiedler seiner sich hierauf beziehenden Eigenschaften wegen den Honigweiser nennen, sah und nicht selten die Früchte seiner Verrätherei erntete, hatte ich doch nur auf der Rückreise Gelegenheit, zwei davon zu schießen. Dies nahmen meine Buschmänner aber sehr übel, und obgleich ich vorher meinen Hottentotten eine große Belohnung an Glaskorallen und Tabak versprochen hatte, wenn sie mir behilflich sein wollten, einen Honigkukuk zu fangen oder zu schießen, so waren sie doch zu große Freunde dieses Vogels, als daß sie es hätten thun wollen und hatten zu wenig Lust, ihn zu verrathen."

Cumming erzählt, daß man, um das Bienennest auszunehmen, eine Masse trockenes Gras am Eingange des Baus anzünde, den Honig heraushole und dem Vogel gäbe, was ihm gebührt, worauf dieser Einem, falls man sein Gezwitscher mit Pfeifen erwidere, oft noch zu einem zweiten und dritten Neste führe. Gourney berichtet, daß er in dem Magen eines von ihm erlegten Heuschrecken gefunden, aber gesehen habe, wie der Vogel gelegentlich sich auf die Bienenstöcke setze und den aus- oder zufliegenden Bienen auflauere. Er bestätigt, daß die Kaffern ihn stets für seine Dienste belohnen und daß er sofort nach dem Abzuge herbeikommt, um die ihm zurückgelassenen Waben in Besitz zu nehmen. Auch Kirk hat erfahren, daß der Honiganzeiger zuweilen zwei Bienennester verräth, aber

stillschweigt, wenn er nur ein einziges weiß. Doch betrügt er den Jäger zuweilen, indem er ihn anstatt zu wilden zu zahmen Bienen führt. Von einem tödtlichen Ausgange der Kämpfe zwischen Honigangeber und Bienen, von dem Vaillant berichtet, weiß keiner der neueren Beobachter Etwas anzugeben.

Vaillant versichert, daß der Honigangeber drei bis vier weiße Eier in Baumhöhlungen auf den Mulm lege und sie gemeinschaftlich ausbrüte. Diese Angabe ist aber durch die Beobachtung der Gebrüder Verreaux mit aller Bestimmtheit als irrthümlich nachgewiesen worden. Die letztgenannten Naturforscher fanden Eier oder Junge der drei verschiedenen Honigangeber, welche Südafrika bewohnen, in den Nestern von Würgern, Grauvögeln, Spechten, Pirolen und ähnlichen Vögeln. Leider ist mir ihr Bericht nicht zur Hand, und deshalb kann ich nur den von Hartlaub gegebenen Auszug hier anführen. Das Weibchen legt sein glänzend weißes Ei auf die flache Erde und trägt dasselbe mit dem Schnabel in das zuvor erwählte fremde Nest, nachdem es ein Ei herausgeworfen hat. Wenn der junge Honigkukuk etwas herangewachsen ist, nach Verreaux Beobachtungen etwa nach Monatsfrist, beginnen die Eltern, denselben zu füttern und fordern ihn auf, das Nest der Stiefeltern zu verlassen. Verreaux beobachtete, daß ein und dasselbe Weibchen seine drei Eier in die Nester drei verschiedener kleiner Vögel legte.

* * *

Die Kukuke (Cuculi) kennzeichnen sich durch kopflangen, sanft gebogenen, gewöhnlich ziemlich dünnen, an der Wurzel verbreiterten Schnabel, kurze oder höchstens mittellange, paarzehige Füße, lange, schmale und spitze Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste zu sein pflegt, einen langen, abgerundeten oder keilförmig zugespitzten, zehnfedrigen Schwanz, sowie endlich ein dichtes, aber nicht besonders umfangreiches Gefieder, welches lose in der Haut sitzt. Die Geschlechter unterscheiden sich hinsichtlich der Färbung in der Regel wenig, die Jungen merklich von den Alten.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch zeichnet sich der innere Bau unseres Kukuks durch folgende Hauptmerkmale aus. Die Wirbelsäule besteht aus zwölf Hals-, sieben Rücken- und sieben Schwanzwirbeln. Von den sieben Rippenpaaren haben fünf Rippenknochen. Das Brustbein biegt sich mit seinen hinteren Theilen nach außen, das Gabelbein ist durch ein förmliches Gelenk mit dem Brustbeinkamme verbunden. Die Nebenschulterblätter fehlen. Das Becken ist kurz, nur die Oberschenkelknochen nehmen keine Luft auf, alle übrigen sind luftführend. Die hornige Zunge ist mittellang, ziemlich gleich breit, am Seitenrande und vorn schneidend. Der Schlund ist weit und kropflos, der Vormagen mit vielen starken Schleimdrüsen besetzt. Der häutige Magen ist einer bedeutenden Auftreibung fähig. Die beiden Leberlappen sind von ungleicher Größe, die Milz ist winzig klein.

Die Mitglieder dieser Familie verbreiten sich über die alte Welt und Neuholland. Sie sind in Indien und Afrika besonders zahlreich, im Norden aber nur durch eine einzige Art vertreten. Alle ohne Ausnahme gehören dem Walde an und entfernen sich blos zeitweilig aus der Nähe der Bäume. Soweit der Baumwuchs reicht, finden sie sich überall, baumleere Strecken hingegen meiden sie gänzlich. Die nordischen Arten wandern, die südlicheren streichen höchstens im Lande auf und nieder. Sie sind unruhige, stürmische, flüchtige und scheue Vögel, welche die Geselligkeit mit Ihresgleichen meiden, sich überhaupt nicht gern mit andern Vögeln zu schaffen machen. Sie durchfliegen rasch ein ziemlich großes Gebiet, durchsuchen die Bäume, fliegen von ihnen aus auf das erspähete Thier auch wohl bis zum Boden herab, ohne sich jedoch hier niederzulassen, und streifen so fliegend, fressend und schreiend in ihrem Gebiete auf und nieder. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Kerbthieren und insbesondere aus deren Larven, vor Allem aber aus haarigen Raupen, welche von den übrigen Vögeln verschmäht werden. Die Haare dieser Raupen bohren sich bei der Verdauung so fest in die Magenwände ein, daß diese wie behaart aussehen und zu falschen Schlüssen verleitet haben. Den größeren

Arten der Familie sagt man nach, daß sie auch kleine Wirbelthiere, Lurche z. B., nicht verschmähen, und alle ohne Ausnahme gelten, höchst wahrscheinlich mit vollem Rechte, als Nesträuber und zwar als solche, welche die Eier nicht blos wegnehmen, sondern auch verschlingen. Dieses einigermaßen auffallende Raubgelüst erklärt sich durch die Fortpflanzung der Kukuke. Sämmtliche Arten der Familie unterziehen sich nämlich der Bebrütung ihrer Eier nicht selbst, sondern bürden die Pflege ihrer Brut andern Vögeln auf, indem sie ihre Eier in deren Nester legen. Dabei pflegen sie mindestens ein Ei aus dem Neste der erkorenen Pflegeeltern herauszunehmen, und dieses ist es, welches gelegentlich auch mit verschlungen wird. Die Thatsache ist oft geleugnet worden, unterliegt aber, vielfachen Beobachtungen zufolge, gar keinem Zweifel. Ueber die Ursache des Nichtbrütens hat man sehr verschiedene Annahmen aufgestellt und zu unterstützen gesucht, bis jetzt aber durchaus noch keinen schlagenden Grund zu entdecken vermocht.

Für Manchen scheint es fraglich, ob wir die Kukuke als nützliche oder als schädliche Vögel anzusehen haben. Unbestreitbar leisten sie große Dienste durch Aufzehren der gegen die Angriffe anderer Kerbthierräuber gewappneten haarigen Raupen; aber ebenso unzweifelhaft verursachen sie durch das Unterschieben ihrer Eier fühlbaren Schaden, da die Erziehung eines Kukuks regelmäßig die Vernichtung der Stiefgeschwister, bei denjenigen Arten, welche ihre Eier in die Nester kleinerer Vögel legen, immer nach sich zieht. Dagegen läßt sich nun freilich wieder einwenden, daß ein Kukuk in Vertilgung der Kerbthiere mehr leiste, als fünf oder sechs kleine Sänger, und so wird es als wohlgethan erscheinen, wenn wir den Kukuken unsern Schutz gewähren.

Unser **Kukuk** oder **Gauch** (Cuculus canorus) vertritt die Sippe der Kukuke im engsten Sinne und kennzeichnet sich durch schlanken Leib, kleinen, schwachen, sanft gebogenen Schnabel, lange, spitze Flügel, sehr langen, gerundeten Schwanz, kurze, theilweise befiederte Füße und ein ziemlich weiches, düsterfarbiges Gefieder. Das Männchen ist auf der Oberseite aschgraublau oder dunkelaschgrau, auf der Unterseite grauweiß, schwärzlich in die Quere gewellt; die Kehle, die Wangen, die Gurgel und die Halsseiten bis zur Brust herab sind rein aschgrau, die Schwingen bleischwarz, die Steuerfedern schwarz, weiß gefleckt. Das Auge ist hochgelb, der Schnabel schwarz, gilblich an der Wurzel, der Fuß gelb. Das alte Weibchen ähnelt dem Männchen, hat aber am Hinterhalse und an den Seiten des Unterhalses wenig bemerkbare röthliche Binden. Die jungen Vögel sind oben und unten quer gewellt, junge Weibchen auf der Oberseite oft auf rostbraunem Grunde mit stark hervortretenden Querbinden gezeichnet. Die Länge beträgt 14, die Breite 24½, die Fittiglänge 9, die Schwanzlänge 7¾ Zoll. Das Weibchen ist um mehr als 1 Zoll kürzer und schmäler.

In Europa, Asien und Afrika gibt es wenig Länder oder Gegenden, in denen der Kukuk nicht beobachtet worden ist. Als Brutvogel bewohnt er den Norden der alten Welt, Europa vom Nordkap an bis zum Kap Tarifa, den Norden aber viel häufiger, als den Süden. Von hier wandert er nach Süden, von Sibirien aus durch China und ganz Indien bis auf die javanischen, die Sundainseln und nach Ceylon, von Europa aus bis nach Südwestafrika. In allen Ländern Ost-Sudahns, welche ich durchreiste, habe ich auch den Kukuk gesehen, aber noch nirgends in der Winterherberge, und ich weiß nicht, wie weit er seine Wanderung eigentlich ausdehnen mag. Bei uns zu Lande erscheint er um die Mitte des April, in Skandinavien hingegen erst Anfangs oder selbst Mitte Mais; hier wie da aber verweilt er nur bis Anfangs September, und schon am 11. dieses Monats bin ich ihm in Südnubien begegnet. Ausnahmsweise traf ich ihn bereits am 14. Juli bei Alexandrien als Wandervogel an.

In Deutschland hört man den Kukuk in allen Waldungen, gleichviel, ob dieselben aus Nadel- oder ob sie aus Laubbäumen bestehen. In Südeuropa ist er weit seltener als bei uns, da, wo es Waldungen gibt, aber doch wenigstens noch Brutvogel; in Skandinavien hingegen gehört er zu den

gemeinsten Vögeln des Landes: wenigstens erinnere ich mich nicht, irgendwo so viele Kukuke gesehen zu haben, als in Norwegen und in Lappland. Auffallend genug ist, daß einzelne Kukuke auch auf Inseln gefunden werden, welche sehr arm an Bäumen sind, so z. B. auf Sylt.

Jedes Kukukspärchen, richtiger vielleicht, jedes Kukuksmännchen wählt oder erkämpft sich ein Gebiet von ziemlichem Umfange und vertheidigt dasselbe hartnäckig gegen einen etwaigen Nebenbuhler. Wird ein Kukuk verdrängt, so siedelt er sich dicht neben dem Eroberer an und ficht mit diesem dann fast tagtäglich einen Strauß aus. Daß ein und derselbe Vogel zu demselben Orte zurückkehrt, hat Naumann durch Beobachtungen festgestellt. Er kannte nämlich einen Kukuk, welcher sich durch seine auffallende Stimme vor den übrigen kennzeichnete, und erfuhr, daß derselbe während zweiunddreißig Jahren in jedem Frühlinge in demselben Gebiete erschien. Seinen Standort durchschweift der



Der Kukuk oder Gauch (Cuculus canorus). 1/3 der nat. Größe.

Kukuk ohne Unterlaß, und deshalb erscheint er mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf bestimmten Bäumen tagtäglich mehrere Male.

Unter den mir bekannten Verwandten ist der Kukuk der flüchtigste, unruhigste und lebhafteste. Er ist in Bewegung vom Morgen bis zum Abend, in Skandinavien sogar während des größten Theils der Nacht. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, bei meinen nächtlichen Jagden den Kukuksruf noch nach elf Uhr Abends und schon vor ein Uhr Morgens zu vernehmen. Während seiner Streifereien frißt er beständig; denn er ist ebenso gefräßig, als bewegungs- und schreilustig. Mit leichtem, zierlichen, schnellen Fluge, welcher dem eines Falken ähnelt, kommt er angeflogen, läßt sich auf einem dicken Aste nieder und sieht sich nach Nahrung um. Hat er eine Beute erspäht, so eilt er mit ein paar geschickten Schwenkungen zu ihr hin, nimmt sie auf und kehrt auf denselben Ast zurück

oder fliegt auf einen andern Baum und wiederholt hier dasselbe. In Skandinavien sitzt er besonders gern auf den Geländern, welche die Wege von den Feldern abgrenzen, treibt sich überhaupt viel mehr in der Nähe der Ortschaften umher, als bei uns. Uebrigens ist der Kukuk nur im Fliegen geschickt, in allem übrigen täppisch. Zu gehen ist er kaum im Stande und klettern kann er gar nicht. Im Frühling versäumt er nie, nach dem Aufbäumen einigemale seinen lauten Ruf erschallen zu lassen, und wenn die Liebe sich in ihm regt, treibt er so argen Mißbrauch mit seiner Stimme, daß er zuletzt buchstäblich heiser wird. Außer dem bekannten „Kukuk“ ruft der Vogel auch noch leise „Quawawa“ oder „Haghaghaghag“, während das Weibchen ein eigenthümliches Gelächter oder Gekicher vernehmen läßt, welches durch die Silben „Kwikwikwik“ ungefähr wiedergegeben werden kann.

Der Kukuk ist als ein höchst unfriedfertiger Vogel verschrieen; ich kann dieser Ansicht jedoch nicht beistimmen. In Kampf und Streit liegt er nur mit andern seiner Art: die ganze übrige Vogelwelt läßt ihn gleichgiltig, sobald es sich nicht darum handelt, einem Mitglied desselben ein Ei aufzubürden. Aber gerade die kleinen Vögel, denen die Ehre zu Theil wird, die jungen Kukuke großzuziehen, kennen den alten Kukuk, und er sieht sich verfolgt, sobald er sich sehen läßt. Gefangene, welche man unter Kleingeflügel hält, vertragen sich mit allen Genossen vortrefflich und denken gar nicht daran, mit ihnen zu streiten oder zu hadern. Aber freilich ein männlicher Kukuk ist dem andern ein Dorn im Auge. So brutfaul der Vogel ist, so verliebt scheint er zu sein. Er folgt seinem Weibchen, wohin dieses sich auch wendet; aber es ist noch keineswegs ausgemacht, ob blos seinem Weibchen oder, wie sorgfältige Beobachter argwöhnen, jedem beliebigen, welches sich sehen läßt. Obgleich er Entgegenkommen findet, scheint ihn die Liebe doch geradezu von Sinnen zu bringen. Er ist buchstäblich toll, so lange die Paarungszeit währt, schreit unabläßig so, daß die Stimme überschnappt, durchjagt unaufhörlich sein Gebiet und sieht in jedem andern einen Nebenbuhler, den hassenswerthesten aller Gegner. Deshalb läßt sich der sonst so scheue und vorsichtige Vogel von Dem, welcher seinen Ruf nachzuahmen versteht, auch unter allen Umständen herbeilocken.

Daß der Kukuk seine Eier in fremde Nester legt, war schon den Alten bekannt. „Das Bebrüten des Kukukseies und das Aufziehen des aus ihm hervorkommenden Jungen“, sagt Aristoteles, „wird von demjenigen Vogel besorgt, in dessen Nest das Ei gelegt wurde. Der Pflegevater wirft sogar, wie man sagt, seine eigenen Jungen aus dem Neste und läßt sie verhungern, während der junge Kukuk heranwächst. Andere erzählen, daß er seine Jungen tödte, um den Kukuk damit zu füttern; denn dieser sei in der Jugend so schön, daß seine Stiefmutter ihre eigenen Jungen deshalb verachte. Das Meiste von dem hier Erwähnten wollen Augenzeugen gesehen haben; nur in der Angabe, wie die Jungen des brütenden Vogels umkommen, stimmen nicht Alle überein: denn die Einen sagen, der alte Kukuk kehre zurück und fresse die Jungen des gastfreundlichen Vogels, die Andern behaupten, weil der junge Kukuk seine Stiefgeschwister an Größe übertreffe, so schnappe er ihnen Alles weg, und sie müßten deshalb Hungers sterben; Andere wieder meinen, er, als der Stärkere, fresse sie auf. Der Kukuk thut gewiß gut daran, daß er seine Kinder so unterbringt; denn er ist sich bewußt, wie feige er ist, und daß er sie doch nicht vertheidigen kann. So feig ist er, daß alle kleinen Vögel sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu zwicken und zu jagen.“ Wir werden sehen, daß an dieser Schilderung sehr viel Wahres ist; ich will aber auch sogleich eingestehen, daß wir noch heutigen Tags keineswegs vollkommen unterrichtet sind. Daß ich auf viele Annahmen, Muthmaßungen, Zweckmäßigkeitslehren und dergleichen, mit denen jede Naturgeschichte des Kukuks oder jede vogelkundliche Zeitschrift überhaupt überfüllt ist, nicht eingehe, werden meine Leser begreiflich finden. Soviel ist sicher, daß wir das Warum des Nichtbrütens noch nicht erkannt haben.

Das Thatsächliche, d. h. durch Beobachtung Festgestellte hinsichtlich des Fortpflanzungsgeschäfts unseres Vogels ist folgendes: Der Kukuk übergibt seine Eier einer großen Anzahl verschiedenartiger Singvögel zum Ausbrüten. Schon gegenwärtig kennen wir über funfzig verschiedene Pflegeeltern; es unterliegt aber gar keinem Zweifel, daß sich diese Kunde bei genauerer Durchforschung des

gesammten Verbreitungsgebiets dieses merkwürdigen Vogels noch wesentlich erweitern wird. Soweit mir bekannt, hat man bis jetzt Kukukseier gefunden in den Nestern des Gimpels, Edel- und Bergfinken, Hänflings, Leinzeisigs, Grünlings, Grau-, Gold-, Rohr- und Weidenammers (Euspiza aureola), der Hauben-, Heide- und Feldlerche, des Hehers, einer Elster, des Dorndrehers und Rothkopfs, der Nachtigall, des Blau- und Rothkehlchens, des Haus- und Gartenrothschwanzes, Braunkehlchens, des schwarzkehligen Steinschmätzers und Steinröthels, der Singdrossel und Amsel, der Sperber-, Garten-, Dorn-, Zaun- und Mönchsgrasmücke, des röthlichen und Weidenlaubvogels, Gartensängers, der Rohrdrossel, des Teich-, Sumpf-, Ufer-, Seggen-, Fluß- und Heuschreckenrohrsängers (Schwirl), Zaunkönigs, des dunklen Piepers (Anthus obscurus), des Wiesen-, Baum- und Brachpiepers, der Bach-, Gebirgs- und Schafstelze, des feuer- und safranköpfigen Goldhähnchens, der Finkmeise, Turtel- und Ringeltaube. Unter diesen Vögeln werden die Schilfsänger, Stelzen, Grasmücken und Pieper bevorzugt, vieler Nester aber nur im äußersten Nothfall, möglicherweise auch aus Versehen benutzt.

Die Eier des Kukuks sind so verschiedenartig gefärbt und gezeichnet, wie bei keinem andern Vogel, dessen Brutgeschäft man kennt. Jede, selbst die auffallendste Färbung der Eier ähnelt aber mehr oder weniger der Eifärbung derjenigen Vögel, in deren Nester jene gelegt werden, und deshalb ist je nach den verschiedenen Oertlichkeiten bald diese, bald jene Färbung vorherrschend. Jedes Weibchen legt nur ein Ei in dasselbe Nest und zwar in der Regel blos dann, wenn sich bereits Eier des Pflegers in ihm befinden. Wahrscheinlich legt es auch blos in die Nester ein und derselben Art und höchstens im Nothfall in die anderer Vögel. Diese Thatsache hat zuerst Baldamus aufgestellt und begründet, und ich habe sie deshalb auch fast mit seinen eigenen Worten gegeben.

Das Betragen des Kukuks während seines Fortpflanzungsgeschäfts läßt sich in der Kürze schildern, wie folgt. Sofort nach seiner Ankunft im Frühjahr denkt der Vogel an die Paarung und schreit deshalb seinen Liebesruf durch den Wald, verfolgt auch jedes Weibchen, dessen er ansichtig wird und hat von dessen Sprödigkeit durchaus nicht zu leiden. Er jagt es zwar von einem Baume zum andern und durchmißt dabei große Strecken, schreit sich auch heiser, erreicht aber das Ziel seiner Wünsche, ohne daß das Weibchen sonderliche Umstände macht, und wird nach vollbrachter Paarung durch ein lautes Gekicher belohnt. Wenn das Ei legreif geworden ist, fliegt das Weibchen aus, um Nester zu suchen. Bei diesem Geschäft wird es von dem Männchen nicht begleitet; denn dieses scheint sich überhaupt um seine Nachkommenschaft nicht zu bekümmern. Das Nestersuchen geschieht fliegend; das Weibchen muß aber ein ganz absonderliches Geschick haben, da es auch die verstecktesten Nester auszuspähen weiß. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Scheu kommt es bei dieser Gelegenheit sehr oft in unmittelbare Nähe der Wohnungen, ja selbst in das Innere der Gebäude, z. B. in Schuppen und Scheuer. Erlaubt es der Standort oder die Bauart des Nestes, so setzt sich das legende Weibchen auf das Nest, ist Dies nicht der Fall, so legt es sein Ei auf die Erde, nimmt es in den Schnabel und trägt es in diesem zu Neste. Es kommt vor, daß es in Höhlungen schlüpft, durch deren Eingang es sich nur mit genauer Noth zwängen kann: einzelne sind bei dieser Gelegenheit gefangen worden, weil sie sich nicht retten konnten. Gar nicht selten findet man zwei, auch zwei verschieden gefärbte Kukukseier in ein und demselben Neste. Nachdem die Alte das Ei gelegt hat, behält sie das Nest noch im Auge, kehrt wiederholt zu demselben zurück und wirft Eier und selbst Junge, niemals aber seine eigenen aus dem Neste. Letztere Thatsache ist durch Päßler beobachtet worden.

„Zu bewundern ist es“, sagt Bechstein, „mit welchem großen Vergnügen die Vögel eine Kukuksmutter sich ihrem Neste nahen sehen. Anstatt, daß sie dort ihre Eier verlassen, wenn ein Mensch oder sonstiges Geschöpf ihrem Neste zu nahe kommt, oder vor Betrübniß wie todt zur Erde niederfallen, so sind sie hier im Gegentheil ganz außer sich vor Freude. Das kleine Zaunkönigs-

mütterchen z. B., welches über seinen eigenen Eiern brütet, fliegt sogleich von denselben herab, wenn der Kukuk bei seinem Neste ankommt und macht ihm Platz, damit er sein Ei umso bequemer einschieben könne. Es hüpft unterdessen um ihn herum und macht durch sein frohes Locken, daß das Männchen auch herbeikommt und Theil an der Ehre und Freiheit nimmt, die ihm dieser große Vogel macht." Das klingt wunderschön, ist aber leider nicht wahr. Alle Vögel, denen die zweifelhafte Ehre zugedacht wird, Kukuke groß zu ziehen, bekunden im Gegentheil in nicht mißzudeutender Weise ihre Angst vor dem ihnen drohenden Geschick und bemühen sich nach allen Kräften, den Kukuk abzuwehren. Dieser liebt es auch gar nicht, in Gegenwart der Pflegeeltern sein Ei in deren Nest zu legen. Er kommt an „wie ein Dieb in der Nacht", verrichtet sein Geschäft und fliegt eilig davon, sobald es vollendet. Auffallend bleibt es aber doch, daß dieselben Vögel, denen jede Störung ihres Nestes verhaßt ist, und welche in Folge einer solchen aufhören, zu brüten, das Kukuksei nicht aus dem Neste werfen, wie sie es mit andern Eiern, welche ihnen untergeschoben werden, thun, daß sie im Brüten fortfahren, auch nachdem der Kukuk ihre eigenen Eier sämmtlich oder bis auf wenige entfernt hat. Sie hassen die Kukuksmutter, entziehen deren Ei oder Brut ihre Pflege aber nicht.

Der junge Kukuk entschlüpft dem Ei in einem äußerst hilflosen Zustande, „macht sich aber", wie Naumann sagt, „an dem unförmlich dicken Kopf mit den großen Augäpfeln sehr kenntlich. Er wächst anfangs schnell und wenn erst Stoppeln aus der schwärzlichen Haut hervorkeimen, sieht er in der That häßlich aus. Mir wurde einigemale erzählt, daß man im zufälligen Vorübergehen und bei flüchtigem Ansehen geglaubt habe, es säße eine große Kröte im Neste". Ein junger Kukuk, welchen Päßler am 21. Juni fand, war am 24. noch einmal so groß und mit blauschwarzen Kielen und Stoppeln bedeckt, aber noch blind. Am 2. Juli füllte er das ganze Nest aus, ja Kopf und Hals, sowie der Steiß ragten über den Rand des Nestes hinweg. Die Augen waren geöffnet. Er zeigte braune Flügeldeckfedern, blauschwarze Kiele mit dergleichen kurzen Federchen; unter dem Bauche war er ganz kahl. Am 5. Juli war er ausgeflogen. So unbehilflich der eben ausgekrochene Vogel auch ist, so freßlustig zeigt er sich. Er beansprucht mehr Nahrung, als die Pflegeeltern beschaffen können, und er schnappt dieselbe, wenn wirklich noch Stiefgeschwister im Neste sind, diesen vor dem Schnabel weg, wirft sie auch, wenn sie nicht verhungern oder nicht durch seine Mutter entfernt oder umgebracht werden, schließlich aus dem Neste heraus. Die Pflegeeltern tragen ihm mit rührendem Eifer allerlei kleine Kerbthiere zu. Sie bringen ihm Käferchen, Fliegen, Schnecken, Räupchen, Würmer und plagen sich vom Morgen bis zum Abend, ohne ihm den Mund zu stopfen und sein ewiges heiseres „Zis zisis" verstummen zu machen. Auch nach dem Ausfliegen folgen sie ihm noch tagelang; denn er achtet ihrer Führung nicht, sondern fliegt nach seinem Belieben umher und die treuen Pfleger gehen ihm nach. Zuweilen kommt es vor, daß er nicht im Stande ist, sich durch die enge Oeffnung einer Baumhöhlung zu drängen; dann verweilen seine Pflegeeltern ihm zu Gefallen selbst bis in den Spätherbst und füttern ihn ununterbrochen. Man hat Bachstelzenweibchen beobachtet, welche noch ihre Pfleglinge fütterten, als schon alle Artgenossen die Wanderung nach dem Süden angetreten hatten. Soweit aber, wie Bechstein es ausdehnt, geht es doch nicht. Er erzählt sehr anmuthig, welche Freude es sei, einen jungen ausgeflogenen Kukuk seine Stimme erheben zu hören und eine Menge Vögel herbeifliegen zu sehen, welche ihm dann Nahrung bringen. Der junge Kukuk wäre zuletzt nicht mehr im Stande, seinen Schnabel oft genug zu öffnen, um das ihm von allen Seiten dargereichte Futter zu verschlucken. Hierauf folgen einige Bemerkungen über die weisen Einrichtungen des Schöpfers, ohne welche der junge Kukuk unfehlbar Hungers sterben müßte — ein Biedermann kann sich daran wahrhaft erbauen. Leider ist auch diese Behauptung Bechstein's nicht wahr. Mein Vater setzte einen jungen Kukuk, als er recht hungrig war, auf das Hausdach. Es liefen Bachstelzen und Hausrothschwänze auf dem Dache herum: sie besahen ihn, brachten ihm aber Nichts zu fressen. Ein anderer junger Kukuk wurde auf demselben Dache ausgesetzt und spärlich gefüttert, sodaß er immer schrie. Aber kein Sänger, keine Bachstelze erbarmete sich seiner. „Um meiner Sache gewiß zu werden", sagt mein Vater, „nahm ich ihn von

meinem Dache herab und trug ihn hinaus in ein Thal, wo es in dem Gebüsch viele Sänger gibt. Hier setzte ich ihn auf einen Baumast, ohne ihn anzubinden; denn er konnte nur wenig fliegen. Ich wartete lange, während der Kukuk aus vollem Halse schrie. Endlich kam ein Laubsänger, welcher nicht weit davon Junge hatte, mit einem Kerbthier im Schnabel, flog auf den Kukuk zu, besah ihn — und brachte das Futter seinen Jungen. Ein anderer Sänger näherte sich ihm nicht." Schade um die hübsche Geschichte von Bechstein!

Dieser Naturforscher nennt den jungen Kukuk auch boshaft; aber er thut ihm wiederum Unrecht. „Er sperrt freilich den Schnabel auf", sagt mein Vater, „und schnellt den Kopf vor, Dies thut er aber nur, um den Feind zurückzuscheuchen oder auch, wenn er hungrig ist, und Das ist er immer." Ich meinestheils muß behaupten, daß diejenigen Kukuke, welche ich gefangen hielt, und ich habe, während ich diese Zeilen schreibe, einen zur Beobachtung vor mir, nicht im geringsten boshaft waren; ja, ich muß hier ausdrücklich wiederholen, daß ich auch von der Unverträglichkeit anderen Vögeln gegenüber, von der Naumann spricht, Nichts beobachten konnte. Mein Gefangener lebt mit Papageien, Kernbeißern, Kardinälen, Alpen- und Kalanderlerchen, Wiedehopfen, Helmvögeln, Flaumfußtauben u. s. w. zusammen, war auch eine Zeit lang in ein und demselben Käfig mit kleinen westafrikanischen Finken; er hat aber, soweit wir erfahren konnten, nicht einen einzigen von ihnen behelligt. Selbst alt eingefangene Kukuke werden zuweilen sehr rasch zahm. Ein Weibchen, welches Dehne fing, kam schon am dritten Tage seinem Pfleger entgegen, wenn dieser ihm Nahrung reichte.

Der erwachsene Kukuk hat wenig Feinde. Seine Fluggewandtheit sichert ihn vor der Nachstellung der meisten Falken, und den kletternden Raubthieren entgeht er wahrscheinlich immer. Zu leiden hat er von den Neckereien des Kleingeflügels, auch plagen ihn verschiedene Schmarotzer. Vor dem Menschen nimmt er sich in der Regel wohl in Acht; und für Den, welcher seine Stimme nicht genau nachzuahmen versteht, ist es schwer, einen Kukuk zu berücken. Noch schwieriger ist es, einen lebenden Kukuk in seine Gewalt zu bekommen. Mir ist keine einzige Fangart bekannt, welche sicher zum Ziele führt.

Ich glaube, daß ich recht thue, wenn ich den Kukuk der allgemeinsten Schonung empfehle. Er darf dem Walde nicht fehlen; denn er trägt nicht blos zu seiner Belebung, sondern auch zu seiner Erhaltung bei. Das Gefühl will uns glauben machen, daß der Frühling erst mit dem Kukuksrufe im Walde einzieht. Der Verstand sagt uns, daß dieser klangvolle Ruf noch eine ganz andere, wichtigere Bedeutung hat. Der Kukuksruf bezeichnet den Einzug eines der treuesten unserer Waldhüter. Kerbthiere aller Art und nur ausnahmsweise Beeren bilden die Nahrung des Kukuks; derselbe vertilgt aber vorzugsweise solche, welche gegen andere Feinde gewappnet sind: haarige Raupen! Daß es unter diesen abscheuliche Waldverderber gibt, ist bekannt genug, daß sie sich oft in entsetzlicher Weise vermehren, ebenfalls. Ihnen gegenüber leistet der verschriene Gauch Großes, Unerreichbares. Sein unersättlicher Magen gereicht dem Walde zur Wohlthat, seine Gefräßigkeit ihm selbst zur größten Zierde, mindestens in den Augen des verständigen Forstmanns. Der Kukuk leistet in der Vertilgung des schädlichen Gewürms mehr, als der Mensch vermag. Eine Beobachtung E. von Homeyer's mag Dies beweisen.

Zu Anfang Juli des Jahres 1848 zeigten sich in einem etwa dreißig magdeburger Morgen großen Kieferngehölz mehrere Kukuke. Als von Homeyer nach einigen Tagen wieder nachsah, hatte sich die Zahl der Vögel so auffallend vermehrt, daß dieses Ereigniß seine lebhafteste Theilnahme in Anspruch nahm. Es mochten, einer ungefähren Schätzung nach, etwa hundert Kukuke durch das Gehölz vertheilt sein. Der Grund dieser ungewöhnlichen Anhäufung wurde alsbald klar, da die kleine Kiefernraupe (Liparis monacha) in großer Anzahl das Wäldchen heimsuchte. Die Kukuke fanden Ueberfluß an Nahrung und unterbrachen ihren Zug, welcher eben begonnen hatte, um die versprechende Oertlichkeit auszunutzen. Jeder einzelne war eifrig bemüht, sein Futter zu suchen: ein Vogel mochte oft in der Minute mehr als zehn Raupen verschlingen. „Rechnet man nun", sagt von

Homeyer wörtlich, „auf jeden Vogel in der Minute nur zwei Raupen, so macht Dies auf einhundert Vögel täglich, den Tag (im Juli) zu sechzehn Stunden gerechnet, 192,000 Raupen, in funfzehn Tagen — so lange währte der Aufenthalt der Kukuke in Massen — 2,880,000 Raupen. Es war aber auch eine sichtbare Abnahme der Raupen unverkennbar; ja, man war versucht, zu behaupten, die Kukuke hätten dieselben vertilgt, da späterhin wirklich keine Spur von ihnen übrig blieb." Zahlen beweisen!

Anfangs dieses Jahrhunderts wurde der Kaufmann Müller zu Lübben im Spreethale benachrichtigt, daß in der Nähe seines Wohnorts in einem sumpfigen Buschholze zwei ganz absonderliche Vögel umherflögen. Der Mann begab sich mit seinem Gewehre nach der betreffenden Stelle und erkannte, daß die ihm gewordene Mittheilung richtig war. Er fand zwei außerordentlich flüchtige, kukuksartige Vögel, welche beständig von einem Baume zum andern flogen und dabei stark schrieen. Das Geschrei hatte mit dem unseres Kukuks gar keine Aehnlichkeit, sondern glich eher dem lachenden Rufe des Spechts. Mit Mühe gelang es dem Jäger, einen zu erlegen. Der andere wurde nach dem Schusse, welcher seinen Gefährten zu Boden gestreckt hatte, noch viel scheuer und konnte, allen Bemühungen zum Trotz, nicht erbeutet werden. Der erlegte kam später in die Sammlung meines Vaters und wurde von diesem unter dem Namen Langschwanzkukuk beschrieben. Später stellte sich freilich heraus, daß dieser Fremdling den Vogelkundigen schon durch Linné bekannt gemacht und mit dem Namen Cuculus glandarius belegt worden war; jedenfalls aber war mein Vater der Erste, welcher über das Vorkommen dieses Vogels in Deutschland Kunde gab, und es ist wenigstens ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß mir, dem Sohne, es beschieden war, die Naturforscher zuerst über das Brutgeschäft desselben Vogels aufzuklären.

Die Heherkukuke (Coccystes) kennzeichnen sich durch gestreckten Leib, fast kopflangen, an der Wurzel dicken und merklich breiten, an den Seiten stark zusammengedrückten, gebogenen Schnabel, starke und verhältnißmäßig lange Füße, welche vorn bis unter das Fersengelenk herab befiedert, hinten aber ganz von Federn entblößt sind, mittellange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste, einen mehr als körperlangen, keilförmigen, schmalfedrigen Schwanz, dessen äußerste Federn etwa halb so lang als die mittelsten sind, und ein glatt anliegendes, auf dem Kopfe aber haubiges Gefieder, welches beiden Geschlechtern gemeinsam, nach dem Alter aber etwas verschieden ist. Gloger, welcher die Sippe aufstellte, rechnet zu ihr noch viele andere Kukuksvögel, in denen man gegenwärtig nicht mehr die nächsten Verwandten des Heherkukuks erkennt. Demungeachtet gehört die Abtheilung immer noch zu den zahlreicheren der Familie und ist namentlich in Afrika mehrfach vertreten.

Der Straußkukuk, wie wir ihn nennen wollen (Coccystes glandarius), ist auf dem Kopfe aschgrau, auf dem Rücken graubraun, auf der Unterseite graulichweiß; die Kehle, der Seitenhals und die Vorderbrust sind röthlichfahlgelb; die Flügeldeckfedern und die Armschwingen enden mit großen, breiten, dreieckigen, weißen Flecken. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel purpurhornfarben, unten lichter, der Fuß graugrünlich. Die Länge beträgt ungefähr 15, die Fittiglänge 8, die Schwanzlänge 8½ Zoll. Genauere Maße kann ich leider nicht geben, obgleich ich mehrere Paare sorgfältig gemessen habe.

Als das eigentliche Vaterland des Straußkukuks ist Afrika anzusehen. In Egypten und Nubien ist er stellenweise häufig, in dem benachbarten Arabien und Palästina wenigstens nicht selten; in Algerien findet er sich ebenfalls, und vonhieraus streift er mehr oder weniger regelmäßig nach Europa herüber. In Spanien ist er Brutvogel, in Griechenland scheint er seltener vorzukommen, in Italien hat man ihn öfter beobachtet. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er in ganz Südeuropa an geeigneten Stellen fast alljährlich gefunden wird; wenigstens erschien er nach meinen Erfahrungen

während der Zugzeit regelmäßig bei Alexandrien, wo er sonst nicht vorkommt. Seine Winterreise dehnt er bis in die Urwälder Mittelafrikas aus: ich habe ihn dort wiederholt erlegt und für einen Zugvogel gehalten. Uebrigens wandern unzweifelhaft nur die in Europa ansässigen so weit nach Süden hinab; denn die in Egypten wohnenden verlassen ihr Vaterland in den unserm Winter entsprechenden Monaten nicht.

In Egypten bevorzugt der Straußkukuk ganz entschieden kleine Mimosenhaine, wie sich solche hier und da im Nilthale finden. Ein Wäldchen, welches man in einer Viertelstunde umgeht, kann unter Umständen acht bis zehn Paare des Vogels beherbergen, während man sonst viele Meilen durchreist und bezüglich durchjagt, ohne einen einzigen zu bemerken. Ob die Paarungszeit auf ihr geselliges Verhalten irgendwelchen Einfluß ausübt, vermag ich nicht zu sagen; ich kann blos angeben, daß wir



Der Straußkukuk (Coccystes glandarius). ½ der nat. Größe.

gerade während der Brutzeit diese Kukuke in Gesellschaft, jedoch nicht auch in Frieden zusammen antrafen. Allen, welcher nach mir Egypten bereiste, sagt, daß man den Straußkukuk gewöhnlich paarweise finde, und auch Heuglin gibt an, daß er nur einzeln getroffen werde, während ich behaupten muß, daß das häufigere Zusammensein die Regel, das vereinzelte Vorkommen die Ausnahme ist.

In seinem Wesen und Betragen hat der Straußkukuk mit seinem deutschen Verwandten wenig gemein. Der Flug ähnelt zwar dem des letzteren einigermaßen; im übrigen aber unterscheidet sich der Vogel doch sehr von ihm. Auch er ist flüchtig, läßt sich jedoch, wie bemerkt, an ein viel kleineres Gebiet fesseln; auch er ist unstet, kehrt aber doch viel öfter zu denselben Plätzen zurück, als jener; auch er ist eifersüchtig, aber doch nicht entfernt in demselben Grade, wie der blind wüthende Kukuk,

welcher sich, wie wir gesehen, von dieser Leidenschaft so vollständig beherrschen läßt, daß er sich wie sinnlos geberdet. Daß die verliebten Männchen sich ebenfalls heftig verfolgen, dabei lebhaft schreien und mit einander kämpfen, ist selbstverständlich; es geschieht Dies aber wenigstens in einer viel anständigeren Weise, als beim Kukuk.

Der Flug des Straußkukuks ist pfeilgeschwind und ungemein geschickt; denn der Vogel eilt mit der Gewandtheit des Sperbers durch das ärgste Dickicht hindurch, ohne einen Augenblick anzuhalten. Gewöhnlich fliegt er nicht gerade weit, sondern immer nur von einem Baume zum andern; nur wenn zwei Männchen sich jagen, durcheilen sie größere Strecken. Zum Boden herab kommt der Straußkukuk wohl äußerst selten; ich meines Theils habe ihn wenigstens nie hier gesehen, aber beobachtet, daß er fliegend von unten Kerbthiere aufnahm. Er fliegt, wenn er aufgescheucht wurde, einem Baume zu, dringt in das Innere der Krone und wartet hier die Ankunft des Verfolgers ab. Merkt er Gefahr, so stiehlt er sich unbemerkt zwischen den Zweigen hindurch, verläßt den Baum von der entgegengesetzten Seite und wendet sich einem andern zu. In dieser Weise kann er den Schützen oft lange foppen. Die Stimme ist von der unseres Kukuks durchaus verschieden: sie ist ein lachendes, elsterartiges Geschrei, welches Allen durch „Kiau kiau" wiederzugeben versucht. Der Warnungsruf, welchen ich übrigens nicht vernommen habe, soll wie „Kerk kerk" klingen. Der gewöhnliche Stimmlaut wird regelmäßig sehr oft nach einander und so laut ausgestoßen, daß er mit keinem anderen Vogelgeschrei verwechselt und auf weithin vernommen werden kann.

Im Magen der von uns erlegten fanden wir Kerbthiere aller Art, auch Raupen, Allen und seine Begleiter hingegen vorzugsweise Heuschrecken.

Die Frage, ob der Straußkukuk selbst niste oder seine Eier andern Vögeln zur Pflege übergebe, war insofern von besonderer Wichtigkeit, als sie entschied, ob der Vogel zu den eigentlichen Kukuken gerechnet werden dürfe oder nicht. Es lag mir deshalb sehr viel daran, hierüber ins Klare zu kommen; aber ich konnte trotz meines mehrjährigen Aufenthalts in Afrika hierüber lange nichts Sicheres erfahren. Am 5. März 1850 endlich gewannen wir den ersten Anhaltspunkt für fernere Forschungen. Wir erlegten in einem Mimosenwäldchen bei Sint sieben Straußkukuke und unter ihnen ein Weibchen, welches ein reifes Ei im Legschlauche trug. Dasselbe war leider durch den Schuß zertrümmert worden, und so konnten wir blos Splitter untersuchen; aber auch diese waren hinreichend, um zu erkennen, daß das Ei von dem unseres Kukuks sehr verschieden sein müsse. Das Wichtigste war einstweilen, die Brutzeit des Vogels zu wissen, da diese in Afrika sehr verschieden, d. h. nicht an bestimmte Monate gebunden ist. Trotzdem verstrichen noch zwei Jahre, ehe es mir gelang, über das Fortpflanzungsgeschäft ins Reine zu kommen.

Am 2. März 1852 verfolgte ich in einem Garten bei Theben in Oberegypten längere Zeit einen Straußkukuk. Er äffte mich in beliebter Weise und zog mich wohl eine halbe Stunde lang hinter sich her. Zuletzt sah ich ihn in ein großes Nest schlüpfen, welches auf einem nicht besonders hohen Baume stand. Es versteht sich von selbst, daß ich von jetzt an nicht daran dachte, den Vogel zu stören. Nach mehr als einer Viertelstunde flog er wieder aus dem Neste heraus und entfernte sich sofort aus der Umgebung. Ich erstieg den Baum und fand, daß das Nest der Nebelkrähe angehörte, im ganzen sechs Eier enthielt, darunter aber eins, welches vor wenigen Minuten erst zertrümmert worden war. Unter diesen Eiern unterschied ich auf den ersten Blick zwei kleinere, den Kräheneiern an Größe und Farbe zwar nahe stehende, aber doch mit ihnen nie zu verwechselnde Eier eines andern Vogels. Sie wurden ausgehoben, mit einer gewissen Aengstlichkeit der Barke zugetragen und dort mit den sorgfältig aufbewahrten Trümmern des ersten Kukukseis verglichen. Zu meiner großen Freude fand ich, daß sie mit ihm vollkommen übereinstimmten. In der Größe glichen sie ungefähr den Elstereiern, in der Form aber den anderer Kukukseier. „Ihre Farbe ist", wie Baedecker sagt, „ein lichtes Bläulichgrün, ihre Zeichnung aschgrau und bräunlichgrau in dicht gestellten Flecken, welche am stumpfen Ende sich zu einem mehr oder weniger geschlossenen Kranz vereinigen. Auf dieser Grundzeichnung stehen noch einige dunkelbraune Punkte. Mit Krähen- und Elstereiern sind sie kaum zu

vergleichen, viel weniger zu verwechseln; denn ihre Form, die Körnung der Schalenoberfläche, ihre Fleckenzeichnung, selbst die grünliche Grundfärbung fallen aufs erste Ansehen und Berühren ganz anders ins Auge und ins Gefühl."

Meine Entdeckung wäre nun schon hinreichend gewesen, um die Art und Weise der Fortpflanzung der Kukuke zu bestimmen; ich machte aber glücklicher Weise am 12. März noch eine zweite Beobachtung, welche der ersteren bedeutendes Gewicht verlieh. In einem Dorfgarten, welcher, wie in Egypten überhaupt gewöhnlich, dicht mit Bäumen bepflanzt war, wurde ich durch das helltönende, mißlautende Geschrei des alten Kukuks, „Kiekkiek, kiek, kiek" zur Jagd aufgefordert. Ich erlegte beide Eltern, bemerkte aber bald darauf noch einen Straußkukuk und zwar einen noch nicht vollständig entwickelten Jungen, welcher — von zwei Nebelkrähen gefüttert und vertheidigt wurde. Von nun an ließ ich alle Krähennester untersuchen und war wirklich so glücklich, in einem derselben am 19. März noch ein Kukuksei zu finden.

Es nahm mich kaum Wunder, daß diese Beobachtungen, welche ich fast mit vorstehenden Worten veröffentlichte, bezweifelt und bemäkelt wurden; wohl aber entrüstete es mich, daß man sich nicht entblödete, die wahrheitsgetreu gegebenen Thatsachen als „Ansichten, welche ich triftig zu unterstützen versucht habe", hinzustellen, und zwar auf das bedeutungslose Geschwätz eines syrischen Knaben hin. Glücklicherweise hatte ich inzwischen eine weitere Bestätigung jener „Ansichten" erhalten. Bald nach meiner Ankunft in Madrid war ich selbstverständlich mit allen Thierkundigen der Hauptstadt bekannt geworden, und in ihren Kreisen wurde gelegentlich über dieses und jenes Thier gesprochen. Da fragte mich eines Tages ein recht eifriger Sammler, ob ich wohl auch den Straußkukuk kenne. Ich mußte bejahen. „Aber wissen Sie auch Etwas über das Brutgeschäft dieses Vogels?" Ich bejahte abermals. „Señor, das ist unmöglich; denn ich bin der Erste, welcher hierüber Etwas erfahren hat. Was wissen Sie?" Ich war hinlänglich mit der Vogelwelt Spaniens vertraut worden, als daß ich nicht mit größter Wahrscheinlichkeit die Zieheltern der Straußkukuke hätte angeben können. Die Saatkrähe kommt blos auf dem Zuge in Spanien vor, und Raben und Nebelkrähe fehlen gänzlich. Es blieb, wenn ich von dem in Egypten Beobachteten folgern wollte, nur unsere gemeine Elster als wahrscheinliche Erzieherin noch übrig, und ich nahm keinen Anstand, sie mit einer gewissen Bestimmtheit als die Pflegemutter der jungen Straußkukuke zu nennen. „Sie haben recht", antwortete mein Freund, „aber woher wissen Sie das?" Nun theilte ich ihm meine Beobachtungen mit, und er gab mir dafür einen kurzen Bericht von seiner Entdeckung.

Aufmerksam gemacht durch etwas verschiedene, namentlich kleinere Eier im Neste der Elster, hatte er sich mit guten Jägern in Verbindung gesetzt und von diesen erfahren, daß der Kukuk die betreffenden Eier in das Elsternest lege. Die Sache schien ihm denn doch etwas unglaublich zu sein, zumal auch die bezüglichen Eier von denen des Kukuks wesentlich verschieden waren. Er forschte also selbst nach und fand, daß es der Straußkukuk war, welcher die fremden Eier in die Elsterwirthschaft gelegt hatte.

Aber auch er war nicht der eigentliche Entdecker gewesen. Viel früher als mein Freund hatte ein alter deutscher Naturforscher, Mieg, beobachtet, daß der junge Straußkukuk von Elstern geführt und gefüttert werde; da aber Mieg diese Beobachtung nur im engsten Kreise erzählt hatte, durfte mein Freund das Erstlingsrecht der Entdeckung wohl für sich beanspruchen, und seine castilianische Eigenliebe war deshalb nicht wenig verletzt, als er von mir erfuhr, daß die ganze Angelegenheit der wissenschaftlichen Welt bereits mitgetheilt worden sei.

Gegenwärtig ist die Frage vollständig entschieden. Wenige Jahre später, als ich Spanien bereiste, durchforschte Tristram Algerien und erhielt dort Eier des Straußkukuks, welche denen der Maurenelster (Pica mauritanica) ähnelten, war aber der Ansicht, daß er wohl in die Nester des Vogels lege, aber selbst brüte, da er in einem Neste, aus welchem ein Kukuk flog, zwei stark angebrütete Eier fand und in seiner Ansicht durch die Araber bestärkt wurde. Im Winter von 1861 zu 1862 bereisten Allen und Cochrane Egypten, und da nun die Pflegeeltern des Straußkukuks bereits bekannt waren, wurde es ihnen nicht schwer, in den Nestern der Nebelkrähen viele Eier und

Junge des Straußkukuks zu erhalten. Allen fand zwar nur zwei Eier, aber noch drei Junge, und unter ihnen zwei in ein und demselben Neste; der glücklichere Cochrane hingegen erhielt dreizehn Eier und zwölf Junge, sämmtlich aus den Nestern der Nebelkrähe. In drei Nestern lagen je zwei Eier, in einem Neste zwei Junge unseres Vogels.

Aus Allen's Beobachtungen geht hervor, daß auch die jungen Straußkukuke immer ihren Stiefgeschwistern in der Entwickelung vorauseilen. Sie waren schon ziemlich befiedert, die jungen Nebelkrähen aber noch gänzlich nackend, und so scheint es, daß die Eier des Straußkukuks früher gezeitigt werden, als die Kräheneier; denn Allen's Annahme, daß der weibliche Kukuk sich stets ein Krähennest mit unvollständigem Gelege aussuche, ist meinen Beobachtungen zufolge wenigstens nicht immer richtig. „Es scheint", schließt Allen, „daß von dem Straußkukuk nur die in Mimosenhainen stehenden Krähennester erwählt werden; denn wir fanden niemals ein Kukuksei in solchen Nestern, welche auf einzelnen Bäumen standen." Tristram fand, wie er ganz kürzlich uns mittheilte, auch in Palästina dasselbe Verhältniß, wie in Egypten. „In diesen Gegenden", sagt er, „trafen wir die Krähe brütend an und zwar ebensowohl auf vereinzelten Bäumen, als auf Felsen und in alten Ruinen, und hier trafen wir auch den Straußkukuk, welcher Eier in jener Nester legt. Wir erhielten mehrere von ihnen. Eins dieser untergeschobenen Kinder würde, wie ich fürchten muß, ein trauriges Dasein geführt haben; denn die Kräheneier waren fast zum Ausschlüpfen reif, während das Kukuksei sich erst leicht bebrütet zeigte. Ich war erfreut, hier um die Ruinen von Rabath Ammon eine neue Bestätigung zu den Beobachtungen Brehm's, Cochrane's und Allen's zu erhalten, welche in Egypten diese Eier ebenfalls ausschließlich in den Nestern der Nebelkrähe fanden, während Lord Lilford in Spanien im Gegentheil sie den Nestern der Elster entnahm, und auch diejenigen, welche wir in Algerien erbeuteten, unabänderlich in den Nestern der dort lebenden Maurenelster gefunden wurden."

Durch Allen erfahren wir schließlich, daß sich junge Straußkukuke ohne Mühe in der Gefangenschaft erhalten lassen. Eines von denjenigen Jungen, welche er aushob, ging ohne Umstände ans Futter, nahm große Mengen von Fleisch zu sich, schrie beständig heißhungrig nach mehr Nahrung und befand sich hierbei so wohl, daß es England lebend erreichte. Wie lange es hier ausgehalten, vermag ich nicht zu sagen; Allen bemerkt blos noch, vernommen zu haben, daß das dunkle Gefieder des Vogels im Laufe der Zeit bedeutend lichter geworden wäre, und hieraus geht also zur Genüge hervor, daß der Gefangene wenigstens mehrere Monate lang bei guter Gesundheit gewesen ist.

Die Eilande Oceaniens und Südasien beherbergen eine kleine Gruppe von Kukuken, welche man Guckel (Eudynamys) genannt hat. Ihre Kennzeichen sind ein dicker, kräftiger, auf der Firste sehr gebogener, starkhakiger Schnabel, dessen Unterkiefer fast gerade ist, starke Füße, mittellange Flügel, in denen die vierte Schwinge die längste ist, ein langer, abgerundeter Schwanz und ein ziemlich weiches, sehr übereinstimmend gefärbtes Gefieder. Das kleinere Männchen ist nämlich gewöhnlich schwarz, das Weibchen mehr oder weniger schwarz und weiß gefleckt.

Die berühmteste Art der Sippe ist der Koel oder Kuil (Eudynamys orientalis). Das Männchen ist glänzend grünlichschwarz, das Weibchen glänzend dunkelgrün, auf der Oberseite weiß gefleckt, auf den Schwingen und dem Schwanze weiß gebändert, unten weiß mit schwarzen Flecken, welche in der Halsgegend länglich, in der Brustgegend herzförmig sind. Das Auge ist scharlachroth, der Schnabel blaßgrünlich, der Fuß schieferblau. Die Länge des Männchens beträgt 15½, die des Weibchens 17½, die Breite des ersteren 23, des letzteren 24, die Fittiglänge 7½ und bezüglich 8 Zoll, die Schwanzlänge ebensoviel.

„Dieser wohlbekannte Vogel“, berichtet Jerdon, „findet sich in ganz Indien, von Ceylon bis Burmah, und außerdem auf den malaiischen und philippinischen Inseln. Er bewohnt Gärten, Haine, Alleen und lichte Waldungen, frißt fast ausschließlich Früchte verschiedener Arten, namentlich Feigen, Bananen und dergl., und hält sich, obgleich er nicht gesellig ist, doch zuweilen in kleinen Trupps zusammen. Er ist keineswegs scheu, hat aber die uns bekannte, ruhige, zurückhaltende Lebensart des gewöhnlichen Kukuks, so lange er sich im Gezweige aufhält, während er laut aufschreit, sobald er fliegt. Der Flug unterscheidet sich von dem des Kukuks, denn er ist nicht so ruhig und gleitend, sondern erfordert zahlreichere Flügelschläge. Gegen die Brutzeit hin wird der Koel lärmend und läßt sich jederzeit vernehmen, selbst mitten in der Nacht, indem er unablässig seinen wohlbekannten Schrei, ein an Stärke anschwellendes „Koel koel“ ausstößt. Uebrigens besitzt das Männchen noch einen andern Stimmlaut, welcher wie „huwihn“ oder „hoäo“ klingt, und wenn er fliegt, läßt er noch ein drittes, etwas klangreicheres Geschrei vernehmen.“

„Das Weibchen dieses in Indien äußerst volksthümlichen Vogels“, sagt Blyth, „scheint sein Ei ausschließlich in die Nester der beiden indischen Krähenarten, der Glanz- und Aaskrähe (Anomalocorax splendens und Corvus culminatus) zu legen. Dies ist etwas so Gewöhnliches, daß uns ein und dieselbe Person zu gleicher Zeit fünf oder sechs Kukukseier brachte, deren jedes in einem verschiedenen Neste gelegen hatte. Man findet das Ei unseres Schmarotzers so oft allein in Krähennestern, daß man fast zu der Annahme berechtigt ist, der Koel zerstöre die Eier der Krähe, in deren Nest er das eigene legen will. Aber unerwiesen bleibt es, ob der junge Koel den Instinkt besitzt, etwaige Mitbewohner des Nestes herauszuwerfen. Ich bin sehr geneigt, daran zu zweifeln. Frith, auf dessen Erfahrungen ich das größte Gewicht lege, versicherte mich, nie mehr als ein Koelei in einem Neste gefunden zu haben und auch nie in andern Nestern als denen der genannten beiden Krähen. Er beobachtete öfters, wie das Weibchen der Glanzkrähe den weiblichen Koel aus seiner Nachbarschaft vertrieb, und ein Mal, wie dieser letztere, indem er der Verfolgung zu entgehen versuchte, mit solcher Gewalt gegen die Glasscheibe eines Gebäudes flog, daß er mit zerschmettertem Schädel sogleich niederstürzte. Major Davidson erzählt: In der Veranda meines Bungalows stehend, hörte ich plötzlich ein lautes Gekreisch auf dem Rasen und eilte hinzu, in der Meinung, eine junge Krähe sei aus dem Neste gefallen. Anstatt einer solchen fand ich zu meinem Erstaunen einen jungen Koel. Ich näherte mich auf einige Schritte und sah, wie der kleine Vogel aus dem Schnabel der Krähe Nahrung empfing und dabei zitterte und die Flügel ausbreitete. Ein Eingeborner, welcher zugegen war, versicherte, daß der Koel allemal von der Stiefmutter aufgefüttert werde, und daß diese Pflege so lange andauere, bis der fremde Vogel selbst für sich zu sorgen im Stande sei.“

„Das Ei des Koels ist $1\frac{1}{4}$ Zoll lang und $\frac{3}{4}$ bis $\frac{7}{8}$ Zoll breit; der Gestalt nach ähnelt es sehr den Eiern des Kotri oder Landstreichers (Dendrocitta rufa), seine Farbe ist aber gesättigter, ein blasses Olivengrün mit gleichmäßig dichter röthlichbrauner Fleckung, welche um das dicke Ende zu gedrängter steht. Für den Eierkundigen hat das Ei ein bezeichnendes kukukartiges Ansehen.“

„Im Widerspruch mit der vom Major Davidson mitgetheilten Thatsache berichtet aber Philipps, er selbst und ein gebildeter, im Beobachten sehr geübter und durchaus zuverlässiger Eingeborner hätten beobachtet, daß das Koelweibchen, nachdem es sein Ei in einem Krähenneste niedergelegt habe, dieses häufig aus einer gewissen Entfernung beobachte, um zu gewahren, ob auch sein Junges aus demselben herausgeworfen werde. Dieses geschehe, sobald dasselbe sein geflecktes Jugendkleid anlege, also flügge sei, und sofort nehme sich die echte Mutter des doch noch hilflosen Kindes an, um es zu füttern. Er habe Dies mehr als einmal während seines Aufenthalts in Gwalior beobachtet.“ Daß die Koelmutter ihr Junges fütterte, sah Blyth selbst. Das Junge war fast ganz erwachsen und saß ruhig in einem Baume, während die Alte, ab und zu fliegend, ihm Früchte zutrug. „Das Wahre an der Sache scheint zu sein“, schließt Blyth, „daß der Koel hinter einander verschiedene Eier legt, in Zwischenräumen von zwei bis drei Tagen, wie der europäische Kukuk und

ferner, daß, nachdem die Jungen von den Pflegeeltern herausgeworfen sind, die echte Mutter sie noch einen oder einige Tage füttert."

Hierzu bemerkt Jerdon das Nachstehende. „Das Koelweibchen legt, wie in Indien längst bekannt, seine Eier fast ausschließlich in das Nest der Glanzkrähe, viel seltener in das der Aaskrähe. Gewöhnlich legt es nur ein Ei in jedes Nest und meist, aber nicht immer, zerstört es gleichzeitig eines der Kräheneier. Es ist ein Volksglaube in Indien, daß die Krähe den Betrug merke, wenn der junge Koel fast ausgewachsen ist und ihn dann aus dem Neste stoße. Die Regel kann Dies aber in Wahrheit nicht sein, denn ich habe den jungen Vogel oft von Krähen füttern sehen, nachdem er schon das Nest verlassen hatte .... Uebrigens scheinen es die Krähen recht wohl zu merken, wenn sie durch den Koel zum Hahnrei gemacht werden."

Zu meiner Freude sah ich bei meinem letzten Besuche des londoner Thiergartens noch einen der Koels, welche Babu Rajendra Mulik, ein indischer Vogelliebhaber, der genannten Anstalt geschenkt hatte. Der Vogel war bereits seit zwei Jahren in London und befand sich so wohl, daß man mit Recht hoffen durfte, ihn noch Jahre lang am Leben zu erhalten. Seine Gefangenkost besteht aus gekochtem Reis und verschiedenen Früchten und Beeren, frischen wie gedörrten. Leider nahm mich der Thierreichthum des Gartens so in Anspruch, daß ich zu einer eingehenden Beobachtung des berühmten Vogels keine Zeit gewinnen konnte. Es schien mir übrigens, als ob sich der Koel in der Gefangenschaft durch große Lebhaftigkeit auszeichne und dadurch von seinen europäischen Verwandten sehr zu seinem Vortheil unterscheide.

Die prachtvollsten aller Kukuke bewohnen die Gleicherländer Afrikas, Asiens und Neuhollands. Der Name Goldkukuke (Chrysococcyx) ist für ihre Schönheit noch nicht bezeichnend genug; denn ihr Gefieder schimmert in so prachtvollen Farben, wie sie keine Metallverbindung hervorbringen kann. Diese Farbenpracht ist eins ihrer wesentlichsten, vielleicht das wesentlichste aller Kennzeichen. Sie sind sehr klein, gestreckt gebaut, langflügelig und langschwänzig. Der Schnabel ist mittellang, noch ziemlich schwach und im ganzen wie bei unserm Kukuk gebildet, der Fuß kurzläufig und langzehig, der Fittig ziemlich spitzig, in ihm die dritte Schwungfeder die längste, der Schwanz mehr als mittellang, seitlich etwas abgerundet, das Gefieder knapp, aber großfedrig.

Der Goldkukuk oder Didrik (Chrysococcyx auratus) ist auf der ganzen Oberseite, mit Ausnahme einiger lichten Stellen, glänzend metallisch grün, kupferig schillernd; doch zeigen viele von den Federn auch einen bläulichen Schiller an ihren Rändern, und einzelne einen oder zwei derartige Flecken. Vor und hinter dem Auge verlaufen weiße Streifen, und ein gleichfarbiger Flecken ziert die Stirngegend. Die ganze Unterseite ist lichtbräunlich oder gilblichweiß; aber die Farbe ist hier so zart, daß sie sich blos unmittelbar nach der Mauser in voller Schönheit zeigt, durch das Sonnenlicht jedoch auch beim lebenden Vogel bald in Weiß ausgebleicht wird. Die Seiten-, die Schwanz- und Unterflügeldeckfedern sind grünlich, die ersten Hand- und die Armschwingen, sowie die äußeren Steuerfedern auf dunkelgrünem Grunde weiß gebändert. Das Auge ist lebhaft gelbbraun, während der Paarungszeit beim Männchen cochenilleroth, das Augenlid korallenroth, der Schnabel dunkelblau, der Fuß lichtgraublau. Die Länge beträgt $7\frac{1}{2}$, die Breite $12\frac{3}{4}$, die Fittiglänge $4\frac{1}{6}$, die Schwanzlänge $3\frac{1}{4}$ Zoll. Das Weibchen ist ein wenig kleiner und minder schön, unterscheidet sich auch leicht durch seine gefleckte Unterseite. Das Jugendkleid ist dem der alten Vögel sehr ähnlich, die Unterseite ist aber gelb angeflogen, Brust und Kehle sind metallgrün, dicht geschuppt, die Federn der Oberseite rostgelb gerandet und die Schwingen rostgelb gefleckt.

Ueber das Leben hat zuerst Vaillant Einiges berichtet. „Ich fand den Didrik", sagt er, „im größten Theile Südafrikas, vom Elefantenflusse an bis zum Land der kleinen Namaken, und zwar so

häufig, daß ich Tausende von ihnen hätte erlegen können. Aus meinem Tagebuche ersehe ich, daß ich und mein braver Klaas 210 Männchen, 113 Weibchen und 103 Junge erlegt haben." In Mittelafrika, wo der Vogel von Rüppell, Heuglin und mir beobachtet wurde, ist er nicht entfernt so gemein. So viel ich mich erinnere, traf ich ihn immer nur in dem Urwalde an. In meinen Maßtafeln ist ausdrücklich bemerkt, daß er sich in den höchsten und dichtesten Bäumen der Wälder aufhält. Heuglin beobachtete ihn am weißen und blauen Nil und in Abissinien, zuweilen in kleinen Gesellschaften, in Keeren sogar häufig und selbst inmitten des Dorfes auf Hecken und Bäumen. Ihn



Der Goldkukuk oder Didrik (Chrysococcyx auratus). ³/₄ der nat. Größe.

zu entdecken hält nicht schwer; denn das Männchen macht sich bald bemerklich, sei es durch sein Geschrei oder sei es durch seine Streitlust mit andern seiner Art. Der Lockton ist ein lautes, flötendes Pfeifen, welches Vaillant durch „Didididrik", Heuglin durch „Huidhuidhuidi" ausdrückt. Das Weibchen soll blos einen leisen Ton, wie „Wikwik" klingend, vernehmen lassen und mit ihm auch dem verliebten Männchen antworten oder es herbeirufen. Während der Zeit der Liebe sind die Männchen fast ebenso eifersüchtig und streitlustig wie unser Kukuk und balgen sich unter großem Geschrei. Die Weibchen geben ihnen übrigens an Erregung nicht das Geringste nach und zeigen sich im höchsten Grade nachgebend.

Vaillant fand, wie er sagt, dreiundachtzig Eier des Goldkukuks in den Nestern kerbthierfressender Vögel und machte die Beobachtung, daß das Weibchen sein Ei ebenfalls mit dem Schnabel in die Nester der von ihnen zum Pflegeelterngeschäft erwählten Vögel trägt. Er entdeckte Dies zufällig, als er einem getödteten Weibchen einen Pfropfen in den Rachen schieben wollte, um das Beschmuzen des Gefieders durch auslaufendes Blut zu verhüten, schließt aber ganz richtig, daß auch alle übrigen

Kukuke in derselben Weise verfahren dürften. Das Ei ist glänzend weiß. Heuglin fand in den Eierstöcken der von ihm zergliederten Weibchen im Juli und September fast reife Eier und bemerkte, daß eine namhafte Anzahl derselben befruchtet war. Daraus geht also hervor, daß die Vermehrung des Vogels eine bedeutende ist.

In Neuholland lebt der größte aller Kukuke. Er vertritt die Sippe der Fratzenvögel (Scythrops), so genannt, weil der Schnabel eher dem eines Tukans als dem eines Kukuks gleicht. Dieser Schnabel, welcher unserm Vogel die Ehre verschafft hat, als Verbindungsglied der Kukuke und Pfefferfresser angesehen zu werden, ist mehr als kopflang, groß, dick und stark, an der Wurzel ziemlich hoch und breit, seitlich zusammengedrückt, auf der Firste stark und an der Spitze hakig herabgebogen, woran der Unterschnabel theilnimmt. Je nach dem Alter des Vogels zeigen sich im Oberschnabel mehr oder weniger Längsfurchen, welche gegen den Kieferrand hin in schwache, zahnartige Einkerbungen auslaufen. Die Füße sind stark und kurzläufig, ihre Zehen kräftig, jedoch nicht besonders lang. Der Fittig, in welchem die dritte Schwinge die längste ist, erreicht ungefähr die Mitte des verhältnißmäßig kurzen, abgerundeten Schwanzes, welcher, wie gewöhnlich, aus zehn Federn gebildet wird. Das Gefieder ist ziemlich reich, in der Färbung dem unseres Kukuks nicht ganz unähnlich. Zügel und Augengegend sind nackt.

Der Riesenkukuk (Scythrops Novae-Hollandiae), welcher die einzige Art der Sippe bildet, ist auf dem Kopfe, dem Halse und der Brust grau, auf der Oberseite, dem Flügel und Schwanz grünlicholivengrau, jede Feder hier breit schwarzbraun gespitzt. Die Steißgegend ist unbestimmt graubraun gebändert; die Steuerfedern sind auf der Oberseite dunkelbleigrau, die vier äußersten weiß, an der Spitze und vor derselben durch ein breites schwarzes Band, im übrigen durch schmale Streifen gezeichnet. Das Auge ist braun, die nackte Stelle um dasselbe scharlachroth, der Schnabel gelblichhornfarben, der Fuß olivenbraun. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe. Die Länge beträgt über 2 Fuß, die Fittiglänge 13, die Schwanzlänge 10 Zoll.

Gould sah den Riesenkukuk nur in Neusüdwales, wo er ein Zugvogel ist, welcher im Oktober erscheint und im Januar wieder wegzieht. Nach Latham sieht man ihn gewöhnlich früh und abends, zuweilen in kleinen Trupps von sieben bis acht Stücken, öfters aber paarweise. Sein Anstand und seine Sitten, seine Bewegungen, seine Ernährung und die Art und Weise seiner Fortpflanzung kennzeichnen ihn auf das Entschiedenste als Kukuk. Im Sitzen nimmt er sich prächtig aus, weil er den langen Schwanz oft fächerartig ausbreitet; im Fluge erscheint er weniger ausgezeichnet. Sowohl im Sitzen als im Fliegen läßt er ein lautes, durchdringendes Geschrei vernehmen, wenn ein Falk oder ein anderer Raubvogel ihm zu Gesicht kommt. Im Magen fanden sich Samen vom rothen Gummi- und Pfeffermünzbaum, aber auch Ueberbleibsel von Kerbthieren, obwohl nicht in Menge. Elsey, welcher den Vogel im Norden beobachtete, sagt, daß er mitunter fünf Minuten lang sein klägliches Geschrei ausstoße. „Zuweilen kümmerte er sich nicht um unsere Gegenwart; gewöhnlich aber war er sehr scheu. Zu dem Boden kam er niemals herunter; ich habe ihn stets nur auf den Wipfeln der höchsten Bäume gesehen.“

Ueber die Fortpflanzung fehlen noch ausführliche Berichte, doch scheint so viel festzustehen, daß auch der Riesenkukuk seine Eier fremden Eltern anvertraut. Gould erhielt einen, welcher angeblich von zwei andern fremden Vögeln gefüttert worden war. Strange fand in dem Legschlauche eines von ihm erlegten Weibchens ein reifes Ei, welches auf graulichem Grunde überall mit röthlichbraunen Flecken und Punkten gezeichnet war.

Ein junger Riesenkukuk wurde in ein Gebauer, welches bis dahin ein Riesenfischer innegehabt hatte, gebracht, und hier von Bennett beobachtet. Sofort nach seiner Ankunft öffnete der Neuling,

anscheinend hungrig, den Schnabel, und siehe da, der Riesenfischer erbarmte sich der Waise. Gutmüthig nahm er ein Stückchen Fleisch, bearbeitete dasselbe mit seinem Schnabel so lange, bis es ihm die nöthige Weiche zu haben schien und steckte es seinem Schützling sorgfältig in den Schnabel. Dieses Pflegegeschäft setzte er so lange fort, bis der junge Kukuk fähig war, selbst zu fressen. „Als ich ihn sah", schreibt Bennett, „saß er auf der höchsten Spitze des Käfigs, erhob sich gelegentlich, schlug



Der Riesenkukuk (Scythrops Novae-Hollandiae). 1/3 der nat. Größe.

mit den Flügeln und bäumte dann wieder, nach Art gewisser Falken, mit denen er überhaupt eine gewisse Aehnlichkeit zeigt. Wenn ihm des Morgens Futter gebracht wurde, kam er herab, kehrte aber augenblicklich wieder zu seinem erhabenen Sitzplatze zurück. Von Dem, was ich gesehen habe, möchte ich schließen, daß er in der Gefangenschaft sehr zahm werden muß."

* * *

Unter den übrigen Kukuksvögeln haben, nach Ansicht der Forscher, die Buschkukuke (Phoenicophaeï) mit den bisher beschriebenen die größte Aehnlichkeit. Auch sie sind noch gestreckt gebaut, langschwänzig und kurzfüßig, aber auch kurzflügelig und besonders durch ihren mittellangen,

jedoch sehr kräftigen Schnabel, sowie meist durch ein nacktes Augenfeld und ein prachtvolles, oft zerschlissenes, haarartiges Gefieder unterschieden.

Die Familie oder Unterfamilie tritt namentlich in Indien und auf den benachbarten Eilanden zahlreich auf, ist aber auch in Afrika durch eine Art vertreten. Ueber die Lebensweise sind wir noch keineswegs genügend unterrichtet; wir wissen blos, daß die hierher gehörigen Vögel fern von den menschlichen Wohnungen in den dichtesten Wäldern ein einsames Leben führen, vor dem Menschen scheu sich zurückziehen, hauptsächlich Kerbthiere fressen und wahrscheinlich selbst brüten.

Ueber eine indische Art, den Kokil oder Ban-Kokil der Bengalesen (Zanclostomus tristis) berichtet Jerdon. Ein sehr zusammengedrückter, oben und unten gebogener Schnabel, mittellange, kurzzehige, mit scharfen Klauen bewehrte Füße, kurze, gerundete Flügel, in denen die vierte, fünfte und sechste Schwinge unter sich fast gleich lang und die längsten sind, und ein sehr langer, abgestufter Schwanz sind die Kennzeichen der Sippe, welcher man den Namen Sichelkukuke geben kann. Der Kokil ist auf der Oberseite dunkelgraugrün, auf dem Kopfe und Hinterhalse mehr graulich, auf Schwingen und Schwanz schimmernd grün; jede Steuerfeder ist weiß an der Spitze; der Vorderhals und die Brust sind blaßgrau, die Unterbrust und die Gegend um die nackte Augenstelle weiß. Das Auge ist dunkelbraun, die nackte Stelle um das Auge dunkelscharlachroth, der Schnabel schön apfelgrün, der Fuß grünlichschieferblau. Die Länge beträgt 23, die Fittiglänge 6¾, die Schwanzlänge 16¾ Zoll.

„Dieser hübsche Vogel", sagt Jerdon, „findet sich in Bengalen, Mittelindien, den warmen Thälern des Himalaya, aber auch in Assam, Burmah und auf Malakka, woselbst er sehr häufig ist. Ich habe ihn gewöhnlich vereinzelt gesehen, in den Wäldern umherstreifend und Gespenstschrecken, Grashüpfer, Grillen und ähnlichen Kerbthieren nachjagend. In Sikim begegnet man ihm nur in den warmen Thälern, in einer ungefähren Höhe von 3000 Fuß über dem Meere. Zwei reinweiße, länglich runde Eier wurden mir einmal gebracht; das Nest aber, welches eine große Masse von Zweigen und Wurzeln sein soll, habe ich nicht gesehen. Ein drittes, ähnliches Ei entnahm ich dem Legschlauche eines Weibchens, welches ich geschossen hatte." Blyth bemerkt, daß der Vogel seine Gegenwart oft durch seine Stimme, ein eintöniges, vielfach wiederholtes „Tschuk" verrathe.

Von einer zweiten Art sagt Gould, daß sie nur ungern zum Fliegen sich bequeme, auch niemals weite Strecken in einem Zuge zurücklege, wenn Dies aber geschehe, ihren Weg geradeaus richte. Einige Naturforscher haben behauptet, daß diese Kukuke auch Früchte fräßen; Jerdon bemerkt ausdrücklich, daß er Dies nie beobachtet habe.

Hierauf ungefähr beschränkt sich unsere Kunde über das Leben dieser schönen Vögel, und deshalb erscheint es mir unnöthig, noch anderer Arten der Familie hier zu erwähnen.

* * *

Die Kukuksvögel, welche die neue Welt bewohnen, hat man Fersenkukuke (Coccygi) genannt und ebenfalls in einer besondern Familie oder Unterfamilie vereinigt. Ihre Kennzeichen liegen in dem verhältnißmäßig kräftigen Leibe, den mehr oder weniger kurzen Flügeln, dem oft sehr langen, aus zehn, ausnahmsweise zwölf Federn gebildeten Schwanze, dem ziemlich kräftigen Schnabel und den verhältnißmäßig hochläufigen Füßen, welche bei einzelnen so entwickelt sind, daß sie zum Leben auf dem Boden befähigen. Das Gefieder zeichnet sich durch seine große Weichheit aus. Das Weibchen pflegt größer als das Männchen zu sein, ähnelt diesem jedoch in der Färbung. Auch die Jungen unterscheiden sich kaum von den Alten.

Die Fersenkukuke sind über ganz Amerika verbreitet, besonders aber im Süden des Erdtheils zu Hause. Sie vertreten im Westen die Kukuke des Ostens, mit denen sie in ihrem Wesen manche Aehnlichkeit haben, halten sich in den Wäldern oder Baumpflanzungen auf, sind scheu, der Einsamkeit zugethan, leben meist in den dichtesten Theilen der Gebüsche, schlüpfen hier geschickt durch das Gezweig und kommen gelegentlich wohl auch auf den Boden herab. Ihre Nahrung besteht in Kerbthieren und Früchten, vorzugsweise aber in den haarigen Raupen gewisser Schmetterlinge. Nebenbei plündern sie die Nester kleinerer Vögel und schlucken wenigstens deren Eier hinab und können hierdurch lästig werden. Dafür aber vernichten sie wiederum keine Bruten durch das Unterschieben ihrer Eier; denn sie brüten in der Regel selbst und legen, wie es scheint, nur ausnahmsweise, vielleicht im größten Nothfall blos, eins ihrer Eier fremden Vögeln unter.


Der Kokil oder Van-Kokil (Zanclostomus tristis). ½ der nat. Größe.

Durch Wilson, Audubon, Nuttall und andere Forscher ist uns eine Art der Familie, der Regenkukuk (Coccygus americanus) bekannt geworden. Die Sippe, welche der Vogel vertritt, kennzeichnet sich durch kopflangen, schwachen, zusammengedrückten, leicht gebogenen, spitzen Schnabel, kurze Füße, lange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, und einen langen, abgestuften, aus zehn schmalen, zugerundeten Federn bestehenden Schwanz. Das Gefieder der Oberseite, einschließlich der Flügeldeck- und mittelsten Schwanzfedern, ist lichtgraubraun, das der Unterseite graulichweiß; die ersten Schwingen sind an der Innenfahne bräunlichorangegelb gesäumt, die Schwanzfedern mit Ausnahme der mittelsten schwarz, weiß an der Spitze und die äußersten auch weiß an der Außenfahne. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel oben bräunlichschwarz, der Unterschnabel gelb, der Fuß blaugrau. Die Länge beträgt 12½, die Breite 16, die Fittiglänge 5½, die Schwanzlänge 6¾ Zoll.

„Ein Fremder", sagt Wilson, „welcher die Vereinigten Staaten besucht und im Mai und Juni durch unsere Wälder geht, vernimmt zuweilen tiefe Kehllaute, welche den Silben „Kau kau" ungefähr ähneln, langsam beginnen, aber schneller werden und so rasch endigen, daß die Laute in

einander zu laufen scheinen. Diese Töne kann er oft hören, ohne daß er den Vogel bemerkt, von welchem sie herrühren; denn derselbe ist scheu und einsam, und sucht sich stets die dichtesten Gebüsche zu seinem Wohnsitze aus. Dies ist der gelbschnäblige oder Regenkukuk, ein Sommervogel der Vereinigten Staaten, welcher um die Mitte, oder weiter nach Norden hin, Ende Aprils, auch wohl erst Anfangs Mai, einzutreffen pflegt und bis Mitte September im Lande verweilt, dann aber und zwar zu großen Scharen vereinigt, nach Mittelamerika zieht, um dort zu überwintern." Die Flüge, welche gelegentlich des Zuges gebildet werden, verbreiten sich auf weithin, ohne einen eigentlichen Zusammenhang zu haben, obgleich ein Vogel der Gesellschaft dem andern folgt. Werden die Wanderscharen durch Stürme heimgesucht, so geschieht es wohl auch, daß sie auf kleineren Inseln im Antillenmeere Zuflucht suchen und dann große Strecken buchstäblich erfüllen. Einen solchen Schwarm sah Hurdis im Oktober auf den Bermudainseln. Der Schwarm, welcher Tausende zählte, kam nach einem starken Südwestwinde mit Regen und ließ sich zwischen den Wachholderbüschen der Südküste nieder, setzte aber schon am folgenden Tage seine Reise fort.

Bald nach seiner Ankunft im Frühjahre vernimmt man den Regenkukuk überall in Amerika, und wenn man seine Gewohnheiten kennt, hält es auch nicht schwer, ihn zu beobachten, da er nirgends selten, an geeigneten Oertlichkeiten sogar häufig ist. Die meisten Paare siedeln sich allerdings im Walde an, sehr viele aber nehmen auch in unmittelbarer Nähe der Wohnungen, z. B. in Baumgärten, Herberge, und das Männchen verräth sich hier bald durch sein aus der Kehle kommendes „Kau kau" oder „Kuk", welches es, wie bemerkt, fortwährend hören läßt. An warmen Tagen schreit es, laut Nuttall, stundenlang ununterbrochen und selbst noch während der Nacht.

Der Regenkukuk ist ein Schlüpfer, kein Läufer. Im Gezweig der Bäume bewegt er sich mit meisenartiger Gewandtheit, zum Boden kommt er selten herab, und wenn er hier wirklich einmal umherhüpft, geschieht es in einer ungemein täppischen Weise. Der Flug ist schnell und geräuschlos, wird jedoch selten weit ausgedehnt, sondern beim ersten geeigneten Baume unterbrochen, da sich der Vogel im Innern dichtwipfliger Baumkronen am sichersten zu fühlen scheint. Wenn er seinen Weg durch die Zweige nimmt, läßt er, laut Audubon, bald die Ober-, bald die Unterseite sehen. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren und Früchten, namentlich Schmetterlingen, Heuschrecken, haarigen Schmetterlingsraupen und dergleichen und im Herbst aus verschiedenen Beeren. Wohl nicht mit Unrecht steht er auch in dem Verdacht, die Nester kleinerer Vögel auszuplündern.

Das Fortpflanzungsgeschäft bietet insofern etwas Merkwürdiges dar, als der Vogel seine Kukuksnatur doch nicht ganz verleugnet, sondern wenigstens zuweilen seine Eier in anderer Vögel Nester legt. Nuttall fand eins in dem Neste einer Spottdrossel, ein anderes in dem einer Wanderdrossel. Noch merkwürdiger ist, daß das Weibchen die Eier, welche es legt, sofort bebrütet, und daß demzufolge die Jungen nicht gleichzeitig ausschlüpfen. Das Nest besteht aus wenigen trockenen Zweigen und Gras, ist sehr einfach, flach, dem der gemeinen Taube ähnlich und ebenso auf wagrechten Zweigen befestigt, oft in Mannshöhe. Die vier oder fünf Eier sind länglich und von lebhaft grüner Färbung. „Als ich mich im Jahre 1837", sagt Audubon, „im Anfang Junis zu Charleston befand, wurde ich von einem Herrn Rhett eingeladen, auf sein Grundstück zu kommen, um dort das Nest eines Vogels in Augenschein zu nehmen. Dasselbe, welches nahezu in der Mitte eines Baumes von mäßiger Höhe stand, wurde von dem Sohne des genannten Herrn leicht erreicht. Einer der alten Kukuke, welcher darauf saß, verließ seinen Platz erst, nachdem ihm der Kletterer mit der Hand bis auf wenige Zoll nahe gekommen war; dann flog er lautlos einem andern Baume zu. Zwei junge Kukuke, welche fast schon im Stande waren, zu fliegen, verließen eiligst ihre Wiege und krochen zwischen den Aesten hinaus, wurden hier aber bald gefangen. Das Nest wurde herunter genommen und mir gereicht. Es enthielt noch drei Kukuke, jedoch alle von verschiedener Größe. Der kleinste von ihnen war anscheinend eben erst ausgekrochen, der nächstfolgende sicherlich auch nur ein paar Tage alt, während der größte von ihnen, welcher schon ziemlich befiedert war, im Verlauf einer Woche hätte ausfliegen können. Neben diesen Jungen lagen auch noch zwei Eier im Neste,

eins, welches schon ein Junges enthielt, und ein anderes, welches noch frisch war, also erst kürzlich gelegt sein konnte. Als wir alle die jungen Kukuke neben einander betrachteten, entdeckten wir zu unserer größten Verwunderung, daß auch nicht zwei von ihnen dieselbe Größe hatten. Sie mußten zu verschiedenen Zeiten ausgeschlüpft, und die größten drei volle Wochen älter sein, als die übrigen. Rhett versicherte mir, daß er Dasselbe bei einem zweiten Neste beobachtet habe und erzählte, daß in demselben von einem Paare während einer Brutzeit nach und nach elf junge Kukuke ausgebrütet und groß gezogen worden wären.“ Audubon's Entdeckung wurde später durch Brewer's Beobachtungen bestätigt. „Das Weibchen“, schreibt dieser seinem Freunde, „beginnt offenbar zu brüten, sobald es das erste Ei gelegt hat. Ich habe in dem Neste ein Ei noch frisch gefunden, während in einem zweiten das Junge soeben die Schale durchbrechen wollte, und ebenso habe ich Eier ausgehoben, welche zum Ausschlüpfen reif waren, während nicht blos kleinere, sondern zum Ausfliegen fertige Junge in demselben Neste saßen.“ Diese Thatsachen sind höchst beachtenswerth; denn sie stehen, so viel bis jetzt bekannt, durchaus vereinzelt da.

In Amerika wird der Regenkukuk selten verfolgt, und seine geringe Scheu, welche er an den Tag legt, hat also seinen Grund. Uebrigens merkt er bald, ob man ihm wohl will oder nicht: Erfahrung witzigt auch ihn. Nach Audubon soll er den Edelfalken oft zur Beute werden.

Auf Jamaika tritt zu dem Regenkukuk ein Verwandter, welcher dort Regenvogel, wissenschaftlich aber Eidechsenkukuk (Saurothera vetula) genannt wird und seiner auffallenden Schnabelbildung wegen erwähnt zu werden verdient. Der Schnabel ist länger als der Kopf, fast vollkommen gerade, dünn, seitlich zusammengedrückt, an der Spitze hakig übergebogen. Die Läufe sind kurz und schlank, die Zehen lang und schmächtig, die Flügel mittellang, in ihnen die vierte, fünfte und sechste Schwinge die längsten. Der mehr als mittellange, seitlich stark abgestufte Schwanz wird aus zehn gerundeten Federn gebildet. Das Gefieder der Oberseite ist dunkelgrau, das der Unterseite fahlgelb, welche Farbe auf der Brust in Lichtaschgrau und auf dem Bauche in Gelblichgrau übergeht; die zehn ersten Schwingen sind hellbraunroth, an der Spitze grünlichbraun, die beiden mittleren Steuerfedern grau, grünlich schimmernd, die seitlichen schwärzlichbraun, an der Spitze weiß. Das Auge ist nußbraun, der Augenring scharlachroth, der Schnabel schwärzlich, der Fuß bläulichschwarz. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht durch die Färbung. Die Länge beträgt 15½, die Breite 14, die Fittiglänge 4½, die Schwanzlänge 6¾ Zoll.

„Ein oder zwei Tage nach meiner Ankunft auf Jamaika“, erzählt Gosse, „unternahm ich in Gesellschaft eines kleinen Knaben einen Ausflug nach einem Hügel, welcher theilweise mit einem fast undurchdringlichen Dickicht bestanden war. Als wir doch eindrangen, bemerkte ich einen sonderbaren Vogel wenige Fuß vor uns, welcher uns scheinbar mit der größten Theilnahme beobachtete. Mein kleiner Freund belehrte mich, daß es der Regenvogel sei, welcher jedoch auch, seiner albernen Neugier halber, „Närrischer Thomas“ genannt werde. Ohne weitere Worte zu verlieren, ergriff der Bube einen Stein und schleuderte denselben mit so großer Sicherheit nach dem wißbegierigen Vogel, daß dieser zu Boden stürzte und ich somit die erste Frucht meines Sammeleifers erlangte.“

„Seitdem habe ich den „närrischen Thomas“ oft gesehen, aber immer in derselben Weise von Zweig zu Zweig hüpfend oder mit Leichtigkeit an den dünnen Schößlingen emporklimmend, den sich ihm Nähernden anstarrend und, wenn aufgescheucht, blos ein paar Schritte weiter fliegend und wiederum vor sich hinglotzend. Man begegnet ihm überall, aber nur im Niederwalde. Im Einklang zu seinen kurzen, hohlen Flügeln, welche an die der Hühner erinnern, sieht man den Eidechsenkukuk selten fliegen, außer von einem Baume zum andern. Häufiger bewegt er sich schlüpfend und kletternd durchs Gezweige. Wenn er fliegt, gleitet er in einer fast geraden Linie ohne Flügelschlag dahin. Oft

sieht man ihn in sonderbarer Stellung auf einem Zweige sitzen, den Kopf tiefer als die Füße niedergesenkt und den Schwanz fast senkrecht herabhängend. Im Sitzen läßt er dann und wann auch ein lautes Gegacker vernehmen, dessen Klang nicht abändert, aber verschieden schnell und mit deutlich geöffnetem Schnabel ausgestoßen wird und den Silben „Tiki tiki tiki“ (so rasch gesprochen, als man kann) ähnelt. Zuweilen vernimmt man diese Laute auch während eines seiner kurzen Flüge. Nicht selten bemerkt man den Vogel auf dem Boden, wo er sich sprungweise bewegt, den Kopf niedergesenkt, den Schwanz etwas erhaben.“

Die Nahrung besteht nicht blos aus Kerbthieren verschiedener Art, sondern auch aus mancherlei Wirbelthieren, namentlich aus Mäusen, Eidechsen und dergleichen. Robinson fand in dem Magen eines von ihm Getödteten eine acht Zoll lange Saumfingereidechse so aufgerollt, daß der Kopf des Lurchs in der Mitte lag. Der Vogel soll zuerst den Kopf der Eidechse zerquetschen und sodann, ihn voran, das ganze Thier verschlingen.

Gosse fand ein aus Wurzeln, Fasern, Mos und Blättern bestehendes Nest in einem Gabelaste mit einem auf lichtem Grunde gefleckten Ei und erfuhr von Hill, daß das Männchen vor der Paarung durch anmuthige Bewegungen und indem es den Schwanz und die Flügel ausbreite und das Gefieder sträube, dem Weibchen seine Liebe erkläre.

Gefangene, welche Hill besaß, lebten mehrere Wochen und fraßen Kerbthiere und Fleischstückchen. Die frisch Gefangenen schrieen ärgerlich, waren wüthend und versuchten mit weit geöffnetem Schnabel zu beißen. Ganz außerordentlich soll, nach Gosse, die Lebensfähigkeit dieser Vögel sein: Verwundete, welche unser Forscher erhielt, konnten von ihm kaum getödtet werden.

Die Schlankkukuke (Pyrrhococcyx) kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig kleinen Leib, gestreckten, sanft gewölbten, auf der Firste aufgetriebenen, an der Spitze sanft abwärts gebogenen Schnabel, starke, aber ziemlich schlankläufige Beine mit mittellangen Zehen, kurze Flügel, in denen die fünfte Schwinge die längste ist, einen sehr langen, seitlich verkürzten Schwanz, welcher aus zehn, an der Spitze sanft abgerundeten Federn besteht, und ein dichtes, außerordentlich weiches, duniges Gefieder.

Die bekannteste Art der Sippe, welche wir Langschwanzkukuke nennen wollen (Pyrrhococcyx cayanus), ist hellrothbraun, auf der Unterseite von der Brust abwärts bleigrau; die Schwingen sind an der Innenseite und Spitze braungrau, die Schwanzfedern oben dunkelrothbraun, unten schwarz, an der Spitze weiß. Das Auge ist karminroth, der Schnabel grünlichweiß, der Fuß hellbräunlichgrau. Die Länge beträgt 18 bis 22 Zoll, weil die Schwanzlänge wechselt, die Breite 17, die Fittiglänge 5½ bis 6½, die Schwanzlänge 10—14 Zoll.

„Diesen Kukuk“, sagt Burmeister, „kennt Jedermann in Brasilien, da er bis in die Ansiedlungen kommt und sich in den Gärten oder den benachbarten Gebüschen fast täglich sehen läßt. Er verbreitet sich über das ganze wärmere Amerika.“ „Er ist“, so berichtet der Prinz von Wied, „in den meisten Gegenden Ostbrasiliens nicht selten und kommt sowohl in geschlossenen Urwäldern als in Vorwaldungen und mit Gebüschen und Triften abwechselnden Gegenden vor. Schon von fern ist er an seinem langen Schwanze und dem rothbraunen Gefieder kenntlich. Er fliegt ungeachtet der kurzen Flügel ziemlich leicht, ist lebhaft, beständig in Bewegung, hebt den Schwanz aufwärts und läßt seine Lockstimme, einen feinen, wie „Zik zik zik“ klingenden Ton, wiederholt vernehmen. Gewöhnlich bemerkt man diese Vögel gepaart. Sie scheinen in Gesellschaft ihrer Nahrung nachzugehen, welche, wie die Untersuchung ihres Magens zeigte, in Kerbthieren besteht.“ . . .

„Ueber ihre Art zu nisten habe ich Nichts in Erfahrung gebracht. Die Landbewohner bekümmern sich wenig um die sie umgebenden Thierarten, und man erhält deshalb wenig Auskunft von ihnen.“

Spix und Martius fanden ein Nest mit sechs grünlich marmorirten Eiern, sagen aber nicht das Geringste über die Fortpflanzung, sondern erwähnen blos, „daß sich der Langschwanzkukuk in den Campos aufhalte und sich selbst durch Flintenschüsse nicht von seinem lärmenden Geschreie abbringen lasse“.

* * *

Höchst eigenthümliche Kukuksvögel sind die Madenfresser (Crotophagae), eine wenig zahlreiche, auf Süd- und Mittelamerika beschränkte Gruppe oder Familie. Sie kennzeichnet sich durch gestreckten Leib, einen starken auf der Firste zu einem scharfen Kamm erhöhten Schnabel, kräftige paarzehige Füße, deren Außenzehe nach hinten gewendet ist, mittellange Flügel, langen, breiten, stumpf gerundeten Schwanz, welcher nur aus acht Federn gebildet wird, und ein derbes, aber kleinfedriges, mehr oder weniger glänzendes Gefieder, welches an der Schnabelwurzel borstig ist und die Zügel- und Augengegend kahl läßt. Das Innere des Oberschnabels ist hohl, und die Hornmasse selbst besteht aus sehr dünnwandigen Zellen, fast wie bei den Pfefferfressern und Hornvögeln. An erstere erinnern die Madenfresser auch durch das knapp anliegende Gefieder, welches ihren Leib beständig mager erscheinen läßt, und so hat man sie gewissermaßen als ein Uebergangsglied von andern Kukuksvögeln zu den Tukans anzusehen.

Die Lebensweise hat etwas sehr Auffallendes; denn die Madenfresser leben durchaus nicht nach anderer Kukuke Art, sondern eher in derselben Weise wie unsere Elstern oder Krähen, gleichen aber auch wiederum den Pfefferfressern. Man sieht sie immer in Gesellschaft und zwar in der Nähe menschlicher Wohnungen ebensowohl, wie im Innern der Steppenwaldungen; am liebsten aber treiben sie sich in der Tiefe der Thäler auf feuchten Wiesenplätzen umher und regelmäßig in der Nähe von Viehherden. Die Nähe des Menschen scheuen sie nicht, ja, sie bekunden zuweilen eine Dreistigkeit, welche uns geradezu unbegreiflich erscheint. Ihre Fortpflanzung ist ebenso eigenthümlich, wie sie selbst. Die Madenfresser brüten (sehr oft wenigstens) gemeinschaftlich, nicht blos in Gesellschaften, sondern in ein und demselben Neste, in dem viele Weibchen ihre Eier gemeinschaftlich ablegen, das Brutgeschäft gemeinschaftlich besorgen und auch die Jungen gemeinschaftlich groß ziehen. Dank ihrer Allgegenwart, ihrer Lebendigkeit und ihrem lauten Rufen machen sie sich Jedermann bemerklich, und so sind sie denn auch vielfach beobachtet worden, namentlich von Azara, Humboldt, dem Prinzen von Wied, Schomburgk, Orbigny, Gosse, Burmeister und Andern. Aus den Berichten dieser Naturforscher geht hervor, daß die Lebensweise der verschiedenen Arten im wesentlichen dieselbe ist, sodaß man wahrscheinlich, ohne einen Fehler zu begehen, das von dem einen Bemerkte auf die andern übertragen kann. Dies gilt wenigstens für diejenigen Mitglieder, welche der Familie ihren Namen verliehen haben.

Die Madenfresser (Crotophaga) zeigen in der Gestalt entfernte Aehnlichkeit mit unserer Elster. Sie sind schlank gebaut, kleinköpfig, kurzflügelig, langschwänzig und hochbeinig. Der kopflange Schnabel ist hoch, weil sich die Firste in der Wurzelnähe scharfkantig, kammartig erhebt und noch eine Strecke auf der Stirn sich fortsetzt; die Spitze des Schnabels ist stark herabgebogen, der Kieferrand glatt. Der Fuß ist hoch und kräftig, seine äußere Vorderzehe ungefähr noch einmal so lang, als die innere, und die nach hinten gewendete Außenzehe ungefähr ebenso lang, wie die

eigentliche Hinterzehe. Der Flügel ist nach Verhältniß lang, reicht wenigstens über die Schwanzwurzel hinab; im Fittig ist die vierte Schwinge die längste. Der Schwanz ist ungefähr ebenso lang, wie der Rumpf; seine beiden äußersten Federn sind etwas verkürzt.

Die drei Arten, welche Südamerika und Brasilien insbesondere bewohnen, unterscheiden sich hauptsächlich durch die Größe und Schnabelbildung.

Die Coroya der Brasilianer (Crotophaga major) ist etwas größer als eine Elster, aber viel schlanker und der Schnabel bedeutend stärker; denn derselbe ist noch etwas länger als der Kopf, seitlich nicht so sehr zusammengedrückt, wie bei den übrigen Arten, an der Spitze wenig und sanft gekrümmt; sein Kamm ist auf die hintere Hälfte beschränkt. Die Federn des Kopfes und Nackens sind lang zugespitzt, die des Rückens und der Brust sehr breit. Die Färbung ist ein dunkles Stahlblau, welches auf dem Schwanze mehr ins Violette, auf der Brust aber ins Grüne fällt, weil hier die Federn derartig gesäumt sind. Das Auge ist lebhaft hellgrün, die Iris aber

Der Ani (Crotophaga Ani).

durch einen schmalen gelben Ring von dem Stern getrennt, der Schnabel und die das Auge umgebende Haut sind schwarz, die Füße schwarzbraun. Die Länge beträgt $18\frac{2}{3}$, die Breite $22\frac{1}{4}$, die Fittiglänge $7\frac{2}{3}$, die Schwanzlänge $9\frac{5}{6}$ Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner.

Der Ani (Crotophaga Ani) ist beträchtlich kleiner als eine Elster, kaum so groß wie unser Kukuk. Der Schnabel ist kopflang, an der Spitze stark herabgebogen, der Kamm auf dem ganzen Rücken des Oberschnabels sehr scharf. Das Gefieder des Kopfes ist verhältnißmäßig breit. Die Färbung ist blauschwarz; die Säume der Federn des Vorderleibes schillern violett. Das Auge ist

grau, der Schnabel und die Beine sind schwarz. Die Länge beträgt 13½, die Breite 15⅓, die Fittiglänge 5, die Schwanzlänge 6⅔ Zoll.

Der Runzelschnabel (Crotophaga rugirostris) ist etwas größer als der Ani, sein Schnabel aber länglicher und der gestreckte Kamm mit vier bis fünf stumpfen, wellenförmigen Querrunzeln verziert. Die Färbung des Gefieders ist dunkelbläulichschwarz, wenig schillernd; doch sind die Federn des Kopfes, Halses und der Vorderbrust bunt, kupferig violett gesäumt, die des Rückens



Der Runzelschnabel (Crotophaga rugirostris).

und Bauches bestimmter metallgrün gerandet. Das Auge ist graubraun, Schnabel und Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 14, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge 7 Zoll.

Die Coroya bewohnt hauptsächlich mit Busch bestandene, ruhige Gegenden Südamerikas, der Ani Gebüsche neben Triften, auch solche in unmittelbarer Nähe der Ansiedlungen, der Runzelschnabel die bewaldeten Ufergürtel der Savannen Nordbrasiliens und Guyanas. Wie es scheint, verbreitet sich der Ani weiter als die übrigen Arten; er ist auch, den einstimmigen Versicherungen der Reisenden zufolge, allerorten viel häufiger als seine Verwandten. In Brasilien findet er sich überall, wo offene Triften mit Gebüschen und Vorwaldungen abwechseln, meidet aber entschieden die

großen geschlossenen Wälder; in Guyana tönt sein heiseres Geschrei dem Reisenden entgegen, sobald er die Ansiedlung verlassen hat; auf Jamaika sieht man ihn auf allen Ebenen, insbesondere in den Steppen und auf den Weiden, welche von Roß- und Rinderherden besucht werden, und zwar so häufig, daß Gosse behaupten kann, er sei möglicherweise der gemeinste aller Vögel der Insel. Auch bei St. Croix ist er sehr häufig und wegen seiner auffallenden Erscheinung allgemein bekannt.

Sein Betragen ist nicht unangenehm. „Der Ani", sagt Hill, „ist einer meiner Lieblinge. Andere Vögel haben ihre Jahreszeit; aber die Madenfresser sind beständige Bewohner des Feldes und während des ganzen Jahres zu sehen. Wo immer es offenes Land und eine Weide gibt, welche mit einigen Bäumen oder Sträuchen bestanden ist, da bemerkt man auch gewiß diese geselligen Vögel. Sie sind dreist und anscheinend furchtlos, verabsäumen aber nie, die Ankunft eines Menschen durch lautes Geschrei anzuzeigen. Nach einem vorübergegangenen Gewitter sind sie gewiß die ersten, welche das Dickicht verlassen, um ihre Schwingen zu trocknen und hierauf im freien Felde sich wieder zu zeigen; selbst die stets sangfertige Spottdrossel thut es ihnen nicht zuvor. „Qui jotsch qui jotsch" hört man von einem nicht fernen Gebüsch, und ein kleiner Flug von Madenfressern wird sichtbar, mit lang ausgestrecktem Schwanze einem Platze zugleitend, auf welchem die Frische und Feuchtigkeit der Erde das Kerbthierleben geweckt hat. Die Sonne sendet ihre Strahlen schief auf die Ebene hernieder, die Seebrise verbreitet ihre Frische, und ein schnell und ängstlich wiederholtes „Qui jotsch qui jotsch" wird wieder vernommen.... Ein Falk stiehlt sich geräuschlos an der Buschgrenze dahin und schwebt gelegentlich über die Savanne hinaus; die Sturmglocke der schwarzen Vögel aber ist längst von der gesammten Bewohnerschaft des Feldes vernommen worden: nicht ein Laut wird mehr gehört und nicht ein einziger Flügel bewegt! In den glühenden heißen Tagen, wenn kein Thau mehr fällt und die ganze Pflanzenwelt verschmachtet, sieht man die Madenfresser in früher Nachmittagsstunde den Flüssen sich zuwenden und hier in kleine Gesellschaften zertheilen. Haben sie einen Ort erkundet, wo ein entwurzelter Baum in den Strom gefallen ist, so sieht man sie jetzt in den verschiedensten Stellungen sitzen, einige den Schwanz nach oben richtend und von dem Gezweig aus trinkend, andere still und in sich gekehrt, andere ihr Gefieder säubernd und wieder andere sich auf dem Sande des Ufers beschäftigend. Hier verweilen sie bis gegen Sonnenuntergang, dann fliegen sie nach einigem Zaudern von dannen, nachdem einer des Haufens das Zeichen gegeben, daß es nun Zeit ist, die nächtliche Ruhe zu suchen." „Sie sind ein ganz interessantes Völkchen", schildert Schomburgk, „deren ewig geschäftiges Treiben man stundenlang zusehen kann. Behend umhüpfen sie die Rinderherden oder schlüpfen sie durch das Gras, um Grillen und andere Kerbthiere zu fangen. Geht es aber zur Flucht, dann hört ihre Schnelligkeit auf, da ihre Flügelmuskeln gerade nicht die stärksten sind und ihnen bald den Dienst versagen.... Am häufigsten findet man sie an den Waldungen, Umzäunungen der Savannenflüsse, wo sie unter wildem Lärm von Strauch zu Strauch fliegen, seltener in der offenen Savanne und in dem Innern des Waldes." „Sie lieben es", berichtet Gosse, „morgens auf niederen Bäumen mit ausgebreiteten Schwingen sich zu sonnen und verweilen in dieser Stellung oft lange Zeit vollkommen ruhig. In der Hitze des Tages sieht man viele in den tieferen Ebenen, auf den Umzäunungen oder Hecken sitzend, den Schnabel weit geöffnet, als ob sie nach Luft schnappten. Dann scheinen sie ihre gewöhnliche Geschwätzigkeit und Vorsicht ganz vergessen zu haben. Manchmal spielen zwei oder drei inmitten eines dicken, von Schlingpflanzen umwobenen Busches Verstecken und stoßen dann plötzlich ihr sonderbares Geschrei aus, gewissermaßen in der Absicht, andere aufzufordern, sie zu suchen."

In ihren Bewegungen sind sie keineswegs ungeschickt. Auf dem Boden hüpfen oder springen sie gewöhnlich umher, indem sie die Füße gleichzeitig erheben; gelegentlich aber sieht man sie auch über Hals und Kopf dahinrennen und dann einen Fuß um den andern bewegen. Im Gezweig der Bäume sind sie sehr geschickt. Sie fußen auf dem Ende eines Hauptzweigs, gewinnen die Mitte der Krone, indem sie rasch auf dem Zweige dahinlaufen, durchsuchen den ganzen Baum ordentlich nach Kerbthieren und verlassen ihn von der andern Seite, entweder einzeln in derselben Ordnung oder

plötzlich alle zusammen unter lautem Geschrei. Im Fliegen sehen sie sonderbar aus; denn der dünne Leib mit dem langen Schwanze, dem großen Kopfe und dem gewaltigen Schnabel wird gerade ausgestreckt und die Schwingen selbst werden nur wenig bewegt, sodaß der dahingleitende Madenfresser, wie Gosse sagt, eher einem Fische, als einem Vogel ähnelt.

Der Ani und der Sperlingsfalk müssen, laut Newton, am meisten unter den Angriffen eines Tyrannen leiden. Es ist schwer zu sagen, welcher von beiden, der Ani oder Tyrann, dem Beobachter das meiste Vergnügen gewährt. Wenn eine frische Brise weht, ist der Ani wegen seines langen Schwanzes und der kurzen Flügel geradezu hilflos. Er verliert dann gänzlich seine Geistesgegenwart und fliegt mit dem Winde, während das Gegentheil das Beste wäre. Dann erscheint der Tyrann und versetzt ihm derartige Stöße, daß ihm Nichts übrig bleibt, als sich in eine unerquicklich aussehende Dornhecke oder in das Gras herabzustürzen. Eine Folge dieser Abenteuer ist, daß das Gefieder des Ani, namentlich das des Schwanzes, sehr leidet. Man kann wirklich kaum einen einzigen bekommen, dessen Steuer in gutem Zustande ist.

Der sonderbare Ruf, welcher alle Augenblicke vernommen wird, klingt wie der Name des Vogels durch die Nase gesprochen, nach Kittlitz wie „Tru-i tru-i", nach Azara wie „Oooi" oder „Aaai", nach Prinz von Wied wie „Ani" oder „A i", angenehm aber sicher nicht, da die Ansiedler den Vogel deshalb, laut Schomburgk, „alte Hexe" zu nennen pflegen.

Die Nahrung ist gemischter Art. Kerbthiere und Würmer, zumal Zecken, bilden wahrscheinlich das Hauptfutter; zeitweilig aber halten sich die Madenfresser fast ausschließlich an Früchte. Die Forscher fanden in dem Magen der von ihnen Getödteten die Reste verschiedener Kerbthiere, namentlich der Heuschrecken, Schmetterlinge, Fliegen und dergleichen, aber auch Beeren verschiedener Art und andere Früchte. Den Kühen lesen sie die Schmarotzer ab, und deshalb eben halten sie sich gern auf Weiden auf. Man sieht sie auf dem Vieh umherlaufen, ohne daß dieses Unwillen bekundet; zuweilen hängen sogar mehrere Vögel zu gleicher Zeit auf ein und demselben Rinde, gleichviel ob es liegt oder sich bewegt. Der Prinz von Wied sah sie in Gesellschaft der Schwarzvögel und des weißen Caracara auf dem Rücken des Rindviehs sitzen; Gosse beobachtete, wie sie eifrig beschäftigt waren, eine Kuh von ihren Quälgeistern zu befreien, und auch alle übrigen Reisenden erwähnen der Freundschaft zwischen ihnen und den Rindern. Uebrigens bedrohen sie nicht blos die laufenden Kerbthiere, sondern jagen auch den fliegenden nach. „Im Dezember", sagt Gosse, „habe ich kleine Gesellschaften von ihnen abends beschäftigt gesehen, von einem Zweige aus in die Luft zu fliegen, unzweifelhaft, um schwirrende Kerbthiere zu fangen. Eines Tages im März und Mai wurde meine Aufmerksamkeit auf einige Madenfresser gelenkt, welche einen großen Schmetterling verfolgten, und ein drittes Mal sah ich einen mit einer Wasserjungfer im Schnabel. Ich habe auch gesehen, daß sie gelegentlich kleine Eidechsen bedrohen."

Ueber die Fortpflanzung liegen ausführliche, aber nicht ganz übereinstimmende Berichte vor. Azara bemerkt, daß der Ani, nicht aber die Coroya, gesellschaftlich niste; Richard Schomburgk behauptet das Gegentheil, und Orbigny bestätigt Schomburgk's Angaben. „Die Eigenthümlichkeit", sagt der Letztgenannte, „daß sich mehrere Weibchen bei der Leg- und Brütezeit vereinigen, ein gemeinschaftliches Nest bauen, gemeinschaftlich dort ihre Eier legen und diese ebenfalls gemeinschaftlich ausbrüten, findet nicht beim Ani statt, da ich immer nur fünf bis sieben Eier in einem Neste fand; jene Eigenthümlichkeit ist, wie ich später fand, nur der Coroya eigen: die großen gemeinsamen Nester dieser Art enthielten oft zwanzig bis dreißig weiße Eier." —

Das Nest des Ani ist, laut Burmeister, im Waldgebiet Brasiliens überall, auch nah bei den menschlichen Ansiedlungen, in niedrigen Gebüschen zu finden. „Die Vögel, welche sich paarweise zusammenhalten, verrathen seine Stelle durch ihr beständiges Ab- und Zufliegen meist sehr bald. Vielleicht in Folge der häufigen Störung, welcher sie hier ausgesetzt sind, bauen die verschiedenen Paare kein großes gemeinschaftliches Nest; vielmehr sind ihre Baue daselbst nur von sehr

mäßigem Umfange: sie enthalten in den meisten Fällen nicht mehr als fünf oder sechs Eier. Das von Azara geschilderte Zusammenleben des Vogels in Ansiedlungen mag dagegen an solchen Orten, wo er von Menschen nicht viel beunruhigt wird, zwar ebenfalls noch vorkommen; in Brasilien jedoch ist diese Erscheinung nicht bekannt; ich habe ihrer auch von keinem Brasilianer erwähnen hören, obgleich die Leute gerade solche Einzelheiten der einheimischen Thiere sehr gut zu kennen pflegen und sogleich davon erzählen, wenn man sich bei ihnen nach der Lebensweise der Geschöpfe erkundigt." Hiermit stimmt die Angabe von Schomburgk überein. „Die Indianer behaupten", sagt er, „daß nur die Coroyas ein gemeinsames Nest bauen, während die beiden andern Arten diese Eigenthümlichkeit nicht theilen, indem bei ihnen jedes Pärchen sein eigenes Nest besitzt." Dagegen theilt uns Gosse Folgendes mit. „Die Thatsache, daß der Ani in Gesellschaft baut und ein ungewöhnlich großes Nest aus Zweigen gemeinschaftlich herstellt, wird von allen Ansiedlern bestätigt. Gewöhnlich soll ein hoher Baum zur Anlage gewählt werden." Hill, dessen Angaben durchaus glaubwürdig sind, sagt: „Etwa ein halbes Dutzend von ihnen baut nur ein einziges Nest. Dasselbe ist groß und geräumig genug, um alle aufzunehmen und die gesammte Kinderschar zu beherbergen. Sie betreiben die Bebrütung mit größter Hingebung und verlassen es, so lange sie brüten, niemals, ohne die Eier mit Blättern zu bedecken. . . Im Juli fand ich ein Nest dieser Vögel. Es bestand aus einer großen Masse von verflochtenen Zweigen, welche mit Blättern ausgekleidet waren. In ihm lagen acht Eier, aber gleichzeitig die Schalenstücke von vielen andern und noch ein gutes Theil derselben unter dem Baume." „Meine sechs Eier des Ani", fährt Burmeister fort, „sind etwa so groß, wie gewöhnliche Taubeneier. Sie hatten, frisch gelegt, eine völlig weiße Farbe und ein kreidiges Ansehen, wobei jedoch ein grünlicher Ton hindurchschimmerte. Hier und da waren Streifen und Striche in die Oberfläche eingerissen, durch welche ein schönes Seladongrün zum Vorschein kam. Jede Berührung mit harten Gegenständen zerstörte den weißen Ueberzug und ließ die grüne untere Lage hervortreten; ja, als ich das Ei mit dem Messer schabte, ging der weiße Kreideüberzug vollends herunter. Ich halte denselben hiernach für eine besondere Stoffausscheidung, welche das Ei, während es vor oder in der Kloake verweilt, von dieser erhält, und zwar möchte ich den Stoff mit dem kreidigen Inhalt der Urinmasse vergleichen, womit der Koth der Vögel bekleidet zu sein pflegt. Entfernt man den Ueberzug, so erhält das vorher ganz matte, kreidige Ei einen leichten Glanzüberzug, eine sehr feinporige Oberfläche. Diese Farbe ist bald etwas mehr blaugrün, bald reiner meergrün." „Im Juni", sagt Newton, „fand ich ein Nest dieser Art. Ich sah zwei Vögel dicht neben einander sitzen und zwar, wie sich später herausstellte, auf dem Neste, welches sich an den Stamm lehnte und von einigen jungen Schößlingen gehalten wurde, in einer Höhe von ungefähr fünf Fuß über dem Boden. Es war ein roher Bau von Stöcken und Zweigen, groß und tief, theilweise mit trockenen Blättern ausgefüllt, zwischen denen ich vierzehn Eier entdeckte. Das Nest war augenscheinlich gemeinsames Eigenthum. Gewöhnlich saßen zwei oder drei Vögel dicht neben einander in ihm und manchmal vier oder fünf und darüber in der Baumkrone; sie schrien so lange, als ich in der Nähe war." Die Jungen verlassen, laut Schomburgk, das Nest, ehe sie noch flugfähig sind, und hüpfen in Gesellschaft der Alten mit gleicher Gewandtheit von Zweig zu Zweig. Sobald sich Gefahr naht, erheben sich die Alten mit wildem Geschrei, und in raschen Sprüngen eilen die Jungen vom Gebüsch oder von den Bäumen herab, um, auf dem Boden angekommen, im Grase zu verschwinden.

Die Madenfresser sind so wenig scheu, daß ihre Jagd kaum Schwierigkeiten verursacht. Da, wo sie wenig mit den Menschen verkehren, grenzt ihre Dreistigkeit an das Unglaubliche. „Gleich mehreren Vögeln dieser Einöden", berichtet Humboldt, „scheuen sie sich so wenig vor dem Menschen, daß Kinder sie oft mit der Hand fangen. In den Thälern von Aragua, wo sie sehr häufig sind, setzten sie sich am hellen Tage auf unsere Hängematte, während wir darin lagen." Nur das Pfeifen können sie, wie Schomburgk versichert, nicht vertragen; wenigstens fliegen sie augenblicklich davon, sobald man einen pfeifenden Ton ausstößt. Diejenigen, welche man schießt, fallen übrigens keineswegs

immer in die Gewalt des Jägers, denn ihre Lebenszähigkeit ist erstaunlich groß. „Wird der Madenfresser", berichtet Schomburgk noch, „nicht in den Kopf oder in das Herz geschossen, so kann der Jäger versichert sein, daß er ihn nicht in seine Gewalt bekommt. Mit fabelhafter Schnelligkeit läuft der Angeschossene durch das Gebüsch oder Gras dahin, und von zehn bis zwölf, die ich oft auf einen Schuß verwundete, fand ich meist kaum einen oder zwei, wenn ich an die Stelle kam, wo sie herabgefallen waren. Gleich am andern Tage nach unserer Ankunft in Zuruma schoß ich einen mit der Kugel vom Baume herab. Die Kugel hatte ihm den ganzen Bauch aufgerissen, sodaß die Eingeweide heraushingen, und dennoch gelang es mir nicht, den fliehenden und seine eigenen Gedärme hinter sich herschleppenden Vogel einzuholen, bis ihn endlich einer der Indianer weiter als zweihundert Schritt von der Stelle, wo er zur Erde gefallen war, die Eingeweide um das Gestrüpp gewickelt und so an der Flucht verhindert, auffand und mir brachte."

* * *

Afrika, Ostindien, die malaiischen Eilande und Neuholland werden von einer Familie sonderbarer Vögel bewohnt, welche man Kukals oder Sporenkukuke (Centropodes) genannt hat. Ihre Gestalt erinnert noch an die anderer Kukuke; der Schnabel ist aber sehr kräftig, kurz, stark gebogen und seitlich zusammengedrückt, der Fuß hochläufig und verhältnißmäßig kurzzehig, die Hinterzehe in der Regel mit einem mehr oder weniger langen, fast geraden, spitzen Sporn bewehrt, der Flügel sehr kurz und abgerundet, der zehnfedrige Schwanz mittel- oder sehr lang und ebenfalls abgestuft. Das Gefieder ist merkwürdig harsch, weil alle Federn mehr oder weniger hartschäftig und hartfahnig sind. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht durch die Färbung, die Jungen aber sehr auffällig von den Alten, deren Kleid sie, wie es scheint, erst im dritten Lebensjahre anlegen.

Man darf die Kukals als die altweltlichen Vertreter der Fersenkukuke ansehen, da sie in ihren Sitten und Gewohnheiten manchfach an diese erinnern. Niedere, dicht verschlungene Gebüsche, Rohrdickichte und selbst Graswälder bilden ihren Aufenthalt. Hier rennen sie viel auf dem Boden umher, drängen sich mit mäuseartiger Gewandtheit durch die dichtesten Verfilzungen der Pflanzenwelt, klettern an den Rohrstengeln oder im Gezweig der Büsche empor, durchschlüpfen und durchsuchen auch das Innerste der andern Vögeln fast unzugänglichen Gebüsche und jagen großen Kerbthieren, Tausendfüßlern, Skorpionen, oder selbst Eidechsen und Schlangen nach, plündern Vogelnester aus und verschmähen überhaupt keinerlei thierische Beute, scheinen dagegen aber Pflanzenstoffe nicht zu berühren. Ihr Flug ist sehr schlecht, und die Schwingen werden deshalb auch nur im äußersten Nothfall gebraucht. Die Stimme besteht aus eigenthümlichen dumpfen und theilweise bauchrednerischen Lauten. Ihre Nester erbauen sie im dichtesten Gestrüpp, Röhricht oder im Grase, ohne große Mühe auf den Bau zu verwenden; doch stellen einige ein Nest her, welches insofern sich auszeichnet, als es überwölbt und mit zwei Oeffnungen versehen wird, von denen die eine zum Ein-, die andere zum Ausschlüpfen dient. Das Gelege besteht aus drei bis fünf weißen Eiern, welche von beiden Eltern bebrütet werden. Die Jungen sind äußerst häßliche, sonderbare Geschöpfe.

Während meines Aufenthalts in Afrika habe ich eine dort häufige Art, den Sporenkukuk (Centropus aegyptius), kennen gelernt. Er gehört zu den Arten mit verhältnißmäßig kurzem Schwanze und vorherrschend röthlichbraunem Gefieder, welche gegenwärtig in der Sippe der Sporenfüße vereinigt werden. Kopf und Nacken sind schwarz, Rücken und Flügel röthlichkastanienbraun, die Steuerfedern grünlichschwarz, weiß gesäumt, alle Untertheile gilblichfahlgrau. Das Auge ist prächtig

purpurroth, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkelbraungrau. Die Länge beträgt 14, die Breite 16½, die Fittiglänge 5½, die Schwanzlänge 7½ Zoll. Im Fittig ist die sechste Schwinge die längste.

Der Sporenkukuk ist in Nordostafrika an geeigneten Oertlichkeiten nicht selten und namentlich in Egypten stellenweise eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Hier lebt er fast ausschließlich da, wo es größere Rohrwaldungen gibt, im Sudahn hält er sich in den unzugänglichsten Dickichten auf, da er wie eine Ratte durch die Lücken in den scheinbar undurchdringlichen Gebüschen zu kriechen versteht, gleichviel, ob die Gebüsche dornig sind oder nicht. Er klettert und schlüpft, kriecht und drängt sich wie ein Mäusevogel durch das ärgste Dickicht, kommt nach geraumer Zeit hier und da zum Vorschein, haspelt sich bis zu einer gewissen Höhe empor, hält sitzend und fast bewegungslos eine Zeit lang Umschau und verschwindet dann wieder im Innern seiner Buschfestungen oder fliegt langsam, mehr schwebend und gleitend als flatternd, einem zweiten Busche zu, falls er es nicht vorzieht, den Weg laufend zu durchmessen. Mit den eigentlichen Kukuken hat er in seinem Wesen gar keine Aehnlichkeit; denn er ist ein ruhiger, stiller, langweiliger Gesell, welcher sich wenig bemerklich macht und seine Geschäfte möglichst heimlich betreibt. Seine Nahrung besteht aus Kerbthieren mancherlei Art, wahrscheinlich vorzugsweise aus Ameisen, nach denen er zuweilen in widerwärtiger Weise stinkt.

Wie alle Arten seiner Familie, hält sich auch der Sporenkukuk streng paarweise. Wenn man den einen Gatten aufgefunden hat, darf man darauf rechnen, auch den zweiten gewahr zu werden. Nur die Jungen schweifen längere Zeit, vielleicht Jahre lang, einsam umher. Das Nest habe ich ein einziges Mal gefunden, und zwar im Delta in der dichten Krone eines Oelbaums. Es bestand fast ausschließlich aus den Hüllen der Samenkolben des Mais und enthielt Ende Julis vier halberwachsene Junge, von denen wir das eine längere Zeit bei einfacher Kost am Leben erhielten. Die Eier aber sind mir unbekannt.

In Nordostafrika denkt Niemand daran, den Sporenkukuk zu verfolgen, man betrachtet ihn mit der Gleichgiltigkeit, welche man gegen die meisten Vögel an den Tag legt. Im Osten Afrikas soll er oder ein Verwandter von ihm mit mißgünstigem Auge angesehen werden, unzweifelhaft deshalb, weil sein stinkendes Fleisch sich in keiner Weise zur Benutzung eignet. Welche Feinde der Vogel hat, vermag ich nicht zu sagen. Ich habe nie gesehen, daß einer der Falken auf ihn Jagd gemacht hätte. Die dornigen Gebüsche, in denen er lebt, sind sein bester Schutz.

So viel ich mich erinnere, habe ich den Sporenkukuk nur einmal und blos kurze Zeit im Käfig gehalten. Daß er sich ohne sonderliche Umstände eingewöhnen läßt, beweist ein Gefangener, welcher gegenwärtig im Thiergarten zu Amsterdam lebt. Er bekommt nur rohes Fleisch vorgesetzt; dieses einfache Futter genügt seinen Ansprüchen vollständig. Seine Eigenheiten kann er im Käfig allerdings nicht zur Geltung bringen; demungeachtet fesselt er jeden kundigen Beobachter durch seine Haltung und die Gewandtheit, mit welcher er läuft, hüpft, klettert und turnt. Ihm gegenüber erscheint unser Kukuk als ein höchst langweiliger Gesell.

Die indischen Arten sind unter dem Namen Centrococcyx von den afrikanischen getrennt worden, hauptsächlich ihres längeren, stufigen Schwanzes und der bis auf die rothbraunen Flügel schwarzen Färbung halber. Von den Engländern werden sie Krähenfasane genannt.

Eine der verbreitetsten und bekanntesten Arten ist die Heckenkrähe, wie die Engländer sie benamset haben (Centrococcyx viridis). Bei ihr sind Kopf, Nacken, die oberen Schwanzdeckfedern und der Schwanz, sowie die ganze Unterseite glänzend grünschwarz, der Rücken und die Schwingen roth oder nußbraun, gegen die Spitze hin lebhafter roth. Dieses Kleid des alten Vogels ist aber von dem der Jungen sehr verschieden. Nach Swinhoe wechselt die Heckenkrähe dreimal ihr

Kleid. Im ersten Jahre ist dasselbe auf der Oberseite lichtröthlich, schwarz gebändert, auf der Unterseite weiß, hier und da mit Roth getuscht, im zweiten Jahre auf der Oberseite braun, längs der Federschäfte licht ockerfarbig; der schwarzgrünliche Schwanz ist mehr oder weniger röthlich getuscht, die röthlichen Schwingen sind mehr oder weniger braun gebändert, die unteren Theile licht ledergelb, längs der Schäfte lichter, übrigens braun gebändert und gefleckt. Im dritten Jahre endlich erreicht das Kleid seine bleibende Färbung und Zeichnung. Das Auge ist roth, der Schnabel schwarz, der Fuß bleifarben. Die Länge beträgt 15, die Fittiglänge 6½, die Schwanzlänge 8 Zoll englisch.

Die Heckenkrähe ist weit über Hinterasien verbreitet. Sie findet sich, wenn auch einzeln, in ganz Indien, vom Rhatgebirge und Himalaya an nach Osten hin in allen Gegenden der Halbinsel, ferner auf Malakka, in Südchina, auf Sumatra, Java, der Insel Formosa u. s. w. In Indien bewohnt sie die Dschungeln, auf Java die mit niedrigem, dichten Gebüsch bewachsenen Thalgelände der Vorberge, besonders wenn diese reich sind an Rohrdickichten, auf Formosa diejenigen Waldtheile, wo die Bäume mit Schlinggewächsen übersponnen sind. Nach Bernstein lebt sie still und verborgen, meistens in der Nähe des Erdbodens, verräth sich aber durch ihre wenn auch sehr schwache Stimme, welche der des europäischen Kukuks einigermaßen ähnelt und ihr den malaiischen Namen „Dudut" verschafft hat. Nach Tytler läßt sie verschiedene Laute hören, einige, welche dem Gebell des bengalischen Fuchses ähneln, andere, welche durch die Silben „Glukgluk=gugug und gugur" wiedergegeben werden können. Nur ungern verläßt der Vogel die von ihm bewohnten Dickichte, und bei drohender Gefahr sucht er lieber durch Laufen als durch Fliegen sich zu retten. Wird er plötzlich aufgejagt, so fliegt er in geringer Höhe und gerader Richtung dem nächsten Gebüsche zu, die kurzen Flügel zuweilen schlagend, den Schwanz ausgebreitet und etwas nach unten geneigt. Unter allen Umständen sucht er sich so bald als möglich wieder im Gebüsch zu verbergen.

„Das Nest", sagt Bernstein, „habe ich öfters gefunden. Es stand immer im dichtesten Gebüsch, in geringer Höhe über dem Erdboden, auf einigen alten Stoppeln, umgebogenen oder gebrochenen Halmen und dergleichen, oder auch zwischen den Aesten eines niederen Strauches. Alle, welche ich fand, waren ausschließlich aus Alang=Alangblättern verfertigt, welche kunstlos zusammengefügt und nur höchst unvollkommen verbunden waren, sodaß der ganze Bau beim Wegnehmen von seiner Stelle schon zerfiel und nur mit Mühe in seiner Form einigermaßen erhalten werden konnte. Einzelne enthielten außerdem noch einige trockene Baumblätter zur Unterlage für die weißen, kalkschaligen, mattglänzenden Eier, von denen ich drei, bisweilen jedoch auch nur zwei Stück fand, und zwar unter Umständen, welche mich mit Sicherheit annehmen lassen, daß der Vogel nicht mehr gelegt haben würde. Auffallend war es mir ferner, daß in einigen Nestern neben zwei Eiern von gewöhnlicher Größe ein drittes, merklich kleineres lag. Beachtenswerth ist, daß ich über Tag stets das Männchen brütend antraf. Welchen Antheil das Weibchen am Brutgeschäfte nimmt, und zu welcher Tageszeit es brütet, habe ich bis jetzt noch nicht beobachten können. Die noch nicht flüggen Jungen haben ein wunderliches, seltsames Aussehen. Ihre Haut ist nämlich schwarz und auf Kopf und Rücken mit steifen Haar= oder, richtiger, borstenähnlichen Federn bedeckt. Die Zunge ist dunkelorangeroth mit scharf abgeschnittener schwarzer Spitze. Ich war daher nicht wenig verwundert, als ich das erste Nest mit Jungen fand und diese schwarzen Thiere mir den Schnabel mit ihrer orangerothen Zunge entgegenstreckten." Daß die Jungen ebenso freßlustig sind, wie andere Kukuke, und ohne sonderliche Mühe aufgefüttert werden können, erfahren wir durch Swinhoe, welcher vier von ihnen aus einem Neste nahm.

Die australischen Vertreter der Familie hat man Fasanensporenkukuke (Polophilus) genannt; weil sie sich von den übrigen durch bedeutende Größe und kurzen, dicken, stark gekrümmten

Schnabel unterscheiden. Der Fasanenkukuk (Polophilus phasianus) ist düsterschwarz, auf den Flügeldeckfedern fahlbraun und schwarz, weil jede Feder einen lichten Schaftstreifen zeigt, auf dem Unterrücken tiefgrün, schwarz gesprenkelt; die Schwingen sind kastanienbraun und regelmäßig doppelt schwarz gebändert, die Schwanzfedern dunkelbraun, grünlich schillernd und roth und blaßfarben fein gesprenkelt, auch mit Ausnahme der beiden mittleren weiß zugespitzt. Das Auge ist roth, der Schnabel schwarz, der Fuß bleifarbigschwarz. Im Jugendkleide ist die Oberseite röthlichbraun, die Unterseite fahlgrau; übrigens ist die Zeichnung dieselbe wie bei den Alten. Die Länge beträgt 24, die Fittiglänge 10, die Schwanzlänge 14 Zoll.



Der Fasanenkukuk (Polophilus phasianus). 1/3 der nat. Größe

Ueber die Lebensweise hat Gould berichtet. Der Fasanenkukuk, welcher in Australien noch zwei Verwandte hat, findet sich in sumpfigen, mit Buschholz, Gras und Röhricht üppig bewachsenen Gegenden und hält sich hier fast ausschließlich auf dem Boden auf, über welchen er mit Leichtigkeit dahinrennt. Nur im Nothfall fliegt er auf höhere Bäume, zunächst auf die unteren Zweige und nach und nach hüpfend weiter nach oben, bis zu den höheren Aesten empor. Erst vom Gipfel aus streicht er trägen Flugs nach andern Bäumen hinüber.

Das Nest steht mitten in einem Graspolster und ist sehr groß, aus trockenen Gräsern gebaut und oben zugewölbt, aber mit zwei Oeffnungen versehen, durch welche das Weibchen beim Brüten den Kopf und den Schwanz steckt. Zuweilen trifft man das Nest unter den Blättern eines Pandanus,

viel öfter aber unter einem Büschel von hohem Grase. Die drei bis fünf Eier, welche das Gelege bilden, sind rundlich, rauh und schmuzigweiß von Farbe, manchmal braun angelaufen.

* * *

Mehrere Naturforscher haben mit den Bartkukuken eine reichhaltige Vogelfamilie vereinigt, welche, streng genommen, sich in jeder Hinsicht unterscheidet und mit den Pfefferfressern größere Aehnlichkeit hat als mit jenen. Die Bartvögel, wie sie mit vollem Rechte genannt werden (Capitones), kennzeichnen sich durch mittellangen, kräftigen, fast kegelförmigen, seitlich ausgeschweiften, an der Wurzel weiten, gegen die Spitze hin zusammengedrückten Schnabel, kurze, aber kräftige, paarzehige Füße, mittellange oder kurze gerundete Flügel und kurzen, meist gerade abgeschnittenen, zuweilen aber auch etwas zugerundeten und dann verhältnißmäßig längeren Schwanz, sowie weiches, aber festsitzendes, in prächtigen Farben prangendes Gefieder, welches sich in der Schnabelgegend zu zahlreichen Borsten umgestaltet hat.

Die Familie ist in dem heißen Gürtel beider Welten heimisch, wird jedoch in den verschiedenen Erdtheilen durch verschiedene Sippen vertreten. In Afrika und in Asien ist sie besonders entwickelt; in Australien hingegen wird keins ihrer Mitglieder gefunden. Im Gegensatz zu den trägen, langweiligen Bartkukuken sind die meisten Bartvögel lebhafte, muntere, rührige Vögel, legen auch niemals jene dumme Sorglosigkeit an den Tag, die, wie wir gesehen haben, die Bartkukuke so sehr auszeichnet. Auch lieben sie die Geselligkeit und vereinigen sich deshalb oft zu kleinen Scharen, welche längere Zeit gemeinschaftlich ihre Geschäfte betreiben. Ihre Nahrung erwerben sie sich nicht nach Art der Bartkukuke, denn wohl nur die wenigsten warten, bis ein vorüberfliegendes Kerbthier in fanggerechte Nähe kommt: die meisten durchstöbern im Gegentheil Baumwipfel und Gebüsche nach allen Richtungen hin und lesen fleißig auf, was sie finden. Gelegentlich solcher Jagdunternehmungen durchstreifen sie ein engeres oder weiteres Gebiet im Laufe des Tages. Ihre Nahrung besteht ebensowohl aus Kerbthieren, wie aus Beeren und Früchten verschiedener Art. Auf dem Boden scheinen sie fremd zu sein, — wenigstens erinnere ich mich nie, eine der afrikanischen Arten hier gesehen zu haben — im Klettern hingegen sind sie nicht ungeschickt. Der Flug ist kurz, aber schnell; die Flügel werden schwirrend bewegt, um die verhältnißmäßig schwere Last des Leibes zu tragen. Fast alle sind mit einer lauten, weit hörbaren Stimme begabt, und mehrere Arten führen regelmäßig Tonstücke aus, an welchen alle Mitglieder der Gesellschaft theilnehmen. Dem Menschen gegenüber zeigen die meisten wenig Scheu; es scheint, daß sie auf den Schutz vertrauen, welchen ihnen die dichten Baumkronen, ihre Lieblingsplätze, gewähren, und in der That hält es schwer, sie hier zu entdecken. Diejenigen aber, welche es lieben, sich frei zu zeigen und vonhieraus ihr sonderbares Lied in die Welt zu schmettern, pflegen vorsichtig zu sein und das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen. Das Nest hat man in hohlen Bäumen, aber auch in Erdhöhlen gefunden. Die Eier, welche man kennen lernte, waren weiß. Im übrigen mangelt über das Brutgeschäft jegliche Kunde.

Es muß für uns genügen, wenn ich für jeden Erdtheil je einen Vertreter der Familie zu schildern versuche.

Unter den afrikanischen Bartvögeln hat mich der Perlvogel (Trachyphonus margaritatus) am meisten angezogen. Er vertritt die Sippe der Schmuckbartvögel, deren Kennzeichen in dem schlanken, mittellangen, auf der Firste leicht gewölbten, an der Spitze zusammengedrückten, nicht

aber ausgeschweiften Schnabel, den verhältnißmäßig hohen Füßen, deren Läufe länger als die Mittelzehe sind, den ziemlich langen Flügeln, in denen die vierte Schwinge die längste ist, und in dem ziemlich langen, abgerundeten Schwanze zu suchen sind. Das Gefieder der Oberseite ist umbrabraun, weiß geperlt und gebändert, das der Unterseite glänzend schwefelgelb, in der Brustgegend röthlich überflogen; die Stirn und der Scheitel, beim Männchen auch ein Kehlflecken, sowie ein aus Punkten gebildetes Brustband sind schwarz; der Steiß und der Bürzel dunkelscharlachroth. Das Auge ist dunkelroth, der Schnabel hellroth, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 7, die Fittiglänge 3½ Zoll.

Südlich des 17. Grades nördlicher Breite ist der Perlvogel in allen von mir durchreisten Gegenden Nordostafrikas keine Seltenheit, in den Waldungen und Gärten Senaars und Kordofahns, hier



Der Perlvogel (Trachyphonus margaritatus). ⅘ der nat. Größe.

und da wenigstens, sogar eine regelmäßige Erscheinung. Zu erwähnen ist hierbei freilich, daß er sein Möglichstes thut, sich bemerkbar zu machen. Er spricht, wie ich bereits an anderer Stelle gesagt habe, von sich selbst; denn er ist es, welcher die Gärten in den Dörfern der Niederungen der Steppe und den Wald zu beleben weiß. Gewöhnlich trifft man ihn paarweise, nach der Brutzeit aber auch in kleinen Gesellschaften. Niemals versteckt er sich so, wie andere Bartvögel Afrikas, sondern zeigt sich, namentlich zu gewissen Zeiten, sehr gern frei. Zumal in den Morgen- und Abendstunden schwingt er sich auf die höchste Spitze gewisser Bäume und schreitet vonhieraus munter und fröhlich in die Welt hinein. Sofort nach dem Eintreffen auf einem Baume beginnen beide Gatten vereint einen höchst

eigenthümlichen Gesang, welcher nach meinem Urtheil durch die Silben „Gukguk girre girre gukguk", nach Hartmann's Ansicht aber durch „Tiur tiur" ausgesprochen werden kann. Beider Stimmen verschmelzen in der sonderbarsten Weise mit einander, sodaß ein wahrer Tonunfug entsteht, ein Gesang, so verworren und dunkel, daß man die einzelnen Laute nicht unterscheiden kann, „ein Schnurren", wie Hartmann mit vollem Rechte sagt. „Jedenfalls", meint dieser Forscher, „ist der Gesang des Perlvogels einer der sonderbarsten und bezeichnendsten Naturlaute, welche man in dieser Gegend vernimmt." Aber der Gesang unterhält gerade deshalb und vielleicht auch noch aus dem Grunde, weil er mit so viel Herzensfreude vorgetragen wird, daß man die Gefühle des Vogels nothwendig theilen muß. Uebrigens liebt dieser es durchaus nicht, von wißbegierigen Menschen weißer Färbung belauscht zu werden; wenigstens pflegt er augenblicklich still zu schweigen, sobald sich ein Europäer seinem Standorte nähert, verläßt auch diesen gewöhnlich zur rechten Zeit, sodaß es nicht eben leicht ist, sein Treiben in genügender Nähe zu beobachten.

Im übrigen lebt der Perlvogel nach Art anderer seiner Familie. Er bewegt sich langsam in den Baumkronen hin und her, liest dort Kerfe auf, geht Früchte an und sucht sich Sämereien zusammen. Er klettert schlecht, fliegt bald schwirrend, bald schwebend, nicht gern weit, liebt überhaupt die Ruhe und hält an dem einmal gewählten Standorte mit großer Zähigkeit fest, dehnt aber die Grenzen seines Gebiets weiter aus, als andere Bartvögel jener Gegend es zu thun pflegen.

Ueber das Nest sind wir durch Heuglin unterrichtet worden. „In einem zum Ain-Saba führenden Regenbett", sagt er, „fand ich am 26. September das Nest dieses Vogels in einer senkrechten Erdwand. Es war ungefähr acht bis neun Fuß unter der Thalsohle angebracht. Ein kreisrundes, 2½ Zoll im Durchmesser haltendes Loch führte mit wenig Neigung nach aufwärts etwa zwei Zoll tief in die Wand in einen größeren, rundlicheren, nach unten zulaufenden Raum, der von dem zu ihm führenden Gange noch durch eine Art kleiner Wand geschieden war. Im Innern lag ein frisches Ei, ohne alle Unterlage auf etwas aufgelockerter Erde. Es ist im Verhältniß zum Vogel mittelgroß, eigestaltig, an beiden Enden ziemlich stumpf, reinweiß, rosenroth durchscheinend, außerordentlich feinschalig und glänzend. Am 8. Oktober entdeckte ich an einem ähnlichen Orte ein Nest mit vier bebrüteten Eiern. Das Nest war dem oben beschriebenen ganz gleich; nur war das Bett für die Eier mit Malvensamen gefüllt. Ob der Perlvogel seine Nisthöhle selbst gräbt, vermag ich nicht zu sagen."

Als Vertreter der asiatischen Arten habe ich den Goldbartvogel (Xantholaema indica) erwählt, weil wir über seine Lebensweise einigermaßen unterrichtet sind. Die Sippe, welche er vertritt, kennzeichnet sich durch kurzen, seitlich ausgebauchten Schnabel, ziemlich spitze Flügel, in denen die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind, und einen kurzen, fast gerade abgeschnittenen Schwanz. Das Gefieder ist grün auf der Oberseite, gilblich- oder grünlichweiß auf der untern; die Federn des Rückens und die Flügeldeckfedern sind gelblich gesäumt, die der Brust grünlich längs gestreift, die Stirn und ein Kehlflecken glänzend scharlachroth, letzterer nach unten goldgelb gesäumt; ein Band um den Hinterkopf und um die Brust, sowie ein Bartstreifen sind schwarz. Nicht selten trifft man gelbe Ausartungen, welche früher als eigene Art angesehen wurden. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß korallenroth. Die Länge beträgt 6½, die Breite 11, die Fittiglänge 3¼, die Schwanzlänge 1½ Zoll.

Der Goldbartvogel verbreitet sich, laut Jerdon, über ganz Indien, Ceylon und die malayischen Inseln, fehlt aber im Himalaya und im Punjab. Er ist häufig überall, wo es Bäume gibt, bewohnt die hochstämmigen Waldestheile, Haine, Spaziergänge und Gärten, ist durchaus nicht scheu und kommt unmittelbar bis zu den Häusern heran, läßt sich sogar nicht selten auf diesen selbst nieder. Einige Naturforscher glauben beobachtet zu haben, daß er wie ein Specht an den Bäumen umher-

klettere; Jerdon aber versichert, Dies nie gesehen zu haben und bezweifelt, daß irgend ein Bartvogel überhaupt in dieser Weise sich bewege. Die Stimme ist laut, der Silbe „Duk duk“ vergleichbar. Der Goldbartvogel läßt diese Laute gewöhnlich vernehmen, wenn er auf der Spitze eines Baumes sitzt, und pflegt bei jedem Laute mit dem Haupte zu nicken, erst nach der einen, dann nach der andern Seite hin. Stimme und Bewegungen des Hauptes haben ihm den Namen „Kupferschmidt“ verschafft, und dieser ist bei Europäern wie bei Indiern gang und gebe. Sundewal bemerkt, daß ein und derselbe Goldbartvogel immer gleichlautend singt, selten aber zwei gefunden werden, welche ihre Musik genau in derselben Weise vortragen, daß deshalb, wenn zwei oder mehrere dieser Vögel nahe bei einander sitzen und gleichzeitig schreien, eine nicht unangenehme Musik entsteht.

Früchte verschiedener Art, zeitweilig vielleicht auch Kerbthiere, bilden die Nahrung des Vogels; doch ließ ein Gefangener, welchen Blyth beobachtete, thierische Nahrung liegen, wenn ihm Früchte gereicht wurden. Das Nest wird in Baumhöhlen angelegt. Das Gelege besteht aus zwei und vielleicht mehr weißen Eiern. Wahrscheinlich wird ein und dieselbe Höhle jahrelang nach einander benutzt.

Unter den amerikanischen Arten der Familie ist der erst kürzlich entdeckte Tukanbartvogel (Tetragonops ramphastinus) unzweifelhaft der merkwürdigste, weil er in der That ein Mittelglied zu sein scheint zwischen Bartvögeln und Tukans. Er kennzeichnet sich durch kräftigen, an der Wurzel vierseitigen Schnabel, dessen Unterkiefer gablig gespalten ist und den Haken des oberen in sich aufnimmt, mittellange Flügel und mittellangen, seitlich stark abgestuften Schwanz. Die Färbung des Gefieders ist sehr bunt, aber ansprechend. Der Kopf, ein Nackenband, die Flügeldeckfedern und der Schwanz sind schwarz, der Oberrücken ist braungrau, der Unterrücken gilblich, ein dreieckiger Flecken seitlich des Halses weiß, die Kehle und der Seitenbauch grau, ein das Kehlfeld nach unten begrenzendes Band scharlachroth, die Brustmitte feuerroth. Das Auge ist gilblich, der Schnabel gelb an der Wurzel, schwarz an der Spitze, der Fuß dunkelgrau. Die Länge beträgt 8¼, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge 3¼ Zoll.

Die Heimat ist Ecuador. Ueber die Lebensweise sind wir noch nicht unterrichtet.

* * *

Die letzte Zunft der Ordnung umfaßt die Hornvögel (Bucerotidae). Sie kennzeichnet der unverhältnißmäßig große, aber leichte, zellige Schnabel, welcher bei vielen noch durch sonderbare Auswüchse verziert ist: alle übrigen Merkmale dürfen neben diesem Schnabel als nebensächliche betrachtet werden. Man kann über den Verwandtschaftsgrad der alt- und neuweltlichen Arten verschiedener Ansicht sein: als Vertreter der einen wird man die andere doch ansehen müssen. Die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede werden nicht verkannt werden können, sie werden aber auch nicht überschätzt werden dürfen. Spricht man dem paarzehigen Fuß die Bedeutung ab, welche ihm beigelegt wurde, so darf man sie vereinigen; bekennt man sich zur entgegengesetzten Ansicht, so wird man sie trennen müssen. Reichenbach sieht in ihnen Verwandte: ich bin, seitdem ich die einen und anderen lebend gesehen habe, von der Richtigkeit seiner Ansicht vollkommen überzeugt worden.

„In Brasilien“, sagt Burmeister, „findet sich keine eigenthümlichere, schon durch ihr ganzes Ansehen kenntlicher gemachte Gruppe, als die der Tukans oder Pfefferfresser (Ramphasti). Wenn man die Papageien nicht ohne Grund als Parallelform der Affen betrachtet, so muß man die Tukane den Faulthieren gegenüberstellen und hat dazu die bestimmteste Veranlassung in der über-

einstimmenden geographischen Verbreitung beider Thiergestalten. Tukane bewohnen nur die Wendekreisländer Amerikas, gehen aber als Vögel leichter und weiter in die benachbarten Gegenden über: Tukane streifen bis Mejiko und Buenos Ayres, woselbst Faulthiere nicht mehr gefunden werden, Tukane bewohnen auch die westlichen Abhänge der Cordilleren, wohin die Faulthiere nicht gehen. Schon Berglehnen von über 5000 Fuß Höhe betreten sie nicht mehr; auch ist das Naturell der Vögel kein so langsames, wie das der Faulthiere. Ein Vogel muß behender sein, sonst ist er kein Vogel mehr. Aber stumpfsinnig sind auch die Tukane, wenn auch nicht in dem Grade, wie die Faulthiere."

Ich muß sagen, daß mir diese Auseinandersetzung des geistreichen Burmeister unverständlich ist; denn das Leben der Tukane bietet, so weit es mir bekannt, nicht die geringste Veranlassung zu einem derartigen Vergleiche. Keiner der anderen Beobachter spricht von Stumpfsinnigkeit der Pfefferfresser, keiner hat in ihrem Wesen Etwas entdeckt, was an das der Faulthiere erinnert. Man rühmt unsere Vögel im Gegentheil als muntere und kluge Gesellen, deren Betragen Vergnügen gewährt, weil es eine gewisse Vielseitigkeit des Geistes bekundet. Doch bescheide ich mich. Burmeister hat die Tukans in ihren Wäldern, ich habe nur wenige im Käfig gesehen.

„Der ausgezeichnetste Theil des Tukans", fährt Burmeister fort, „ist sein Schnabel, ein großer, gebogener, seitlich mehr oder weniger zusammengedrückter Hornkegel, welcher an der Wurzel die Breite des ganzen Kopfes besitzt und in der Länge dem eigentlichen Rumpfe nicht nachsteht. Er ist überall mit einer dünnen Hornschicht bekleidet, welche bis an den Grund reicht. Daher fehlen ihm die Nasengrube und die Wachshaut. Selbst die Nasenlöcher sind versteckt und bis an die äußerste Grenze gegen das Kopfgefieder zurückgebogen, woselbst sie nach oben, dicht vor der Stirn, zu beiden Seiten des Schnabelrückens liegt. Eine starkhakige Spitze oder Zähne hat der Schnabel nicht. Ist er am Rande zackig, so sind das nur später entstandene Kerben (?). Die Gegend des Kopfes um das Auge und am Oberschnabel vom Mundwinkel bis zur Stirn ist in der Regel nackt, ohne alle Federn, selbst ohne die Bürstenfedern, welche häufig diesen Ort bekleiden. Auch die Augenlider sind wimperlos; ein Charakter, welchen die Tukane mit den Papageien gemein haben."

„Das Federkleid der Tukane ist voll, aber nicht reichlich; es besteht vielmehr aus wenigen großen, weichen, laxen Federn, welche breit, rund und ziemlich kurz sind. Das erstreckt sich auch auf die Flügel, welche einen runden Schnitt haben und nie weiter als bis auf den Anfang des Schwanzes reichen, auch so breite, große, selbst lange Armschwingen besitzen, daß sich die bezüglich viel kleineren, besonders kürzeren Handschwingen darunter in der Ruhe fast vollständig bedecken. Die erste Schwinge ist beträchtlich, die zweite mäßig verkürzt, die vierte in der Regel die längste, doch wenig länger als die dritte und fünfte, welchen auch die sechste kaum nachsteht. Der Schwanz dagegen ist groß, öfters breit, in den meisten Fällen lang, keilförmig zugespitzt und stufig. Er besteht aus zehn Federn. Die Beine sind groß und stark, aber nicht fleischig; der Lauf ist ziemlich lang, dünn und vorn wie hinten mit tafelförmigen Gürtelschildern, deren Zahl sieben zu sein pflegt, bekleidet. Die Zehen haben über den Gelenkungen zwei kurze, dazwischen auf den Gliedern ein langes Tafelschild, sind aber sonst mit einer warzigen Sohle mit mächtigen Ballen bekleidet und enden mit langen, stark gebogenen, aber nicht sehr kräftigen Krallen, von denen die beiden vorderen nur wenig größer sind als die entsprechenden hinteren, übrigens aber am Innenrande einen erweiterten vorspringenden Saum besitzen."

„Von dem innern Bau der Tukane ist das Wichtigste ebenfalls bekannt. Man weiß, daß der so große und scheinbar plumpe Schnabel hohl ist, mit einem schmalen großmaschigen Knochennetz erfüllt, welches Luft von der Nase her in sich aufnimmt und dadurch den Schnabel ganz leicht macht. Man weiß ferner, daß die Nasengänge Sförmig gebogene Röhren sind, welche von der Stirn im Schnabelgrunde zur Rachenhöhle hinabsteigen, und daß die Zunge ein schmales, horniges, am Rande gefasertes Band, einem Grasblatte vergleichbar, darstellt, ohne alle fleischigen Bestandtheile. Der Schlund hat keinen Kropf und der Magen keine dicken Muskelkörper, sondern nur eine fleischige Wand. Die Leber besteht aus zwei Lappen, die Gallenblase und die Blinddärme fehlen. Am

Gerippe ist die Ausdehnung der luftführenden Knochen besonders hervorzuheben. Sie beschränkt sich auf Schädel, Hals, Rumpf, Becken und Oberarm. Der Oberschenkel und alle abwärts gelegenen Knochen, nebst denen am Arm unter dem Ellenbogen, führen Mark. Der Hals besteht aus zwölf, der Rücken aus sieben bis acht, der Schwanz aus acht Wirbeln. Das Brustbein ist nicht groß, nach hinten erweitert und an jeder Seite mit zwei ungleichen Busen versehen. Der Kamm ragt wenig vor, ist nach vorn nicht verlängert und auf eigenthümliche Weise mit den beiden getrennten Schenkeln des Gabelbeins verbunden."

Die Lebensweise der Tukans ist, nach Burmeister's Versicherung, am besten von dem Prinzen von Wied geschildert worden, und deshalb ist es billig, die Worte dieses ausgezeichneten Forschers hier folgen zu lassen. „Sonnini und Azara haben uns getreue Schilderungen von den sonderbaren Vögeln gegeben, welche in den südamerikanischen Urwäldern unter der Benennung Tukana bekannt sind. Im allgemeinen stimmen die Nachrichten der beiden genannten Schriftsteller über die Lebensart dieser merkwürdigen Geschöpfe überein. Ein jeder von ihnen hat indessen einige kleine Abweichungen, die sich aber, wie mir scheint, ziemlich leicht ausgleichen lassen, ohne dem Werthe der einen oder der andern Beobachtung zu nahe zu treten."

„In den brasilianischen Urwäldern sind Tukane nächst den Papageien die gemeinsten Vögel. Ueberall erlegt man ihrer in der kalten Jahreszeit eine Menge, um sie zu essen. Für den fremden Reisenden haben sie indessen noch mehr Interesse als für den Inländer, der sowohl an die höchst sonderbare Gestalt, als an die glänzenden Farben dieser Vögel gewöhnt ist; denn die Tukane zeigen auf einem meist kohlschwarzen Grunde des Gefieders mancherlei sehr lebhafte, blendende Farben. Selbst die Iris des Auges, die Beine und der riesige Schnabel sind von dieser lebhaften Färbung nicht ausgenommen."

„Daß diese schönen Vögel in den brasilianischen Wäldern sehr zahlreich sind, ist gewiß; ebenso sicher ist es aber, wie auch Sonnini richtig bemerkt, daß es schwer hält, über ihre Lebensart und Sitten, besonders über ihre Fortpflanzung genaue Nachrichten zu sammeln. Nie habe ich das Nest eines Tukans gefunden. Die Brasilianer haben mir indessen versichert, sie legten zwei Eier in hohle Bäume oder Baumäste, und Dies ist mir auch wahrscheinlich, da die meisten dortigen Vögel nur zwei Eier legen."

„Die Nahrung der Tukane war ebenfalls lange ein unentschiedener Punkt in ihrer Naturgeschichte. Azara will sie die Nester der Vögel plündern lassen, wogegen ich zwar Nichts einwenden kann, jedoch bemerken muß, daß ich in dem Magen nur Früchte, Fruchtkerne und ähnliche weiche Massen gefunden habe. Waterton bestätigt das Gesagte ebenfalls und daß die Tukane nicht fleischfressend seien. Sie sind den Pflanzungen von Bananen und Guavabäumen sehr gefährlich, da sie den Früchten derselben nachstellen. Im gezähmten Zustande sind sie immer Allesfresser, wie ich mich davon selbst zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe; denn ich sah einen solchen Vogel Fleisch, Piron (einen Brei von Mandiocamehl und Fleischbrühe) und Früchte verschiedener Art gierig verschlingen. Hierhin ist auch unbezweifelt die Bemerkung von Humboldt zu zählen, daß der Tukan Fische fresse, wodurch dieser Vogel in gezähmtem Zustande den Krähen sehr ähnlich, nur noch weit heißhungriger erscheint. Daß er sein Futter beim Fressen in die Höhe werfe, habe ich nicht beobachtet. Nach der Versicherung der Wilden leben die Tukane in der Freiheit blos von Früchten. Sie scheinen im allgemeinen viel Aehnlichkeit mit den Krähen zu haben, vielleicht sind sie aber in der Freiheit Allesfresser, mindestens für das, was weich genug ist, um von ihrem schwachen Schnabel ganz verschlungen zu werden. Sie sind neugierig wie die Krähen, verfolgen die Raubvögel gemeinschaftlich und versammeln sich zahlreich, um den Feind zu necken. Ihren Flug möchte ich nicht schwer nennen; doch geht Sonnini's Aussage vielleicht auf den großschnäbligsten aller Tukane, den Toko, welchen ich nie fliegen sah. Die Tukana (Ramphastus Temminckii) fliegt hoch, weit und in sanften Bogen sich fortschwingend. Dabei bemerkt man keine besondere Anstrengung, noch eine Stellung, die von der anderer Vögel abwiche. Sie tragen Hals und Schnabel wagrecht aufgestreckt und fliegen nicht, wie

Vaillant sagt, schwer mit eingezogenem Halse. Waterton irrt, wenn er behauptet, der große Schnabel scheine dem Vogel lästig zu sein, und er trage ihn nach der Erde hinabgeneigt; denn mir ist es sehr oft aufgefallen, wie leicht und schnell diese Vögel mit ihrem großen Schnabel über den höchsten Waldbäumen ihre Schwenkungen machten und dann wieder in ihren dunkeln Schatten hinabeilten. Sollte der Toko hiervon eine Ausnahme machen? Ich bezweifle es, da der Schnabel so leicht ist, daß er ihnen durchaus nicht beschwerlicher zu sein scheint, als der kleinere Schnabel dem Specht."

„Die Stimme der verschiedenen Tukane ist bei jeder Art etwas abweichend. Azara sagt, sie klinge bei den von ihm beobachteten Arten „rack". Dies mag für den Toko gelten, bei den von mir beobachteten Arten ist sie hiervon sehr abweichend."

„Die Urvölker von Amerika benutzen häufig die schönen bunten Federn dieser Vögel zum Putze, besonders die orangefarbene Brust, welche sie ganz abziehen und anheften."

Das Nachfolgende wird auch die neueren Beobachtungen enthalten, so weit sie mir bekannt sind. Es wird zur Kennzeichnung der Familie genügen, wenn ich die Vertreter zweier Sippen zur Beschreibung auswähle.

Arassaris (Pteroglossus) nennt man diejenigen Arten, deren Schnabel verhältnißmäßig klein, schlank, rund, gegen die Spitze weniger zusammengedrückt, an der Wurzel nicht höher als der Kopf ist, bisweilen einen mehr oder minder scharf abgesetzten, aufgeworfenen Rand zeigt und an den Schneiden mehr oder weniger gekerbt ist. Die Nasenlöcher liegen nicht vor dem Schnabel, sondern in einem Ausschnitte desselben, zu beiden Seiten der abgeplatteten Stirnfirste. Der Flügel ist kurz, aber verhältnißmäßig spitzig, da die dritte Schwinge in ihm die längste ist. Der Schwanz ist lang und keilförmig zugespitzt, weil die Seitenfedern stufig verkürzt sind. Das Gefieder zeichnet sich aus durch Manchfaltigkeit der Färbung. Grün oder Gelb werden hier vorherrschend. Bei manchen Arten tragen die Weibchen ein von den Männchen abweichendes Kleid.

Eine der verbreitetsten Art dieser Sippe ist der Arassari der Brasilianer (Pteroglossus Aracari). Die Grundfarbe seines Gefieders ist ein dunkles Metallgrün; Kopf und Hals sind schwarz, auf den Wangen mit dunkelbraunvioletten Anfluge, die Unterbrust und der Bauch blaßgrüngelb, eine Binde, welche sich über die Bauchmitte zieht, und der Bürzel bis zum Rücken hinauf roth; der Schwanz ist von oben gesehen schwarzgrün, von unten gesehen graugrün. Das Auge ist braun, die nackte Augengegend schieferschwarz; der Oberschnabel hat eine gilblichweiße Farbe, und nur der Mundwinkel neben dem aufgeworfenen Rande und die abgerundete Rinnenfirste sind schwarz; der Unterschnabel dagegen ist ganz schwarz, mit weißem Rande am Grunde; die Beine sind grünlichgrau. Die Länge beträgt 17, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge $6\frac{1}{2}$ Zoll.

„Der Arassari", sagt der Prinz, „lebt in allen von mir bereisten brasilianischen Urwäldern in Menge und zeigt in der Hauptsache ganz die Lebensart der Tukane. Man sieht ihn sehr häufig auf den obersten dürren Zweigen eines hohen Waldbaumes sitzen, von wo aus er seinen kurzen, zweistimmigen Ruf ertönen läßt, der etwa klingt wie „Kulik kulik". Er lebt paarweise und außer der Paarzeit in kleinen Gesellschaften, welche nach den Früchten umherziehen. Besonders in der kalten Zeit, der Reifezeit der meisten Früchte, verläßt er oft die Waldungen und nähert sich den Küsten und Pflanzungen, wo man dann ihrer viele erlegt. Das Fleisch ist gut, in der kalten Zeit auch fett. Diese Vögel fliegen bogen- und stoßweise, wie alle Tukane und schnellen wenig mit den Flügeln. Wenn sie in Ruhe sitzen, wippen sie mit dem Schwanze wie unsere Elster. Ihr Nest mit zwei Eiern oder Jungen findet man in einem hohlen Baume oder Aste. Um die Raubvögel, besonders um die Eulen versammeln sie sich, um sie zu necken."

„Diese Art“, vervollständigt Schomburgk, „ist ziemlich häufig in britisch Guyana. Man begegnet dem Arassari in den Wäldern theils paarweise, theils gesellschaftlich auf Bäumen mit reifen Früchten, welche auch der Grund solcher Versammlungen zu sein scheinen, da sie sich augenblicklich wieder paarweise absondern, sowie sie auffliegen. Sie leben nur von Früchten.“ Burmeister behauptet das Gegentheil. „Sie fressen nicht blos Früchte, sondern auch Kerbthiere; selbst große Käfer pflegen sie zu verschlucken“, und Dies ist auch mir das Glaubwürdigere. Ueber das Betragen gibt letztgenannter Naturforscher in seiner Reisebeschreibung eine zwar kurze, aber anschauliche



Der Arassari (Pteroglossus Aracari). ⅓ der nat. Größe.

Schilderung. „Eine Familie dieses Vogels saß in der Krone einer der stärksten Bäume und las, mit vernehmlichem Tone ihr Behagen ausdrückend, die Früchte von den Zweigen, mit denen sie behangen sein mußten. Ich glaubte Papageien zu sehen und wunderte mich schon, daß sie nicht laut schreiend aufflogen. Das Benehmen der Thiere war ganz papageiartig, aber nicht so vorsichtig. Sie blieben ruhig bei der Arbeit, lockten von Zeit zu Zeit mit der Stimme und ließen sich ungestört beobachten. Die Papageiähnlichkeit ist nicht zu verkennen. Sie leben wie jene paarweise, gesellig in kleinen Schwärmen, fallen so auf die Bäume ein, lesen Früchte ab und fliegen paarweise auf, wenn

man sie erschreckt." Bates versichert, daß er die Flüge einer anderen Art der Sippe niemals auf Fruchtbäumen versammelt, sondern beständig auf der Wanderschaft gesehen habe, auf den niederen Bäumen von Zweig zu Zweig hüpfend und im Gelaube sich versteckend. „Kein Arassari stößt, so viel ich weiß, ein kläffendes Geschrei aus, wie die großen Tukans; eine Art quakt wie ein Frosch."

Derselbe Forscher erzählt, daß er eines Tages ein merkwürdiges Zusammentreffen mit unseren Vögeln gehabt habe. „Von dem höchsten Baume einer dunklen Schlucht hatte ich einen Arassari herabgeschossen. Er war nur verwundet und schrie laut auf, als ich ihn aufnehmen wollte. In demselben Augenblick belebte sich die schattige Schlucht wie durch Zauberei mit des Getödteten Kameraden, von denen ich vorher keinen einzigen gesehen hatte. Sie ließen sich, von Ast zu Ast hüpfend, zu mir hernieder, hingen sich an den Ranken der Schlingpflanzen an, und alle krächzten und schlugen mit den Flügeln, wie Furien. Hätte ich einen langen Stock in der Hand gehabt, ich hätte mehrere von ihnen von den Zweigen herabschlagen können. Nachdem ich den Verwundeten getödtet, bereitete ich mich vor, die Frechen zu bestrafen; diese aber begaben sich, sobald das Geschrei ihres Gefährten verstummt war, sofort wieder in ihre sicheren Wipfel zurück und waren, noch ehe ich mein Gewehr wieder geladen hatte, sämmtlich verschwunden."

Durch Schomburgk erfahren wir noch außerdem, daß auch der Arassari sehr häufig von den Indianern gefangen und gezähmt, in der Regel auch bald zutraulich wird; durch Pöppig, daß die Eingebornen in dem geschabten Schnabel und der langen, gefranzten Zunge der Vögel ein untrügliches Mittel gegen Herzdrücken und Krämpfe sehen.

Die Pfefferfresser (Ramphastus) kennzeichnen sich durch auffallend großen, am Grunde sehr dicken, gegen das Ende hin bedeutend zusammengedrückten Schnabel, welcher auf der Firste scharfkantig ist, starke, hohe, langzehige Beine, deren Läufe mit großen, platten Tafeln belegt sind, kurzen, breiten, stumpfgerundeten, gleichlangen Schwanz, und kurze Flügel, in deren Fittig die vierte und fünfte Schwinge die längsten sind. Die Färbung der verschiedenen Arten, welche man kennt, ist sehr übereinstimmend. Ein glänzendes Schwarz ist die Grundfarbe; von ihr heben sich rothe, weiße oder gelbe Felder an der Kehle, dem Rücken und Bürzel ab. Alle Arten leben einzeln, paarweise und nur ausnahmsweise in kleinen oder zahlreichen Trupps im Urwalde und lassen sich niemals in der Nähe der menschlichen Ansiedlungen sehen.

Die größte Art der Sippe ist der Toko (Ramphastus Toco). Bei ihm ist das Gefieder gleichmäßig schwarz; die Kehle, die Wangen und der Vorderhals, die oberen und die Oberschwanzdeckfedern sind weiß; der Bürzel ist hellblutroth. Der sehr große, hohe Schnabel, dessen Rand einige Kerben zeigt, ist lebhaft orangeroth, gegen den Rücken hin und an der Spitze des Unterkiefers feuerroth, während die Spitze des Oberkiefers wie der Rand des Schnabels vor dem Kopfgefieder schwarz ist; die Augen, die Zügel und die Schläfengegend sind lebhaft feuerroth, die Augenlidränder schwarzblau, die Beine blaugrau. Die Länge beträgt 22, die Fittiglänge 8¾, die Schwanzlänge 5¼ Zoll.

Der Toko bewohnt die hochgelegenen Theile Südamerikas von Guyana an bis Paraguay hinauf.

Im Norden Amerikas vertritt ihn die etwas kleinere, schlanker gebaute, ihm aber sehr ähnliche Kirima (Ramphastus erythrorhynchus). Sie unterscheidet sich hauptsächlich durch den niedrigen, größtentheils scharlachrothen, auf der Firste und am Grunde gelb gefärbten Schnabel, den breiten rothen Saum am unteren Rande der weißen Kehle und den gelben Bürzel.

In den Küstenwaldungen Brasiliens hingegen lebt die Tukana (Ramphastus Temminckii). Bei ihr ist der Vorderhals dottergelb, lichter gesäumt und die Brust durch eine rothe Binde geschmückt; Bürzel und Steiß sind roth. Der Schnabel ist glänzend schwarz, am Grunde vor dem Rande mit breiter blaßgelber Binde; das Auge ist bläulich, der nackte Augenring dunkelroth, der Fuß bleigrau. Die Länge beträgt 18½, die Breite 21, die Fittiglänge 7, die Schwanzlänge 6¼ Zoll. Die jungen Vögel unterscheiden sich durch den weniger gekerbten Schnabel und die blässeren Farben.

Aus den mir bekannten Schilderungen der Naturforscher, welche die Pfefferfresser in ihrer Heimat beobachteten, geht hervor, daß die Lebensweise der verschiedenen Arten sich im wesentlichen



Der Toko (Ramphastus Toco). ⅓ der nat. Größe. (Siehe Seite 233.)

ähnelt, sodaß man das von dem einen Bekannte wohl auch auf den andern beziehen kann. Der Toko wohnt, wie bemerkt, nur in den höheren Gegenden des Landes, nach Schomburgk ausschließlich in der Savanne und hier theils paarweise in den Oasen und an bewaldeten Ufern der Flüsse, theils in kleinen Trupps, welche die offene Savanne nach den eben reifenden Früchten durchstreifen. Die Kirima gehört zu den gemeinsten Waldvögeln, ist nur unmittelbar an der Küste selten, um so häufiger hingegen im dicht geschlossenen Walde. Der Tukan endlich ist in den von dem Prinzen von Wied durchreisten Gegenden die bekannteste Art seiner Sippe und kommt

überall vor, wo große, zusammenhängende Waldungen sich finden. Tukanas und Kirimas leben, den übereinstimmenden Angaben der Forscher nach, von der Brutzeit an bis gegen die Mauser hin paarweise.

Gewöhnlich halten sich die Pfefferfresser hoch oben in den Waldbäumen auf. Hier durchschlüpfen sie, Nahrung suchend, mit mehr Behendigkeit, als man ihnen zutrauen möchte, die Kronen, oder sitzen ausruhend auf den äußersten Spitzen der höchsten Bäume und lassen vonhieraus ihre knarrende oder pfeifende Stimme vernehmen, welche bei einzelnen eine entfernte Aehnlichkeit mit den Silben „Tokano" haben soll. „Zuweilen", bemerkt Bates, „sieht man eine Gesellschaft von vier bis fünf Stücken stundenlang auf den Wipfelzweigen eines der höchsten Bäume sitzen und hört sie dann ein sonderbares Tonstück ausführen. Einer von ihnen, welcher höher sitzt, als die andern, scheint der Leiter des mißtönenden Ganzen zu sein; von den übrigen schreien oft zwei abwechselnd in verschiedenen Tonarten." Auch wenn sie sich in den dichtesten Verflechtungen der Zweige verborgen haben, lassen sie noch oft ihren Ruf vernehmen; besonders schreilustig aber sollen sie, nach Versicherung der Indianer, vor kommendem Regen sein und deshalb als gute Wetterpropheten gelten. Ihr Flug ist verhältnißmäßig gut. Sie schweben sanft von einer Baumkrone zur andern, während sie, wenn sie größere Strecken durchmessen, mit kurzen, abgebrochenen Stößen, den Kopf, wahrscheinlich in Folge der überwiegenden Größe des Schnabels, etwas niedergebeugt dahineilen. Azara sagt, daß sie in einer geraden, wagrechten Linie fortstreichen und ihre Flügel in gewissen Zwischenräumen und mit vernehmlichem Geräusch zusammenschlagen, sich aber schneller fördern, als man annehmen möchte.

Alle Arten, ohne Ausnahme, sind bewegliche, muntere, scheue, aber doch neugierige Vögel. Sie weichen dem Menschen mit großer Vorsicht aus und lassen sich nur von geübten Jägern beschleichen, necken den Schützen auch, indem sie nach Art unseres Hehers vor ihm hinfliegen, niemals weit weg, aber immer zur rechten Zeit, und sich stets wieder einen Sitz erwählen, welcher die Annäherung erschwert. Aber dieselben Vögel sind augenblicklich zur Stelle, wenn es gilt, einen Raubvogel, eine Eule zu ärgern. Ihre Aufmerksamkeit erstreckt sich auf Alles, was um sie herum vorgeht, und deshalb sind sie es denn auch, welche gewöhnlich zuerst Feinde ausgekundschaftet haben und diese nun der übrigen gefiederten Welt anzeigen. Da sie kräftige und wehrhafte Thiere sind, schlagen sie die schwächeren Raubvögel auch regelmäßig in die Flucht, hauptsächlich wohl in Folge des Aergers, welchen sie denselben bereiten. Bates sagt, daß sie scheu und mißtrauisch sind, so lange sie sich in kleinen Gesellschaften halten, auffallend unvorsichtig dagegen sich zeigen, wenn sie sich zu größeren Flügen verbinden und Waldungen besuchen, welche sie sonst meiden. Beides geschieht, nachdem die Mauser, welche in die Monate März bis Juni fällt, vorüber ist.

Ueber die Nahrung herrschen noch heutigen Tags verschiedene Ansichten. Schomburgk behauptet mit aller Bestimmtheit, daß sie nur Früchte fressen, und Bates sagt, daß Früchte unzweifelhaft ihr hauptsächlichstes Futter seien, ihr langer Schnabel ihnen auch das Pflücken derselben sehr erleichtere, weil er ihnen gestatte, unverhältnißmäßig weit zu reichen: Azara hingegen versichert, daß sie sich keineswegs auf Pflanzennahrung beschränken, sondern eine Menge Vögel vertilgen und wegen ihres großen Schnabels allen Angst einjagen, daß sie die kleineren von den Nestern treiben und die Eier und Jungen verzehren, selbst solche der Araras, daß sie zur Regenzeit, wenn das harte Nest des Töpfervogels weich geworden, auch dieses angehen, es zerhacken und die Eier und Jungen hervorziehen. Auch Humboldt gibt an, daß sie Fische fressen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß beide letztgenannten Forscher Recht haben; denn auch die den Pfefferfressern so nahe verwandten Hornvögel sind Fruchtfresser, machen aber doch zuweilen eifrig Jagd auf schwächere Wirbelthiere, und alle Tukans, welche man bisher in Gefangenschaft beobachtet hat, nahmen nicht nur ohne Bedenken thierische Nahrung zu sich, sondern verfolgten auch kleine Wirbelthiere mit so großem Eifer, daß man wohl bemerken konnte, sie müßten etwas ihnen durchaus Natürliches thun. Azara bemerkt noch, daß sie Früchte, Fleischbrocken und Vögel in die Luft werfen, wie ein Taschenspieler die

Kugeln, und Alles so lange auffangen, bis es zum Schlucken bequem kommt. Die übrigen Beobachter haben diese Art, zu fressen, nicht gesehen. Schomburgk sagt ausdrücklich, daß er es weder von Freilebenden noch von den Gefangenen bemerkt habe. „Sein Futter vom Boden aufzunehmen, macht dem sonderbar gestalteten Vogel allerdings einige Schwierigkeit; hat er dasselbe aber einmal erfaßt, dann hebt er den Schnabel senkrecht in die Höhe und verschluckt es, ohne es vorher emporgehoben zu haben.“ Aber Schomburgk fügt auch hinzu, daß der Vogel eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit besitze, die ihm zugeworfene Nahrung aufzufangen, und Dies läßt mich glauben, daß der alte, gewissenhafte Azara doch richtig beobachtet hat. Humboldt freilich sagt Dasselbe, wie Schomburgk, oder richtiger, Schomburgk sagt Dasselbe, wie Humboldt. „Wenn er trinken will“, fügt dieser große Forscher noch hinzu, „geberdet sich der Vogel ganz seltsam. Die Mönche behaupten, er mache das Zeichen des Kreuzes über dem Wasser, und diese Ansicht ist zum Volksglauben geworden, sodaß die Kreolen dem Tukan den sonderbaren Namen „Dios te de“, Gott vergelte es dir, beigelegt haben.“ Durch Castelnau erfahren wir, wie das Trinken vor sich geht. Der Tukan streckt nämlich die äußerste Spitze seines großen Schnabels in das Wasser, füllt denselben, indem er die Luft kräftig an sich zieht und dreht alsdann den Schnabel unter stoßweißen Bewegungen um.

Ueber die Fortpflanzung fehlen noch eingehende Berichte. Die Tukans nisten in Baumlöchern und legen zwei weiße Eier. Ihre Jungen erhalten bald das schöne Gefieder der Eltern, ihr Schnabel aber erst im zweiten bis dritten Jahre die ihm eigenthümlichen, schönen Farben. Hierauf beschränkt sich die Kunde über diesen wichtigen Lebensabschnitt der Vögel.

Allen Pfefferfressern wird in Brasilien eifrig nachgestellt, ebensowohl ihres Fleisches und ihrer schönen Federn halber, als in der Absicht, die sonderbaren Gesellen sich zu Hausgenossen zu erwerben. „Wir erlegten“, bemerkt der Prinz, „oft viele von ihnen an einem Tage, und ihr krähenartiges Fleisch wurde dann gegessen.“ Burmeister hingegen versichert, daß das Fleisch ein sehr angenehmes Gericht liefere, welches, mit Reis gekocht, einer guten Taubenbrühe ähnlich und ganz schmackhaft sei. Schomburgk bezeichnet das Fleisch einfach als eßbar. Bates sagt, daß alle Bewohner Egas, einer Ortschaft am Amazonenstrome, der Jagd des Tukans eifrig obliegen, wenn dieser, zu größeren Flügen vereinigt, in den benachbarten Waldungen erscheint. Sie sind dann, wie bemerkt, wenig scheu und fallen auch dem ungeschickten Schützen leicht zur Beute. „Jedermann in Ega, welcher um diese Zeit irgendwelches Gewehr, oder auch nur ein Blasrohr auftreiben kann, geht damit in den Wald hinaus und erlegt sich zur Verbesserung seiner Mittagstafel einige dieser Vögel, sodaß in den Monaten Juni und Juli ganz Ega fast nur von Tukans lebt. Wochenlang hat jede Familie täglich einen gedämpften oder gebratenen Pfefferfresser auf dem Tische. Sie sind um diese Zeit ungemein fett, und ihr Fleisch ist dann außerordentlich zart und schmackhaft.“

Ueber die Verwendung der Schmuckfedern gibt Schomburgk ausführliche Nachricht. Er beschreibt ein Zusammentreffen mit den Maiongkongs und sagt: „Ihr geschmackvollster Federschmuck bestand größtentheils in dicken Kopfbinden aus den rothen und gelben Federn, welche die Pfefferfresser unmittelbar über der Schwanzwurzel haben. Da nun nicht allein die Maiongkongs, sondern auch die Guinaus, Uaupes und Pauiranas sowohl ihre Kopfbedeckung, als auch förmliche Mäntel aus diesen Federn verfertigen, so werden die beiden Arten der Pfefferfresser (denen insbesondere nachgestellt wird) bald ausgerottet sein. Diesem Untergang ihrer Kleiderlieferer beugen die Wilden jedoch auf eine höchst scharfsinnige Weise dadurch vor, daß sie die Vögel zu diesem Zweck mit ganz kleinen und mit äußerst schwachem Gift bestrichenen Pfeilen schießen. Die Wunde, die ein solcher Pfeil verursacht, ist zu unbedeutend, um tödtlich zu werden, während das schwache Gift den Verwundeten nur betäubt. Der Vogel fällt herab, die gewünschten Federn werden herausgezogen, und nach kurzer Zeit erhebt er sich wieder, um vielleicht wiederholt geschossen und beraubt zu werden.“

Jung aufgezogene Tukans gehören zu den anziehendsten Gefangenen. „In Lebensweise und geistiger Anlage“, sagt Humboldt, „gleicht dieser Vogel dem Raben. Er ist ein muthiges, leicht

zu zähmendes Thier. Sein langer Schnabel dient ihm als Vertheidigungswaffe. Er macht sich zum Herrn im Hause, stiehlt, was er erreichen kann, badet sich oft und fischt gern am Ufer des Stromes. Der Tukan, welchen wir gekauft, war sehr jung, dennoch neckte er während der ganzen Fahrt mit sichtbarer Lust die trübseligen, zornmüthigen Nachtaffen." Schomburgk erzählt eine hübsche Geschichte. „Besonderes Vergnügen machten mir unter den vielen zahmen Thieren, die ich in Watu-Ticaba fand, ein Pfefferfresser, der sich zum unbeschränkten Herrscher nicht allein des gesammten Geflügels, sondern selbst der größeren Vierfüßler emporgeschwungen hatte, und unter dessen eisernem Scepter sich Groß und Klein willig beugte. Wollte sich Streit unter den zahmen Trompetenvögeln, Hokos, Jakus und anderen Hühnern entspinnen, ohne Zögern eilte Alles aus einander, sowie sich der kräftige Tyrann nur sehen ließ; war er in der Hitze des Zankes nicht bemerkt worden, einige schmerzhafte Bisse mit seinem unförmlichen Schnabel belehrten die Erhitzten, daß ihr Herrscher keinen Streit unter seinem Volke dulde; warfen wir Brot oder Knochen unter den dichten Haufen, keiner der zwei- und vierfüßigen Unterthanen wagte auch nur das kleinste Stück aufzuheben, bevor sich jener nicht so viel ausgesucht, als er für nöthig hielt. Ja, seine Herrschsucht und Tyrannei ging so weit, daß er alles Völkerrecht aus den Augen setzte und jeden fremden Hund, welcher vielleicht mit den aus der Nachbarschaft herbeieilenden Indianern herankam, unbarmherzig fühlen ließ, was in seinem Reiche Rechtens sei, indem er diesen biß und im ganzen Dorfe umherjagte. Die gequälten Unterthanen sollten noch am Tage meiner Abreise von diesem Tukan befreit werden. Ein großer Hund, welcher am Morgen mit seinem Herrn angekommen und zu mehreren hingeworfenen Knochen ebenso viel Recht, wie der hab- und herrschsüchtige Pfefferfresser zu haben glaubte, setzte sich ruhig in Besitz derselben, ohne erst abzuwarten, ob sie dem in der Nähe sitzenden Vogel gefällig sein könnten. Kaum war Dies aber von letzterem bemerkt worden, als er auch zornig auf den Frechen sprang und den Hund einigemal in den Kopf biß. Der Gezüchtigte fing an zu knurren, der Vogel ließ sich dadurch nicht abschrecken und hackte ohne Erbarmen mit seinem ungeschickten Schnabel auf den Frevler, bis dieser sich plötzlich herumwandte, nach dem erzürnten Vogel schnappte und ihm so in den Kopf biß, daß er nach kurzer Zeit starb. Das Thier dauerte uns ungemein, da es wirklich mehr als lächerlich aussah, wenn es sich selbst vor dem größten Hunde nicht fürchtete, oder einen anderen kleineren ungehorsamen Unterthan nachdrücklich zur Ruhe verwies. Zu dieser letzteren Klasse gehörte namentlich ein Nasenbär."

Bates weiß von einem anderen zu berichten. Als er eines Tages im Walde umherging, sah er einen Pfefferfresser auf einem niederen Baumzweige sitzen und hatte wenig Mühe, ihn mit der Hand wegzunehmen. Der Vogel war entkräftet und halb verhungert, erholte sich aber bei guter Nahrung rasch wieder und wurde eines der unterhaltendsten Geschöpfe, welches man sich vorstellen kann. Sein Verständniß glich dem der Papageien. Gegen allen Gebrauch wurde ihm erlaubt, sich frei im Hause zu bewegen. Eine gehörige Zurechtweisung genügte, ihn vom Arbeitstische fern zu halten. Er aß Alles, was sein Gebieter genoß: Fleisch, Schildkröten, Fische, Farinha, Früchte 2c. und war ein regelmäßiger Theilnehmer an den Mahlzeiten. Seine Freßlust war außerordentlich, seine Verdauungsfähigkeit erstaunlich. Er kannte die Eßstunden genau, und es wurde nach einigen Wochen schwer, ihn aus dem Eßzimmer zu entfernen. Man sperrte ihn in den von einem hohen Zaune umgebenen Hof ein; er aber überkletterte die Trennungswand, hüpfte in der Nähe des Eßzimmers auf und nieder und erschien mit der ersten Schüssel auf dem Tische an ihm. Später gefiel er sich, in der Straße vor dem Hause spazieren zu gehen. Eines Tags ward er gestohlen, und Bates betrachtete ihn natürlich als verloren. Zwei Tage später erschien er jedoch nach alter Gewohnheit im Eßzimmer: er war seinem unrechtmäßigen Besitzer glücklich entwischt.

Ein anderer Gefangener, welchen Broderip und Vigors besaßen, erhielt fast ausschließlich Pflanzenstoffe und nur zuweilen Eier, welche unter das gewöhnliche Futter, Brot, Reis, Kartoffeln 2c. gemischt wurden. Früchte liebte er sehr, und wenn ihm ein Stück Apfel, Orange, oder etwas

Aehnliches gereicht wurde, bewies er jedesmal seine Zufriedenheit. Er faßte den Bissen mit der Schnabelspitze, berührte ihn mit ersichtlichem Vergnügen vermittelst seiner Zunge und brachte ihn dann mit einem raschen Ruck nach oben in die Gurgel. Trotz seiner Vorliebe für Pflanzennahrung machte er sich, lebenden Thieren gegenüber, einer gewissen Raublust sehr verdächtig. Er zeigte sich erregt, wenn irgend ein anderer Vogel oder selbst ein ausgestopfter Balg in die Nähe seines Käfigs gebracht wurde, erhob sich, sträubte die Federn und stieß einen dumpfen, klappenden Laut aus, welcher, wie es schien, Vergnügen oder richtiger Triumphgeschrei ausdrücken sollte. Gleichzeitig dehnte sich das Auge, und er schien bereit, sich auf seine Beute zu stürzen. Wenn man ihm einen Spiegel vorhielt, bekundete er ähnliche Erregung.

Ein Stieglitz, welchen Broderip in den Käfig seines Gefangenen brachte, wurde augenblicklich von dem Tukan erschnappt, und der arme kleine Vogel hatte eben noch Zeit, um einen kurzen, schwachen Schrei auszustoßen. Im nächsten Augenblick war er todt und so zusammengequetscht, daß die Eingeweide zum Vorschein kamen. Sofort nach seinem Tode begann der Mörder sein Opfer zu rupfen, und nachdem Dies größtentheils besorgt war, zerbrach er die Knochen der Schwingen und Füße und zermalmte die kleine Leiche, bis sie eine formlose Masse bildete. Dabei hüpfte er von Zweig zu Zweig, stieß forwährend sein eigenthümliches Geschnatter aus und zitterte mit dem Schnabel und den Schwingen. Die Eingeweide verzehrte er zuerst, hierauf aber, Stück für Stück, den ganzen Vogel, selbst Schnabel und Füße mit, und während des Verschlingens bekundete er das größte Vergnügen. Nach vollendeter Mahlzeit reinigte er den Schnabel von den ihm anhängenden Federn sehr sorgfältig. Broderip fügt Dem hinzu, daß er mehr als einmal beobachtet, wie sein Tukan das Verschlungene von sich gegeben, aber auch wieder gefressen habe, ganz nach Art der Hunde. Einmal förderte er in dieser Weise ein Stück Fleisch wieder zu Tage, welches in dem Kropfe bereits theilweise verdaut war. Während er sich erbrach, ließ er jenen klappenden Laut vernehmen. Ehe er das Fleisch von sich gab, hatte er sein Futter durchsucht und gefunden, daß es nur aus Brot bestand; dieses aber verschmähete er, und es schien, als ob er sich durch sein Erbrechen den Genuß thierischer Nahrung noch einmal habe verschaffen wollen. Dieser Gefangene schien letztere überhaupt den Pflanzenstoffen vorzuziehen: er suchte stets zuerst das Fleisch aus seinem Futternapfe hervor und ging erst dann an die Pflanzenstoffe, wenn jenes verzehrt war.

Der Tukan, welchen Vigors gefangen hielt, war auffallend liebenswürdig und umgänglich. Er erlaubte, daß man mit ihm spielte, fraß aus der Hand, war munter, nett und trotz seines unförmlichen Schnabels anmuthig und leicht in seinen Bewegungen, hielt sein Gefieder auch stets rein und ordentlich und badete sich regelmäßig täglich einmal. Wenn er nicht gestört wurde, benahm er sich an einem Tage wie am andern. Mit Dunkelwerden vollendete er seine letzte Mahlzeit, bewegte sich noch einigemale im Käfig rundum und ließ sich dann auf der höchsten Sitzstange nieder. In demselben Augenblick zog er den Kopf zwischen die Schultern und drehte seinen Schwanz, sodaß er senkrecht über den Rücken zu stehen kam. In dieser Stellung verweilte er etwa zwei Stunden lang zwischen Schlafen und Wachen, die Augen gewöhnlich geschlossen. Dann erlaubte er jede Berührung, nahm auch wohl eine Lieblingsspeise zu sich, änderte seine Stellung aber nicht. Ebenso gestattete er, daß man ihm den Schwanz niederbog, brachte ihn aber immer wieder in dieselbe Lage zurück. Gegen das Ende der angegebenen Zeit drehte er langsam den Schnabel auf den Rücken, verbarg ihn hier zwischen den Federn und ließ die Flügel herabsinken, sodaß er wie ein Federball erschien. Im Winter änderte er sein Betragen; das Kaminfeuer hielt ihn dann noch lange wach.

„Meine Tukane", schreibt mir Dr. Bodinus, „sind höchst liebenswürdige Vögel. Ihr prachtvolles Gefieder entzückt Jedermann, und der ungeheuere Schnabel wird keineswegs unförmig, sondern höchstens eigenthümlich gefunden. Sie scheuen die Nähe des Menschen durchaus nicht,

sind stets munter und lebhaft, ihre Eßlust ist fortwährend rege, ihre Reinlichkeitsliebe so groß, daß es immer Etwas zu putzen und zu besorgen gibt; ihre Gewandtheit ist überraschend: kurz, sie sind unterhaltend im besten Sinne des Worts."

* * *

Die altweltlichen Vertreter der Pfefferfresser sind die Hornvögel (Bucerotes). Damit soll nicht gesagt sein, daß sich beide Vogelgruppen nicht wesentlich unterscheiden; die Unterschiede erscheinen mir aber keineswegs so groß, als gewöhnlich angenommen wird. In den hauptsächlichsten Merkmalen ähneln sich beide Familien unzweifelhaft mehr, als Raben und Hornvögel oder Kukuke und Tukans unter einander übereinstimmen.

Es ist nicht schwer, die Familie zu kennzeichnen; denn der lange, sehr dicke, mehr oder weniger gebogene und meist mit sonderbaren Auswüchsen, sogenannten Hörnern, versehene Schnabel bildet, so verschieden er auch gestaltet sein mag, ein so bezeichnendes Merkmal unserer Vögel, daß sie mit anderen nicht verwechselt werden können. Sie sind aber auch im übrigen auffallend gestaltet. Der Leib ist sehr gestreckt, der Hals mittel- oder ziemlich lang, der Kopf verhältnißmäßig klein, der aus zehn Federn bestehende Schwanz mittel- oder sehr lang, der Flügel kurz und stark zugerundet, der Fuß niedrig, kurz und heftzehig, das Gefieder der Oberseite ziemlich kleinfedrig, das der Unterseite haarig zerschlissen. Bei vielen Arten bleiben Kehle und Augengegend nackt, und das obere Augenlid trägt starke haarartige Wimpern. Die Manchfaltigkeit der Familie ist eine auffallend große: fast jede Art kann auch als Vertreter einer Sippe betrachtet werden, und jede Art unterscheidet sich außerdem noch in den verschiedenen Altersstufen ihres Lebens.

Bei Untersuchung des inneren Baues fällt vor allem die Leichtigkeit der Knochen auf. Nicht blos der ungeheuere Schnabel, sondern auch die meisten Knochen bestehen aus sehr großen, äußerst dünnwandigen Zellen, welche selbstverständlich luftführend sind. Das Brustbein erweitert sich nach hinten und zeigt jederseits eine seichte Ausbuchtung. Das sehr kleine Gabelbein ist nicht mit dem Brustbein verbunden, die Speiseröhre weit, der Magen muskelkräftig; die Därme sind sehr kurz, Blinddärme fehlen. Bei vielen, vielleicht bei allen Arten dehnt sich das Luftfüllungsvermögen auch bis auf die Haut aus, welche nur schwach an dem Körper haftet, an einzelnen Stellen gar nicht mit demselben verbunden zu sein scheint und zahlreiche, mit Luft gefüllte Zellen besitzt.

Südasien, die malaiischen Inseln, Mittel- und Südafrika sind die Heimat der Hornvögel. In Asien scheinen sie besonders entwickelt zu sein; aber auch in Afrika werden sie durch viele Arten vertreten. Sie finden sich vom Meeresstrande an bis zu einer unbedingten Höhe von 8 bis 10,000 Fuß empor, regelmäßig in dichten und hochstämmigen Waldungen; nur die kleineren Arten kommen zeitweilig auch in niedrigen Beständen vor. Alle Arten leben paarweise, sind aber der Geselligkeit zugethan und vereinigen sich deshalb oft mit Ihresgleichen, mit verwandten Arten und selbst mit gänzlich verschiedenen, vorausgesetzt, daß letztere dieselbe Lebensweise theilen. Wie die Tukans verbringen auch sie den größten Theil ihres Lebens auf den Bäumen; diejenigen Arten, welche sich auf dem Boden zu schaffen machen, gehören zu den Ausnahmen. Die Mehrzahl hat einen höchst ungeschickten Gang, bewegt sich aber mit verhältnißmäßig großer Gewandtheit im Gezweig der Bäume. Der Flug ist bei allen Arten besser, als man glauben möchte, wird jedoch selten weit in einem Zuge fortgesetzt, obwohl man nicht annehmen kann, daß er ermüdet; denn einzelne schweben oft halbe Stunden lang kreisend in hoher Luft umher. Bei den meisten Arten geschieht er mit so viel Geräusch, daß man den fliegenden Hornvogel eher hört, als man ihn sieht, ja, gewisse Arten, nach einstimmiger Versicherung guter Beobachter, bis auf eine englische Meile weit vernehmen kann.

Die Sinne, namentlich Gesicht und Gehör, sind wohl entwickelt, die übrigen wenigstens nicht verkümmert. Ueber das geistige Wesen mangelt uns noch genügende Erfahrung; so viel aber wissen wir, daß fast alle als vorsichtige, scheue, achtsame, mit einem Worte kluge Geschöpfe bezeichnet werden müssen. Die Stimme ist ein mehr oder weniger dumpfer, ein- oder zweisilbiger Laut, welcher aber mit großer Ausdauer hervorgestoßen wird und zur Belebung des Waldes wesentlich mit beiträgt.

Die Nahrung ist gemischter Art. Die meisten Hornvögel greifen, wenn sie können, kleine Wirbelthiere und Kerfe an, nehmen sogar Aas zu sich, und alle, ohne Ausnahme, fressen verschiedene Früchte und Körner. Einige sind Allesfresser in des Worts vollgiltigster Bedeutung.

Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise der Fortpflanzung, — ob sämmtlicher Arten ist allerdings fraglich, da auch hierüber noch wenige Beobachtungen gemacht wurden und wir eigentlich nur das Brutgeschäft indischer Arten kennen gelernt haben. Diese brüten in großen Baumhöhlen; aber das Sonderbare bei der Sache ist, daß das Männchen sein Weibchen, während es brütet, bis auf ein kleines, rundes Loch, vollständig einmauert, bis auf ein Loch, eben groß genug, um durch dasselbe den Schnabel zu stecken und Nahrung zu empfangen. Die Bruthöhle wird also buchstäblich zu einem Kerker, und in ihm muß das Weibchen so lange verweilen, bis die Jungen ausgeschlüpft, ja, wie Einige behaupten, bis sie flugfertig sind. Unterdeß trägt das Männchen eifrig Nahrung herbei und muß sich, sagt man, dabei so anstrengen, daß es gegen Ende der Brutzeit hin „zu einem Geripp" abmagert. Anderweitige Erzählungen, welche über das Brutgeschäft mitgetheilt worden sind, wage ich nicht wiederzugeben, weil sie mir noch nicht genügend verbürgt zu sein scheinen.

Die freilebenden Hornvögel und zumal die größeren Arten haben wenig Feinde; denn die meisten Raubvögel scheuen wohlweislich die Kraft der gewaltigen Schnäbel, müssen es sich im Gegentheil gefallen lassen, gefoppt und geneckt zu werden. Auch der Mensch behelligt die Hornvögel wenig, hält sogar einige für heilige Wesen. Demungeachtet scheinen sie überall in ihm ihren ärgsten Feind zu erkennen und weichen ihm mit größter Vorsicht aus. Aber wie alle klugen und vorsichtigen Thiere werden sie, wenn sie in Gefangenschaft gelangten, sehr bald zahm und beweisen dann eine so große Anhänglichkeit an ihren Pfleger, daß dieser es ihnen gestatten kann, nach Belieben sich zu bewegen, da sie nur ausnahmsweise die ihnen gewährte Freiheit mißbrauchen.

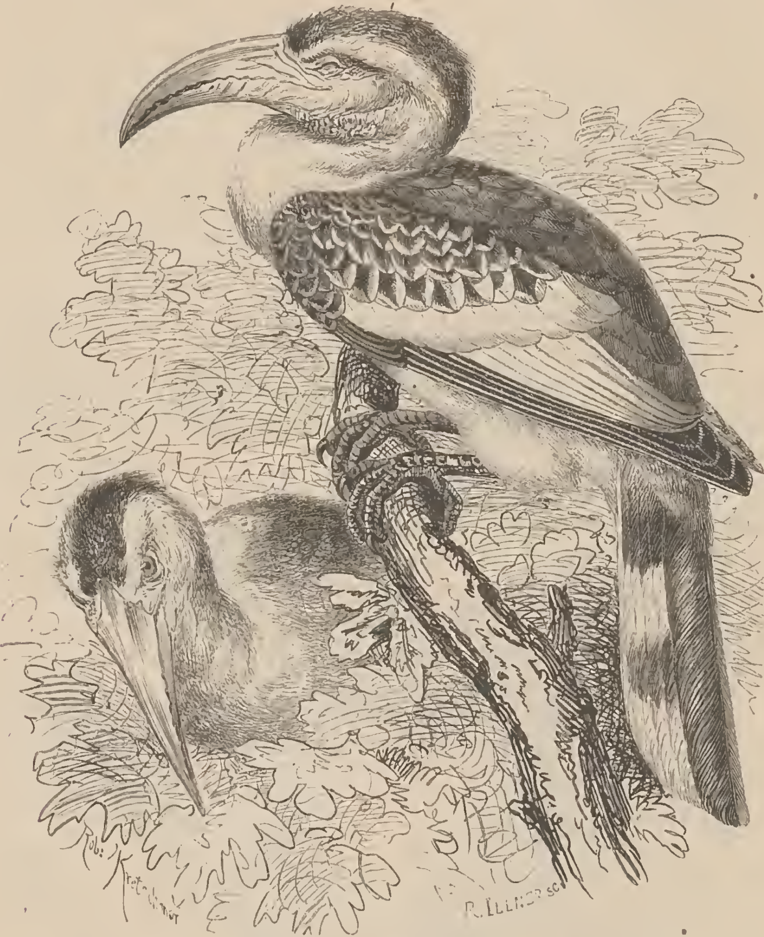
Der mir zugemessene Raum gestattet mir nicht, die gestaltenreiche Familie in wünschenswerther Ausführlichkeit zu behandeln. Ich muß mich auf vier Arten beschränken.

Die Sippe der Glatthornvögel (Rhynchaceros) umfaßt die kleinsten Mitglieder der Familie. Der Schnabel ist verhältnißmäßig klein, obschon immer noch sehr groß, oben und unten gebogen, an den Rändern mehr oder weniger gezähnelt und auf der schneidigen Firste etwas erhaben, seitlich auch wohl seicht gefurcht, aber ohne jeden hornigen Aufsatz, der Fuß kurz und schwach, der Flügel, in dem die vierte oder fünfte Schwinge die längste, mittel-, der sanft abgerundete Schwanz ziemlich lang.

Vom 17. Grad nördlicher Breite an verbreitet sich eine Art dieser Sippe, der Tok (Rhynchacerus erythrorhynchus) nach Süden hin über den größten Theil Afrikas, und sie ist auch mir durch eigene Beobachtung bekannt geworden. Das Gefieder der Oberseite ist fahlbraungrau, das der Unterseite schmuzigweiß, Kopf und Hals sind grauweiß, die Flügeldecken schwarz und gilblichweiß gefleckt, die großen Schwingen auf der Außenfahne schwärzlich, auf der Innenfahne weiß, die hintersten aber braungrau, an der Außenfahne weiß, die beiden mittleren Steuer-

federn schmuziggrau, die übrigen schwärzlich, weiß an der Spitze. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel, mit Ausnahme eines dunkeln Fleckens an der Wurzel des Unterschnabels, blutroth, der Fuß braungraulich. Die Länge beträgt 17¾, die Breite 22, die Fittiglänge 6½, die Schwanzlänge 7½ Zoll. Das ähnlich gefärbte Weibchen ist bedeutend kleiner.

In allen Waldungen Abissiniens, Ost-Sudahns und Kordofahns und wahrscheinlich in allen entsprechenden Gegenden Mittel-, West- und Südafrikas gehört der Tok zu denjenigen Vögeln, welche man tagtäglich sieht oder hört. Man begegnet ihm, wenn auch seltener, schon in den dünn bestandenen Waldungen der Steppe und regelmäßig, stellenweise sehr häufig, in den Flußniederungen, wo der Wald aus hohen Bäumen besteht. Im Gebirge steigt er, nach Heuglin's Beobachtungen, bis zu 7000 Fuß unbedingter Höhe empor.



Der Tok (Rhynchacerus erythrorhynchus).

Er ist, wie die meisten Hornvögel, ein echter Baumvogel, welcher nur ungern auf den Boden herabkommt, wahrscheinlich blos dann, wenn Mangel an Beeren und Baumfrüchten ihn zwingt, dort unten Nahrung zu suchen. Gewisse Bäume im Gebiete werden zu Lieblingsplätzen; auf ihnen erscheinen er und seine Verwandten, unter welche er sich gern mischt, mit größter Regelmäßigkeit. Er liebt es, sich frei zu zeigen und setzt sich deshalb möglichst hoch in den Wipfeln auf die äußersten

Spitzen der Zweige. Von einem Zweige zum andern hüpft er mit ziemlichem Ungeschick, auf ein und demselben Aste aber rutscht er behend dahin. Sein Flug erinnert einigermaßen an den unserer Spechte, ist aber so eigenthümlich, daß man den Tok auf jede Entfernung erkennt. Mehrere rasche Flügelschläge erheben den Vogel auf eine gewisse Höhe, von welcher herab er sich mit tief niedergebogenem Schnabel in sehr steilen Bogen nach unten fallen läßt, hierauf wieder emporkletternd und von neuem nach abwärts sich senkend. Dabei wird der Schwanz wechselseitig gebreitet und wieder zusammengelegt. Der Name des Vogels ist ein Klangbild seiner Stimme; denn diese besteht aus einem einzigen wohltönenden Laute, welcher aber sehr oft und kurz nach einander wiederholt wird, sodaß das Ganze minutenlang währen kann. Jeder einzelne Laut wird mit einer Neigung des Kopfes begleitet, das Geschrei gegen das Ende hin aber immer rascher, und der Vogel muß sich zuletzt sehr anstrengen, um alle Töne, wie er gewissenhaft thut, nickend zu beglaubigen.

In einer Hinsicht ähneln die Glatthornvögel unseren Raben. Sie sind neugierige und aufmerksame Geschöpfe. Wenn man ein Wild erlegt hat, pflegen sie herbeizukommen, setzen sich wohl auch in der Nähe auf einen Baum und theilen schreiend dieses Ereigniß der Waldbewohnerschaft mit. Viel mehr noch erregt sie das Erscheinen eines gefährlichen Thieres, z. B. einer Schlange oder eines Raubthieres Sie sind es, welche mit aller Wuth und aller Geschicklichkeit der Raben auf den Uhu stoßen; sie sind es, welche den schleichenden Leopard andern Thieren verrathen; sie sind es, welche dem Honigangeber ins Handwerk pfuschen und die von ihnen entdeckte Schlange oder jedes andere auffallende Geschöpf ihren Klassenverwandten anzeigen. Und nicht blos diese, sondern auch die Säugethiere achten auf ihr Gebahren; denn sie haben sich wirklich ein gewisses Ansehen unter den übrigen Thieren verschafft. Der Klippspringer spitzt das Gehör, wenn er ihren Ruf vernimmt, die ruhende Antilope erhebt sich vom Lager, die leicht beschwingten Vögel kommen herbeigeflogen, kurz, alles Lebende im Walde wird aufmerksam und rege.

In dem Magen der von mir erlegten Glatthornvögel habe ich Früchte, Sämereien und Kerbthiere gefunden; ich zweifle aber nicht, daß ein vom Tok aufgefundenes Vogelnest ausgeplündert, ein noch täppischer Vogel oder ein kleines Säugethier, eine Eidechse u. s. w. aufgenommen wird; denn Heuglin sah eine Art der Sippe sogar auf einem Aase fressend beschäftigt, wenn auch vielleicht nur, um die Larven von Aasfliegen zu suchen. Gefangene wurden von demselben Forscher mit Fleisch, Semmel u. s. w. lange Zeit erhalten. Ich habe leider niemals einen lebenden Glatthornvogel besessen.

Ueber die Fortpflanzung kann ich etwas Bestimmtes nicht mittheilen. Nach Versicherung der Araber soll das Nest des Tok in Baumhöhlungen angelegt werden und bei Beginn der großen Regenzeit Eier enthalten.

Als Vertreter der indischen Arten der Familie mag zuerst ein Doppelhornvogel (Dichoceros) Erwähnung finden. Ihn kennzeichnet der große, hohe, breite, über das erste Schnabeldrittel hinausreichende, einen beträchtlichen Theil des Vorderkopfes überdeckende, hinten abgestutzte, vorn in zwei stumpfe Spitzen getheilte Schnabelaufsatz.

Das Gefieder des Homray (Dichoceros bicornis) ist der Hauptsache nach schwarz; der Hals, die Spitzen der oberen Schwanzdecken, der Bauch und die Unterschwanzdeckfedern, ein Flügelflecken, die Handschwingen an der Wurzel, sämmtliche Schwingen an der Spitze und endlich die Steuerfedern, mit Ausnahme eines breiten, schwarzen Bandes vor der Spitze, sind mehr oder weniger reinweiß. Gar nicht selten erscheinen die Hals- und Flügelfedern gilblich in Folge einer stärkeren Einfärbung mit dem Fette der Bürzeldrüse. Das Auge ist scharlachroth, der Oberschnabel einschließlich des Aufsatzes roth, in Wachsgelb übergehend, der Unterkiefer gelb, roth an der Spitze, der Raum zwischen dem Aufsatz und dem Schnabel von vorn gesehen schwärzlich, ein schmaler Streifen,

welcher auf der Firste des Schnabels dahinläuft, dunkelbraun, der Wurzeltheil des Schnabels bleischwarz, die nackte Augenhaut schwarz, der Fuß dunkelbraun. Die Länge beträgt 4 Fuß, die Fittiglänge 19 bis 20, die Schwanzlänge 17 Zoll; der Schnabel ist 10 Zoll, vom hintern Theil des Aufsatzes bis zur Spitze 13 Zoll lang; der Aufsatz selbst mißt 7½ Zoll in der Länge, 3¼ Zoll in der Breite.

Der Homray bewohnt die Hochwaldungen Indiens, vom äußersten Süden an bis zum Himalaya und von der Malabarküste an bis nach Assam, Burmah und der malayischen Halbinsel hinüber, kommt übrigens auch auf Sumatra vor. Nach Jerdon findet er sich an den Bergwänden



Der Homray (Dichoceros bicornis).

bis 5000 Fuß über dem Meere, meist aber tiefer. Er hält sich in den dichtesten Dschungeln auf, läßt sich gelegentlich aber auch auf einen hohen Baum an offenen Stellen sehen; Hodgson bemerkt, daß er offene und angebaute Gegenden den eigentlichen Wildnissen oft vorzieht. Nach Jerdon sieht man ihn gewöhnlich paarweise, seltener in kleinen Flügen, nach Hodgson zuweilen in Gesellschaften von zwanzig bis dreißig. „Er ist", sagt Jerdon, „im allgemeinen ein sehr stiller Vogel, welcher dann und wann ein tiefes, jedoch nicht lautes Krächzen vernehmen läßt, gelegentlich aber, wenn sich eine Gesellschaft zusammenfindet, sehr laute, rauhe und unangenehme Schreie ausstößt."

Hodgson versichert, daß das Geschrei eines verwundeten Vogels dieser Art zuweilen geradezu erstaunlich sei: „ich kann es mit nichts Anderem vergleichen, als mit dem Geschrei des Esels, so außerordentlich ist seine Kraft.“ „Die Stimme“, bestätigt Tickell, „erregt das Echo, und es wird Einem zuerst schwer, zu glauben, daß ein Vogel solche Töne von sich gibt. Wie bei andern Arten wird das Geschrei ebensowohl beim Einathmen, als beim Ausstoßen der Luft hervorgebracht.“ Der Homray fliegt mit häufigeren Flügelschlägen, als andere Hornvögel und schwebt nur, bevor er sich auf einen Baum niederläßt. Das Geräusch, welches seine Schwingen verursachen, kann man auf mehr als eine Meile Entfernung wahrnehmen.

Die Nahrung scheint fast ausschließlich aus Früchten zu bestehen, welche von den Bäumen gepflückt, aufgeworfen, gefangen und dann verschlungen werden. An Gefangenen hat man übrigens beobachtet, daß sie auch thierische Nahrung nicht verschmähen.

Ueber das Brutgeschäft liegen mehrere Beobachtungen vor. „Wenn das Weibchen“, sagt Mason, „seine fünf bis sechs Eier gelegt hat, wird es von dem Männchen so vollständig mit Lehm eingemauert, daß es eben nur seinen Schnabel durch die Oeffnung stecken kann. So bringt dasselbe nun die Brutzeit zu, und das Männchen ist eifrig beschäftigt, ihm Früchte zuzutragen.“ Tickell vervollständigt diese Angabe. „Am 16. Februar 1858“, erzählt er, „erfuhr ich von den Bewohnern des Dorfes Karen, daß ein großer Hornschnabel in der Höhlung eines benachbarten Baumes brüte und daß schon seit einigen Jahren derselbe Platz von einem Paare benutzt worden war. Ich besuchte die Brutstelle und bemerkte, daß die Höhlung sich in dem Stamme eines fast geraden, auf funfzig Fuß vom Boden astlosen Baume befand. Die Höhle war mit einer dicken Lehmlage bis auf eine kleine Oeffnung verschlossen, durch welche das Weibchen den Schnabel stecken und vom Männchen gefüttert werden konnte. Einer der Dorfbewohner kletterte mit vieler Mühe an dem Baume empor, indem er Bambusstöcke in den Stamm trieb, und begann den Lehm wegzuräumen. Während er beschäftigt war, ließ das Männchen laute, röchelnde Töne vernehmen; es flog aber ab und zu und kam dicht an uns heran. Die Eingebornen schienen es zu fürchten und behaupteten, daß sie von ihm angegriffen werden würden; ich hatte deshalb meine Noth, sie abzuhalten, es zu tödten. Als die Höhlung genügend geöffnet war, steckte der Emporgekletterte seinen Arm in das Innere, wurde aber vom Weibchen so heftig gebissen, daß er den Arm schnell zurückzog und fast zu Boden gestürzt wäre. Nachdem er die Hand mit einigen Lappen umhüllt hatte, gelang es ihm, den Vogel herauszuziehen: — ein erbärmlich aussehendes Geschöpf, häßlich und schmuzig. Das Thier wurde herabgebracht und auf den Boden freigelassen, hüpfte hier, unfähig zu fliegen, umher und bedrohte die Umstehenden mit seinem Schnabel. Endlich erkletterte es einen kleinen Baum und blieb hier sitzen, da es viel zu steif war, als daß es hätte seine Flügel gebrauchen und sich mit dem Männchen vereinigen können. In der Tiefe der Höhle, ungefähr drei Fuß vom Eingange, lag ein einziges, schmuzig lichtbräunliches Ei auf Mulm, Rindenstückchen und Federn. Außerdem war die Höhle mit einer Masse faulender Beeren gefüllt. Das Weibchen war von dem Oel seiner Bürzeldrüse gelb gefärbt.“

Das Junge scheint sich ziemlich langsam zu entwickeln; wenigstens versichert Hodgson, daß es erst im vierten oder fünften Jahre zu voller Ausbildung gelangte. Blyth hingegen behauptet nach Beobachtungen an Gefangenen, daß drei Jahre zur Entwickelung genügen.

Ueber die Gefangenschaft theilt Tickell das Nachstehende mit. Der Homray wird, wenn er jung aufgezogen ist, sehr zahm, bleibt aber immer kühn und bedroht Diejenigen, welche er nicht kennt, mit seinem gewaltigen und gefährlichen Schnabel. Einer ließ sich keine Liebkosungen gefallen, wie es kleinere Arten der Familie thun. Er flog im Garten umher, hielt sich hier auf großen Bäumen oder auch auf dem Hausdache auf, kam zuweilen zum Boden herab, hüpfte hier mit schiefen Sprüngen umher, fiel dabei gelegentlich auch auf die Handwurzel nieder und suchte sich im Grase Futter zusammen. Einmal sah ihn sein Gebieter einen Frosch fangen, aber wieder wegwerfen, nachdem er ihn untersucht hatte. Bei seinen morgentlichen Spaziergängen näßte er sich oft das Gefieder ein, dann pflegte er sich, wenn die Sonne kam, mit ausgespannten Flügeln ruhig hinzusetzen, um die

Federn wieder zu trocknen. Uebrigens schienen zwei andere Gefangene zu beweisen, daß ihnen die Nässe durchaus nicht unangenehm war; denn sie setzten sich oft stundenlang den heftigsten Regengüssen aus und ließen sich vollständig einnässen. Die laute Stimme vernahm man niemals, sondern blos ein schwaches, murmelndes Grunzen. Seine Gefräßigkeit war großartig; er konnte eine Paradiesfeige ohne Mühe hinabwürgen.

Gegenwärtig leben drei Homrays im Thiergarten zu London. Sie haben mich stundenlang gefesselt und hinlänglich überzeugt, daß man sie, wenn man überhaupt vergleichen will, nur mit den Pfefferfressern vergleichen kann. Ihre Stellung ist sehr verschieden. Auf dem Gezweig halten sie sich gewöhnlich wagrecht; im Zustande größter Ruhe aber lassen sie den Schwanz senkrecht herabhängen. Bei großer Hitze strecken sie den Hals lang aus und sperren gleichzeitig auch den Schnabel auf, als müßten sie nach Luft schnappen. Auf dem flachen Boden bewegen sie sich höchst ungeschickt. Sie sitzen hier auf den Fußwurzeln, nicht blos auf den Zehen, müssen sich dabei noch auf den Schwanz stützen, um sich im Gleichgewicht zu halten, und vermögen nur, sich durch täppische Sprünge, bei denen beide Beine gleichzeitig bewegt werden, zu fördern. Gleichwohl durchmessen sie in dieser Weise nicht selten größere Strecken.

Sehr hübsch sieht es aus, wenn zwei Homrays, wie es oft zu geschehen pflegt, spielend mit einander kämpfen. Sie hocken sich, einer dem andern gegenüber, nieder, springen plötzlich beide vorwärts, schlagen unter hörbarem Knappen die Schnäbel in einander und ringen nun förmlich zusammen. Manchmal scheint übrigens aus solchem Spiel auch Ernst werden zu wollen.

Man ernährt die Hornvögel mit hartgekochtem Reis und verschiedenen Früchten; Rosinen sind eine Leckerei für sie. Der Wärter wirft ihnen gelegentlich Etwas zu, und sie haben sich so im Fangen geübt, daß sie jetzt auch den kleinsten Gegenstand unfehlbar mit der Schnabelspitze erfassen.

Es dient zur Vervollständigung, wenn ich dem Vorstehenden noch die ausgezeichnete Schilderung folgen lasse, welche Bernstein von der Lebensweise eines Verwandten, des Jahrvogels (Rhyticeros plicatus) gegeben hat. Die Sippe der Faltenhornvögel, welcher dieser angehört, kennzeichnet sich hauptsächlich dadurch, daß ein faltiger Wulst auf dem Oberschnabel die Stelle des Hornes vertritt. Die Schwingen sind mittellang; der Schwanz ist ziemlich stark abgerundet, der Fuß kurz und kräftig. Das Gefieder ist schwarz und der Oberkopf bräunlichgelb, der Schwanz weiß, das Auge braunroth, der Schnabel lichthornfarben, der Fuß schwärzlichgrau. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch die Färbung der nackten Kehlhaut, welche bei ihm hellgelb, bei jenem schmuzig indigoblau gefärbt ist. Dem jungen Vogel fehlt der Wulst; denn dieser entwickelt sich erst mit vollendetem Wachsthum, und da die tiefen Querfurchen nicht immer in gleicher Anzahl vorhanden sind, glaubte man früher, daß mit jedem Jahre sich ein neuer Querwulst bilde und man also aus ihrer Anzahl das Alter des Vogels berechnen könne. Dieser Umstand gab Veranlassung zu dem bei den Europäern jener Gegenden üblichen Namen. Bei den Sundanesen heißt er Djulan.

Der Jahrvogel bewohnt die Sundainseln und Malakka. „Sein eigentlicher Aufenthaltsort", sagt Bernstein, „sind stille, ausgedehnte Waldungen des heißen Tieflandes und die Vorberge bis in Höhen von 3 bis 4000 Fuß über dem Meere. In höher gelegenen Waldungen kommt er selten oder gar nicht vor, wahrscheinlich weil gewisse Bäume, von deren Früchten er sich nährt, hier nicht mehr angetroffen werden. Nach diesen Früchten streift er oft weit umher, und man sieht ihn nicht selten paarweise, besonders am frühen Morgen, in bedeutender Höhe über den riesigen Bäumen des Waldes dahineilen und in gerader Linie Gegenden zustreben, wo fruchttragende Bäume ihm reichliche Mahlzeit versprechen. Während des Flugs streckt er Hals und Kopf mit dem gewaltigen

Schnabel weitaus. Merkwürdig ist das eigenthümliche sausende Geräusch, welches in abwechselnder Stärke den Flug dieses Vogels, ja vielleicht aller Hornvögel, begleitet und in ziemlicher Entfernung hörbar ist. Die Ursache dieses Sausens, welches, wie ich bemerkt zu haben glaube, besonders während des Senkens der Flügel bei jedem Flügelschlage hervorgebracht wird, ist, so viel ich weiß, noch nicht bekannt. Schwingt man einen Fittig unseres Vogels durch die Luft, so wird dadurch zwar ebenfalls ein gewisses Sausen hervorgebracht; dasselbe läßt sich jedoch keineswegs mit dem des



Der Jahrvogel (Rhyticeros plicatus). 1/4 der nat. Größe.

fliegenden Vogels vergleichen. Einige Jahrvögel, welche in einem geräumigen Behälter lebend unterhalten wurden, machten zuweilen, auf den Sprunghölzern sitzend, mit den Flügeln Bewegungen, ohne daß sich das in Rede stehende Sausen hätte vernehmen lassen. Allein derartige Schwingungen der Flügel sind lange nicht so kräftig, wie die während des Fluges. Ich bin geneigt, zu glauben, daß die ungeheure Ausdehnung der Luftsäcke, welche sich bekanntlich zwischen Haut und Muskeln bis in die Schenkel, die Spitze der Flügel und die Kehlgegend erstreckt und die damit verbundene

Fähigkeit, größere Luftmassen aufzunehmen, eine Hauptrolle hierbei spielt. Ohne Zweifel ist dieser Fähigkeit wenigstens der hohe und leichte Flug zuzuschreiben, welcher den Vögeln bei ihren verhältnißmäßigen nicht sehr großen Flügeln eigen ist. Während des Fliegens muß aber bei der abwechselnden und starken Muskelzusammenziehung nothwendig die zwischen Haut und Muskeln eingeschlossene Luftmenge hin und her gedrückt und gepreßt werden, und diesem Umstande möchte ich wenigstens zum Theil das erwähnte Sausen zuschreiben."

„Der Jahrvogel lebt fast immer, selbst außer der Fortpflanzungszeit, paarweise; in kleinen Gesellschaften oder Familien habe ich ihn nie angetroffen. Verschiedene Baumfrüchte bilden seine Nahrung, und er fliegt, wie bemerkt, oft weit nach denselben. Mit gekochtem Reis, Kartoffeln, Pisang und andern Früchten habe ich mehrere längere Zeit unterhalten und diese, d. h. die jung aufgezogenen, wurden bald so zahm, daß ich sie mit gestutzten Flügeln frei umherlaufen lassen konnte. Alt eingefangene weigern sich nicht selten, jede Nahrung zu, sich zu nehmen und sterben nach einigen Tagen vor Hunger. Eine Stimme habe ich in der Freiheit von unserm Vogel noch nicht gehört; allein er ist so scheu, daß es schwer hält, in seine Nähe zu kommen. Die gefangenen ließen, wenn sie gereizt wurden, ein lautes Brüllen hören, das viel Aehnlichkeit hat mit dem eines Schweins, welches zornig ist oder geschlachtet wird. Wer es zum erstenmale hört, glaubt das Brüllen irgend eines Raubthiers zu vernehmen. In ihrem Schnabel haben sie eine bedeutende Kraft, obgleich man Dies bei dem zelligen Bau desselben und den keineswegs starken Kaumuskeln nicht erwarten möchte. Sie beißen sehr empfindlich. Ein alt eingefangener hackte selbst in sein aus gespaltenem Bambus verfertigtes Behälter ein Loch und, als ich dasselbe durch ein etwa halbzölliges Brett wieder dicht machen ließ, auch von letzterem sehr bald große Späne ab, sodaß ich beständig um sein Entkommen besorgt sein mußte. Den nackten Kehlsack kann er, da er mit dem vorderem Brustluftsack in Verbindung steht, aufblasen und ausdehnen, wodurch er bedeutend an Umfang zunimmt. Er thut Dies besonders während des ruhigen Sitzens."

„Die Fortpflanzungsgeschichte dieser Vögel ist höchst merkwürdig. Ihr Nest legen sie mitten im dichtesten Walde in hohlen Bäumen an und zwar in ziemlicher Höhe über dem Erdboden. In hiesiger Gegend ist das Nest doppelt mühsam zu finden, da die mit dichten Waldungen bedeckten Berggehänge schmale, steile Grate bilden, welche durch tiefe Thäler getrennt werden, und jeder Raum zwischen den riesigen Baumstämmen durch ein undurchdringliches Gewirr und Gestrüpp von Farren, Schlinggewächsen, wildem Pisang und dergleichen ausgefüllt ist, durch welches man sich nur mit dem Kapmesser in der Hand mühsam einen Weg bahnen kann. Einmal macht sich das Nest, weil in einem hohlen Baume angelegt, dem Auge wenig oder kaum bemerklich, und dann ist es, selbst wenn man Ursache hat, in der einen oder andern Gegend des Waldes dasselbe zu vermuthen, aus den angeführten Gründen oft sehr schwierig, bis dahin durchzudringen; wenn Dies aber geglückt ist, muß man jeden der riesigen Bäume genau mustern, ob nicht irgendwo im Wipfel die den Eingang zum Neste bildende Spalte sich befindet. Bisweilen verräth das ab- und zufliegende Männchen das Nest, und Dies war der Fall bei dem einzigen, welches ich bisher beobachtete. Dasselbe war in einer Höhe von etwa 60 Fuß in einem hohlen Rasamalabaum angelegt und bot mir Gelegenheit, das schon von Horsfield Mitgetheilte bestätigt zu finden. Sobald nämlich die zur Anlage des Nestes gewählte Baumhöhle, bei deren Erweiterung der starke Schnabel den Vögeln sehr zu statten kommen mag, in Ordnung gebracht ist, und das Weibchen zu brüten anfängt, wird der Eingang vom Männchen mit einer aus Erde und verfaultem Holze bestehenden, höchst wahrscheinlich mit dem Speichel des Thieres vermengten Masse so weit dicht gemauert, daß nur noch eine kleine Oeffnung übrig bleibt, durch welche das Weibchen seinen Schnabel vorstrecken kann. Während der ganzen Brutzeit wird es vom Männchen reichlich mit Früchten gefüttert, und letzteres ist deshalb gezwungen, zuweilen bis in bewohnte und verhältnißmäßig baumarme Gegenden sich zu begeben. So wurde z. B. in der hiesigen, fast durchweg angebauten Gegend ein solches Männchen in einem benachbarten Garten geschossen. Aber warum geschieht nun das Einmauern des Weibchens? Daß es, wie Horsfield

annimmt, zum Schutze gegen die Affen geschehe, scheint mir nicht wahrscheinlich, da wenigstens die javanischen Affen sich wohl hüten werden, in den Bereich einer so kräftigen Waffe zu kommen, als es der Schnabel des Vogels ist. Eher könnten die größeren Eichhornarten gefährlich werden, zumal mir ein Fall bekannt ist, daß ein gefangen gehaltenes Flugeichhorn einen in dasselbe Zimmer gebrachten Falken sofort anfiel, trotz des Sträubens tödtete und selbst theilweise auffraß. Besonderer Erwähnung werth scheint mir der Umstand zu sein, daß in dem von mir beobachteten Falle das Weibchen den größten Theil seiner Schwung- und Schwanzfedern verloren hatte, indem von den Schwingen erster Ordnung nur noch die beiden ersten, von denen zweiter Ordnung in dem einen Flügel noch sechs, in dem andern blos noch vier vorhanden waren, während die neun ersten ein Viertel bis ein Halbes ihrer Länge erreicht hatten. Spuren davon, daß die Federn etwa abgebissen waren, ließen sich nirgends finden; auch war es auffallend, daß der Rumpf des Thieres weder Stoppeln noch junge Federn zeigte. In Folge dieses mangelhaften Zustandes seiner Flügel war der Vogel nicht im Stande, sich auch nur einen Fuß vom Boden zu erheben, und würde, einmal aus dem Neste gefallen, auf keine Weise wieder in dasselbe haben gelangen können. So weit meine Beobachtungen. Der Eingeborne, welcher das erwähnte Nest gefunden hatte, und mich zu demselben führte, versicherte mir, daß das Weibchen während des Brütens stets vom Männchen auf die angegebene Weise eingemauert würde, daß es in dieser Zeit seine Schwingen wechsele, völlig ungeschickt zum Fliegen wäre und erst zu der Zeit des Flüggewerdens der Jungen sein Flugvermögen wieder erhalte. Es findet mithin dieses Einmauern lediglich aus Vorsorge statt, um zu verhüten, daß das Weibchen nicht aus dem Neste fällt. Weitere Beobachtungen müssen Dies entscheiden."

Horsfield gibt noch andere Erzählungen der Eingebornen wieder. Er behauptet nämlich, daß das Weibchen vom Männchen eifersüchtig bewacht und nach Befinden bestraft werde. Glaubt das Männchen, so ungefähr sagt er, nach einer zeitweiligen Abwesenheit zu bemerken, daß inzwischen ein anderes Männchen sich dem Neste genähert hat, so wird die Oeffnung sofort durch den eifersüchtigen und erzürnten Vogel zugemauert, und das eingeschlossene Weibchen muß alsdann elendlich umkommen.

Das von Bernstein beschriebene Nest bestand aus einer einfachen, dürren Unterlage von wenigen Reisern und Holzspänen. „Es enthielt neben einem kürzlich ausgekrochenen, noch blinden Jungen ein stark bebrütetes Ei, welches im Verhältniß zum Vogel ziemlich klein ist, da sein Längendurchmesser nur aus 64 Millemeter, sein größter Querdurchmesser nur aus 43 Millemeter besteht. Es hat eine etwas längliche Gestalt und ziemlich grobkörnige, weiße Schale, auf der hier und da einige blaßröthliche und bräunliche, wenig in die Augen fallende wolkenähnliche Zeichnungen und Flecken sich befinden."

Der berühmteste aller afrikanischen Hornvögel ist der Abbagamba (Bucorax abyssinicus), Vertreter der Sippe der Hornraben. Er gehört zu den größten Arten der Familie, ist kräftig gebaut, kurzflügelig, kurzschwänzig, aber ziemlich hochbeinig. Sein Schnabel ist sehr groß, schwach gebogen, seitlich abgeplattet, stumpfspitzig, in der Mitte der Schneiden klaffend, aber nur mit einem kurzen, obschon ziemlich hohen Auswuchse über der Wurzel des Oberschnabels verziert. Die Augen und die Kehlgegend sind nackt und sehr lebhaft gefärbt. Im Fittig überragt die sechste Schwinge die andern. Das Gefieder ist, bis auf die zehn gilblichweißen Handschwingen, glänzend schwarz, das Auge dunkelbraun, der Schnabel, mit Ausnahme eines Fleckens am Oberschnabel, welcher hinten roth, vorn gelb ist, schwarz, der Augenring, wie die Kehle, dunkelbleigrau, letztere breit hochroth gesäumt. Das Weibchen unterscheidet sich hauptsächlich durch etwas geringere Größe und das weniger entwickelte nackte Kehlfeld. Die Länge beträgt nach eigenen Messungen 43½, die Breite 70, die Fittiglänge 21¾, die Schwanzlänge 13½ Zoll.

Der Hornrabe hat ungefähr dieselbe Verbreitung, wie der Tok, ist aber überall seltener. Er lebt nur paarweise und nicht unter seinen Gattungsverwandten, ist auch kein Baumvogel im eigentlichen Sinne des Worts, sondern schreitet rabenartig auf der Erde umher, hier Nahrung suchend, und nimmt nur, wenn er aufgescheucht wird, auf Bäumen seine Zuflucht oder erwählt sie zu seinen Ruhesitzen. Nach der Brutzeit vereinigen sich zuweilen mehrere Paare mit ihren Jungen, und dann kann man acht bis zehn Stück auf den Brachfeldern umherwandern sehen.

Der Vogel ist eine so auffallende Erscheinung, daß er jedem Eingebornen wohl bekannt ist und sich eine gewisse Achtung erworben hat. Bei Erregung geberdet sich namentlich das Männchen sehr



Der Abbagamba (Bucorax abyssinicus).

sonderbar. Es breitet seinen Schwanz aus und legt ihn wieder zusammen, ganz nach Art des Truthahns, bläst seinen Kehlsack auf, schleift seine Flügel auf dem Boden und gibt sich überhaupt ein gewaltiges Ansehen. Der Gang ist rabenartig, aber etwas mehr wackelnd, der Flug keineswegs schwach, wie behauptet wird, sondern im Gegentheil leicht und schön, auch auf große Strecken hin schwebend, sobald der Vogel erst eine gewisse Höhe erreicht hat. Doch liebt es auch der Hornrabe nicht, in einem Zuge weite Strecken zu durchmessen, sondern fällt, wenn er aufgescheucht wurde, bald wieder ein. Sind Bäume in der Nähe, so pflegt er zunächst diesen sich zuzuwenden und von

der Höhe aus umher zu spähen. Erscheint ihm Etwas bedenklich, so erhebt er sich hoch auf den Füßen und schaut mit geöffnetem Schnabel ängstlich den Ankommenden entgegen. Der erste Laut, welcher von einem ausgestoßen wird, gibt dann das Zeichen zur Flucht für die ganze Gesellschaft. Scheu und vorsichtig ist er unter allen Umständen, und deshalb hält es stets schwer, sich ihm zu nahen. Selbst beim Futtersuchen wählt er sich am liebsten solche Stellen, welche nach allen Seiten hin freie Umschau gestatten.

In dem Magen eines männlichen Hornraben, welchen ich zerlegte, fand ich unter Dungkäfern und Heuschrecken einige Würmer und ein ziemlich großes Chamäleon. Gourney gibt Schnecken, Eidechsen, Frösche, Ratten, Mäuse, verschiedene Heuschrecken, Käfer und andere Kerbthiere, Monteiro Lurche, Vögel, Eier, Käfer, Mandiokawurzeln und Grundnüsse als seine Nahrung an. „Er jagt“, sagt Gourney, „am liebsten da, wo das Gras weggebrannt wurde, hackt mit seinem kräftigen Schnabel in den harten Boden, dreht hastig Erdklumpen um, sodaß der Staub davonfliegt, nimmt die gefangenen Kerbthiere, wirft sie in die Luft, fängt sie wieder auf und läßt sie in den Schlund hinabrollen. Größere Schlangen tödtet er auf folgende Art. Wenn einer der Vögel einen derartigen Lurch entdeckt hat, kommt er mit drei oder vier andern herbei, nähert sich von der Seite mit ausgebreiteten Schwingen und reizt mit diesen die Schlange, dreht sich aber im rechten Augenblick plötzlich um, versetzt ihr einen gewaltigen Hieb mit dem Schnabel und hält geschwind wieder sein schützendes Flügelschild vor. Diese Angriffe werden wiederholt, bis die Schlange todt ist. Geht diese zum Angriff über, so breitet der Hornrabe beide Flügel vor sich hin und schützt damit den Kopf und die verwundbarsten Theile.“

Die Stimme ist ein dumpfer Laut, welcher wie „bu“ oder „ku“ klingt. „Locken sich Männchen und Weibchen“, sagt Heuglin, „so stößt der eine, wahrscheinlich das Männchen, diesen dumpfen, weit hörbaren Laut aus, und auf ihn antwortet der andere ebenso, aber um eine Oktave höher. Diese Unterhaltung der Gatten, welche fast unzertrennlich sind, dauert oft wohl eine Viertelstunde lang ununterbrochen fort, bis irgend eine äußere Störung sie beendet.“ Gourney berichtet genau Dasselbe, bemerkt aber noch, daß das Männchen unabänderlich zuerst zu schreien beginnt, und versichert, daß man den Ruf fast zwei englische Meilen weit vernehmen kann.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß der Hornrabe in hohlen Bäumen brütet, und durch Heuglin, daß er kleine, runde, rauhschalige, weiße Eier legt. Ob das Gelege aus mehr als einem einzigen Ei besteht, und ob das Weibchen eingemauert wird, ist, so viel ich weiß, zur Zeit noch nicht entschieden. Die Baumhöhlung, welche ich auffand, zeigte keine Spur von einer derartigen Arbeit und enthielt nur ein einziges Junge. Dasselbe war ziemlich flügge und bis auf den Mitteltheil der Schwungfedern rein schwarz. Von einem Horn auf der Schnabelwurzel war noch keine Spur zu sehen. Wir versuchten, die Alten beim Neste zu schießen und brachten das schon ausgehobene Junge deshalb wieder in die Nisthöhle zurück; keines der scheuen Eltern aber ließ sich erblicken. Das Junge wurde mit rohem Fleische ernährt und zeigte sich bald sehr zutraulich. Es war auf unserer Barke nicht gefesselt, sondern konnte sich nach Belieben bewegen, hatte sich aber bald einen bestimmten Platz ausgewählt und kehrte zu diesem unter allen Umständen zurück. Des sonderbaren Freundschaftsverhältnisses, welches es mit einer Meerkatze schloß, habe ich schon im ersten Band dieses Werkes (S. 58) Erwähnung gethan, und ich will hier nur noch hinzufügen, daß es der Nashornvogel war, welcher später den Freundschaftsbund aufrecht erhielt. In Charthum durfte der Hornrabe im Hofe umherspazieren und treiben, was er wollte; er machte auch von der ihm geschenkten Freiheit umfassenden Gebrauch, unterließ aber nie, von Zeit zu Zeit zu seinem Freunde zurückzukehren. An manchen Tagen verbrachte er Stunden in dessen Gesellschaft, obgleich er vollständig gemißhandelt wurde. Es waren mehrere Affen im Hofe angebunden, der Hornrabe kannte aber seinen Freund sehr wohl und ging immer zu diesem, nie zu einem andern hin. Uebrigens wußte er sich auch sonst zu unterhalten. Er verfolgte unsere zahmen Ibisse, jagte nach Sperlingen oder trabte in lächerlicher Weise, scheinbar nutzlos, im Hofe auf und nieder, sprang zuweilen vom

Boden auf, führte die wunderlichsten Bewegungen mit dem Kopfe aus u. s. w. Nicht selten bestieg er eine unserer Lagerstätten, legte sich hier gemüthlich nieder, breitete die Flügel aus und steckte seinen Kopf bald unter den Bauch, bald unter die Flügel. Gegen uns war er durchaus nicht bösartig: er ließ sich streichen, aufheben, forttragen, besehen und untersuchen, ohne jemals in Zorn zu gerathen, machte überhaupt von seinem furchtbaren Schnabel niemals Gebrauch.

Daß nicht alle gefangenen Hornraben so anziehend sind, wie dieser jung aufgezogene, geht aus einer Mittheilung von Bodinus hervor: „Sie schätzen mich", schreibt mir mein Freund, „im Besitze des Hornraben glücklich, ich mich selbst aber nicht. Ich muß sagen, daß der Vogel ein ungemein langweiliger Gesell ist, obwohl seine ganze Erscheinung sehr in die Augen fällt. Als das Thier ankam, überwies ich ihm eine eigene Abtheilung in meinem Gesellschaftskäfig, in welcher sich zufällig eine flügellahme Haustaube, sonst kein lebendes Wesen befand. Die erste That des Hornraben, welcher sich nach dem Herausnehmen aus dem Versandkäfige scheu niederbückte, war, daß er, sobald er sich unbeobachtet glaubte, sofort die Taube überfiel, tödtete und halb auffraß. Wenn ich mich fern oder versteckt hielt, ging er, ungefähr wie ein Stelzvogel schreitend, in seinem Aufenthaltsorte umher, begehrlich nach allen benachbarten Vögeln schielend, und er würde diese gewiß getödtet haben, wären sie nicht durch sichere Drahtwände von ihm getrennt gewesen. Nahte sich ihm Jemand, so drückte er sich sofort in eine kleine Ecke nieder und hielt sich so ruhig, daß man ihn für ausgestopft halten konnte, hätte er nicht das große lebhafte Auge bewegt. Wendete man sich einen Augenblick ab, so schlüpfte er wie ein Pfeil in sein Häuschen und versuchte sich jedem Blicke zu entziehen. Allmählich erhob er sich dann wieder und sah sich, langsam vorschleichend, um, ob die Luft rein sei. Hatte er sich in dieser Beziehung beruhigt, so schritt er mit gemessenen Schritten weiter und schwang sich, halb springend, halb fliegend, auf eine Sitzstange oder am liebsten auf die Spitze einer kleinen Tanne, welche sich unter dem Gewichte des Vogels umbog. Hier saß er dann ganz ruhig, obgleich es mir unbegreiflich war, wie er mit seinen kurzen Zehen auf dem schwankenden Sitze sich zu erhalten vermochte. Immer aber sah er sich ängstlich um, ob wohl auch Jemand sich ihm nähere. Bei größerer Annäherung hatte man alle Ursache, sich vor seinem mächtigen Schnabel in Acht zu nehmen. Mit dem Auge jeder Bewegung des sich ihm Nähernden folgend, öffnete er den Schnabel und fuhr pfeilschnell nach der ausgestreckten Hand, und seine Bisse waren ungemein kräftig und schmerzten empfindlich. Die Ränder des Schnabels sind sehr scharf, und der dazwischen gerathene Finger ist in großer Gefahr, halb abgeschält zu werden, wie ich selbst zu meinem nicht geringen Verdrusse erfahren mußte. Dennoch ist es leicht, den Vogel zu packen; denn man braucht ihm mit der einen Hand nur einen Gegenstand vorzuhalten, auf welchen er sein Augenmerk richtet, und kann ihn dann durch einen schnellen Griff mit der Hand am Halse packen."

„Mein Gefangener verschmähte jede andere Nahrung, als Fleisch; Brod und Früchte rührte er nicht an. Am liebsten verzehrte er Mäuse, deren er sechs bis acht Stück nach einander verschlang; ebenso waren ihm Vögel sehr willkommen. Die Mäuse wurden mit dem Haar, die Vögel mit allen Federn hinuntergewürgt. Ein einziger Biß genügte, um den armen Spatz, welcher mit Blitzesschnelle erfaßt wurde, zu tödten. Regenwürmer waren gleichfalls eine gesuchte Speise unseres Vogels; doch schien ihm alle diese Kost nicht zuzusagen, und ich möchte behaupten, daß er in der Freiheit hauptsächlich von Lurchen lebt. Trotz der sorgsamsten Pflege und reichlichsten Kost wurde mein Gefangener sehr mager, das fleischige Kehlfeld, welches sich früher ganz fest anfühlte, zeigte sich schlaff und weich und einer Hautfalte ähnlich. Man konnte das Thier nicht krank nennen: es fraß und verdaute gut, die Federn lagen ihm knapp am Leibe; die überhandnehmende Abzehrung unter diesen Umständen aber war ein sicheres Zeichen, daß es sich nicht wohl fühlte und irgend Etwas vermissen mußte. Eines Morgens fand ich ihn todt in seinem Käfige."

„Ich kaufe niemals einen Hornraben wieder; denn dieser eine hat mich durch seine Scheuheit stets geärgert. Niemals habe ich ihn in seinem Thun und Treiben beobachten können und mit Niemand hat er sich befreundet."

Weiteres erfahren wir durch Monteiro. Ein Gefangener dieses Forschers erhielt gemischtes Futter und befand sich wohl dabei. Einmal wurden ihm auch Fische vorgeworfen, und es schien, daß dieselben ihm sehr behagten. Als er auf dem Hühnerhofe freigelassen wurde, stürzte er sich sofort auf die Küchlein, würgte in einem Augenblick sechs von ihnen hinab und beschloß sein Frühstück mit verschiedenen Eiern, welche er zu sich nahm.

Die Eingebornen Afrikas stellen dem Hornraben nicht nach, weil sie sein Fleisch nicht zu verwerthen, den erbeuteten überhaupt nicht zu benutzen wissen. Hier und da soll der Vogel zu den heiligen Thieren gezählt werden. Eine eigenthümliche Jagdweise ist in Kordofahn üblich. „Man pflegte den Hornraben", sagt Rüppell, „für mich regelmäßig lebend einzufangen, indem man ihn durch stetes Nachjagen zu Pferde so lange verfolgte, bis er, aufs Aeußerste ermüdet, sich nicht mehr aufschwingen konnte."

Vierte Reihe.

Läufer (Cursores).

Die Bewegungsfähigkeit eines Geschöpfes ist, wenn nicht die wesentlichste, so doch eine der ersten Bedingungen zu seinem Leben; sie ist aber auch ein Merkzeichen für seine Stellung im System, für seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu andern, da sie, wie wir schon mehrfach erfahren haben, die Erläuterung seiner Gestalt selbst ist. Bei den bisher behandelten Ordnungen der Vögel mag die Erkenntniß dieser Wahrheit zuweilen schwierig sein, bei denjenigen Ordnungen, welche wir noch zu behandeln haben, drängt sie sich jedem Unbefangenen von selbst auf.

Mit den eigentlichen Baum- und Luftvögeln haben wir abgeschlossen und uns fortan mit denen zu beschäftigen, welche mehr oder weniger auf den Boden gebannt sind. Auch unter den Läufern gibt es noch viele, welche den größten Theil ihres Lebens auf Bäumen verbringen und nur ausnahmsweise ihren Namen bethätigen; die Gesammtheit aber gehört entschieden der Tiefe, dem Boden, an, und nicht wenige sind fremd geworden in der Höhe: die wichtigste Begabung der Vögel, Flugfähigkeit, geht ihnen vollständig ab.

Das gemeinsame Kennzeichen der Läufer ist die bedeutende Entwickelung ihrer Beine auf Kosten der Flügel. Beide Bewegungswerkzeuge stehen bei ihnen in einem bestimmten Verhältnisse zu einander; d. h. die Flügel verkümmern in demselben Grade, in dem die Beine sich vervollkommnen. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß die vollkommensten Läufer nicht auch als die höchststehenden gelten müssen; denn nicht die Einseitigkeit, die überwiegende Ausbildung eines und desselben Leibestheiles oder Gliedes, sondern die Gleichmäßigkeit und Einhelligkeit der verschiedenen Werkzeuge des Leibes bekundet die Vollkommenheit.

Auf die Beschaffenheit der übrigen Glieder der Läufer kommt es, bezüglich ihrer Rangordnung im großen Ganzen, weniger an, und deshalb wird es kein Fehler sein, von einer Beschreibung der allgemeinen Merkmale zunächst abzusehen, zumal auch diese Reihe reich ist an verschiedenartigen Gestalten, und ihre Endglieder weit aus einander liegen oder, um es mit anderen Worten zu sagen, sich wesentlich von einander unterscheiden.

Die Läufer sind ebenfalls Weltbürger; ihre Verbreitung ist aber, in gewissem Sinne, eine beschränkte, denn nicht einmal jede Ordnung hat in jedem Erdtheile ihre Vertreter. Daß der Reichthum der Gleicherländer auch hinsichtlich dieser Reihe sich ausspricht, ist erklärlich; doch kann man nicht sagen, daß die gemäßigten Gürtel arm an Läufern sind: sie finden sich sogar im nördlichen kalten Gürtel noch in mehreren Sippen. Einzelne Arten sind oder waren hinsichtlich ihres Vorkommens so beschränkt, daß sie bereits gänzlich vertilgt werden konnten oder ihrer Vernich-

tung unaufhaltsam entgegen gehen; andere Arten verringern sich mehr von Jahr zu Jahr. Ihre Aufenthaltsorte sind höchst verschieden. Noch bildet der Wald ihren bevorzugten Wohnsitz; sie beleben aber auch baumlose Gegenden in verhältnißmäßig großer Anzahl und steigen im Gebirg über die Grenze des Baumwuchses empor oder bis zur pflanzenlosen Küste des Meeres hinab.

Man muß annehmen, daß die Nahrung auf den Aufenthalt der Läufer großen Einfluß ausübt; unsere Beobachtungen sind derzeit aber noch nicht vollständig genug, als daß wir feststellen könnten, in wie weit sie Abhängigkeit bedingt. Gerade bei den Läufern hält es schwer, die hinsichtlich dieser Abhängigkeit unzweifelhaft bestehenden Gesetze zu erkennen. Unsere Vögel sind theilweise ebensogut Raubthiere, wie Falken und Adler oder Schwalben und Sänger, theilweise aber auch entschiedene Pflanzenfresser, und man ist durchaus nicht im Stande, von ihrer Gestalt aus mit Sicherheit auf die bevorzugte Nahrung zu folgern; denn scheinbar Verwandte weichen, bezüglich ihrer Nahrung, sehr von einander ab. Doch darf man im allgemeinen behaupten, daß die Läufer sich leichter, als andere Vögel, einer ihnen ursprünglich nicht zusagenden Ernährungsweise anbequemen und sich bei einem Futter, welches sie bei freier Wahl wahrscheinlich verschmähen würden, verhältnißmäßig wohl befinden.

Die übrigen Lebensverhältnisse der in Rede stehenden Vögel sind zu verschiedenartig, als daß sie hier besprochen werden könnten. Das Fortpflanzungsgeschäft z. B. stimmt wenig überein und verdient einer ganz besonderen Beachtung. Nicht bei allen Läufern betheiligen sich beide Eltern an der Bebrütung der Eier und an der Erziehung der Jungen; die Sorge dafür fällt vielmehr oft der Mutter allein zu: aber auch sie spielt nicht immer die Hauptrolle, sondern überläßt diese dem Vater, welcher den gelegten Eiern und ausgeschlüpften Jungen die volle Hingebung der Mutter zu Theil werden läßt. Und nicht genug: es geschieht noch weit Auffälligeres. Einzelne Läufer bekümmern sich, nachdem das Weibchen seine Eier in einem natürlichen Brütofen untergebracht hat, gar nicht mehr um die Nachkommenschaft, sondern überlassen es der Mutter Natur, für sie zu sorgen: diese Eltern versuchen also, falls man so sagen darf, selbst den Kukuk noch zu überbieten. — Im übrigen kann hier noch bemerkt werden, daß viele Läufer die anderen Vögeln heilige eheliche Treue nicht kennen, vielmehr nach Art der Säugethiere in Vielweiberei — und ebenso in Vielmännerei — leben, daß die Vermehrung der meisten eine bedeutende ist, daß die Jungen von vielen sehr selbständig in die Welt treten, einzelne, wie nach Vorstehendem erklärlich, vom ersten Tage ihres Lebens an in jeder Hinsicht für sich sorgen, daß ihre Entwicklung dennoch eine sehr verschiedene, ihr Wachsthum in der Regel bald beendet ist und sie sich deshalb zu Nutzthieren vorzüglich eignen. Die Reihe der Läufer stellt allerorten beliebtes Jagdwild, aus ihr wählte sich der Mensch seine ergiebigsten Hausvögel, und auf sie vorzugsweise sind die Blicke Derer gerichtet, welche unseren Wäldern und Fluren, unseren Hühnerhöfen und Ställen neue Bewohner, neue Nutzthiere zuführen wollen. Es ist kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß nur die Läufer die Bemühungen und Kosten lohnen werden, welche die gegenwärtig so lebhaft betriebene Einbürgerung fremdländischer Thiere bedingt.

Zehnte Ordnung.

Die Girrvögel (Gyratores).

Als die höchststehenden Läufer erscheinen uns die Girrvögel oder Tauben. Man darf sie ansehen als Verbindungsglieder der Hocker und Nestflüchter, der bisher behandelten und der noch zu behandelnden Vögel. Einzelne Forscher wollen in ihnen Hühner erkennen und reihen sie mit diesen ein und derselben Ordnung ein: die zwischen beiden Abtheilungen bestehende Aehnlichkeit ist jedoch nur eine scheinbare, keine wirkliche; denn streng genommen unterscheiden sich die Hühner oder Scharrvögel in jeder Hinsicht von den Tauben, soweit sich solcher Unterschied innerhalb ein und derselben Reihe geltend machen kann. Die Tauben sind Nesthocker, die Hühner Nestflüchter, d. h. jene werden hilflos, halb nackt, blind geboren, diese kommen als fertige Geschöpfe, befiedert und wohl begabt zur Welt. Dieser einzige Unterschied ist so wichtig, daß an eine engere Vereinigung beider Abtheilungen, als sie hier angenommen, nicht gedacht werden kann, so lange man das Hauptsächliche nicht über dem Nebensächlichen, das Wesentliche nicht über dem Unwesentlichen vergißt.

Wer einen Girrvogel kennt, kennt alle. Die Ordnung ist ebenso streng in sich abgeschlossen, wie die der Papageien oder Schwirrvögel, sodaß man in ihr gewöhnlich auch nur eine einzige Familie sieht und diese höchstens in mehrere Unterfamilien zerfällt. Letztere abzugrenzen, hat seine Schwierigkeit, und daraus erklärt es sich auch, daß die Ansichten der Forscher rücksichtlich der Tauben insgemein sehr verschieden sind.

Die Girrvögel sind mittelgroße, kurzschnäbelige und kurzfüßige Läufer mit mittellangen Flügeln, verschieden langem Schwanze und ziemlich reichhaltigem, aber festanliegenden Gefieder, dessen Färbung regelmäßig eine ansprechende ist. Der Leib ist gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf ziemlich klein, aber wohlgebildet. Der Schnabel ist stets kurz, bei der Mehrzahl auch schwach, an seiner Wurzel weich, nur an der Spitze hornig, hier etwas aufgeworfen, gewölbt und sanfthakig gebogen, bei einzelnen kräftiger, dicker, härter, ausnahmsweise auch sehr gewölbt und sein Untertheil nah der Spitze sogar gezähnelt; er ist stets höher als breit; seine Ränder sind eingezogen, zuweilen selbst klaffend; die Nasenlöcher liegen ziemlich weit nach vorn, sind gewöhnlich ritzförmig und werden oft von einer bauchigen, knorpeligen, mit der Wachshaut überkleideten Schuppe bedeckt. Der kurze Fuß ist vierzehig, sein Lauf selten höher als die Mittelzehe lang, ausnahmsweise nur bis unter die Ferse befiedert; die Zehen, von denen drei nach vorn sich richten, sind getheilt oder höchstens durch eine sehr kurze Spannhaut theilweise verbunden, die Krallen stark, aber kurz, meist auch wenig gebogen; die Bekleidung des Laufs wird vorn durch kurze Querschilder, hinten durch netzartige Schuppen gebildet. Der Flügel besteht aus harten Schwungfedern, von denen zehn am Handtheil, elf bis funfzehn am Unterarm sitzen, und unter denen die zweite die andern überragt. Der Schwanz wird regelmäßig aus zwölf, ausnahmsweise aus vierzehn bis sechszehn Federn zusammengesetzt, ist meist kurz und schwach gerundet, zuweilen aber auch lang und dann gewöhnlich seitlich verkürzt. Das derbe und feste Gefieder liegt auch ziemlich glatt an; die einzelnen Federn sind verhältnißmäßig groß, breit abgerundet und unten dunig. Sanfte Farben sind vorherrschend, lebhafte, prachtvoll schimmernde aber keineswegs ausgeschlossen; namentlich Hals und die Flügeldecken schillern oft in den prachtvollsten Metallfarben. Die Geschlechter unterscheiden sich bei den meisten Arten wenig von einander; die Jungen hingegen weichen regelmäßig von den Alten ab. Hinsichtlich der Größe läßt sich sagen, daß der Riese unter den bisher bekannten Girrvögeln einer kleinen Truthenne, der Zwerg einer Lerche etwa gleichkommt.

Ueber den inneren Bau des Leibes liegen die Ergebnisse eingehender Untersuchungen vor. „Die Tauben“, bemerkt Nitzsch, dessen Angaben auch das später Folgende entnommen ist, „zeigen in mehreren Bildungsverhältnissen, zumal in der Form des Brustbeins, der Gabel, des Vorderarms, des Beckens, des Magens, der Luftröhre ꝛc. eine nicht geringe Aehnlichkeit mit den Hühnern, weichen andererseits aber auch gar merklich von diesen ab.“

Im Knochengerüst zeichnet sich zunächst die luftführende Hirnschale durch Breite und Wölbung des Stirntheils vor der aller sogenannten echten Hühner aus. Das Thränenbein bildet keinen oberen plattenartigen Vorsprung, und die kurzen und schwachen Schläfdornen laufen nicht in eine Spitze zusammen, wie beides bei den Hühnern der Fall; die Gaumenknochen sind breiter, als bei den Hühnern. Die Wirbelsäule besteht aus 12 bis 13 Hals-, 7 zum Theil unter einander verwachsenen Rücken- und 7 Schwanzwirbeln. Das Brustbein ähnelt dem der Hühner wegen seines gegen das Becken hin vorspringenden Hinterrandes, unterscheidet sich aber durch die Anordnung der sogenannten Buchten und durch die auffallende Höhe des Kammes, welcher nur von den Seglern, Kolibris und Flughühnern an Ausdehnung übertroffen wird. Dem schwachen, schmächtigen Gabelbeine fehlt der, bei den Hühnern ausgeprägte, untere unpaare Fortsatz; der Handtheil der Flügel ist im Gegensatz zu dem der Hühner länger als der Vorderarm, und dieser länger als der Oberarm. Das Becken ist ebenso breit und flach, wie bei den Hühnern, die Hinterglieder denen dieser Vögel ähnlich gebildet, übrigens durch nichts Absonderliches ausgezeichnet.

Die Anlage der Muskeln erinnert in mancher Hinsicht an die der Hühner; es zeichnen sich namentlich die, welche die Vorderglieder bewegen, durch die außerordentliche Stärke ihrer Bäuche und die Kürze ihrer Sehnen aus.

Die weiche Zunge ist schmal, spitzig, pfeilförmig, ihr feingezähnelter Hinterrand eingezogen; ihr Kern besteht aus Knorpelmasse; der hintere unpaare Stiel des Zungenbeins ist ein eigenes bewegliches Stück. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropfe, dessen Wände in der Brutzeit sich verdicken und dann auf der inneren Oberfläche netzartige Falten und Zellen zeigen, welche unter erhöhter Thätigkeit der Blutgefäße einen milchartigen Stoff absondern und damit die erste Speise der kleinen Jungen bereiten. So viel bis jetzt bekannt, unterscheiden sich die Tauben hierdurch von allen übrigen Vögeln. Der Vormagen ist gestreckt und drüsenreich, der eigentliche Magen sehr muskelkräftig. Der Darmschlauch ist etwa sechs- bis achtmal so lang als der Leib; die Blinddärme sind immer klein. Die Leber ist ungleichlappig; die Gallenblase fehlt; die Bauchspeicheldrüse ist doppelt, die Milz drehrund, der Eierstock einfach und nur auf der linken Seite entwickelt. —

Man darf die Girrvögel wohlbegabte Geschöpfe nennen. Sie sind bewegliche, muntere, lebhafte, feinsinnige und ziemlich kluge Thiere, zeichnen sich auch vor vielen Vögeln und insbesondere vor den verwandten Hühnern durch ansprechenderes Wesen aus. Sie gehen gut, wenn auch nicht gerade schnell, so doch ausdauernd, nicken aber bei jedem Schritte mit dem Kopfe, weil ihre Beine doch sehr niedrig sind. Einzelne Arten laufen hühnerartig und sehr rasch über den Boden dahin, andere zeigen sich auf ihm ungeschickt, um so gewandter dagegen im Gezweig der Bäume. Diejenigen, welche am besten zu Fuße sind, fliegen am schlechtesten; die große Mehrzahl aber besitzt einen sehr schnellen und kraftvollen, rascher Wendungen fähigen, gewandten Flug, welcher mit einem laut pfeifenden Geräusch verbunden zu sein pflegt. Daß die Tauben aus freien Stücken zuweilen schwimmen, habe ich in Egypten beobachtet, daß sie im Falle der höchsten Noth sogar tauchen, hat Naumann erfahren. Die Stimme der Girrvögel hat im allgemeinen viel Uebereinstimmendes, ändert bei den einzelnen Arten aber doch mannchfach ab. Eigenthümlich ist sie stets, und deshalb haben wir auch ganz besondere Worte zu ihrer Bezeichnung geschaffen, Klangbilder ihrer selbst. Die meisten Tauben „rucksen“, d. h. stoßen abgebrochene, hohlklingende, tiefe Laute aus, in denen die Silbe „ruck“ oder „rucks“ vorherrschend ist, andere „girren“ oder lassen sanft zitternde Töne vernehmen, welche dem Klange des letztgebrauchten Zeitwortes entsprechen; einzelne Arten

heulen, andere lachen, einige geben höchst klangvolle, wohlgerundete, volltönige Laute zum Besten, andere knurren abscheulich. Wie die Stimme aber auch sein möge, sie gehört allerorten zum Waldkonzert und trägt überall dazu bei, ihm ein gewisses Gepräge zu verleihen.

Unter den Sinnen steht unzweifelhaft das verhältnißmäßig große, wohlgebaute und oft sehr schön gefärbte, ausdrucksvolle Auge oben an; denn das Gesicht der Girrvögel ist ganz vorzüglich. Kaum minder ausgezeichnet ist das Gehör, über dessen Schärfe man leicht ein bestimmtes Urtheil gewinnen kann; verhältnißmäßig sehr entwickelt dürften auch Geschmack, Geruch und Gefühl sein. Den Verstand hat man oft überschätzt, bestochen von der mehr scheinbaren als wirklichen Anmuth des Wesens. Die Girrvögel sind regelmäßig scheu und vorsichtig, unterscheiden aber keineswegs mit demselben Urtheil, wie andere Vögel, zwischen wirklicher und vermeintlicher Gefahr, sondern nehmen stets das Gewisse für das Ungewisse, und weichen deshalb dem Bauer oder Schäfer ebenso ängstlich aus, wie dem Jäger. Es kommt vor, daß einzelne sich in der Nähe der Menschen ansiedeln; sie aber dürfen als Ausnahmen von der Regel gelten. Tauben wirklich zu zähmen, ist schwierig und wird, wie es scheint, erst möglich bei den Nachkommen mehrerer Geschlechter, welche bereits in Gefangenschaft gelebt haben. Ihre Beurtheilungsgabe ist gering, ihr Gedächtniß wenigstens nicht hervorragend; doch übertreffen die Girrvögel auch in geistiger Hinsicht entschieden alle übrigen Läufer.

Das Betragen der Tauben hat so viel Bestechendes, daß sie schon seit altersgrauer Zeit als Sinnbilder aller denkbaren guten Eigenschaften betrachtet und sogar der Ehre gewürdigt worden sind, übersinnlichen Begriffen Gestalt zu verleihen. Dem unbefangenen Auge stellt sich ihr Wesen in minder günstigem Lichte dar. Ihre Anmuth wird gewiß Niemand in Abrede stellen wollen, und auch an ihrer Zärtlichkeit gegen den Gatten kann sich ein gleichgestimmtes Gemüth erfreuen, da das Schnäbeln nun einmal an unser Küssen erinnert: die gerühmte eheliche Treue der Tauben ist jedoch keineswegs so außerordentlich und über jede Mißdeutung erhaben, als man gemeint hat, und von einer hingebenden Anhänglichkeit gegen die Kinder ist wenigstens bei vielen Nichts zu bemerken. Viele, jedoch keineswegs alle Girrvögel lieben die Geselligkeit und halten sich paarweise zusammen; ob aber ein Paar wirklich Zeitlebens verbunden bleibt, wie man gewöhnlich annimmt, ist sehr fraglich: es liegen auch Beobachtungen vor, welche kein günstiges Zeugniß abgeben für ihre eheliche Treue. Ihr Fortpflanzungstrieb ist zwar nicht so ausgeprägt, wie bei den Hühnern, immerhin aber noch sehr heftig, und wenn wir das Gebahren der verliebten Tauben im günstigsten Sinne auffassen, so lassen wir uns eben, wie bereits gesagt, bestechen durch ihr gegenseitiges Schnäbeln, und vergessen andere in ihrer Zärtlichkeit noch viel anmuthiger erscheinende Vögel, wie z. B. Papageien. Wahrhaft abscheulich erscheint uns die Treulosigkeit vieler Tauben gegen ihre Brut: sie verlassen nicht blos ihre Eier, sondern sogar die bereits ausgeschlüpften Jungen, wenn sie gestört und in Folge davon mißtrauisch wurden. Auch Neid und Mißgunst kann man ihnen nicht absprechen; ihre Habgier überwiegt jede Rücksicht auf ihre Genossen: sie decken gefundenes Futter mit den Flügeln zu, während die verschrienen Hühner, wenn sie reichliche Nahrung entdecken, andere herbeirufen. Hingebung, Selbstverleugnung zu Gunsten anderer Wesen kennen die Girrvögel überhaupt nicht; sie schließen sich auch anderen Geschöpfen nur scheinbar an, da sie in Wirklichkeit blos mit Ihresgleichen gern verkehren. Sie betrachten die meisten Thiere mit Gleichgiltigkeit oder beachten sie gar nicht; die stärkeren Geschöpfe fürchten, vielen mißtrauen sie.

Die Girrvögel sind Weltbürger im weitesten Sinne des Worts. Sie leben in allen Erdtheilen, in jedem Gürtel derselben, in der Höhe, wie in der Tiefe, immer aber vorzugsweise im Walde; denn die wenigen, welche sich auf pflanzenlosen Felswänden ansiedeln, gehören zu den Ausnahmen. Die Nähe des Wassers lieben, wasserlose Strecken meiden sie, wenn auch damit nicht gesagt sein soll, daß sie hier gänzlich fehlen, da sie ihre Flugfertigkeit in den Stand setzt, täglich ferngelegene Tränkplätze zu besuchen. Ihre größte Entwicklung zeigt die Ordnung in Oceanien oder auf den großen und kleinen Inseln des stillen Weltmeeres. Die Sundainseln, Philippinen, Molukken sind reich an verschiedenartigen und prachtvollen Tauben; in Neuholland und auf Neuguinea lebt eine namhafte

Anzahl; in Südasien oder in Indien und Südchina werden sie kaum minder reichhaltig vertreten. In Afrika hausen zwar nicht so viele Arten, wie in Asien, die einzelnen Arten treten aber in überraschend großer Anzahl auf, und deshalb begegnet man den Mitgliedern der Ordnung allüberall, selbst noch tief im Innern der Wüste. In den Waldungen der Steppe sieht man hier und da, so zu sagen, jeden Baum von ihnen besetzt; in den Urwäldern ist das Rucksen, Girren, Heulen und sonstige Lautgeben der Tauben eine so gewöhnliche Musik, daß sie alle übrigen Vogelstimmen beinahe übertönt; ein einziger Brunnen, eine Wasserlache in der Steppe oder Wüste wird zum Sammelplatze oder wenigstens zum Stelldichein für Hunderttausende dieser flüchtigen und verhältnißmäßig wenig begehrlichen Vögel. Amerika und zumal der Süden dieses Erdtheils beherbergt über ein Dritttheil aller bis jetzt bekannten Girrvögel. „In den endlosen Urwäldern von Brasilien“, sagt der Prinz, „leben viele Taubenarten. Ihr sanfter Ruf erfreut den von der Hitze des Tages ermatteten Jäger, der am Fuße eines alten Waldstammes auf weichem Mose am klar herabrauschenden Waldbache sich ausruht, während Vanille und andere Wohlgerüche ihn erquicken.“ In Mittelamerika sind sie noch häufiger als in Brasilien, da Inseln ihnen am besten zuzusagen scheinen.

Hinsichtlich des Aufenthaltes wird bald bemerklich, daß sich die verschiedenen Arten in ihre Welt getheilt haben. Während die einen ausschließlich Baumvögel sind und höchstens, um zu trinken, zum Boden herabkommen, verbringen hier andere ihr ganzes Leben oder erheben sich doch höchstens auf kurze Zeit zu niederen Baumzweigen, und während diese den dunklen Wald bevölkern, siedeln sich andere im lichten Gebüsch der Steppe an. Wieder andere hausen nur auf Felsen, nur in niederem dichten Gebüsch, nur auf kleinen Inseln ꝛc.

Alle im Norden lebenden Arten sind Wander-, die im Süden wohnenden Strich- oder Standvögel. Diese leben höchstens in kleinen Gesellschaften, gewöhnlich aber paarweise; die übrigen vereinigen sich nur während der Wanderzeit zu großen Flügen; andere bilden jahraus, jahrein zahlreiche Verbände, und gewisse Arten scharen sich zu Massen, welche, glaublicher Schätzung nach, alle unter Vögeln sonst üblichen Vereinigungen weit überbieten: man spricht von Flügen, welche aus Billionen Tauben ein und derselben Art gebildet werden. Die Reisen der wandernden Girrvögel werden übrigens selten weit ausgedehnt; unsere europäischen Arten z. B. ziehen höchstens bis Nordafrika hinüber, bleiben aber meistens schon in Südeuropa.

Ihre Nahrung entnehmen unsere Vögel fast ausschließlich dem Pflanzenreiche. Im Kropfe einzelner Arten hat man kleine Gehäusschnecken, Würmer und Raupen gefunden; auch weiß man, daß sie ihre eigenen Läuse fressen: der Futtertheil, welchen das Thierreich ihnen liefert, ist aber stets sehr gering. Sämereien und Wurzelknollen der verschiedensten Art bilden das Futter der Mehrheit; die Angehörigen gewisser Familien oder Unterfamilien nähren sich von Beeren und Waldfrüchten. Das Futter wird einfach aufgelesen oder abgepflückt, seltner durch Zerkleinerung der Schoten oder anderweitige Anstrengung gewonnen und noch seltner mit den Füßen ausgescharrt, eher noch mit dem Schnabel ausgegraben; ebensowenig werden die gefundenen Nährstoffe vor dem Verschlingen zerstückelt. Viele Arten lieben salzhaltige Erde und erscheinen daher regelmäßig an Stellen, welche solche enthalten, nach Snell's Beobachtungen hauptsächlich während der Zeit, in welcher sie Junge haben. Diejenigen Arten, welche harte Körner genießen, nehmen zur Beförderung der Verdauung kleine Quarzstückchen und andere harte Körper, die Weibchen, wenn sie legen wollen, auch Kalk zu sich. Sie bedürfen viel Wasser, weil dieses nicht blos zum Löschen des Durstes, sondern auch zum Aufquellen der harten Körner dienen muß.

So viel bis jetzt bekannt, brüten alle Girrvögel mehr als einmal im Jahre. Das Nest wird verschieden angelegt: im Gezweig der Bäume und Gebüsche, hoch und niedrig über dem Boden, in Felshöhlen und Baumlöchern, auf dicken Aesten oder Stammstrunken, selten auf dem flachen Boden. Es ist ein erbärmlicher Bau aus wenigen dürren Reisern, welche locker und liederlich über einander geschichtet werden und oft so lose aufliegen, daß man nicht begreift, wie das Ganze Wind und Wetter widerstehen kann. Zwei weiße Eier bilden das Gelege; einzelne Arten legen vielleicht nur ein

einziges Ei, andere zuweilen deren drei: das Eine, wie das Andere sind seltene Ausnahmen von der Regel.

Während der Paarungszeit bewirbt sich der Tauber sehr eifrig um die Gunst der Taube, ruckst, girrt, turtelt, lacht, heult, ergeht sich in sonderbaren Bewegungen, sich bückend, verneigend, drehend, vor- und zurücklaufend, fliegt mit klatschendem Geräusch nach oben und läßt sich sanft wieder nach unten hernieder, schnäbelt sich mit der Gattin, liest ihr sodann gelegentlich auch die Läuse ab, mehr in der Absicht, diese zu verzehren, als um die Gemahlin zu säubern, beweist überhaupt durch allerlei Zeichen und Geberden seine große Erregtheit. Am Brutgeschäft betheiligen sich beide Eltern, der Tauber aber — falls man vom Betragen der Haustaube auf das der übrigen Arten schließen darf — keineswegs ohne Murren, weil ihm das Stillsitzen höchst unangenehm und verhaßt zu sein scheint. Die Taube brütet während des ganzen Tages, mit Ausnahme der Mittagsstunden, der Tauber während dieser. Nach vierzehn- bis zwanzigtägiger Bebrütung entschlüpfen die Jungen: — kleine, hilflose, blinde, mit gelbem Flaum sparsam bekleidete Geschöpfe, welche im Neste bleiben, bis sie völlig flügge geworden sind. Sie werden anfangs mit dem käseartigen Stoff, welchen die Wandungen des Kropfes absondern, später mit aufgequellten, schließlich mit harten Sämereien gefüttert oder richtiger gestopft. Ihre Weiterentwicklung nach dem Ausfliegen beansprucht wenig Zeit; denn die meisten Arten sind bereits nach vollendetem ersten Lebensjahre fortpflanzungsfähig.

Alle Tauben, zum mindesten diejenigen, welche bei uns zu Lande leben, sind als unbedingt nützliche Vögel zu bezeichnen. Der Bauer, welcher bekanntlich stets Beeinträchtigung fürchtet, behauptet zwar das Gegentheil, und sogar Naumann hat sich verleiten lassen, ihm beizustimmen: Pfarrer Snell, der schon wiederholt genannte tüchtige, unbefangene und verläßliche Forscher, hat sich durch sorgfältige und mühevolle Beobachtungen überzeugt, daß die Tauben zwar einzelne Getreidekörner, welche ohne sie verderben würden, auflesen, im allgemeinen aber sich fast ausschließlich von dem Samen verschiedener, der Landwirthschaft verderblicher Unkräuter ernähren und dadurch einen geradezu unberechenbaren Nutzen bringen. Snell zählte im Kropfe einer von ihm getödteten Haustaube 3582 Körner der Vogelwicke und berechnet, daß eine Taube mit einem Jungen jährlich gegen 800,000 dieser Körner vertilgt. Seine gewissenhaft angestellten Beobachtungen widerlegen jeden Vorwurf, welcher den Tauben bisher gemacht, jede Verdächtigung, welche auf sie geschleudert wurde, und stellen als unumstößliche Wahrheit fest, daß unser Getreidebau ohne sie arg gefährdet sein würde. Es ist hier nicht der Ort, diese Angelegenheit so ausführlich zu besprechen, als sie wohl verdient: das Vorstehende kann aber auch Jedermann genügen; denn der Vernünftige wird eine der Wahrheit entsprechende Beobachtung vielleicht prüfen, sicherlich aber nicht, blinden Vorurtheils halber, ohne weiteres verwerfen. Das Ergebniß einer Prüfung obiger Behauptung wird nur zu Gunsten der Tauben und ihres wackeren Vertheidigers ausfallen.

Unter den dreihundert und einigen Arten Girrvögeln, welche man bis jetzt kennen gelernt hat, pflegt man die Fruchttauben (Trerones) obenanzustellen, weil man sie gewissermaßen als Verbindungsglied der Hockvögel im weitesten Sinne und der Tauben ansieht. Sie kennzeichnen sich durch gedrungenen Leibesbau, kurzen, dicken Schnabel, kurze, sehr kräftige, breitsohlige Füße, mittellange Schwingen, kurzen, gewöhnlich aus vierzehn Federn gebildeten, gerade abgeschnittenen, selten etwas keilförmig verlängerten Schwanz, sowie endlich durch prachtvolles, der Hauptsache nach grünes Gefieder.

Die Fruchttauben verbreiten sich über Indien und die malaiischen Inseln, Australien oder Oceanien überhaupt und Afrika. Sie leben in größeren oder kleineren Gesellschaften, fast aus-

schließlich auf fruchttragenden Bäumen; ihre Nahrung besteht in Beeren und Früchten und vielleicht ausnahmsweise nur in Körnern. Sie sind auf den Bäumen gewandter, als alle übrigen Tauben; denn sie erinnern in ihren Bewegungen förmlich an die Papageien, laufen rasch den Zweigen entlang, hängen sich mit niedergebeugtem Körper an dieselben an und nehmen überhaupt Stellungen an, welche den Verwandten unmöglich sind. Ihre Stimme ist laut und wohltönend, von der anderer Tauben sehr verschieden. Die indischen und wahrscheinlich auch die afrikanischen Arten bauen ein lose zusammengefügtes Nest aus Zweigen in den dichtesten Baumkronen und legen zwei weiße Eier. Ich hebe Dies ausdrücklich hervor, weil mehrere Naturforscher behauptet haben, daß einzelne Arten dieser Familie in Baumhöhlen nisten und bis vier Eier legen sollen.

An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Fruchttauben schwerer, als andere Ordnungsverwandte; demungeachtet ist es keineswegs unmöglich, sie längere Zeit zu erhalten: man muß sie jedoch im Futter einigermaßen beschränken, weil sie überaus gefräßig sind und in Folge davon leicht zu Grunde gehen. Uebrigens gehören sie nicht zu den anziehenden Gefangenen; denn so lebhaft und laut sie sich während ihres Freilebens zeigen, so still und ruhig verhalten sie sich im Gebauer.

Wenn man, so ungefähr habe ich in meinen Ergebnissen u. s. w. gesagt, den ersten Wall des hohen Gebirges überschreitend, die ärmeren Niederungen der Samchara hinter sich gelassen hat und in jene reich bewachsenen Thäler eingetreten ist, in denen der vollklingende Ruf des Flötenwürgers der vorherrschende Ton wurde, nimmt man überall die farbenschönste aller nordostafrikanischen Tauben wahr; denn das hochpfeifende Fluggeräusch, welches die aufgescheuchten Schwärme verursachen, oder die sonderbar heulenden, durch die Silben „Hi ha hu“ ungefähr wiederzugebenden Stimmlaute dieser Vögel müssen auch dem ungeübtesten Naturbeobachter auffallen.

Die Papageitaube (Phalacroteron abyssinica) entspricht dem vorstehend gezeichneten Bilde der Familie. Sie ist kräftig gebaut, langflügelig und kurzschwänzig, ihr Schnabel kurz, kräftig, sein Obertheil hakig übergebogen, seine Wurzelgegend nackt, der Lauf verhältnißmäßig kurz, größtentheils befiedert, der Fuß selbst sehr breitsohlig und kurzzehig, der Fittig spitz, in ihm die zweite Schwinge die längste, der Schwanz gerade abgeschnitten. Das Gefieder ist prachtvoll gefärbt, auf der Oberseite blaßolivengrün, auf der Unterseite hellgelb; der Kopf, der Hals und die Brust sind aschgraulichgrün, die Schultern weinröthlich, die Flügeldecken schwärzlich, breit hellgelb gesäumt, die Schwingen schwärzlich, lichter gesäumt, die Steuerfedern aschgrau, unten von der Wurzel bis zur Mitte schwarz, von der Mitte bis zur Spitze silbergrau. Um den Augapfel zieht sich ein schmaler, königsblauer Ring, die übrige Iris ist purpurroth, ein nackter Ring ums Auge bläulichgrauroth, der Schnabel an der Wurzel weiß, bläulich schimmernd, an der Spitze dagegen blaßroth, die Wachshaut schmuzig korallenroth, der Fuß dunkelorangegelb. Die Länge beträgt 12, die Breite 21, die Fittiglänge 6¾, die Schwanzlänge 4¼ Zoll. Das gleichgefärbte Weibchen unterscheidet sich durch geringere Größe.

Die Papageitaube verbreitet sich über ganz Mittel- und Südafrika. Vaillant fand sie im Lande der großen Namaken; spätere Beobachter trafen sie in Westafrika und in Abissinien an. Temminck sagt, daß sie hier die Niederungen bewohne und während der Hitze des Tages auf den höchsten Bäumen sitze, ohne sich zu rühren, bei Annäherung der Regenzeit aber nach Südafrika wandere und zwar in großen Zügen, welche in bewunderungswürdiger Höhe dahin fliegen sollen: ich halte sie für keinen Wandervogel, und auch alle neueren Beobachter scheinen mit mir derselben Ansicht zu sein. Nach meinen Erfahrungen bevölkert sie in kleinen Familien die tieferen Gebirgsthäler und die unmittelbar am Gebirge liegenden Niederungen der Samchara, in denen die Pracht

der Wendekreisländer zur Geltung gekommen ist. Heuglin fand sie auch im südlichen Sennar, am weißen Flusse und in Kordofahn auf. Hochbewipfelte Mimosen, welche der Christusdorn schützend umsteht und der Cissus mit seinen vierseitigen Ranken durchflicht, bilden in der Samchara den bevorzugten Aufenthalt dieser Tauben, während in den Gebirgsthälern die prachtvollen Tamarinden, Kigelien, mit ihrem dichten Gelaube, und endlich die schattigen Wipfel der gewaltigen Sikomoren zu noch geeigneteren Wohnsitzen werden. Da, wo drei oder vier dieser Bäume zusammenstehen, wird man die Papageitaube schwerlich vermissen, ja einzelne Sikomoren werden zum Versammlungsorte am Morgen und Abend und zum schattigen Ruheplatze in der Hitze des Mittags. Hier und da trifft man auch unsere Vögel paarweise, gewöhnlich aber schlagen sie sich zu Familien oder kleinen



Die Papageitaube (Phalacroteron abyssinica). 1/2 der nat. Größe.

Flügen von acht bis zwanzig Stücken zusammen; zahlreichere habe ich nicht gesehen. Im Fluge selbst halten sich die einzelnen Paare in trauter Gesellschaft. Dicht an einander geschmiegt, sitzen die zärtlichen Gatten, und Derjenige, welcher ruhig beobachtet, kann gar nicht in Zweifel bleiben, welche Zwei im Fluge es sind, die mit einander sich vereinigt haben. Die Papageitaube scheint in ihrer Zärtlichkeit die übrigen Verwandten noch zu überbieten, scheint besondere Zeichen ihrer Gattenliebe an den Tag zu legen, Zeichen, welche ich wenigstens bei andern noch nicht beobachtet habe. Das Aneinanderschmiegen, das Schnäbeln, das freudige, ich möchte sagen, aufjauchzende Emporsteigen des Männchens, das Klatschen mit den Flügeln und das darauf folgende sanfte Hinabschweben zur

Gattin, wie es der Tauben Art ist, bethätigt auch sie; außerdem aber breitet sie noch mit unbeschreiblicher Zierlichkeit und Anmuth die aufgehobenen Flügel über den Gegenstand ihrer Liebe und versucht, um dem Gatten zu gefallen, Künste und Gewohnheiten nachzuahmen, welche sonst nur bei den Papageien beobachtet werden. Leider fiel unser Aufenthalt nicht in die allgemeine Brutzeit, und somit hatte ich nicht Gelegenheit, das Betragen dieser Tauben während der Paarung zu beobachten; aber ich sah doch genug, um eine Berechtigung für die eben ausgesprochene Ansicht zu erlangen.

Unsere Taube hat in der That große Aehnlichkeit mit Papageien. Schon die Färbung ihres Gefieders, das prächtige Grün und das lebendige Gelb, erinnern an jene schön gefärbten Vögel. Dazu kommt aber noch das eigenthümliche Herumklettern in den Bäumen und die sonderbaren Stellungen, welche sie annimmt. Selbst der kundige Jäger wird im Anfange nicht selten getäuscht: er glaubt wirklich einen Papagei vor sich zu haben. Als besondere Eigenthümlichkeit erwähne ich noch, daß sich die Papageitaube zuweilen platt auf die Aeste niederlegt, fast wie ein schlafender Ziegenmelker. Der Flug ist sehr rasch und reißend, aber hart und von einem laut pfeifenden Geräusch begleitet, welches sich von dem Fluggeräusch jeder andern Taube unterscheidet. Nur die Stimme hat, wie angegeben, wenig Anmuthiges, sondern eher etwas Heulendes. Girrende oder ruckſende Töne habe ich nicht vernommen.

In dem Magen der erlegten fand ich Beeren der verschiedensten Art, und Eingeborne im Lande sagten mir, daß man den Tauben nur da begegne, wo es beerentragende Bäume und Sträucher gibt. Mit dieser Nahrung steht im Einklang, daß unsere Taube nicht auf die Erde herabkommt; ich meinestheils habe sie wenigstens nur in Baumwipfeln gesehen.

Vaillant sagt, daß die Papageitaube in Baumhöhlen auf einem erhöhten Haufen von Mos und trockenen Blättern niste, und daß das Weibchen vier gilblichweiße Eier lege. Ich kann die Angabe freilich nicht durch eigene Beobachtung widerlegen, halte sie aber doch für irrig.

Die Jagd ist nur dann einfach und ergiebig, wenn man einen jener Lieblingsbäume aufgefunden hat und unter ihm sich anstellt. Der Vogel ist scheu oder wenigstens vorsichtig und läßt den Jäger nicht leicht ankommen.

Ob man alt gefangene Tauben dieser Art an Ersatzfutter gewöhnen kann oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Vaillant erzählt, daß er vier Junge aus einem Neste genommen und mit Früchten ernährt habe, daß dieselben aber zu Grunde gingen, als die Früchte fehlten, da sie jedes andere Futter verschmähten.

* * *

Die Tauben (Columbae) unterscheiden sich von den Mitgliedern der vorhergehenden Gruppe hauptsächlich durch ihren schwachen, nur an der Spitze hornigen, an der Wurzel aber weichen und mit einer Wachshaut bedeckten, mittellangen Schnabel, die etwas höheren, schmalsohligen, zum Gehen geschickten Füße, den aus zwölf Federn gebildeten, gerade abgestutzten oder abgerundeten Schwanz und die minder prächtige Färbung ihres Gefieders.

Zu dieser Familie gehören alle bei uns wild lebenden Tauben und diejenigen, welche uns am nächsten angehen, weil sie zu unsern Hausthieren geworden sind. Die Gruppe ist über alle Erdtheile verbreitet, in der alten Welt aber gestalten- und artenreicher als in der neuen.

Unsere Ringel- oder Holz-, Wald-, Wild-, Bloch- und Kohltaube (Palumbus torquatus) ist wegen ihrer Größe und ihres kräftigen Baues, des verhältnißmäßig langen Schwanzes und der kurzen Füße zum Vertreter einer besondern Sippe erhoben worden. Das Gefieder der alten Vögel ist auf Kopf und Nacken, sowie an der Kehle dunkelmohnblau, auf dem Oberrücken und Oberflügel dunkelgraublau, auf dem Unterrücken und Steiß lichtblau, auf Kopf und Brust röthlich-

grau, auf der übrigen Unterseite lichtgraublau und auf dem Unterbauche weiß; der untere Theil des Halses ist jederseits mit einem glänzend weißen Flecken geziert und schillert in metallischen Farben (taubenhälsig); die Schwungfedern sind schiefergrau, die Schwanzfedern schieferschwarz, durch eine hellere Querbinde gezeichnet, ein breiter Streifen am Flügelbug und ein großer Flecken auf den Schwanzfedern endlich weiß. Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringere Größe, der junge Vogel durch mattere Färbung. Das Auge ist blaßschwefelgelb, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel roth, der Fuß bläulichroth. Die Länge beträgt 16½, die Breite 28½, die Fittiglänge 9, die Schwanzlänge 6½ Zoll.

Von Südskandinavien an verbreitet sich die Ringeltaube nach Süden hin über ganz Europa, und ebenso wird sie in Asien vom mittleren Sibirien an bis zum mittleren Himalaya gefunden.



Die Ringel- oder Holztaube (Palumbus torquatus). ⅓ der nat. Größe.

Gelegentlich ihrer Wanderungen streift sie nach Nordwestafrika hinüber; den Nordosten des Erdtheils aber berührt sie nicht. Schon in Südeuropa tritt sie viel einzelner auf, als bei uns zu Lande, nach unsern Beobachtungen in Spanien jedoch an gewissen Orten in großen Gesellschaften.

Sie ist ein echter Wald- oder wenigstens ein echter Baumvogel. In Deutschland begegnet man ihr in allen Waldungen, sie mögen groß oder klein sein und aus Schwarz- oder aus Laubholz bestehen, im Gebirge wie in der Ebene, nahe bei den Dörfern wie fern von den menschlichen Wohnungen; doch scheint es, als ob sie den Nadelwald bevorzugt, möglicherweise aus dem einzigen Grunde, weil Tannen-, Fichten- und Kiefernsamen mit zu ihren liebsten Nahrungsmitteln

gehören. Ausnahmsweise siedelt sie sich auch inmitten der Dörfer oder selbst inmitten volkreicher Städte auf einzelnen Bäumen an: ich habe sie in den Spaziergängen Leipzigs und Dresdens, sowie in den Gärten Jena's als Brutvogel gefunden.

Im Norden ihres Verbreitungskreises ist die Ringeltaube ein Zugvogel, welcher sehr regelmäßig wegzieht und wieder erscheint, schon im südlichen Deutschland und noch mehr in Spanien und Italien aber ein Standvogel. Die von uns auswandernden ziehen bis Südeuropa und verbringen den Winter auch in solchen Gegenden, in denen zuweilen sehr rauhes und unfreundliches Wetter wochenlang herrschen kann: wir haben sie und die Hohltaube in sehr zahlreichen Scharen während der Wintermonate bei Madrid und in der Sierra Nevada beobachtet, gleichzeitig aber auch erfahren, daß in dem genannten Gebirge gerade diese Art Sommer und Winter ziemlich gleich häufig sein soll. In Mitteldeutschland trifft die Ringeltaube bereits im März, ausnahmsweise sogar schon im Februar ein und verweilt hier, in ihrer Heimat, bis Mitte oder Ende Oktobers; nach meines Vaters Beobachtungen siedelt sie sich aber nicht alle Jahre in gleicher Anzahl in ein und demselben Gebiete an, sondern nimmt Rücksicht auf zufällige Umstände: wenn der Fichtensamen gut gerathen ist, ist sie im Schwarzwalde sehr häufig, wenn das Gegentheil stattfindet, verläßt sie die Nadelhölzer und wendet sich mehr den Laubhölzern zu.

Das Betragen ist zuerst von meinem Vater treu und ausführlich geschildert, und seine Beschreibung seitdem eigentlich weder bereichert, noch irgendwie berichtigt worden: Naumann hat sie eben auch nur umschrieben, nicht aber wesentlich vervollständigt. „Die Ringeltaube“, sagt Ersterer, „ist ein äußerst rascher, flüchtiger und scheuer Vogel. Sie geht geschickt, aber nicht sehr schnell, trägt dabei den Leib bald wagrecht, bald aufgerichtet und bewegt den Hals unaufhörlich. Entweder sitzt sie auf dem Wipfel oder tief in den Zweigen verborgen. Sie hat gewisse Lieblingsbäume, auf denen man sie fast alle Morgen antrifft entweder solche, welche weit über die andern hinausragen, oder solche, welche dürre Wipfel haben. Ihr Flug ist schön, schnell, geschickt, verursacht beim Auffliegen Klatschen und dann ein Pfeifen in der Luft. Schon in weiter Entfernung kann man die fliegende Ringeltaube nicht nur an der Größe, sondern auch an dem langen Schwanze und dem weißen Flecken auf den Flügeln erkennen.“

„Um ein treues Bild vom Betragen dieser Taube zu geben, will ich ihre Lebensart kurz beschreiben. Die Nacht bringen beide Gatten in der Nähe des Nestes zu. Früh vor Tagesanbruch sind sie schon munter, und das Männchen begibt sich auf seinen Lieblingsbaum. Hier fängt es in der Dämmerung an zu rucksen, was der Feldtaube ähnlich, aber stärker, fast wie „Ruckkuckkuck“ und „Kukuku“ oder „Rukuku kuku“ klingt. Es sitzt dabei fest auf einem Aste, bläst aber den Hals auf und bewegt ihn. Jedes Rucksen wird drei- bis viermal nach einander wiederholt und folgt, je hitziger der Taubert ist, desto schneller auf einander. Die in der Nähe befindlichen Tauberte werden dadurch herbeigelockt, setzen sich auf benachbarte Bäume und rucksen nun, mit einander wetteifernd. Merkwürdig ist, daß man gewöhnlich drei, seltener zwei, aber nie vier Männchen in geringer Entfernung von einander rucksen hört. Alle sitzen dabei auf hohen Bäumen und nicht selten auf den Wipfeln. Einmal beobachtete ich, daß ein Männchen dieser Taubenart auf der Erde vor dem Weibchen ruckste, und ein anderesmal flog eins rucksend über mich weg. Kommt das Weibchen auf das Rucksen herbei, so setzt es sich nahe bei dem Männchen nieder, und dieses ruckst nun nicht mehr, sondern schreit nur von Zeit zu Zeit „puh“ oder „huh“, was ein inniges Behagen ausdrückt. Es scheint dadurch den neben ihm sitzenden Tauberten seinen Sieg verkünden zu wollen. Das Rucksen ist am stärksten an windstillen, warmen Morgen; doch habe ich es auch bei Regen und spätem Schnee gehört und zwar vom April bis in den August, aber stets am häufigsten, wenn das Paar zu einer neuen Brut Anstalt macht.“

„Um sieben, acht oder neun Uhr morgens (die Zeit ist verschieden) verstummt der Taubert und fliegt mit dem Weibchen, wenn dieses weder Eier noch kleine Junge hat, nach Futter aus, geht auch auf die Salzlecke. Um zehn Uhr beginnt das Rucksen wieder, aber schwächer und weniger anhaltend,

sodaß man es von einem Taubert oft nur wenige Male hört. Nach elf Uhr geht die Ringeltaube zur Tränke und ruht nun in den Mittagsstunden in einem dichten Baum versteckt. Um zwei oder drei Uhr fliegt sie wieder nach Futter, fängt um fünf oder sechs Uhr, zuweilen früher, zuweilen später, zu rucksen an und begibt sich dann, wenn sie ihren Durst noch gestillt hat, zur Ruhe."

„Das Frühjahr und den Sommer über sieht man die Ringeltaube gewöhnlich paarweise, selten in kleinen und noch seltener in großen Gesellschaften. Bei der Paarung, zu welcher das Rucksen das Vorspiel ist, zeigt sich der Taubert äußerst unruhig. Er bleibt dann nicht auf einer Stelle, sondern fliegt von freien Stücken auf, steigt in schiefer Richtung in die Höhe, schlägt die Flügelspitzen so heftig zusammen, daß man es auf weithin klatschen hört, senkt sich hierauf schwebend nieder und treibt dieses Spiel oft lange Zeit. Die Täubin folgt ihm zuweilen, erwartet ihn aber gewöhnlich ruhig; denn er kehrt meist, nachdem er einen großen Kreis im Fliegen beschrieben, zu seinem Lieblingsaufenthalte zurück. Die Begattung selbst geschieht entweder auf den Bäumen, indem sich die Täubin auf einen Ast kauert, oder auf dem Neste. Daß zwei Tauberte einander gebissen hätten, habe ich nie bemerkt ...."

„Beide Gatten tragen, nachdem der Platz zum Neste ausgewählt ist, die Stoffe herbei, aber das Weibchen verarbeitet sie. Das Nest steht hoch und tief. Ich habe es auf Fichten, Kiefern, Tannen, Eichen, Buchen, Erlen und Linden angetroffen, und zwar in einer Höhe von zehn bis hundert Fuß, doch gewöhnlich niedrig auf Stangenholz in hohen Dickichten, am Stamme starker Bäume und versteckt. Es besteht aus dürren Fichten, Kiefern, Tannen und Buchen, Reisern oder aus den Zweigen einer dieser Baumarten, ist aber so locker und schlecht gebaut, daß man nicht selten die Eier von unten durchschimmern sieht; es ist platt, nur da, wo die Eier liegen, vertieft und hält zwölf bis funfzehn Zoll im Durchmesser. Obgleich es sehr schlecht gebaut ist, steht es doch fest und trotzt dem Wetter so, daß ich nicht ein einziges vom Sturm herabgeworfenes gefunden habe. Oft aber bauen die Ringeltauben gar kein eigenes Nest, sondern bedienen sich der verlassenen Eichhornnester, welche dann oben platt gedrückt und zuweilen mit einigen Reisern belegt werden. Einst fand ich auch die Eier dieser Taube in einem alten Elsterneste, dessen Haube das Elsternpaar zum Bau seines frischen Nestes weggetragen hatte ... Die zwei länglichen, auf beiden Seiten gleich zugerundeten, dünnen und rauhschaligen, glänzendweißen Eier fand ich von der letzten Hälfte des April bis zur letzten Hälfte Julis. Sie werden von beiden Gatten ausgebrütet und zwar so, daß das Männchen von neun oder zehn Uhr vormittags bis drei oder vier Uhr nachmittags darauf sitzt ...."

„Merkwürdig ist die geringe Anhänglichkeit der Ringeltaube an ihre Eier. Ich kenne keinen deutschen Vogel, welcher seine Eier so gleichgiltig betrachtet. Jagt man die brütende Ringeltaube einmal vom Neste, dann kann man die Eier nur gleich mitnehmen; denn sie verläßt sie gewiß. Mir ist kein Fall vorgekommen, daß sie dieselben wieder angenommen hätte. Sind aber beide Gatten in der Nähe des fast oder wirklich vollendeten Nestes und werden aufgejagt, dann verlassen sie es gewöhnlich nicht. Wenn ich jetzt ein Nest dieser Taube finde, gehe ich vorbei, als hätte ich es nicht gesehen, und lasse die brütende Taube ruhig darauf sitzen. Dann bleiben die Alten nicht davon. Gegen die Jungen ist die Liebe größer, aber doch nicht so stark als bei andern Vögeln. Von einem Paar flügger Ringeltauben ließ ich die eine ausheben, um sie aufzuziehen. Dies hatten die Alten so übel genommen, daß sie die andere nicht mehr fütterten. Die Jungen werden, bis ihre Federn hervorgebrochen sind, von den Alten abwechselnd und unaufhörlich, später, bis zum Ausfliegen, bei regnerischer oder kalter Witterung am Tage, und in der Nacht stets, vom Weibchen erwärmt. Wenn sie klein sind, werden sie von beiden Eltern mit dem käseartigen Stoffe aus ihrem Kropfe gefüttert, wenn sie Federn haben, mit den im Kropfe erweichten Sämereien ernährt. Beim Füttern, welches früh um sieben oder acht und abends um vier oder fünf Uhr geschieht, geben die Jungen einen eigenen, knurrenden Ton des Wohlbehagens von sich. Bei Annäherung eines Menschen schnappen sie mit dem Schnabel und beißen nach der Hand. Sie werden nach dem Ausfliegen nur kurze Zeit

von den Alten gefüttert und geführt, weil sie bald ihr Futter suchen und sich vor Gefahren in Acht nehmen lernen. Jedes der Eltern hat gewöhnlich ein Junges bei sich und leitet es auf dem Felde zum Fressen an."

Lieblingsnahrung der Ringeltaube ist Samen der Nadelholzarten; mit ihm findet man im Sommer oft den ganzen Kropf angefüllt. Sie liest ihn nicht nur von der Erde auf, sondern holt ihn auch, wie mein Vater beobachtet hat, zwischen den klaffenden Deckelchen der Zapfen hervor. Außerdem frißt sie Getreidearten und Grassämereien, ausnahmsweise auch Schnecken und Regenwürmer, und im Spätsommer Heidelbeeren. Nach Naumann findet sie im Laubwald ein beliebtes Nahrungsmittel an Eicheln und Buchecker n. Diese Angabe stimmt vortrefflich mit Dem überein, was ich in Spanien erfuhr und beobachtete; denn hier bilden die Früchte der immergrünen Eiche das hauptsächlichste Futter der als Wintergäste im Lande anwesenden Holztauben.

Die wenigen Körner, welche sich die Ringeltaube im Felde zusammenliest, darf man ihr gönnen: es sind eben nur solche, welche ohne sie doch verkommen wären, und sie macht diesen kleinen Eingriff in das Besitzthum des Menschen tausendfach wieder gut durch das Aufzehren von Unkrautsamen verschiedener Art. Sie bringt also keinen Schaden, muß vielmehr als ein nützliches Thier betrachtet und sollte geschont werden. Ich meinestheils sehe in ihr einen Vogel, welcher im Walde gar nicht fehlen darf, weil er zu seiner Belebung so wesentlich mit beiträgt, und alle Natur- und Thierfreunde denken, glaube ich, nicht anders. Der gierige Bauer freilich oder der traurige Sonntagsschütz verfolgen sie zu jeder Jahreszeit, und der Südeuropäer lichtet die Reihe der sich bei ihm zu Gaste bittenden Wanderscharen so viel als möglich. Glücklicher Weise ist es nicht gerade leicht, eine Holztaube zu berücken. Diejenigen, welche in den Städten nisten und wenige Fuß über den Häuptern der Spaziergänger ungescheut ihr Wesen treiben, ja thun, als ob sie gezähmt wären, sind große Ausnahmen von der Regel. Im allgemeinen ist die Ringeltaube unter allen Umständen vorsichtig und traut keinem Menschen, auch dem nicht, welcher harmlos zu sein scheint. Diese Vorsicht rettet sie vor den meisten Nachstellungen der gedachten Thierfeinde, und der kundige Jäger stellt ihr eben nicht nach, weil er sie kennen und lieben gelernt hat. Dies ist der Grund, weshalb diese Taube noch überall bei uns vorkommt, noch nirgends ausgerottet worden ist. Neben dem Menschen hat der vorsichtige Vogel wenig Feinde, welche ihm gefährlich werden können. Habicht und Wanderfalk oder die großen Verwandten des letzteren fangen zuweilen eine Alte; Wildkatze, Baummarder und Eichhorn, vielleicht auch der weibliche Sperber, und nachts der Uhu bedrohen die Brut.

Gefangene Ringeltauben werden erträglich zahm und halten viele Jahre im Käfige aus. Es hält nicht schwer, sie an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, da gemischte Sämereien ihren Ansprüchen vollständig genügen. Zur Fortpflanzung im Käfig schreiten sie aber nur ausnahmsweise. Meines Wissens gelang es dem Naturforscher Pietruvski zuerst, Junge von seinen gefangenen Ringeltauben zu erzielen. Bei unsern gegenwärtigen Anstalten, d. h. bei der Einrichtung der größeren Gesellschaftskäfige in unsern Thiergärten, will ein solches Ergebniß nicht viel mehr besagen. Auch im hamburger Thiergarten, welcher für derartige Vögel passende Räumlichkeiten noch nicht besitzt, schritt ein Paar Ringeltauben zur Fortpflanzung, und nur ein unglücklicher Zufall verhinderte, daß das Ergebniß ein befriedigendes war. Mit andern Girrvögeln der verschiedensten Art verträgt sich diese Taube sehr gut. Sie macht nie Gebrauch vom Rechte des Stärkeren und läßt sich von kleinen Schwächlingen oft merkwürdig viel gefallen, ohne sich derselben zu erwehren.

Prinz Lucian Bonaparte hat auch die Hohl-, Loch-, Block- oder Blautaube unter dem Namen Palumboena von der Felsen- oder Feldtaube getrennt und zum Vertreter einer besondern Sippe erhoben; ich muß aber sagen, daß ich zwischen den beiden keine Unterschiede zu erkennen

vermag, welche zu solcher Trennung berechtigen. Die Kennzeichen der Feldtaube, gedrungener Leib, kurzer, dünner Schnabel, mittelhohe Füße, ziemlich lange Flügel und kürzerer, fast gerade abgeschnittener Schwanz, gelten für die eine, wie für die andere.

Die Hohltaube (Columba oenas) ist auf Kopf und Hals, Oberflügel, Unterrücken und Bürzel mohnblau, auf dem Oberrücken tiefgraublau, in der Kropfgegend weinroth, auf der übrigen Unterseite mattmohnblau; die Schwingen und die Enden der Steuerfedern sind schieferblau; über den Flügel zieht sich eine unvollkommene dunkle Binde; der Nacken schillert taubenhälsig. Das Auge ist tiefbraun, der Schnabel blaßgelb, an der Wurzel dunkelfleischroth, weiß bestäubt, der Fuß mattdunkelroth. Die Jungen kennzeichnen sich durch die unreinen Farben ihres Gefieders. Die Länge beträgt 12 bis 12½, die Breite 25 bis 26, die Fittiglänge 8¼, die Schwanzlänge 5 Zoll.

Ungefähr dieselben Länder, in denen die Ringeltaube vorkommt, beherbergen auch die Hohltaube; sie ist aber überall seltener als jene, aus dem sehr triftigen Grunde, weil sie nicht überall leben kann, da sie an alte Bäume mit passenden Höhlungen gebunden ist. Sie wohnt in Waldungen aller Art, gar nicht selten aber auch auf Feldbäumen, wenn diese eine passende Höhlung zur Aufnahme des Nestes haben, zuweilen auf solchen in unmittelbarer Nähe der Dörfer. In Mitteldeutschland erscheint sie einzeln im März; nach der Winterherberge reist sie in Flügen um die Mitte des Oktober ab. Auch sie überwintert schon im südlichen Europa, und höchst selten streifen kleine Flüge bis nach Nordwestafrika hinüber. In Egypten ist sie bis jetzt noch nicht beobachtet worden, obgleich Naumann das Gegentheil behauptet. In Indien wird sie durch verwandte Arten vertreten.

Sie ist weniger rasch und wild als die Ringeltaube, aber behender in ihren Bewegungen, geht geschickter und trägt den Leib gewöhnlich etwas mehr aufgerichtet, fliegt gewandt, im Anfang mit klatschendem Geräusch, sodann mit hohem und hellen Pfeifen und vor dem Niedersetzen, welches sanft schwebend geschieht, ohne jegliches Geräusch. Ihre Stimme, d. h. ihr Rucksen, unterscheidet sich wesentlich von der der Ringel- und Feldtaube: es klingt einfach wie „Hu hu hu". „Beim Rucksen", sagt mein Vater, „bläst die Hohltaube ihren Hals ebenfalls auf und bewegt ihn, sitzt aber auch wie die Ringeltaube fest auf dem Aste und unterscheidet sich dadurch von der Feldtaube, welche während des Rucksens hin und her läuft. Man hört vom April bis September oft eine einzelne Hohltaube rucksen; doch antwortet zuweilen ein Männchen dem andern, und da, wo viele hohle Bäume in geringer Entfernung von einander stehen, wetteifern mehrere Tauben mit einander. Das Rucksen vernimmt man nicht nur in den Morgen-, Vormittags- und Abendstunden, wie bei der Ringeltaube, sondern zu jeder Zeit, während welcher der Taubert in der Nähe der brütenden Täubin oder seiner Jungen sich befindet. Vor der Paarung ist natürlich das Rucksen am stärksten . . ."

Eine große Anhänglichkeit hat die Hohltaube an ihren Aufenthaltsort, an welchen sie freilich wegen der dort befindlichen hohlen Bäume gebunden ist. Wenn sie aufgescheucht wird, läßt sie sich nicht weit davon nieder und kehrt, sobald sie keine Gefahr mehr fürchtet, zu ihm zurück.

Die Nahrung besteht in Körnern aller Art. Sie fliegt früh von acht bis neun Uhr und nachmittags von drei bis vier Uhr nach Futter aus, liest dieses von den Aeckern und Wiesen auf und geht zwischen elf und zwölf Uhr mittags und abends zur Tränke.

Das Hohltaubenpaar ist ein Bild treuer Gattenliebe. Das Männchen hält innig zu seinem Weibchen, ist gewöhnlich in seiner Nähe, unterhält es mit Rucksen, während es brütet und begleitet es, wenn es von den Eiern gejagt wird. Sofort nach der Ankunft im Frühjahr erwählt sich das Pärchen eine passende Nisthöhle, und schon Anfangs April findet man in ihr das erste Gelege. Wird die Hohltaube nicht gestört, so macht sie drei Bruten im Jahre, niemals aber zwei nach einander in demselben Neste, sondern jede in einer andern Baumhöhlung. Dies geschieht deshalb, weil alle Tauben den Unrath ihrer Jungen nicht aus dem Neste tragen, die Höhlung aber, in welcher Junge groß wuchsen, wie Naumann sagt, „ein stinkender Pfuhl von Unrath ist", sodaß

die Jungen in ihrem eigenen Kothe sitzen, mit ihm die Bauch- und Schwanzfedern beschmuzen und sich erst lange Zeit nach dem Ausfliegen reinigen. Aber eben, weil jedes Paar im Laufe des Sommers mehrerer Höhlen bedarf, kommt es oft um solche in große Verlegenheit und Noth. Es muß sich den Nistplatz schwer erstreiten und hat nicht blos mit andern Hohltaubenpaaren, sondern auch mit Spechten, Staaren, Dohlen und Mandelkrähen zu kämpfen, und da alle diese Vögel wehrhafter sind als die Taube, muß diese gewöhnlich weichen. Im nächsten Jahre kann das Paar die Höhlung wieder beziehen; der Unrath ist dann in Folge der Fäulniß oder, Dank den Kerbthieren, so verändert worden, daß er nicht mehr hindert, es hat vielleicht auch ein Specht oder ein anderer Vogel die Höhlung wieder ausgeräumt. Von einzelnen Vogelstellern ist behauptet worden, daß die Hohltaube nicht in Löchern brüte, welche ein Specht kurz vorher bewohnte: mein Vater hat das Gegentheil durch Beobachtung festgestellt.

Die Hohltauben sind nicht allein zärtliche Gatten, sondern auch treue Eltern. „So wenig Anhänglichkeit die Ringeltauben gegen ihre Eier zeigen", sagt mein Vater, „eine so ausgezeichnete beweisen die Hohltauben. Sie sitzen nicht nur sehr fest auf den Eiern, so fest, daß man die brütende Taube zuweilen ergreifen kann, sondern sie suchen selbst mit Gefahr ihres Lebens das Nest wieder auf. Man kann nach der Täubin schießen, ohne daß sie ihre Eier verläßt."

Alle Feinde, welche die Ringeltaube bedrohen, werden auch der Hohltaube gefährlich; aber sie hat in Folge ihres Höhlenbrütens noch mehr zu leiden, und gar manches Nest mag vom Baummarder und Hermelin ausgenommen werden. Doch hat man auch ein friedliches Zusammenleben der Hohltaube und arger Räuber beobachtet, wie man es kaum für möglich halten möchte. In der Nähe meines Heimatsortes wurde, wie mein Vater erzählt, eine Eiche gefällt, in welcher in einem untern Loche vier junge Baummarder und in einer hoch oben befindlichen Höhlung zwei junge Hohltauben saßen. Diese merkwürdige Nachbarschaft dürfte vielleicht nie wieder vorkommen.

Hinsichtlich des Gefangenlebens gilt fast Dasselbe, was bei Beschreibung der Ringeltaube erwähnt wurde; aber die Hohltaube wird leichter zahm als letztere, mischt sich freiwillig zuweilen unter die Feldtauben und soll sich sogar mit diesen paaren. Bestimmte Beobachtungen hierüber liegen freilich nicht vor; aber das Betragen der beiden Verwandten gegen einander läßt vermuthen, daß die Annahme nicht unrichtig ist. Auch die gefangenen Hohltauben des hamburger Thiergartens leben in großer Freundschaft mit Feldtauben, und mehr als einmal habe ich gesehen daß ein Felsentauber eine Hohltaube treten wollte.

Die wichtigste aller Tauben ist die Felsen-, Stein-, Grotten- oder Ufertaube (Columba livia); denn sie ist die Stammmutter unserer Haustaube, welche ihr nicht blos in der Färbung, sondern auch im Betragen vollständig ähnelt und leicht wieder verwildert. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich unter dieser Haustaube nur den Feldflüchter verstehe, nicht aber die sogenannte Farben- und Rassentaube, über deren Abstammung Zweifel gehegt werden können. Die Felsentaube ist auf der Oberseite hellaschblau, auf der Unterseite mohnblau. Der Kopf ist hellschieferblau, der Hals bis zur Brust dunkelschieferfarben, oben hellblaugrün, unten purpurfarben schillernd, der Unterrücken weiß; über den Flügel ziehen sich zwei schwarze Binden; die Schwingen sind aschgrau, die Steuerfedern dunkelmohnblau, am Ende schwarz, die äußersten auf der Außenseite weiß. Das Auge ist schwefelgelb, der Schnabel schwarz, an der Wurzel lichtblau, der Fuß dunkelblauroth. Männchen und Weibchen unterscheiden sich kaum durch die Färbung; die Jungen sind dunkler als die Alten. Die Länge beträgt 13, die Breite 23, die Fittiglänge 8⅙, die Schwanzlänge 4⅓ Zoll.

Früher nahm man an, daß sich die Felsentaube über ganz Europa, den größten Theil Asiens und Nordafrika verbreite; gegenwärtig unterscheidet man, und wohl mit Recht, wenigstens zwei verschiedene Arten, die Felsentaube, welche im Norden wohnt, und die Bergtaube, welche im Süden zu Hause ist. Mein Vater hat die letztere unter dem Namen Columba glauconotos, Strickland unter dem Namen Columba intermedia von jener getrennt. In Südeuropa scheint der Verbreitungskreis der einen an den der andern zu grenzen: ich beobachtete in der Sierra Nevada Flüge von dieser und von jener Art. Schon in Egypten gibt es keine weißrückige Felsentaube mehr, und auch in Indien scheint, laut Jerdon, nur die Bergtaube vorzukommen. Hinsichtlich ihres Aufenthalts, ihrer Lebensweise und ihres Betragens unterscheiden sich die beiden Arten, soviel ich wahrnehmen konnte, nicht im geringsten; es wird also kein Fehler sein, wenn ich unter Berücksichtigung der verschiedenen Heimat das mir von beiden Bekannte zu einer Beschreibung zusammenfasse.

Alle Felsentauben weichen von den meisten Ordnungsverwandten darin ab, daß sie ihren Aufenthalt auf Felsen oder im alten Gemäuer nehmen, Bäume aber meiden. Die eigentliche Felsentaube bewohnt Klippen und Felsenhöhlen Europas, namentlich verschiedene Gegenden längs der Westküste von Schottland, insbesondere die Hebriden, Orkney- und Shetlandsinseln, die Faroerinseln und das kleine Felseneiland Rennesö bei Stavanger an Norwegens westlicher Küste, ferner fast alle geeigneten Oertlichkeiten um das Mittelmeer, von Triest an bis Griechenland und von Frankreich an bis Südspanien hinab; die Bergtaube ersetzt sie in den südlichen und südöstlichen Ländern. Jene gehört im Innern des Landes als Wildling überall zu den Seltenheiten, diese findet sich auch fern vom Meere und selbst von Gewässern inmitten des Landes, obwohl nicht zu verkennen ist, daß sie Felswände in der Nähe vom Meere, von Flüssen oder andern Gewässern allen übrigen Oertlichkeiten vorzieht. Graba traf die Felsentaube auf den Faroerinseln an. „Sie ist“, sagt er, „hier gemein, nistet fast auf jeder bewohnten Insel, weiß sich aber so zu verbergen, daß die Bewohner weder ihrer Eier, noch ihrer Jungen habhaft werden können. Auch wenn sie ihre Nahrung auf der Indmark sucht, ist sie sehr scheu, dabei im Fliegen so gewandt, daß weder die Raubmöven, noch die Raben ihr Etwas anhaben können, während die zahmen Tauben sogleich von letzteren getödtet werden. Ich sah sie in eine geräumige Höhle fliegen, in welche man allenfalls gelangen konnte. Nach vieler Mühe und Gefahr kamen wir dahin und bemerkten, daß die Höhle sehr verschüttet war und aus mehreren kleineren bestand. Die Eingänge waren durch größere und kleinere Steine verdeckt, sodaß von den Tauben oder gar ihren Brutplätzen Nichts zu sehen war. Weder Sprechen, noch Schreien, noch Steinwerfen brachten sie heraus; es wurde also ein Gewehr abgefeuert. Plötzlich belebte sich die Höhle, und die Tauben flatterten nach allen Seiten davon.“ Auf den Canareen ist sie, d. h. die Bergtaube, laut Bolle, nicht nur längs der Küsten, sondern auch tief im Innern der Inseln, wo diese nicht bewaldet sind, im Ueberfluß vorhanden; sie wurde selbst noch in 8 bis 10,000 Fuß Höhe am Teide angetroffen, ja, Berthelot fand sie auf Lazarote in dem noch frischen Krater der Feuerspeier, trotz des Schwefelgeruchs und der großen Hitze, welche darin herrschten. Auch dort brüten oder schlafen sie am liebsten in Höhlen, und auf Lazarote gewähren sie ein ganz besonderes Jagdvergnügen, indem man im Dunkeln mit Fackeln in ihre Grotten dringt, den Eingang verstopft und dann mit Stangen auf sie losschlägt. In Egypten sah ich sie an Felswänden, namentlich in der Nähe der Katarakten in sehr großer Menge, einzelne Flüge von ihnen aber auch inmitten der Wüste, wo man sich fragen mußte, wie die arme Erde hier im Stande sei, den Massen genügende Nahrung zu bieten. Im Innern Afrikas ist sie viel seltener als dort, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es hier wenige felsige Gebirge gibt; an günstigen Stellen aber vermißt man sie nicht, und ein einzeln stehender Felsen mit steilen Wänden beherbergt sie gewiß. In Indien gehört sie zu den gemeinsten und häufigsten Vögeln, brütet ebenfalls in Höhlen und Nischen der Felsen und Klippen, wo möglich in der Nähe vom Wasser und oft in Gemeinschaft mit dem Alpensegler, so in der Nähe der berühmten Fälle von Grisoppa. Hier, wie in Egypten, lebt die Bergtaube aber auch in einem halbwilden Zustande. Sie bewohnt nämlich alle alten ruhigen Gebäude, Stadt-

mauern, Pagoden, Felsentempel und ähnliche Baulichkeiten, und sie bezieht endlich die Thürme, welche ihr zu Gefallen errichtet werden. In Oberegypten gibt es viele Ortschaften, welche mehr der Tauben als der Menschen halber erbaut zu sein scheinen. Nur das untere Stockwerk des pyramidenartigen, platt gedeckten Hauses bewohnt der Bauer, das obere, gewöhnlich weiß getünchte und sonstwie verzierte, gehört den Tauben an, und außerdem errichtet man noch hohe kuppelförmige Thürme, einzig und allein dieser Vögel wegen. Das Mauerwerk aller jener Gebäude, welche ich Taubenschläge nennen will, besteht nicht aus Ziegelsteinen, sondern von einer gewissen Höhe an nur aus großen, eiförmigen, dickwandigen Töpfen, welche über einander gelagert und durch Mörtel, bezüglich Nilschlamm mit einander verkittet wurden. Jeder Topf ist an dem nach außen gekehrten Ende durchbrochen, das betreffende Loch jedoch nicht groß genug, um einer Taube Zugang zu gewähren, sondern nur bestimmt, Luft und Licht durchzulassen. Von der andern innern Seite dagegen ist jeder Topf bequem zugänglich und gibt einem Neste Raum. Die Eingänge zu den Taubenhäusern sind ziemlich groß und mit eingemauerten Reisigbünden umgeben, welche die Stelle der Flugbretter vertreten. Daß diese Einrichtung sich bewährt, geht aus den Massen von Tauben, welche die Häuser fortwährend umlagern, deutlich hervor.

Im Süden sind die Felsentauben Standvögel; im Norden zwingt sie der Winter zum Wandern. Sie versammeln sich vor dem Abgange in sehr zahlreiche Schwärme und scheinen während ihres Aufenthaltes in der Fremde diese Vereine nicht zu lösen. Es ist mir wahrscheinlich, daß derartige Wanderscharen oft von uns bemerkt, aber nicht erkannt, sondern als gewöhnliche Feldflüchter angesehen werden. Sie ziehen erst dann die Aufmerksamkeit auf sich, wenn man sie, wie zuweilen geschieht, sich mit Krähen und Dohlen vereinigen oder auf Bäumen niederlassen sieht, was sie immer noch öfter als die Feldflüchter zu thun pflegen. Im Jahre 1818 erschien ein Schwarm von etwa tausend Paaren zu Ende Dezembers in der Gegend von Kreuzburg, welcher allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Diese Tauben hielten sich in Gesellschaft der Saatkrähen und Dohlen, saßen am Tage mit den Haustauben in friedlicher Gemeinschaft auf den Dächern, zogen aber gegen Abend in die Nadelwälder und übernachteten hier auf Bäumen. Sie blieben bis Mitte Januars in jener Gegend und verschwanden nach und nach, ohne daß man erfuhr, wie. Einen ähnlichen Flug beobachtete mein Bruder in der Nähe meines Geburtsortes, und wahrscheinlich waren die Felsentauben, welche wir in der Sierra Nevada unter den Bergtauben antrafen, auch nur solche eingewanderte.

Das Betragen der Felsentauben weicht von dem unserer Haustaube wenig ab. Sie sind gewandter, namentlich behender im Fluge, als unsere Feldflüchter, und regelmäßig sehr menschenscheu: in allem übrigen gewährt uns das Betragen der Nachkommen ein getreues Lebensbild der Stammeltern. Sie gehen gut, aber nickend, fliegen ganz vortrefflich, mit pfeifendem Säuseln, durchmessen ungefähr funfzehn Meilen in der Stunde, klatschen vor dem Auffliegen und schweben vor dem Niedersitzen, steigen gern hoch empor und kreisen oft längere Zeit in dicht geschlossenen Schwärmen. Die Bäume meiden sie auffallend, obwohl es einzelne Ausnahmen gibt. So sieht man die egyptischen Haustauben regelmäßig auf den Palmen sitzen, und auch bei uns beobachtet man einzelne Feldflüchter, welche hier sich niederlassen. Beim Nahrungsuchen laufen sie stundenlang auf dem Boden herum, beim Trinken waden sie zuweilen ein wenig in das Wasser hinein; die egyptischen aber setzen sich, wenn sie trinken wollen, mitten auf den Strom, lassen sich von den Wellen tragen und erheben sich, wenn sie ihren Durst gestillt haben.

Sinne und geistige Fähigkeiten der Felsentauben sind wohl entwickelt. Die wilden lassen sich zwar nicht leicht beobachten; bei den zahmen aber bemerkt man bald, daß man es mit klugen und verständigen Vögeln zu thun hat. Ihr Wesen ist ein Gemisch von Gutem und Bösem. Sie sind friedfertig und verträglich, richtiger vielleicht gleichgiltig gegen andere Thiere und leben unter sich so ziemlich in Frieden. Die Paarungszeit erregt freilich auch bei ihnen eifersüchtige Gefühle, und dann kann es vorkommen, daß zwei Tauberte sich streiten; die Sache ist aber nicht so ernst gemeint, und der Kampf währt selten lange. Auch Futterneid macht sich bemerklich: diejenige Taube, welche reichlich

Nahrung findet, breitet die Flügel aus und versucht dadurch andere abzuhalten, das Gefundene mit ihr zu theilen; die Geselligkeit, welche ihnen in hohem Maße eigen ist, beendet derartige Zwistigkeiten aber immer in sehr kurzer Zeit, und wenn Gefahr sich naht oder ein Unwetter droht, gibt auch die Gesammtheit Beweise der edelsten Gefühle.

Die Stimme, das bekannte Rucksen, besteht aus dumpfen, heulenden und rollenden Tönen, welche ungefähr wie „Marukuh murkukuh marhukukuh" klingen. Die einzelnen Ausrufe werden mit Bücklingen, Drehungen und Kopfnicken begleitet; sie folgen sich um so schneller, je eifriger das Männchen ist. Manchmal stoßen die Tauberte Laute aus, welche man durch die Silben „Huhn" oder „Huhua" bezeichnen kann: sie bekunden ein Verlangen des Männchens nach dem Weibchen oder sind Klagen über zu lange Abwesenheit des einen Gatten.

Alle Arten unseres Getreides und außerdem die Sämereien von Raps und Rübsen, Linsen, Erbsen, Lein u. s. w., vor allem Anderen aber die Körner der als unausrottbares Unkraut gefürchteten Vogelwicke bilden die Nahrung der Felsen- und Haustauben. Man hat sie als schädliche Thiere betrachtet, weil sie ziemlich viel Nahrung bedürfen und uns fühlbare Verluste zufügen können; wenn man aber bedenkt, daß sie Getreide nur während der Zeit der Aussaat fressen, wird man weniger streng urtheilen, und dabei muß man noch berücksichtigen, daß sie den Schaden, welchen sie verursachen, durch Aufzehren von Unkrautsämereien reichlich wieder gut machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie uns viel mehr nützen als wir glauben. Auch sie fliegen regelmäßig zu gewissen Zeiten nach Nahrung aus, gewöhnlich früh und vormittags und nachmittags noch einmal, wenn sie ein besonders ergiebiges Feld erspäht haben, oft ziemlich weit.

Man nimmt an, daß die Felsentaube wenigstens zweimal jährlich nistet und weiß mit Bestimmtheit, daß der Feldflüchter im Laufe des Sommers mindestens drei Bruten macht. Mit Beginn des Frühlings ruckst der Tauber sehr eifrig, zeigt sich zänkisch anderen gegenüber und erkämpft sich, nicht immer ohne Mühe, sein Weibchen, welchem er die größte Zärtlichkeit bekundet. „Ein einmal verbundenes Paar", sagt Naumann, „trennt sich im Leben nicht wieder und ist auch außer der Fortpflanzung immer beisammen. Ausnahmen hiervon sind selten. Sobald der Tauber einen Ort für das Nest erwählt hat, setzt er sich da fest und heult, den Kopf auf den Boden niedergelegt, bis die Täubin kommt. Diese läuft gewöhnlich mit ausgebreitetem und aufstreichenden Schwanze auf ihn zu, fängt an, mit ihm zu tändeln und krabbelt ihn ganz behutsam zwischen den Kopffedern. Der Tauber reibt dagegen seinen Kopf zum öfteren auf seinen Rückenfedern. Beide fangen sich an zu schnäbeln, wobei sie sehr zärtlich thun, und nunmehr erst folgt die Begattung. Wenn sie vollzogen, schreiten sie mit stolzem Anstand einher, fliegen auch wohl, mit den Flügeln klatschend und in der Luft spielend, ein wenig in die Höhe und ordnen und putzen nun stillschweigend ihr Gefieder wieder. Sowie die Täubin alle dem Betreten vorhergegangenen Bewegungen zärtlich erwidert, so geschieht es nicht selten, daß sie, nachdem sie betreten worden, auch den Tauber betritt. Nach einigen Tagen, an welchen die Begattung öfters vollzogen wurde, treibt der Tauber seine Gattin vor sich her zum Nistplatze, wo der Bau beginnen soll, fliegt nach Baustoffen aus, trägt sie im Schnabel herbei, und die Täubin baut damit das Nest. Dieses ist ein flacher, in der Mitte wenig vertiefter, ohne alle Kunst zusammengelegter Haufen trockener Reiser, Pflanzenstengel, Stroh und dürrer Halmen. Bis zum Legen des ersten Eies vergehen nun noch mehrere Tage, während welcher das Weibchen öfters vom Männchen betreten und endlich zum Neste getrieben wird." Die zwei Eier haben eine längliche Gestalt, sind glattschalig, glänzend und reinweiß. Beide Geschlechter brüten, die Täubin von drei Uhr nachmittags bis zehn Uhr vormittags ununterbrochen, der Tauber in den wenigen Stunden, welche dazwischen liegen, und trotzdem wird ihm die Zeit viel zu lang; denn schon nach ein Uhr pflegt er ärgerlich zu heulen, in der Absicht, die Taube, welche ihre wenigen Erholungsstunden doch sehr nöthig hat, herbeizuführen.

Nachts schläft er übrigens in unmittelbarer Nähe des Nestes, immer bereit, die Gattin nach Kräften zu beschützen. Er duldet es nicht einmal, daß eine andere Taube sich nähert. Nach sechszehn bis

achtzehn Tagen sind die Eier gezeitigt, und die äußerst unbehilflichen blinden Jungen schlüpfen in einem Zwischenraume von 24 bis 36 Stunden nach einander aus. In der ersten Zeit werden sie von beiden Eltern mit dem Futterbrei gefüttert, welcher sich im Kropfe bildet; später erhalten sie erweichte Sämereien und endlich härtere, nebst Steinchen und Lehmstücken. Sie sind nach vier Wochen erwachsen, schwärmen mit den Alten aus, machen sich in wenigen Tagen selbständig, und die Eltern schreiten nun zur zweiten Brut.

Die Felsen- und die Feldtauben haben dieselben Feinde, wie andere Arten ihrer Ordnung, die letztgenannten selbstverständlich mehr als die wildlebenden, weil diese ihre Feinde nicht nur besser kennen, sondern ihnen auch leichter entrinnen. Bei uns zu Lande sind Marder, Wanderfalken und Habichte die schlimmsten Feinde der Tauben, im Süden werden jene durch Verwandte vollständig vertreten. Vor Raubvögeln fürchten sich die Tauben so, daß sie zuweilen zu sonderbaren Mitteln ihre Zuflucht nehmen. So sah Naumann einen Feldflüchter, vom Wanderfalken verfolgt, sich in einen Teich stürzen, untertauchen und an einer ganz andern, weit entfernten Stelle wieder auftauchen und weiterfliegen. Daß sich Tauben oft in das Innere der Häuser flüchten und dabei Fensterscheiben zerbrechen, ist bekannt.

Der Feldflüchter lebt auch bei uns eigentlich nur in halber Gefangenschaft; denn er bewahrt sich stets eine gewisse Selbständigkeit. Wilde Felsentauben, welche jung aus dem Neste genommen werden, betragen sich, wie ich nach eigener Erfahrung versichern kann, genau wie Feldflüchter. Auch sie befreunden sich mit den Menschen, jedoch ohne jene hingebende Unterthänigkeit, welche die Farben- und Rassentauben an den Tag zu legen pflegen. Letztgenannte, die Freude und der Stolz der sogenannten Liebhaber, haben, streng genommen, wenig mit ihren angeblichen Stammeltern gemein, und deshalb bleibt es immer noch fraglich, ob man sie als Nachkommen der Felsen- oder Bergtaube betrachten darf. Gern möchte ich auch über sie und ihr Leben hier Einiges mittheilen, ich weiß aber, daß ich weder dem Liebhaber noch dem in der Taubenkunde Erfahrenen genügen kann; denn diese Kunde ist eine Wissenschaft, mit welcher ich mich noch nicht habe vertraut machen können.

* *
*

Kukukstauben (Macropygiae) hat Bonaparte diejenigen Girrvögel genannt, welche schlank gebaut, kleinköpfig, ziemlich kurzflügelig, langschwänzig und kurzfüßig sind. Die Gruppe, welche wir nicht übergehen dürfen, ist nicht besonders zahlreich, aber ebensowohl in der neuen, wie in der alten Welt vertreten. Alle Arten, deren Lebensweise man kennt, sind im hohen Grade gesellig; einzelne vereinigen sich zu Scharen, welche jede Schätzung unmöglich machen. Sie sind in gewissem Sinne als Fruchtfresser anzusehen, nähren sich wenigstens zum Theil mehr von Baumfrüchten als von Körnern. Alle leben in Waldungen, obwohl einzelne schon in einem dicht bestandenen Garten Herberge nehmen können. Uebrigens hat die Lebensweise der verschiedenen Arten dieser Gruppe wenig Uebereinstimmendes, und es fragt sich deshalb noch sehr, ob die von Bonaparte gebildete Unterfamilie wirklich als eine naturgemäße zu betrachten ist. Für uns muß es genügen, wenn ich die bekannteste, aber auch die wichtigste Art der Gruppe zu schildern versuche.

Mein Vater hat gewisse Vögel mit den räthselhaften Indiern verglichen, welche im Süden unseres Erdtheils noch heutigen Tags eine Rolle spielen, und demgemäß Zigeunervögel genannt. Wie dieses heimatslose Volk erscheinen sie oft plötzlich an Orten, wo man sie lange Jahre nicht sah, weil ihnen hier reichlichere Nahrung winkt, siedeln sich fest an, benehmen sich ganz, als ob sie heimisch wären und verschwinden wieder, ohne daß man weiß, wohin sie gingen. Ein solcher Zigeunervogel ist die hochberühmte Wandertaube, welche in den ungeheuren Waldungen Nordamerikas bald hier, bald dort ihren Wohnsitz nimmt, brütet, Millionen von Jungen heranzieht, ganze Waldstrecken verwüstet, alle ihr zusagende Nahrung in einer gewissen Gegend aufzehrt, dafür

von den Menschen zu Tausenden hingeschlachtet wird und allgemach wieder und auf Jahre verschwindet. Wir verdanken Wilson und Audubon so ausführliche Berichte über diese Tauben, daß es als gänzlich unnöthig erscheint, die seitdem veröffentlichten Bemerkungen anderer Forscher hinzuzufügen.

Die Wandertaube (Ectopistes migratorius) ist kräftig gebaut, langhälsig und kleinköpfig, ihr Schnabel mittellang, ziemlich dünn, gerade, der Flügel lang, zugespitzt, in ihm die zweite Schwinge die längste, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz länger als die Flügel, mit Ausnahme seiner beiden etwas verkürzten Mittelfedern abgestuft, der Lauf kurz, aber kräftig, kürzer



Die Wandertaube (Ectopistes migratorius).

als die Mittelzehe ohne Nagel. Die allgemeine Färbung ist schieferblau, die der Unterseite röthlichgrau; die Halsseiten sind purpurviolett schillernd, der Bauch und die Afterdecke weiß, die Schwingen schwärzlich, weiß gesäumt, die mittleren Steuerfedern schwarz, die seitlichen lichtgrau, am Grunde der Innenfahne mit braunrothen und einem schwarzen Flecken. Das Auge ist glänzend roth, der Schnabel schwarz, der Fuß blutroth. Beim etwas kleineren Weibchen herrscht Aschgraubraun, auf dem Rücken und Bürzel Weißlichgrau vor; die mittleren Schwanzdeckfedern sind rothbraun. Die Länge beträgt beim Männchen $16\frac{1}{4}$, beim Weibchen 15, die Breite 25 und 23, die Fittiglänge $7\frac{2}{3}$, die Schwanzlänge $8\frac{1}{6}$ Zoll.

Von der Hudsonsbay an bis zum Golf von Mejiko und von den Felsgebirgen an bis zur östlichen Küste findet sich die Wandertaube in allen Staaten Nordamerikas, aber keineswegs überall in gleicher Menge. In den östlicheren Staaten scheint sie, wie Gerhardt sagt, in größeren Massen aufzutreten „und daher schreiben sich auch die von den glaubwürdigsten Beobachtern ausgehenden Beschreibungen ihrer Sitten und Gewohnheiten, welche im Auge manches Europäers ins Reich der Fabel zu gehören scheinen, weil er vernehmen muß, daß in Nordamerika die Züge wilder Tauben die Sonne verfinstern, meilengroße Wälder durch ihren scharfen Koth verdorren und starke Aeste unter ihrer Last brechen machen, einer zahlreichen Menschenmenge nebst ihren Schweinen und einer Unzahl Raubthieren wochenlang Nahrung bieten und in Wald und Feld wirklich furchtbaren Schaden thun können". „Die Wandertaube, welche in Amerika Wildtaube genannt wird", sagt Audubon, „bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und treibt sich durch rasche, wiederholte Flügelschläge durch die Luft. Sie fliegt oft, wie die zahme während ihrer Liebeszeit, im Kreise umher, mit beiden im Winkel erhobenen Flügeln sich in der Schwebe erhaltend, bis sie sich niederläßt. Dann stößt sie die Spitzen der Vorderschwingen an einander und veranlaßt dadurch ein bis auf dreißig oder vierzig Ellen vernehmbares Geräusch. Bevor sie sich setzt, bricht sie die Kraft des Fluges durch wiederholte Flügelschläge, um zum ruhigen Erfassen eines Zweiges oder zum Fußen auf dem Boden gelangen zu können."

„Ich habe meine Beschreibung mit der Schilderung des Fluges begonnen; denn er ist es, welcher die Gewohnheiten dieser Thiere bestimmt. Ihre Wanderungen geschehen ausschließlich der Nahrung halber, nicht, um der Winterstrenge der nördlichen Breiten zu entrinnen, oder um einen passenden Platz zum Brüten zu suchen. Demgemäß nehmen sie nirgends einen festen Stand, sondern siedeln sich da an, wo sie Futter finden und verweilen unter Umständen jahrelang da, wo man sie sonst nie bemerkte. Dann verschwinden sie plötzlich und kehren erst nach Jahren wieder zurück. Ihre außerordentliche Flugkraft setzt sie in den Stand, Erstaunliches zu leisten. Dies ist erprobt worden durch in Amerika wohlbekannte Thatsachen. Man tödtete in der Umgebung Newyorks Wandertauben, deren Kropf mit Reis gefüllt war, welchen sie doch nur in den Feldern Georgias und Carolinas verzehrt haben konnten. Da ihre Verdauung so rasch vor sich geht, daß das eingenommene Futter in zwölf Stunden völlig zersetzt ist, mußte man schließen, daß sie zwischen drei- und vierhundert (englische) Meilen binnen sechs Stunden oder die Meile in einer Minute zurückgelegt hatten. Hiernach könnten sie bei gleicher Geschwindigkeit in weniger als drei Tagen nach Europa gelangen. Diese Flugkraft wird unterstützt durch große Sinnesschärfe, welche sie in den Stand setzt, bei ihren raschen Flügen das Land unter sich abzusuchen und ihr Futter mit Leichtigkeit zu entdecken. Ich habe beobachtet, daß sie, wenn sie über eine unfruchtbare Gegend zogen, in hoher Luft dahinstrichen, während sie da, wo die Gegend waldig und nahrungversprechend war, sich oft herniedersenkten."

Gerhardt hat recht, wenn er annimmt, daß man die Schilderungen Wilson's und Audubon's über die Massenhaftigkeit der Wandertauben für fabelhaft halten kann. „Auf meinem Wege nach Frankfurt", erzählt Wilson, „durchstrich ich die Wälder, über welchen ich in den Morgenstunden viele Tauben nach Osten hatte fliegen sehen. Gegen ein Uhr mittags begannen sie zurückzukehren und zwar in solchen ungeheuren Scharen, daß ich mich nicht erinnern konnte, zuvor so viele auf einmal gesehen zu haben. Eine Lichtung in der Nähe der Bersoebucht gewährte mir freie Aussicht, und hier setzte mich Das, was ich sah, vollends in Erstaunen. Die Tauben flogen mit großer Stetigkeit und Schnelligkeit ungefähr in der Höhe eines Büchsenschusses über mir, mehrere Schichten dick und so eng neben einander, daß, wenn ein Flintenschuß sie hätte erreichen können, eine einzige Ladung mehrere von ihnen gefällt haben würde. Von der Rechten zur Linken, so weit das Auge reichte, erstreckte sich dieser unermeßliche Zug in die Breite und Länge, und überall schien er gleich gedrängt und gleich dicht zu sein. Neugierig, zu erfahren, wie lange das Schauspiel währen würde, zog ich meine Uhr, um die Zeit zu bestimmen und setzte mich nieder, um die vorüberziehenden

Taubenscharen zu beobachten. Es war um 1½ Uhr und ich saß von nun an mehr als eine Stunde, aber statt daß ich eine Verminderung des Zugs wahrnehmen konnte, schien er zu wachsen an Anzahl und zuzunehmen an Schnelligkeit, und ich mußte endlich, um Frankfurt noch zu erreichen, meinen Weg fortsetzen. Gegen vier Uhr nachmittags kreuzte ich den Kentuckyfluß bei der Stadt Frankfurt — der lebendige Strom über meinem Haupte schien aber noch immer ebenso zahlreich, noch ebenso breit zu sein, als je zuvor. Lange nachher gewahrte ich die Tauben noch in großen Abtheilungen, welche sechs oder acht Minuten brauchten, ehe sie vorüber waren, und diesen folgten wiederum andere Scharen, in derselben Richtung nach Südosten fliegend, bis nach sechs Uhr des Abends. Die größte Breite des Zuges ließ auf eine entsprechende Breite ihres Brutplatzes schließen."

„Im Herbst 1813", berichtet Audubon, „verließ ich mein Haus zu Henderson am Ufer des Ohio auf der Straße nach Louisville. Als ich einige Meilen unter Hardensburgh über die dürren Ebenen ging, bemerkte ich einen Zug Wandertauben, welcher von Nordost nach Südwest flog. Da mir ihre Anzahl größer erschien, als ich sie jemals vorher gesehen hatte, kam mir die Lust an, die Züge, welche innerhalb einer Stunde im Bereich meines Auges vorüberflogen, zu zählen. Ich stieg deshalb ab, setzte mich auf eine Erhöhung und machte mit meinem Pinsel für jeden vorübergehenden Zug einen Tupfen auf's Papier. In kurzer Zeit fand ich, daß das Unternehmen nicht auszuführen war; denn die Vögel erschienen in unzählbarer Menge. Ich erhob mich also, zählte die Tupfen und fand, daß ich in 21 Minuten deren 163 gemacht hatte. Ich setzte meinen Weg fort, aber die Massen vermehrten sich immer stärker. Die Luft war buchstäblich mit Tauben erfüllt und die Nachmittagssonne durch sie verdunkelt, wie bei einer Mondfinsterniß. Der Unrath fiel in Massen wie Schneeflocken herab, und das Geräusch der Flügelschläge übte eine einschläfernde Wirkung auf meine Sinne."

„Während ich in Young's Wirthschaft am Zusammenflusse des Saltriver mit dem Ohio auf mein Mittagsessen wartete, sah ich noch unermeßliche Legionen vorüberziehen, in einer Breite, welche sich vom Ohio bis zu den in der Ferne sichtbaren Waldungen erstreckte. Nicht eine einzige dieser Tauben ließ sich nieder; aber in der ganzen Umgegend gab es auch keine Nuß oder Eichel. Demgemäß flogen sie so hoch, daß verschiedene Versuche, sie mit meiner vortrefflichen Büchse zu erreichen, vergeblich waren — die Schüsse störten sie nicht einmal."

„Unmöglich ist es, die Schönheit ihrer Luftschwenkungen zu beschreiben, wenn ein Falk versuchte, eine aus dem Haufen zu nehmen. Mit Einemmale stürzten sie sich dann unter Donnergeräusch, in eine feste Masse zusammengepackt, wie ein lebendiger Strom hernieder, drängten, dicht geschlossen, in welligen und scharfwinkeligen Linien vorwärts, fielen bis zum Boden herab und strichen über demselben in unvergleichlicher Schnelle dahin, stiegen dann senkrecht empor, einer mächtigen Säule vergleichbar, und entwickelten sich, nachdem sie die Höhe wieder erreicht, zu einer Linie, gleich den Gewinden einer ungeheuren, riesigen Schlange."

„Vor Sonnenuntergang erreichte ich Louisville, welches von Hardensburgh 55 Meilen entfernt ist. Die Tauben zogen noch immer in unverringerter Anzahl dahin, und so ging es drei Tage ununterbrochen fort."

„Das ganze Volk war in Waffen. An den Ufern des Ohio wimmelten Männer und Knaben durch einander und schossen ohne Unterlaß unter die fremden Gäste, welche hier, als sie den Fluß kreuzen wollten, niedriger flogen. Massen von ihnen wurden vernichtet, eine Woche und länger genoß die Bevölkerung Nichts als das Fleisch oder das Fett der Tauben, und es war von Nichts, als von Wildtauben die Rede. Die Luft war währenddem gesättigt von der eigenthümlichen Ausdünstung, welche dieser Art eigen ist."

„Es ist höchst anziehend, zu sehen, daß ein Schwarm nach dem andern genau dieselben Schwenkungen ausführt, wie der vorhergehende. Wenn z. B. ein Raubvogel an einer gewissen Stelle unter einen solchen Zug gestoßen hatte, beschrieb der folgende an derselben Stelle die gleichen Winkelzüge, Krümmungen und Wellenlinien, welche der angegriffene Zug, in seinem Bestreben, der gefürchteten

Klaue des Räubers zu entrinnen, durchflogen hatte. Der Mensch, welcher derartige Schwenkungen zu beobachten wünscht, braucht nur, wenn er einen derartigen Auftritt gesehen, auf derselben Stelle zu verweilen, bis der nächste Zug ankommt."

„Vielleicht ist es nicht unnütz, eine Schätzung aufzustellen von der Anzahl der Tauben, welche ein solcher Schwarm enthält, und von der Menge der Nahrung, welche er vertilgt. Nimmt man an, daß der Zug eine Meile breit ist — was durchaus nicht übertrieben genannt werden darf — und daß er bei der angegebenen Schnelligkeit ununterbrochen drei Stunden währt, so erhält man ein Parallelogramm von 180 englischen Geviertmeilen. Rechnet man nun nur zwei Tauben auf die Geviertelle, so ergibt sich, daß der Zug aus einer Billion, hundertundfunfzehn Millionen, hundertundsechsunddreißigtausend Stück Wandertauben besteht. Da nun jede Taube täglich einen halben Spint an Nahrung bedarf, braucht der ganze Zug eine Menge von acht Millionen, siebenhundertundzwölftausend Bushels täglich." Wilson stellt eine ähnliche Rechnung auf und gelangt zu dem Ergebniß, daß ein Schwarm über zwei Billionen Tauben enthält und täglich siebenzehn Millionen, vierhundertundvierundzwanzigtausend Bushels Körnerfutter bedarf.

„Sobald die Tauben", fährt Audubon fort, „Nahrung entdecken, beginnen sie zu kreisen, um das Land zu untersuchen. Während ihrer Schwenkungen gewährt die dichte Masse einen prachtvollen Anblick. Je nachdem sie ihre Richtung wechseln und die obere oder untere Seite dem Beobachter zukehren, erscheinen sie bald blau, bald purpurn. So ziehen sie niedrig über den Wäldern dahin, verschwinden zeitweilig im Laubwerk, erheben sich wieder und streichen in höheren Schichten fort. Endlich lassen sie sich nieder; aber im nächsten Augenblick erheben sie sich, plötzlich erschreckt, unter einem donnerähnlichen Dröhnen und vergewissern sich fliegend über die vermeintliche Gefahr. Der Hunger bringt sie jedoch bald wieder auf den Boden herab. Sobald sie gefußt haben, sieht man sie emsig die welken Blätter durchstöbern, um nach der zum Boden gefallenen Eichelmast zu suchen. Unablässig erheben sich einzelne Züge, streichen über die Hauptmasse dahin und lassen sich wieder nieder; Dies geschieht aber in so rascher Folge, daß der ganze Zug beständig zu fliegen scheint. Die Nahrungsmenge, welche vom Boden aufgesucht wird, ist erstaunlich groß; aber das Aufsuchen geschieht so vollkommen, daß eine Nachlese vergebliche Arbeit sein würde. Während sie fressen, sind sie zuweilen so gierig, daß sie beim Verschlucken einer Nuß oder Eichel keuchen, als ob sie ersticken müßten. Ungefähr um die Mitte des Tages, nachdem sie sich gesättigt haben, lassen sie sich auf den Bäumen nieder, um zu ruhen und zu verdauen. Auf den Zweigen laufen sie gemächlich hin und her, breiten ihren schönen Schwanz und bewegen den Hals vor- und rückwärts in sehr anmuthiger Weise. Wenn die Sonne niedersinkt, fliegen sie massenhaft den Schlafplätzen zu, welche gar nicht selten Hunderte von Meilen von den Futterplätzen entfernt liegen."

„Betrachten wir nun einen dieser Schlafplätze, meinetwegen den an dem Grünen Flusse in Kentucky, welchen ich wiederholt besucht habe. Er befand sich in einem hochbestandenen Walde, welcher nur wenig Unterwuchs hatte. Ich ritt vierzig Meilen in ihm dahin und fand, da ich ihn an verschiedenen Stellen kreuzte, daß er mehr als drei Meilen breit war. Als ich ihn das erste Mal besuchte, war er ungefähr vor vierzehn Tagen in Besitz genommen worden. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang kam ich an. Wenig Tauben waren zu sehen; aber viele Leute mit Pferden und Wagen, Gewehren und Schießvorrath hatten sich rings an den Rändern aufgestellt. Zwei Landwirthe hatten über dreihundert Schweine mehr als hundert Meilen weit hergetrieben, in der Absicht, sie mit Taubenfleisch zu mästen. Ueberall sah man Leute beschäftigt, Tauben einzusalzen, und allerorten lagen Haufen von erlegten Vögeln. Der herabgefallene Mist bedeckte den Boden mehrere Zoll hoch, in der ganzen Ausdehnung des Schlafplatzes, so dicht wie Schnee. Viele Bäume, deren Stämme etwa zwei Fuß im Durchmesser hatten, waren niedrig über dem Boden abgebrochen, und die Aeste der größten und stärksten herabgestürzt, als ob ein Orkan im Walde gewüthet hätte. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Anzahl der Vögel, welche hier gehaust hatten, eine über alle Begriffe große sein mußte. Als der Zeitpunkt des Eintreffens der Tauben herannahete, bereiteten

sich deren Feinde fast ängstlich auf ihren Empfang vor. Viele erschienen mit eisernen Töpfen, welche Schwefel enthielten, andere mit Kienfackeln, wieder andere mit Pfählen, die übrigen mit Gewehren. Die Sonne war unsern Blicken entschwunden, und noch nicht eine einzige Taube war erschienen; aber Alles stand bereit, und Aller Augen schauten auf zum klaren Himmel, welcher zwischen den hohen Bäumen hindurch schimmerte. Plötzlich vernahm man den allgemeinen Schrei: sie kommen. Und sie kamen, obgleich noch entfernt, so doch mit einem Dröhnen, welches mich an einen starken Seesturm erinnerte, der durch das Takelwerk braust. Als die Vögel wirklich da waren, und der Zug über mir wegging, verspürte ich einen heftigen Luftzug."

„Tausende von Tauben wurden rasch von den Pfahlmännern zu Boden geschlagen; aber ununterbrochen stürzten andere herbei. Jetzt wurden die Feuer entzündet, und ein großartiges, ebenso wundervolles, wie entsetzliches Schauspiel bot sich den Blicken. Die Tauben, welche zu Tausenden ankamen, ließen sich allerorten nieder, bis um die Aeste und Zweige der Bäume sich feste Massen gebildet hatten. Hier und da brachen die Aeste unter ihrer Last, stürzten krachend nieder und vernichteten Hunderte der darunter sitzenden Vögel, ganze Klumpen von ihnen zu Boden reißend. Es war ein Auftritt der Verwirrung und des Aufruhrs. Ich fand es gänzlich unnütz, zu sprechen, oder auch den mir zunächst Stehenden zuzuschreien. Bemerkte man doch selbst das Abbrennen der Gewehre meist nur an dem Blitze des Pulvers!"

„Niemand durfte wagen, sich auf den Schauplatz der Verheerung zu begeben. Die Schweine waren in einen Pferch gebracht worden; denn ihr Geschäft, die Todten und Verwundeten aufzulesen, sollte erst am nächsten Morgen beginnen. Schon war es Mitternacht, und noch fortwährend kamen die Tauben, noch immer zeigte sich keine Abnahme. Der Aufruhr währte die ganze Nacht hindurch fort. Ich war begierig zu erfahren, auf wie weit hin man den Lärm vernehmen könne, und sandte deshalb einen Mann ab, Dies zu erforschen. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß er drei Meilen vom Orte noch Alles deutlich gehört habe. Erst gegen Tagesanbruch legte sich das Geräusch einigermaßen. Lange, bevor man einen Gegenstand unterscheiden konnte, begannen die Tauben bereits wegzuziehen und zwar in einer ganz andern Richtung, als sie gekommen waren. Bei Sonnenaufgang waren alle verschwunden, welche noch fliegen konnten. Nun vernahm man das Heulen der Wölfe, der Füchse, der Luchse, des Kuguars, der Bären, Waschbären und Beutelthiere, welche unten umherschnüffelten, während Adler und eine Masse von Geiern sich einfanden, um mit jenen die Beute zu theilen. Jetzt begannen auch die Urheber der Niederlagen die todten, sterbenden und verstümmelten Tauben aufzulesen. Sie wurden auf Haufen geworfen, bis Jeder so viel hatte, als er wünschte; dann ließ man die Schweine los, um den Rest zu vertilgen."

Genau dieselbe Schlächterei findet auf den Brutplätzen der Wandertaube statt. „Das Brutgeschäft der Wildtaube", erzählt Audubon ferner, „und die Plätze, welche zu diesem Zwecke gewählt werden, sind der Beachtung werth. Die Fortpflanzung hängt nicht gerade von der Jahreszeit ab, aber der gewählte Platz ist immer ein solcher, welcher leicht zu erlangende Nahrung im Ueberflusse enthält und in passender Nähe von Wasser belegen ist. Waldbäume von großer Höhe tragen die Nester. Zu dieser Zeit ruckst die Wandertaube sanft, aber doch stärker, als unsere Haustaube, wie „Kuh kuh kuh", während sie sonst nur die Silben „Ki ki ki" auszustoßen pflegt. Der Tauber zeigt einen stolzen Anstand und folgt dem Weibchen, entweder auf den Boden oder auf den Zweigen, mit ausgebreitetem Schwanze und hängenden Flügeln, welche er unten zu schleifen pflegt. Der Leib wird aufrecht gehalten, der Kropf vorgedrückt. Die Augen blitzen, er ruckst, hebt dann und wann seine Flügel, fliegt einige Ellen weit vorwärts, kehrt zum Weibchen zurück, schnäbelt sich liebkosend mit diesem und füttert es aus seinem Kropfe. Nach solchem Vorspiel beginnen beide den Bau ihres Nestes. Dasselbe besteht aus wenigen dürren Zweigen, welche auf einer Astgabel durch einander gelegt werden. Auf ein und demselben Baume sieht man oft funfzig bis hundert Nester beisammen, ich würde sagen, noch mehr, fürchtete ich nicht, daß man die wunderbare Geschichte dieser Taube für märchenhaft halten möchte. Die zwei Eier sind rundlich und reinweiß. Während das

Weibchen brütet, ernährt es das Männchen, erweist ihm überhaupt eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit und Zuneigung. Es verdient bemerkt zu werden, daß die Jungen regelmäßig ein Pärchen sind. Die Alten füttern ihre Sprossen, bis diese sich selbst ernähren können; dann verlassen sie die Eltern und bilden bis zu ihrer Reise gesonderte Schwärme. Nach sechs Monaten sind sie fortpflanzungsfähig."

„Sobald die Jungen ausgekrochen sind, beginnt der Gewaltherrscher, Mensch genannt, die Bruten zu vernichten. Er zieht aus mit Aexten und andern Waffen und haut Aeste und Bäume nieder, den Frieden der harmlosen Ansiedler zu stören. Beim Zusammenstürzen der gefällten Stämme und Aeste werden die Jungen aus den Nestern geschleudert und Massen von ihnen vertilgt."

Wilson schildert den Brutplatz ausführlicher. „Wenn die Wandertauben einen Brutplatz länger im Besitz gehabt haben, bietet er einen überraschenden Anblick dar. Der Boden ist zollhoch mit Mist bedeckt, alles weiche Gras und Buschholz ist zerstört. Massen von Aesten liegen unten, wirr durch einander, und die Bäume selbst sind in einer Strecke von mehr als tausend Ackern so völlig kahl, als ob sie mit der Axt behandelt worden wären. Die Spuren einer solchen Verwüstung bleiben jahrelang sichtbar, und man stößt auf viele Stellen, wo in mehreren nachfolgenden Jahren keine Pflanze zum Vorschein kommt. Die Indianer betrachten einen solchen Brutplatz als eine wichtige Quelle für ihren Wohlstand und Lebensunterhalt. Sobald die Jungen völlig ausgewachsen sind, erscheinen die Bewohner der umliegenden Gegenden mit Wagen, Betten und Kochgeräthschaften, viele vom größten Theil ihrer Familie begleitet, und bringen mehrere Tage auf dem Brutplatze zu. Augenzeugen erzählten mir, das Geräusch und Gekreisch in den Wäldern sei so groß gewesen, daß die Pferde scheu geworden wären und keiner dem andern, ohne ihm ins Ohr zu schreien, sich verständlich hätte machen können. Der Boden war bedeckt mit zerbrochenen Aesten, herabgestürzten Eiern und Jungen, von denen Herden von Schweinen sich mästeten. Habichte, Falken und Adler kreisten scharenweise in hoher Luft und holten sich nach Belieben junge Tauben aus den Nestern; das Auge sah Nichts als eine ununterbrochene, sich tummelnde, drängende, durch einander flatternde Taubenmasse; das Rauschen der Fittige glich dem Rollen des Donners. Dazwischen vernahm man das Prasseln der stürzenden Bäume; denn die Holzschläger waren jetzt beschäftigt, diejenigen umzuhauen, welche am dichtesten mit Nestern bedeckt waren."

Man sollte glauben, daß die Tauben durch derartige Anstalten vertilgt werden müßten. „Ich habe mich aber", bemerkt Audubon, „durch jahrelange Beobachtungen überzeugt, daß sie nichts Anderes als die Rodung der Wälder zu vermindern vermag." Im Jahre 1805 kamen in Newyork Schooner an, welche mit Wandertauben beladen waren. Das Stück wurde zu einem Cent verkauft. Ein Mann in Pennsylvanien fing, wie Audubon uns mittheilt, in seinem Schlaggarn an einem Tage fünfhundert Dutzend und zog zuweilen zwanzig Dutzenden von ihnen das Netz mit einem Male über den Kopf. Noch im Jahre 1830 kamen sie so häufig auf den Markt zu Newyork, daß man sie überall massenweise sah. Die vorstehenden Zahlen dünken uns entsetzlich zu sein, wir dürfen dabei aber nicht verkennen, daß bei uns zu Lande unter den Drosseln und Meisen noch heutigen Tags eine ähnliche Schlächterei geübt wird. Die Wandertauben werden nur da in Menge vertilgt, wo sie millionenweise auftreten, auf die Drosseln macht halb Europa Jagd. Die Farben des uns von Audubon und Wilson aufgerollten Bildes erscheinen uns greller, als sie es sollten.

In der Gefangenschaft hält die Wandertaube bei geeigneter Pflege jahrelang aus und pflanzt sich auch ohne Umstände fort. Gegenwärtig fehlt sie in keinem unserer Thiergärten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen, welche in England geschossen wurden, der Gefangenschaft entkommen sind.

* * *

Die Turteltauben (Turtures) bilden eine zahlreiche, sehr übereinstimmende Gruppe. Sie sind schlank gebaut, kleinköpfig, langflügelig und langschwänzig, ihre Füße verhältnißmäßig

lang, mindestens zum Gehen auf dem Boden geeignet. Das Gefieder hat im allgemeinen eine röthliche Färbung; ein Nackenband, welches bei den meisten Arten vorkommt und ihnen zur großen Zierde gereicht, ist entweder schwarz oder perlfleckig schwarz und weiß.

Alle Erdtheile beherbergen Mitglieder dieser Familie; die Hauptmenge derselben findet sich aber doch in der alten Welt, und namentlich Asien und Afrika sind sehr reich an Turteltauben. Sie bewohnen am liebsten Buschwaldungen, selbst solche der dürrsten Ebene; doch finden sich mehrere Arten auch im feuchten Urwalde und dann hauptsächlich in der Nähe vom Wasser. In ihrem Wesen ähneln sie andern Tauben, erscheinen uns jedoch anmuthiger und liebenswürdiger, wozu die Gewandtheit ihrer Bewegungen, vor allem der ausgezeichnete, rasche Flug und die bei den meisten Arten sehr ansprechende Stimme das Ihrige beitragen. Sämmtliche Arten ohne Ausnahme sind gesellig, wenn auch nicht immer während der Brutzeit, so doch im übrigen Jahre, und einzelne bilden zuweilen äußerst zahlreiche Schwärme, welche große Strecken in ähnlicher Weise erfüllen, wie Wandertauben die nordamerikanischen Wälder. Das Brutgeschäft bietet nichts Absonderliches. Das Nest wird gewöhnlich im niedern Buschwerk, oft nur wenige Fuß oder selbst unmittelbar über dem Boden angelegt; es ist ein ebenso mangelhafter Bau, wie der anderr Wildtauben.

In der Gefangenschaft lassen sich alle Arten dieser Gruppe mit Leichtigkeit halten, da ihre Nahrung aus reinem Körnerfutter besteht; sie schreiten hier auch bei der einfachsten Pflege zur Fortpflanzung. Mit verwandten Arten paaren sie sich leicht, und die Blendlinge, welche sie erzeugen, sind wiederum fruchtbar. In ganz Nordafrika und in Indien gelten die Turteltauben für heilige Vögel, welche von Niemand behelligt werden und deshalb in unmittelbaren Verkehr mit den Menschen treten. Sie leben in allen Ortschaften und in allen Gärten, selbst in den kleinsten, unmittelbar an den Häusern, und zeigen ein so großes Vertrauen in die Gastfreundschaft ihrer Wirthe, daß sie selbst die genaueste Beobachtung ihres Brutgeschäfts gestatten.

Unsere Turteltaube oder Turtel (Turtur auritus), das Urbild einer Sippe der Familie, kennzeichnet sich durch schlanke Gestalt, geraden, vor der Spitze der beiden Kinnladen eingezogenen und etwas erhöhten Schnabel, lange und schwachzehige Füße, lange Flügel, in denen die zweite und dritte Schwinge die längsten sind, und einen länglichen, deutlich abgerundeten Schwanz. Die Federn der Oberseite sind rostbraungrau, braun gerandet, in der Mitte schwarz und aschgrau gefleckt; Scheitel und Hinterhals graulichhimmelblau, die Halsseiten durch vier schwarze, silberfarben gesäumte Querstreifen gezeichnet, Vorderhals, Kropf und die Oberbrust weinroth, die übrigen Untertheile bläulichrothgrau, nach und nach in Grauweiß übergehend; die Handschwingen schwarzgrau, die Armschwingen aschblau überflogen, die Schulterfedern schwärzlich, breit rostroth gekantet. Das Auge ist bräunlichgelb, der Augenring bläulichroth, der Schnabel schwarz, der Fuß karminroth. Die Länge beträgt 11, die Breite 19½, die Fittiglänge 6½, die Schwanzlänge 5 Zoll.

Die Turteltaube ist über einen großen Theil Europas und Asiens verbreitet und durchwandert im Laufe des Winters noch sehr weite Strecken nach Süden hin. Bei uns zu Lande findet sie sich stellenweise und hier und da nicht selten; aber schon im Norden Deutschlands fehlt sie in vielen Gegenden gänzlich, und in Skandinavien kommt sie nur noch in den südlichsten Provinzen vor, obwohl sich einzelne bis nach Lappland verflogen haben. Um so häufiger ist sie in Südeuropa, Nordwestasien und Nordwestafrika, während sie den Nordosten des letztgenannten Erdtheils nur gelegentlich ihrer Winterreise berührt. In Spanien begegnet man ihr in manchen Gegenden sehr häufig, in andern selten und in einzelnen gar nicht; in Griechenland kommt sie zahlreich vor; in Südrußland, Kleinasien und Palästina soll sie stellenweise gemein sein.

Auf den Canaren tritt sie, laut Bolle, massenhaft auf. „Von ihr wimmeln die einsamen südlichen Thäler Canarias. Sie ist es, welche mehr als jeder andere Vogel mit ihrem melodischen Rucksen und Girren die blumenreiche Wildniß jener endlosen Schluchten belebt, in denen meilenweit schneeweißes, duftendes Gestrüpp die Abhänge bekleidet, während im Thalwege selbst höheres Buschwerk wächst. Auf jedem Aste, auf jedem Steinblock fast sitzt die Turteltaube. Furchtlos schaut sie den Reiter mit ihrem großen, seelenvollen Auge an oder läuft emsig, ohne aufzufliegen, auf dem Wege, welchen er verfolgt, vor ihm her." Auf den dürren, griechischen Ebenen begegnet man ihr in ähnlicher Anzahl und zwar während des ganzen Jahres; doch ist die Menge der Bruttauben in keinen Vergleich zu stellen mit den ungeheuren Scharen, welche auf ihrem Durchzuge die Felder bedecken. Im Frühjahre sind manche Fluren buchstäblich mit Turteltauben besäet, und ein geschickter Jäger kann ein halbes Hundert von ihnen an einem Tage erlegen. Viele bleiben in Griechenland während des Winters, andere ziehen weiter, und dann sieht man sie in Egypten und Nubien an geeigneten Orten nicht selten, soweit ich in Erfahrung brachte, aber niemals in großen Massen. Im mittleren Ostasien wird sie durch eine ähnliche größere Art vertreten, welche Radde eine „großwüchsige Spielart" von ihr nennt; in Indien scheint sie auch nicht vorzukommen; wenigstens führt sie Jerdon unter den dort beobachteten Vögeln nicht mit auf.

Bei uns zu Lande trifft sie Anfangs April ein, verweilt bis zum August auf ihrem Brutplatze, streicht dann umher und verläßt uns im September wieder. „Daß man sie in manchen Jahren häufiger als in anderen antrifft", sagt mein Vater, „rührt theils von dem mehr oder weniger häufigen Fichtensamen, theils von den größeren oder geringeren Niederlagen her, welche sie auf ihren Wanderungen erleiden." Ich glaube, daß das Erstere richtig ist, die Niederlagen aber kaum in Betracht gezogen werden dürfen, da die starke Vermehrung dieser Taube derartige Verluste wieder ausgleicht.

„Die Turteltaube", fährt mein Vater fort, „ist nicht nur ein schön gezeichneter, sondern auch in seinem ganzen Wesen liebenswürdiger Vogel, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn sie von Dichtern und Liebenden hochgeachtet wird. Schon ihre Schönheit nimmt für sie ein. Ihre sanften Farben gehen ansprechend in einander über und stehen so geschmackvoll neben einander, daß man sie mit Vergnügen ansieht." Auch ihr Wesen ist anmuthend, obgleich man nicht verkennen darf, daß sie über Gebühr gerühmt worden ist. Ihre zierlichen Bewegungen, ihr Anstand und das sanfte Girren bestechen den Beobachter, und wenn dieser vollends die Gattenliebe kennen lernt und von der Zärtlichkeit Zeuge wird, mit welcher das Männchen sein Weibchen behandelt, glaubt er berechtigt zu sein, diesen Vogel als den liebenswürdigsten von allen zu bezeichnen. Das ist nicht ganz richtig; denn auch die Turteltaube hat ihre schwachen Seiten, und ihre Zärtlichkeit ist nicht größer, als bei vielen andern Vögeln, ihre Treue vielleicht geringer.

Die Turteltaube geht gut und trägt sich dabei sehr schmuck und schön. Sie fliegt vortrefflich, d. h. ungemein schnell, leicht und gewandt, ziemlich geräuschlos und versteht, mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit alle möglichen Schwenkungen auszuführen. Von einem Raubvogel verfolgt, schießt sie in einer unbegreiflichen Weise durch die dichtesten Baumzweige hindurch, ohne durch sie behindert zu werden, während der fluggeübte Räuber dadurch regelmäßig so belästigt wird, daß er von ihr abstehen muß. Die sehr sanfte und angenehme Stimme wird durch den deutschen und noch mehr den lateinischen Namen der Taube wiedergegeben. Das Girren ist streng genommen ein hohes, eintöniges Knurren, welches wie „Tur tur" klingt und oft wiederholt wird. Aber dieses „Tur tur" ist so klangvoll, daß es Jedermann erfreut. Dabei sitzt der Tauber auf der Spitze einer Fichte, Kiefer oder Tanne oder im Süden auf der eines beliebigen Busches, auch wohl auf einem dürren Wipfel oder dem vorstehenden Aste eines höheren Baumes, bläst den Hals auf und senkt Kopf und Schnabel etwas nach unten. Steht man ihm sehr nahe, so hört man, daß zwischen das Girren ein leises Klappen eingeschoben wird, welches eine Folge des raschen Einathmens sein mag. Das Girren ist eben auch nur ein Liebesgesang des Taubers, und dieser läßt es daher hauptsächlich während seiner Liebesbegeisterung



Turteltauben.

vor der Paarung hören. Er beginnt schon vor Sonnenaufgang, fährt damit fort, bis der Magen ihn ans Futtersuchen mahnt, läßt sich in den Vormittagsstunden nochmals vernehmen und girrt gegen Abend wieder stärker. Wind und rauhes Wetter bringen ihn zum Schweigen; an schönen Morgen aber girrt er halbe Stunden lang fast ununterbrochen. Ist ein Gebiet reich an diesen Tauben, so wetteifern die Männchen mit einander, und dann beleben sie allerdings den Wald in einer höchst anziehenden Weise. Während der eigentlichen Paarungszeit steigt das Männchen nach dem Girren in schiefer Richtung nach oben, klatscht dabei mit den Flügeln, senkt sich langsam hernieder und kehrt meist zu demselben Orte zurück; hierauf beginnt das Girren von neuem, anhaltender als je. Der hitzige Tauber nähert sich dabei liebkosend der Taube, die Liebkosung wird erwidert, und die Begattung beschließt das Spiel. So lange die Brutzeit dauert, halten beide Gatten eines Paares ungemein treu zusammen, und wenn eins von ihnen zu Grunde geht, ist der Schmerz des andern groß. „Ich erlegte", erzählt mein Vater, „das Weibchen eines Pärchens. Das Männchen flog nach dem Walde zu, kehrte aber, da das Weibchen nicht folgte, um und begann zu girren, um es zu sich zu rufen. Das arme Thier dauerte mich, und ich wollte es auch tödten, um seinem Kummer ein Ende zu machen; doch hielt es nicht schußgerecht aus, floh aber auch nicht in den schützenden Wald, sondern hielt sich mehrere Stunden lang in den Feldbäumen auf, weil es ohne sein verlornes Weibchen nicht zurückkehren wollte." Viele Jäger glauben, daß der Gatte eines Turteltaubenpaares aus Kummer zu Grunde geht, wenn ihm sein Ehegespons geraubt wird: der Glaube macht dem Jägerherzen Ehre, ist aber unbegründet. Doch hat er sein Gutes; denn es gilt, in Erwägung dieser Ansicht, unter den zünftigen Waidmännern für eine Sünde, auf Turteltauben zu schießen.

Getreide mancherlei Art, Sämereien der verschiedensten Pflanzen, auch Fichten- und Kiefernsaat und im Herbst Wolfsmilchsamen bilden die Nahrung der Turteltaube; nebenbei werden auch kleine Schnecken mit ausgenommen. Den Feldern nützt sie durch Aufzehren der Unkrautsamen; der Schaden aber, welchen sie durch Aufnehmen von Hanf, Lein, Hirse, Raps oder Rübsen, Erbsen, Linsen und Wicken verursacht, kommt nicht in Betracht. Elf Uhr vormittags und gegen Abend fliegt sie zur Tränke und zwar, da sie gutes Quellwasser bevorzugt, oft Viertelmeilen weit.

Die Fortpflanzung beginnt bald nach der Ankunft im April und währt bis zum August; denn auch die Turteltaube brütet zwei-, vielleicht dreimal im Jahre. Das Nest, ein erbärmlicher Bau, wird von beiden Gatten gemeinschaftlich in geringer Höhe auf Laub- oder Nadelbäumen errichtet, ohne jede Kunst aus dürren Reisern, Haidekraut, Würzelchen zusammengefügt, ist platt, da, wo die Eier liegen, etwas vertieft, im ganzen aber so liederlich gearbeitet, daß man die beiden Eier und die brütende Taube von unten deutlich erkennen kann. Doch schützt es sein Standort so ziemlich gegen die verheerenden Wirkungen des Sturmes, welcher es, stünde es freier, unzweifelhaft herunterwerfen würde. Die Eier werden wechselsweise bebrütet und warm geliebt, die Jungen selbst bei augenscheinlicher Lebensgefahr nicht verlassen. Ihre Ernährung geschieht in derselben Weise, wie bei andern Tauben. Sie lassen sich ohne jegliche Mühe groß ziehen und werden, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, bald sehr zahm. „Die gezähmte Turteltaube", sagt mein Vater mit vollem Rechte, „ist ein allerliebster Vogel; nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihr angenehmes Wesen und das sanfte Girren des Taubers sichern ihr den Vorzug vor allen ähnlichen Vögeln. Sie ist leicht zur Paarung und Fortpflanzung zu bringen. Ich habe ein Paar in einem engen Gitter gesehen, welches hier baute und brütete, auch selbst mehrere gehabt, welche Brot, Weizen und Fichtensamen aus der Hand fraßen."

Die Fluggewandtheit und Schnelligkeit sichern die Turteltaube vor vielen Feinden. Sie entgeht den meisten unserer Raubvögel, und nur die Brut hat von dem gesammten Raubgesindel Manches zu leiden. Der Mensch behelligt sie wenig, der Waidmann schützt sie, und der Sonntagsjäger bemüht sich gewöhnlich vergeblich, sich ihr schußgerecht zu nahen; denn sie ist immer höchst vorsichtig und läßt sich so leicht nicht berücken. In der Winterherberge freilich ergeht es ihr schlimm: hier gereicht ihr ihre Geselligkeit zum Verderben.

Nächst der Turteltaube wird, abgesehen von der Felsentaube, keine andere Art der Ordnung häufiger zahm gehalten, als die verwandte Lachtaube. Bonaparte hat sie zum Vertreter einer besondern Sippe (Streptopeleia) erhoben, weil ihr Schwanz kürzer und minder abgerundet, ihr Halsband geschlossen und ihr Gefieder lichter ist, auch mehrere andere Arten ähnliche Merkmale zeigen: die Unterschiede zwischen Lach- und Turteltaube sind aber höchst geringfügig. Die Lachtaube (Streptopeleia risoria) ist isabellgelb, auf dem Rücken dunkler, auf dem Kopfe, der Kehle und dem Bauche lichter, auf den Schwingen schwärzlich; ein Genickband ist schwarz. Das Auge ist lichtroth, der Schnabel schwarz, der Fuß karminroth. Die Länge beträgt 12, die Breite 20, die Fittiglänge 6½, die Schwanzlänge 5 Zoll.

Der westliche Theil Indiens, Ceylon, Jemen, Arabien und ein großer Theil Ostafrikas sind die Heimat der Lachtaube. Reichenbach behauptet zwar, daß diejenigen Naturforscher, welche Lachtauben in Afrika beobachtet haben wollen, sie mit einer verwandten Art verwechseln und läßt selbst die von Vaillant gegebene Abbildung nicht gelten; ich aber kann, auf eigene Erfahrung gestützt, versichern, daß ich die Lachtaube nicht nur bei Aden, sondern auch in Afrika, namentlich in der Samchara und in den Steppenwaldungen am blauen Flusse beobachtet habe und zwar in außerordentlicher Menge. Eine Verwechslung mit andern Tauben brauche ich nicht zu fürchten, da ich viele in Afrika erlegte Lachtauben in der Heimat auf das Sorgfältigste mit andern verglichen und gefunden habe, daß sie sich von unsern zahmen nicht im geringsten unterscheiden. Nach Jerdon findet sie sich in ganz Indien, vorzugsweise auf Bäumen und Gebüschen in der Nähe bebauter Gegenden, aber auch in den Dschungeln; nach meinen Erfahrungen liebt sie dürre, wüstenartige Steppengegenden. Sie ist schon von Mittelnubien an nach Süden hin häufig und wird im Innern Afrikas zur gemeinsten Art der ganzen Ordnung. Bei einem Ritt durch die Samchara oder durch irgend eine Steppe des Innern tönt das Lachen und Girren dieser Tauben beinahe von jedem Busche herab und zu gewissen Zeiten des Jahres, gegen Anfang der Dürre hin, sammeln sie sich in manchen Waldungen zu wirklich unschätzbaren Massen. Man kann Züge gewahren, welche, wenn auch nicht stundenlang, so doch viele Minuten hinter einander in dichtem Gewimmel dahinfliegen oder, wenn sie sich niederlassen, buchstäblich halbe Geviertmeilen bedecken. Ich erinnere mich an Tage, wo mir die Lachtauben überaus lästig wurden, weil sie mir die Jagd fast vereitelten, indem sie mich von allen Seiten umgaben und die Beobachtung anderer seltenerer Thiere wesentlich beeinträchtigten. Solche Versammlungen scheinen, wahrscheinlich vom Nahrungsmangel getrieben, wochenlang gemeinschaftlich in der Steppe umherzuschweifen, und sie kommen an manchen Wasserplätzen in den Vormittagsstunden und gegen Abend zu Millionen an, wenn auch nicht sämmtlich auf einmal, so doch stundenlang in ununterbrochener Folge.

Während des übrigen Jahres sieht man die Lachtaube paarweise oder in kleinen Familien. In der Samchara bemerkte ich auf jedem Busche zwei bis drei Paare, und wenn das eine Paar aufflog und sich einem anderen Busche zuwandte, fand es diesen sicherlich schon besetzt. Dem Kropfe der von mir erlegten entnahm ich die verschiedensten Sämereien; es war mir aber oft unbegreiflich, wie die Menge der Tauben genügende Nahrung finden konnte. Freilich pickten sie emsig auch an solchen Stellen Etwas auf, wo wir beim schärfsten Suchen Nichts entdecken konnten.

Die Stimme ähnelt dem Girren der Turtel, wird aber regelmäßig von Lauten begleitet, welche man mit Gelächter verglichen hat, weil sie wie „Hi hi hi hi" klingen: daher denn auch der Name des Vogels. Daß jener Vergleich, wie jeder andere, hinkt, braucht nicht erwähnt zu werden: den erwähnten Lauten fehlt das Helle, Offene des Lachens; sie klingen dumpf, hohl und keineswegs fröhlich, deshalb aber doch nicht unangenehm.

Jerdon sagt, daß die Lachtaube in Indien zu jeder Jahreszeit brütet: in Afrika ist Dies nicht der Fall. Hier beginnt die Fortpflanzung kurz vor Eintritt der ersten Regen und endet mit den letzten. Das Betragen der verliebten Lachtauben unterscheidet sich wenig von dem anderer Arten. Der Tauber krümmt den Rücken und sträubt dessen Gefieder, bückt sich tief, richtet sich darauf

wieder plötzlich auf, ruckst, „lacht", springt von einem Beine auf das andere oder mit beiden gleichzeitig vom Aste empor, bläst die Kehle auf u. s. w., und die Taube bemüht sich, ihm möglichst gefällig zu sein. Das Nest ist ein ebenso liederlicher Bau, wie bei den verwandten Arten. Die Eier und Jungen werden warm geliebt und zärtlich behandelt.

Im Sudahn bekümmert sich der Mensch wenig um die Tauben, und Niemand fängt sie. Es muß aber sehr leicht sein, sich ihrer zu bemächtigen; denn ich erhielt an der abissinischen Küste so viele, als ich eben wollte. Wie der Fang geschieht, vermag ich übrigens nicht zu sagen. Die Lachtaube gewöhnt sich ohne Umstände an einen engen Käfig und pflanzt sich hier noch leichter fort als die Turteltaube. „Ein Paar Lachtauben", erzählt König Warthausen, „suchte in meinem Gesellschaftsbauer einen der Natur möglichst entsprechenden Nistplatz und baute sein stets wieder benutztes Nest auf einem Tannenbusche. Ein anderes hingegen heckt immer an der Erde, obgleich es nicht hier geboren ist, während gerade jene durch ihren früheren Aufenthalt genöthigt waren, am Boden zu brüten. Auch im Zimmer tragen sie die Eierschalen möglichst weit vom Neste weg. Ein Paar hat die Gewohnheit, bei jeder Brut, sobald das zweite Ei gelegt ist, das erste Ei aus dem Neste zu werfen und unter den Rand desselben zu scharren. Sonderbar sieht es aus, wenn oft beide Alte zugleich auf dem einen Jungen sitzen. Das Männchen löst das Weibchen morgens zehn Uhr und nachmittags zwischen zwei und drei auf einige Zeit vom Brüten ab. In meinem Gesellschaftsbauer finden sich fast immer einige ledige Tauben; allein keine will sich mit einem schon seit drei Jahren zu diesem Zwecke gehaltenen Turteltauber verbinden. Im Gegensatz hierzu vereinigten sich vor längerer Zeit in Ludwigsburg eine männliche Lachtaube mit einem Rebhuhn. Dieses legte auch wirklich Eier, allein sie waren unbefruchtet, wenigstens wurden, trotz eifriger Bebrütung, keine Jungen ausgebracht."

Fürer beobachtete an seinen Gefangenen, daß die Taube das erste Ei abends zwischen sechs und sieben Uhr legt, am folgenden Tage ruht, am dritten nachmittags zwischen zwei und drei Uhr das zweite Ei legt und dann mit dem Brüten beginnt. Zuweilen brütet der Tauber mit der Taube zugleich. Vierzehn Tage nach dem Legen kommen die Jungen aus. Sie sind mit wenigen weißlichen Dunen bekleidet; schon am dritten Tage aber brechen die ersten Kielen hervor, und öffnen sich die Augen. Nach acht Tagen erhalten die Jungen bereits harte Sämereien; am sechszehnten oder achtzehnten Tage sind sie flügg; nach vier Wochen fressen sie allein; in der siebenten oder achten Woche beginnt die Mauser.

„Wie sehr die Lachtauben für die Krankheiten ihrer Genossen empfindlich sind", bemerkt König Warthausen, „fand ich an den meinigen bestätigt; denn als ich einst heftigen Katarrh hatte, husteten und niesten sie fortwährend. Ein andermal, als ich von der Nesselsucht befallen wurde, bekamen auch sie einen Hautausschlag."

„Die Redensart, sanft wie die Tauben, findet auf sie nicht immer Anwendung. Namentlich ein Tauber zeigte sich gegen andere im Zimmer umherlaufende Vögel sehr unverträglich und eifersüchtig. Auf ein Rebhuhn hatte er es vorzugsweise abgesehen, dieses verfolgte er fortwährend und mißhandelte es thätlich, sobald es sich dem Neste oder dem Futtertroge nahete."

Bei guter Pflege dauern die Lachtauben viele Jahre im Käfig aus. Fürer hat einen Tauber siebenzehn Jahre lang gehabt und ihn auch dann nur durch einen unglücklichen Zufall verloren.

Neben den verschiedenen Turtel- und Lachtauben lebt in Mittelafrika ein äußerst niedliches Mitglied derselben Gruppe, welches ich Zwergtaube nennen will (Chalcopeleia afra). Die Sippe der Metallfleckentauben, welche Reichenbach auf sie begründet hat, kennzeichnet sich hauptsächlich durch den kurzen, abgerundeten Schwanz, den hochläufigen Fuß und eine eigenthümlich metallische Färbung der Oberarmschwingen. Das Zwergtäubchen ist auf der Oberseite erdbraun, mit ölfarbenem Schimmer,

auf dem Oberkopfe aschgrau, auf Stirn und Kehle weißlich, auf dem Bürzel schwarz, der Unterseite röthlichgrau, nach dem Bauche zu weißlich; die Schwingen sind schwarzbraun, am Grunde und an der Innenfahne zimmtroth; die metallischen Flecken haben eine dunkle blauschwärzliche, die mittleren Schwanzfedern dieselbe Färbung wie der Rücken; die seitlichen sind schwarz. Das Auge ist roth, der Schnabel schwärzlich, der Fuß gelbroth. Die Länge beträgt 7¼, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge 3 Zoll.

Die Zwergtaube verbreitet sich über Süd- und Ostafrika und wird im Westen durch eine sehr nahe verwandte Art ersetzt. Nach meinen Erfahrungen reicht sie nicht über den 16. Grad nördlicher Breite nach Norden hinauf und wird erst südlich vom 14. Grade häufiger. In den Urwaldungen des blauen Flusses ist sie eine alltägliche Erscheinung, und auch in den reich



Die Zwergtaube (Chalcopeleia afra). ½ der nat. Größe.

bewachsenen Thälern der Samhara oder des abissinischen Gebirges kommt sie an passenden Stellen überall vor; aber man hört sie viel öfter, als man sie sieht.

Paarweise bewohnt sie die dichtverschlungenen niederen Gebüsche; in den Wipfeln der höhern Bäume bemerkt man sie nie. Man darf sagen, daß ihr ganzes Leben im Schatten jener Dicknugen verfließt; denn sie verläßt dieselben nur auf Minuten, wenn sie der Durst zu einem Wässerchen treibt. Da, wo sie häufig ist, hört man aus jedem Busch hervor ihr eigenthümliches und unverkennbares Rucksen, und wenn man sich vorsichtig nähert, kann man sie auch bemerken oder ihr Nest zu sehen bekommen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß man sie oder die Eier auch erlangen könne; denn die eigentlichen Wohnsitze stellen dem Jäger oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg.

Das Betragen der Zwergtaube erscheint uns ebenso anmuthig, wie sie selbst. Sie ist ein überaus friedlicher, harmloser Vogel, welcher in seiner reichen Buschwelt still sein Wesen treibt. Sie lebt streng paarweise — wenigstens erinnere ich mich nie, Gesellschaften von ihr gesehen zu haben — aber an

besonders günstigen Orten wohnt in jedem größeren Busche ein Pärchen, und der eine Busch, welcher nur zweihundert Geviertfuß Land bedeckt, scheint ihr vollständig zu genügen. Aeußerst selten kommt sie unter ihm hervor und ins Freie gelaufen; sobald als möglich verkriecht sie sich wieder im Dunkel eines andern ebenso dicht verschlungenen Gebüsches. Ihre Heimat ist so reich an allerlei Sämereien, zumal an Samenkörnern der Schlingpflanzen, welche die Wohnsitze erst recht heimlich machen, indem sie dieselben mit ihren Ranken- und Blüthennetzen überspinnen und durchflechten, daß unsere Taube größere Wanderungen nicht anzutreten braucht, und da sie sich nun regelmäßig in der Nähe des Wassers ansiedelt, so kann sie so recht nach Herzenswunsch ein behagliches Stillleben führen.

Im Sudahn beginnt die Fortpflanzung mit den ersten Regengüssen, in Abissinien scheint sie in den Monaten stattzufinden, welche unserm Frühling entsprechen; wenigstens vernahm ich um diese Zeit sehr oft ihre so bezeichnende Stimme. Diese erinnert nur noch entfernt an das Rucksen der Taube und hat mit den Tönen, welche der Tok dem Walde zum Besten gibt, weit mehr Aehnlichkeit. Der Ruf besteht nämlich nur aus der Silbe „Du"; dieser eine Laut wird aber zehn- bis funfzehnmal nach einander wiederholt, anfangs langsam, gegen den Schluß hin mit einer mehr und mehr sich steigernden Schnelligkeit. Ein ganz besonderer, unbeschreiblicher Wohllaut kennzeichnet ihn, so daß man schwerlich in Versuchung kommt, ihn mit dem ähnlich klingenden des Hornvogels zu verwechseln. Andere Laute habe ich nie vernommen, nach der Paarungszeit überhaupt keinen mehr.

Das Männchen ist äußerst zärtlich gegen seine Gattin, umgeht diese mit zierlichem Kopfnicken, schnäbelt sie, umhalst sie und fliegt dann auf einen vielleicht fußhoch über dem Boden stehenden Ast von welchem es seinen Jubelruf erschallen läßt. Das Nest wird entweder im dichtesten Gebüsch hart über dem Boden oder auf abgebrochenen Stämmen, auch wohl in Baumhöhlungen mit großem Eingange errichtet. Es ähnelt dem anderer Tauben, ist aber, wenn es frei steht, doch etwas schmucker und besser gebaut, während dagegen wenige Reiser die Unterlage für die Eier bilden, wenn es in Höhlungen angelegt wurde. Am 14. Januar fanden wir in einem solchen Neste ein kleines gilblichweißes Ei.

Gefangene Tauben dieser Art habe ich nie gesehen, bin aber überzeugt, daß sie sich leicht erhalten lassen und viel Vergnügen gewähren würden.

* * *

Rallentauben heißen diejenigen Arten, welche sich durch hochläufige Beine auszeichnen und ausschließlich auf dem Boden leben. Derartige Tauben sind, mit Ausnahme von Europa, in allen Erdtheilen heimisch und ziemlich gleichmäßig vertreten. Jeder Erdtheil bewahrt sich sein eigenthümliches Gepräge, und deshalb hat man sich berechtigt geglaubt, die hierher zu zählenden Girrvögel wiederum in mehrere Unterabtheilungen oder Unterfamilien zu zerfällen.

Die allen gemeinsamen Kennzeichen sind kurze oder höchstens mittellange Flügel und kräftige oder verhältnißmäßig hohe Läufe. Der Schwanz ist verschieden gestaltet, oft kurz und gerade abgeschnitten oder leicht gerundet, oft verlängert und dann keilförmig.

Hinsichtlich ihrer Lebensweise kann man die Grundtauben als Mittelglieder zwischen den übrigen Tauben und den Hühnern ansehen. Einzelne Arten stehen gewissen Rebhühnern sehr nahe und werden deshalb von Nichtkundigen geradezu als solche bezeichnet.

Bonaparte hat die amerikanischen Arten, welche wir Erdtauben nennen wollen, in einer besondern Unterfamilie vereinigt und diese mit dem Namen Zenaidae bezeichnet. Als Merkmale derselben gibt er an kräftigen Leib, kurze Flügel und sehr entwickelte, lange, kräftige Beine. Die hierher gehörigen Arten verbreiten sich über ganz Amerika, treten aber namentlich im Süden zahlreich auf.

An die Turteltauben erinnern die Schlagtauben (Melopeleia). Sie haben verhältnißmäßig lange Flügel, einen ziemlich langen Schwanz, sowie ein den Turteltauben ähnliches Gefieder, welches um das Auge herum breite Kreise frei läßt. Das berühmteste Mitglied dieser wenige Arten zählenden Sippe ist der Kukuli (Melopeleia meloda) aus Südwestamerika. Diese Taube ist zimmtbraun, mit ölfarbigem Schimmer, auf dem Oberkopfe dunkelbraun, auf dem Bürzel graublau; der Unterhals und die Gurgelgegend sind rothbraun, die Unterbrust und der Bauch graulich, die Schwingen dunkelbraun, graulichweiß gesäumt, die Steuerfedern schwarzgrau, vor der weißen Spitze schwarz gebändert. Unter dem Ohre steht ein länglich eiförmiger, schwarzer Flecken, die Halsseiten zeigen schillernde Stellen. Das Auge ist schwarzblau, der Augenring oder ein breiter nackter Zügel dunkelblau, der Schnabel schwarz, der Fuß roth. Die Länge beträgt 12, die Fittiglänge 6¾ Zoll.

Ueber die Lebensweise fehlen noch ausführliche Berichte; doch verdanken wir Tschudi einige Mittheilungen. „Diese Taube", sagt er, „zeichnet sich aus durch ihren melodisch melancholischen



Der Kukuli (Melopeleia meloda).

Gesang, welcher aus einer dreimaligen Wiederholung des Lautes „Ku=ku=li" besteht. Einige wiederholen ihn öfters, selten aber mehr als fünf= bis sechsmal; doch ist uns ein Beispiel bekannt, daß eine solche Taube das „Ku=ku=li" vierzehnmal wiederholte. Die Eingebornen nennen sie nach ihrem Rufe Kukuli und halten sie im Käfig. Viele Personen haben eine große Leidenschaft für sie und bezahlen sie sehr theuer. Der Preis wird nach der Wiederholung des Rufes bedingt. In der frühesten Morgenstunde und gegen Abend rufen sie am häufigsten."

Ich habe mehrere dieser Tauben längere Zeit im Käfig beobachten können, an ihnen aber durchaus Nichts bemerkt, worin sie sich von andern und zumal von den Turteltauben unterscheiden. Sie betragen sich genau ebenso wie diese und haben namentlich mit den Lachtauben viele Aehnlichkeit in ihrem Anstande und der Art und Weise ihres Vortrags. Es ist uns nicht gelungen, sie zur Fort=

pflanzung zu bringen, unzweifelhaft aber nur aus dem Grunde, weil der hamburger Garten dafür noch keine geeigneten Räumlichkeiten besitzt. Unser Klima verträgt der Kukuli ebenso gut, wie nordamerikanische und australische Tauben.

Die kleinsten Mitglieder der Ordnung hat Reichenbach Sperlingstauben (Pyrgitoenas) genannt. Sie sind kräftig gebaut, kurzhälsig und kleinköpfig, ihre Schwingen mittellang, in ihnen die zweite Schwinge die längste; der zwölffedrige Schwanz ist ziemlich kurz und gerundet, der Schnabel sehr kurz, gerade, schwach, der Fuß verhältnißmäßig kurz, der Lauf nicht befiedert.

Die Grundtaube der Nordamerikaner (Pyrgitoenas passerina) ist graulichbraun, auf Oberkopf und Halsrücken aschgrau, auf dem Bürzel unrein braungrau, an der Kehle weißlich; die Brust- und Vorderhalsfedern sind dunkelbraun gesäumt, die Schwingen dunkelbraun, auf der Innenfahne braunroth, die Steuerfedern schwarz, die seitlichen auf der Außenfahne weiß gesäumt; die Flügeldeckfedern zeigen rundlich stahlglänzende Flecken. Das Auge ist orangeroth, der Schnabel blaßroth, dunkler an der Spitze, der Fuß fleischbraun. Die Länge beträgt 6½, die Breite 10¼, die Fittiglänge 3¼, die Schwanzlänge 2⅓ Zoll.

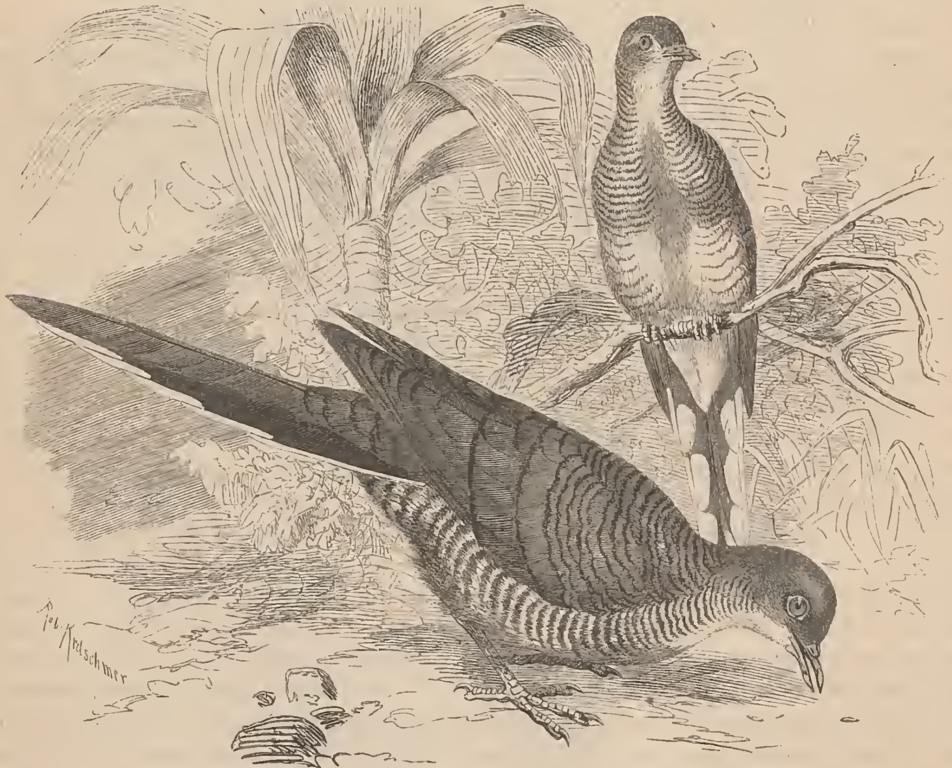
Wilson, Audubon und Gosse haben uns über die Lebensweise dieser niedlichen Taube unterrichtet. „Seit alten Zeiten", sagt Wilson, „gelten die Tauben als ein Sinnbild des Friedens und der Unschuld; keine von allen aber verdient diesen Ruhm mehr als die Grundtaube, die zärtlichste und friedfertigste von allen." Sie ist im Süden der Vereinigten Staaten und auf den Inseln Westindiens heimisch, im Norden Amerikas nur Zugvogel und auf die Küstenstriche beschränkt, in Westindien, wenigstens auf Jamaika, ein Standvogel, welcher sich in kleinen Gesellschaften von vier bis zwanzig Stück zusammenhält und namentlich grasige Ebenen oder Weideplätze besucht. In Ostflorida naht sie sich den Dörfern und siedelt sich namentlich in den Orangewäldchen an, in welchen sie gern brütet. Zum Girren setzt sie sich auf erhöhte Gegenstände, namentlich auf Zäune, welche die Felder umgeben, und hier läßt sie sich leicht beobachten, während sie, wenn sie auf dem Boden dahinläuft, nicht immer gesehen wird. Als echte Erdtaube wetteifert sie im Laufen mit den Hühnern und ähnelt den kleineren Mitgliedern dieser Ordnung auch darin, daß sie den Schwanz gewöhnlich etwas erhebt. Zum Fliegen entschließt sie sich ungern, fliegt auch niemals weit in einem Zuge, höchstens zehn Ellen in einer Strecke fort, niedrig über dem Boden weg, aber leicht und mit pfeifendem Geräusch, welches man jedoch sofort von dem anderer Tauben unterscheidet. Wenn eine der Gesellschaft sich erhebt, folgen alle; der Zug senkt sich jedoch rasch wieder zum Boden herab und kehrt auch regelmäßig zu demselben Orte zurück, von welchem er aufgetrieben wurde. In den Frühlingsmonaten vernimmt man in den Wäldern überall das Rucksen der Grundtaube, ein lautes, kläglich fragendes „Meho" oder ein sanftes „Wub", und dann hält es auch nicht schwer, das verhältnißmäßig große und feste, äußerlich aus dürren Zweigen zusammengeschichtete, innen mit Gras ausgekleidete Nest zu finden, welches regelmäßig in niederem Buschwerk angelegt wird, und das erstemal im April, das zweitemal im Juni zwei kleine reinweiße Eier enthält. Der Tauber geberdet sich ganz wie der Ringeltauber, zeigt aber mehr Muth und Kampflust, wenn Feinde sich nahen, wagt sich selbst an Stärlinge und Heher, welche das Nest bedrohen.

Die Nahrung besteht aus Kleingesäme der verschiedensten Art, nach Audubon auch aus Reis und kleinen Beeren. Nebenbei liest die Grundtaube Quarzkörner auf, um die Verdauung zu fördern. Nach Art der Hühner paddelt sie sich im Sande, und oft sieht man den ganzen Flug, wie ein Volk Rebhühner, dicht beisammen liegen.

Da das Fleisch als ausgezeichnet gilt, wird die Grundtaube oft gefangen, in Nordamerika gewöhnlich in Netzen, auf Jamaika in Schlingen und mit Vogelleim. In den Schlingen fangen sich

die meisten am Halse, und viele von ihnen findet man nicht blos erwürgt, sondern in Folge der heftigen, krampfhaften Zuckungen während des Todeskampfes förmlich enthauptet. Gewitzte Knaben suchen die Tränkstellen zu erkunden und streuen hier klebrige Körner aus, welche einen so vorzüglichen Vogelleim abgeben, daß die Taube verloren ist, wenn auch nur eine einzige Feder berührt wurde. Die Gefangenen gewöhnen sich bald an den Verlust ihrer Freiheit und können im Käfig zur Fortpflanzung gebracht werden. Ein Paar, welches Audubon sah, war mit seinen Jungen gefangen und in einen Gesellschaftsbauer gebracht worden. Hier bedeckte es sofort die Kleinen und äzte sie, bis sie erwachsen waren. Sodann schritt es zum zweitenmale zur Fortpflanzung und legte und brütete in demselben Neste. Gosse sagt übrigens, daß die Gefangenen sehr hinfällig sind. Eins dieser Täubchen, welches er in seinem Zimmer fliegen ließ, stieß bei einem Fluchtversuch ein wenig gegen die Decke, fiel nieder und verendete auf der Stelle. Demungeachtet sieht man das Grundtäubchen nicht gerade selten in unseren Thiergärten oder in den Buden der Händler.

Die im Osten der Erde lebenden Erdtäubchen kennzeichnen sich durch sehr schlanken Wuchs und langen, meist aus vierzehn Federn gebildeten Schwanz. Hierher gehören die Sperbertäubchen



Das Sperbertäubchen (Geopeleia striata). 1/2 der nat. Größe.

(Geopeleia), kleine, niedliche Vögel, mit kurz abgerundeten Flügeln, deren drei erste Schwingen stufig verkürzt und gegen die Spitze hin sehr verschmälert sind, einen dem Fittig an Länge gleichkommenden Schwanz, dessen vier äußersten Federpaare sich gleichförmig abstufen, und bandartig gezeichnetes Gefieder.

Das Sperbertäubchen (Geopeleia striata) ist hell erdbraun, oben und unten gebändert. Alle Federn der Oberseite sind schwarz gesäumt, die der Unterseite fein schwarz gebändert, Stirn und Kehle aschgrau, Bauch und Steißdecken weißlich, Schwingen und Mittelschwanzdeckfedern erzbraun, die kleinen Deckfedern der Unterflügel rothbraun, fein schwarz gesprenkelt, die seitlichen Schwanzfedern am Grunde reinschwarz, gegen die Spitze hin breit reinweiß. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel hell-, der Fuß dunkelgelb. Die Länge beträgt 9, die Fittiglänge 3¾ Zoll.

Die Sundainseln und Molukken sind die Heimat des Sperbertäubchens; es wird aber vonhieraus sehr häufig nach den benachbarten Ländern ausgeführt, gelangt auch alljährlich in ziemlicher Anzahl lebend nach Europa. Auf Isle de France hat man es eingebürgert, hier soll es jetzt ebenfalls sehr häufig sein. Die Javaner schätzen es hoch, halten es gern im Käfig und glauben, daß seine angenehme Stimme das Haus vor Bezauberung schütze. Sie bezahlen deshalb auch solche Täubchen, welche sich durch ihre Stimme und sonstwie auszeichnen, mit sehr hohen Preisen.

Das Betragen der Gefangenen wird sehr gerühmt; ich muß aber gestehen, daß mir die Lobeserhebungen, welche dem Vögelchen gespendet werden, etwas übertrieben scheinen. Anmuthig in seinen Bewegungen ist das Sperbertäubchen allerdings, und seine Stimme sehr angenehm; aber alle Gefangenen, welche ich beobachtete, saßen fast den ganzen Tag über still und bewegungslos auf ein und derselben Stelle, meist dicht an einander gedrängt, auch wenn ihrer viele waren, und kamen blos, um zu fressen und zu trinken, zum Boden herab. Unter anderen Tauben machten sie sich sehr wenig bemerklich, und selbst in Gesellschaft kleiner, ihnen gegenüber wehrloser Vögel hielten sie sich scheu und ängstlich zurück. Es mag sein, daß sie sich lebhafter zeigen, wenn man sie paarweise in einem Käfig hält und ihnen durch sorgfältige Behandlung alle Scheu abgewöhnt hat; ich vermag hierüber jedoch nicht zu urtheilen und kann nur sagen, daß ich diejenigen, welche ich beobachten konnte, langweilig gefunden habe.

Eine nahe Verwandte des Sperbertäubchens, die Keilschwanztaube (Stictopeleia cuneata) bewohnt Neuholland und zwar alle Theile des Festlandes, welche Gould besuchte, zumal die Ebenen des Innern, soweit diese bekannt sind, in großer Menge. Sie unterscheidet sich von dem Sperbertäubchen durch etwas längeren Schwanz, dessen fünf äußersten Paare sich stufig verkürzen, und tropfige Zeichnung. Der Kopf, der Hals und die Brust sind grau, der Rücken und die Schultern zimmtbraun, die Flügeldeckfedern dunkelgrau, die Schulterfedern durch zwei weiße, schwarz umzogene Flecken gezeichnet; der Bauch und die Unterflügeldeckfedern weiß, die Schwingen braun, röthlich an der Innenfahne; die vier Mittelschwanzfedern grau, gegen die Spitze hin schwarz, die übrigen an der Wurzel graulichschwarz, gegen das Ende hin reinweiß. Das Auge ist lebhaft roth, der nackte Augenring blaß scharlach oder grüngelb, der Schnabel dunkelolivenbraun und der Fuß röthlichfleischfarben oder gilblich. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen und am Hinterkopfe, Halse und auf der Oberseite mehr bräunlich gefärbt; die Flügelflecken stehen minder dicht und nicht so regelmäßig wie beim Männchen. Die Länge beträgt 7¾, die Fittiglänge 3½, die Schwanzlänge 4⅓ Zoll.

Fast dieselben Worte, welche Wilson zum Ruhme der Grundtaube gebraucht, wendet Kapitän Sturt auf die Keilschwanztaube an. „Alles, was wir lesen oder uns einbilden von der Unschuld und Sanftmuth der Tauben, das ist verkörpert in diesem überaus zarten und schönen Vogel, welcher am Murray und Darling gemein ist und in den verschiedensten Gegenden des Innern gefunden worden ist." Gould sagt, daß die zierliche Taube ebensowohl durch ihre Gestalt und durch die zarte, ruhige Färbung des Gefieders, wie durch das zahme und anmüthige Benehmen geeignet sei, ein Liebling aller Thierfreunde zu werden, sowie sie es bereits für die Bewohner Australiens geworden. Er traf sie manchmal in kleinen Zügen, oft aber paarweise oder einzeln. Sie läuft über den Boden

mit einer kurzwippenden Bewegung des Schwanzes und ist, zumal während sie frißt, so wenig scheu, daß man sie beinahe mit der Hand greifen kann. Fliegt sie dann auf, so setzt sie sich höchstens auf den nächsten Baum und bleibt hier bewegungslos zwischen den Zweigen, bis sie sich schließlich wieder auf den Boden herabläßt. Nicht selten traf sie Gould dicht an den offenen Thüren der Ansiedler des Innern, welche sie, da sie sich immer hier findet, wenig beachten. Das Nest ist leicht, aber zierlich aus wenigen Grashalmen erbaut und steht gewöhnlich in einer Astgabel nahe über dem Boden. Die beiden Eier sind weiß. Bei den Eingebornen heißt die Keilschwanztaube Men=na=brunka, weil sie sich erzählen, daß sie ursprünglich das Men=na, eine Art der Akazien, Lieblingsnahrung der Schwarzen, eingeführt habe.

* * *

Lauftauben (Geotrygones) nennt man einige plump und kräftig gebaute Girrvögel mit rundlichen Flügeln, deren erste Handschwingen oft stark verkürzt sind, und hoch= und dickläufigen, kurzzehigen Füßen. Alle Arten, welche zu dieser Gruppe gehören, bewohnen Süd= und Mittelamerika.

Die eigenthümlichste Art dieser Gruppe ist die Rebhuhntaube, wie Vaillant sie genannt hat (Starnoenas cyanocephala), welche eine besondere Sippe vertritt. Sie ist kräftig gebaut; die Flügel sind kurz, die Handschwingen schmal, säbelförmig gebogen und zugespitzt, unter ihnen die dritte und vierte die längsten, die Armschwingen stumpf, obgleich nicht sehr breit; der zwölffedrige Schwanz ist mäßig lang und zugerundet, der Schnabel kräftig, hoch und breit, an der Kuppe gewölbt, der Fuß wahrhaft huhnartig lang und dickläufig, mit kurzen, fleischigen Zehen, welche große, stark gebogene Krallen tragen. Das Gefieder ist reichlich und etwas derb, ein zügelartiger Streifen nackt, aber mit kleinen eiförmigen Warzen bekleidet. Die allgemeine Färbung, ein schönes Chokoladenbraun, geht auf der Unterseite in Rothbraun über und erscheint auf der Brust weinroth überflogen; der Oberkopf und einige schuppenartige Halsfedern seitlich unter der Kehle sind schieferblau, das Gesicht, der Nacken und die Kehle schwarz, der Zügel und ein Band, welches den Gurgelflecken umschließt, reinweiß, die Schwingen dunkelbraun, vorn rothbraun gesäumt, unten aschgrau schimmernd; die Mittelschwanzdeckfedern chokoladenbraun, die seitlichen schwarzbraun. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel korallenroth an der Wurzel, graublau an der Spitze, der Fuß blaßröthlichweiß, auf den Schildern der Fußwurzel schön karminroth, auf den Zehen dunkelbläulichroth, auf der Haut an der Einlenkung der Zehen himmelblau. Die Länge beträgt 12, die Flügelbreite 17, die Fittig= und Schwanzlänge je 5 Zoll.

Als die Heimat dieses prachtvollen Vogels muß man die Insel Cuba ansehen; vonhieraus verbreitet sie sich nordwärts bis Florida, südwärts bis Venezuela, scheint auch, laut Burmeister, die oberen Gegenden Brasiliens am Amazonenstrome zu berühren, kommt aber weiter im Süden nicht mehr vor. Ob sie auf Jamaika gefunden wird, ist fraglich; Gosse sagt, daß man sie oft von Cuba einführe und von ihr reden höre, hat aber Bestimmtes über ihr Vorkommen auf letzterer Insel nicht erfahren. Audubon traf mehrere von ihnen in Florida an und zwar im Mai, sah auch ein paar jung aufgezogene, wahrscheinlich aus dem Neste genommene, konnte jedoch über das Freileben Nichts feststellen, wie denn überhaupt, trotzdem die Taube schon den älteren Schriftstellern bekannt war und oft nach Europa gebracht worden ist, nur einige Angaben von Ricord vorzuliegen scheinen; denn Gundlach bestätigt diese Angaben lediglich, ohne sie wesentlich zu bereichern.

„Die Rebhuhntaube“, sagt Ricord, „lebt sehr zurückgezogen in den Urwaldungen Cubas. Es ist äußerst schwierig, sie zu beobachten, sei es, weil die fortschreitende Urbarmachung des Waldes sie vertreibt, sei es, weil ihr zu jeder Zeit eifrig nachgestellt wird, da die Kreolen das ausgezeichnete Fleisch oder den aus ihrem Verkauf zu lösenden Gewinn wohl zu würdigen wissen

und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu vernichten. Um diesen Vogel zu jagen, muß man früh am Tage zur Stelle sein; denn mit Sonnenaufgang pflegt er sich auf die höchsten Zweige der größten Bäume zu setzen, in der Richtung nach Osten hin. Der Thau, welcher auf den Antillen während der Nacht in großer Menge fällt, durchnäßt wie Regen das Gefieder und veranlaßt die Vögel, sich zu trocknen; deshalb sehen sie den ersten Strahlen der Sonne entgegen. Um diese Zeit muß man unsere Taube aufsuchen; aber Dies muß ohne jegliches Geräusch geschehen: denn ihr Gehör ist so außerordentlich fein, daß das leiseste Rasseln sie veranlaßt, nach der Ursache zu spähen — und dann ist den Jäger sehen und blitzschnell fliehen das Werk eines Augenblicks. Etwas später begegnet man ihr in den niederen Dickichten der Wälder auf den belaubtesten Zweigen, welche sie aufsucht, um der Hitze des Tages zu entgehen, am häufigsten in der Nähe von Flüssen, zu denen sie kommt, um ihren Durst zu stillen. Dann ist sie weniger scheu, vielleicht, weil sie sich, gedeckt durch die Blätter, in Sicherheit glaubt, möglicherweise auch, weil die Hitze ihre Lebhaftigkeit vermindert. Aber wenn auch die Mittagszeit ein Anschleichen erleichtert, so ist es um so schwerer, sie wahrzunehmen; denn auch der Jäger ist weniger aufgelegt, sie zu verfolgen, weil die außerordentliche Glut der Tagesmitte ihn ebenso belästigt, wie sein Wild. Besonders häufig trifft man sie zu gewissen Zeiten auf den Zuckererbsen an, deren Hülsen sie ausleert." Diejenigen, welche Audubon sah, befanden sich ebenfalls in der Nähe vom Wasser und pickten hier Kies auf, rannten aber schleunig in das Dickicht zurück und wurden, obgleich dieser geschickte Jäger den ganzen Tag nach ihnen suchte, nicht wieder gesehen.

Ueber die Fortpflanzung berichtet Gundlach: „Sie setzen", sagt er, „ihr aus Reisern verfertigtes Nest auf die Krone gewisser Schmarotzerpflanzen im schattigen, von Unterholz freien Hochwald. Die Eier habe ich aber noch nicht zu sehen bekommen."

Dies ist Alles, was ich über das Freileben des Thieres habe finden können.

Die Rebhuhntaube muß auf Cuba sehr oft gefangen und vielfach im Käfig gehalten werden; denn in manchen Jahren kommen auffallend viele von ihnen auf den europäischen Thiermarkt, und man kann sie dann für wenige Thaler kaufen. Der hamburger Thiergarten hat mehrere besessen, leider aber nicht lange Zeit, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil die nöthigen Räumlichkeiten zu ihrer Beherbergung nicht vorhanden waren. Sie macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, weil ihr Betragen ebenso absonderlich ist, wie ihre Färbung. Diejenigen, welche ich beobachten konnte, gewährten mir übrigens wenig Vergnügen. Sie saßen mit aufgeblähtem Gefieder oft lange Zeit still auf ein und derselben Stelle, bewegten sich nur auf dem Boden, beschmutzten sich fortwährend und schienen der Reinigung ihres Gefieders durchaus nicht mit demselben Eifer obzuliegen, wie andere Tauben. Einen Stimmlaut habe ich, so viel ich mich entsinne, niemals von einer meiner Gefangenen vernommen; es ist jedoch möglich, daß auch sie sich hören ließen, wir Dies aber, weil sie unter vielen anderen Tauben lebten, nicht wahrgenommen haben. Mit unserem Klima schienen sie sich nicht befreunden zu können: jeder kältere Sommertag stimmte sie unbehaglich, jeder Regenguß machte sie beinah krank.

* * *

Oceanien beherbergt mehrere Tauben, welche bestimmt zu sein scheinen, in unsern Vogelhäusern eine große Rolle zu spielen, weil sie nicht blos durch die Schönheit ihres Gefieders und die Anmuth ihres Wesens fesseln, sondern sich auch leicht fortpflanzen und deshalb wohl zu Hausthieren gemacht werden können. Ihre Einbürgerung wird deshalb gegenwärtig überall versucht und verspricht einen, so zu sagen, handgreiflichen Nutzen, da das Fleisch einiger Arten, wenigstens nach einstimmiger Versicherung der Reisenden, ganz vorzüglich sein soll. Diese Tauben verdienen also einer besondern Berücksichtigung.

Die Spiegeltauben (Phapes) gehören ebenfalls zu denen, welche viel am Boden leben, unterscheiden sich aber durch ihre kurzläufigen und langzehigen Füße von den bisher erwähnten Vertretern der Zunft. Sie sind verhältnißmäßig groß, meist auch kräftig gebaut, obgleich einzelne Arten ihres langen Schwanzes wegen schlank erscheinen; der Schnabel ist stark, der Flügel in der Regel lang und spitzig, der aus vierzehn oder sechszehn Federn bestehende Schwanz mittellang oder lang, das Gefieder bunt und durch die metallisch schillernden Flügeldeckfedern sehr ausgezeichnet. Ueber die Lebensweise verdanken wir Gould die ausführlichsten Nachrichten.

Die schönste, wenn auch nicht die das Meiste versprechende Art der Familie ist die Schopftaube (Ocyphaps lophotes). Sie kennzeichnet sich durch schlanken Leibesbau, lange, spitze Flügel,



Die Schopftaube (Ocyphaps lophotes). ½ der nat. Größe.

den vierzehnfedrigen, langen, stufig keilspitzigen Schwanz, den kurzen, an der Spitze stark gebogenen Schnabel, die niederen Füße, deren Mittelzehe ebenso lang ist wie der Lauf, und lange, spitze Haube, welche durch die verlängerten Hinterhauptfedern gebildet wird. Der Kopf, das Gesicht und die Unterseite sind grau, die Hinterhauptfedern schwarz, die der Oberseite lichtolivenbraun, welche Färbung an den Halsseiten in Nelkenroth übergeht, die großen Flügeldeckfedern glänzend bronzegrün, weiß gesäumt, die Schwingen braun, schmal bräunlichweiß gekantet und zum Theil auch an der Spitze weiß, die mittleren Steuerfedern erdbraun, die übrigen dunkelbraun, an der Außenfahne grün glänzend, an der Spitze weiß. Das Auge ist gelborange, der nackte rundliche Augenrand nelkenroth, der Schnabel an der Wurzel dunkelölbraun, an der Spitze schwarz, der Fuß nelkenroth. Die Länge beträgt 13½, die Fittig- und die Schwanzlänge je 6 Zoll.

„Zierlichkeit der Gestalt und der eigenthümlich schlanke Schopf", sagt Gould, „machen diese Taube zu einer der schönsten Australiens: in ihrer Art ist sie vielleicht die schönste überhaupt. Sie ist häufig auf den Ebenen des Wellingtonthales oder in der Nachbarschaft des Morumbidschi und scheint Sumpfgegenden zu bevorzugen, sodaß ihr Vorkommen als ein sicheres Zeichen für eine wasserreiche Gegend angesehen wird. Die der Küste nächste Oertlichkeit, wo ich sie antraf, war der Murrayfluß. Hier ist sie ziemlich häufig; in Menge aber belebt sie die Ebene hinter der Moretonbay und die Ufer des Namoi. Sie schlägt sich oft zu großen Flügen zusammen, und wenn diese während der trocknen Jahreszeit an Landseeen oder Flußufer kommen, wählen sie sich einen einzelnen Baum oder Strauch aus, auf welchem sie sich niederlassen. In namhafter Anzahl sitzen sie dann dicht an einander, und alle fliegen gleichzeitig herab zum Wasser, so gedrängt, daß Dutzende von ihnen mit einem einzigen Schusse erlegt werden können. Ihr Flug zeichnet sich durch seine reißende Schnelle vor dem aller Arten aus. Nach einem Anfluge, welcher aus mehreren schnellen Flügelschlägen besteht, schwingen sie sich anscheinend ohne weitere Anstrengung der Flügel empor. Beim Abfliegen von einem Aste heben sie den Schwanz; ziehen den Kopf ein und fliegen dann weg."

„Am 23. September fand ich das Nest auf einem niedern Baume der großen Ebene nächst Gundermein am Namoi. Es ähnelte dem anderer Tauben und enthielt zwei weiße Eier, auf welchen das Weibchen brütete."

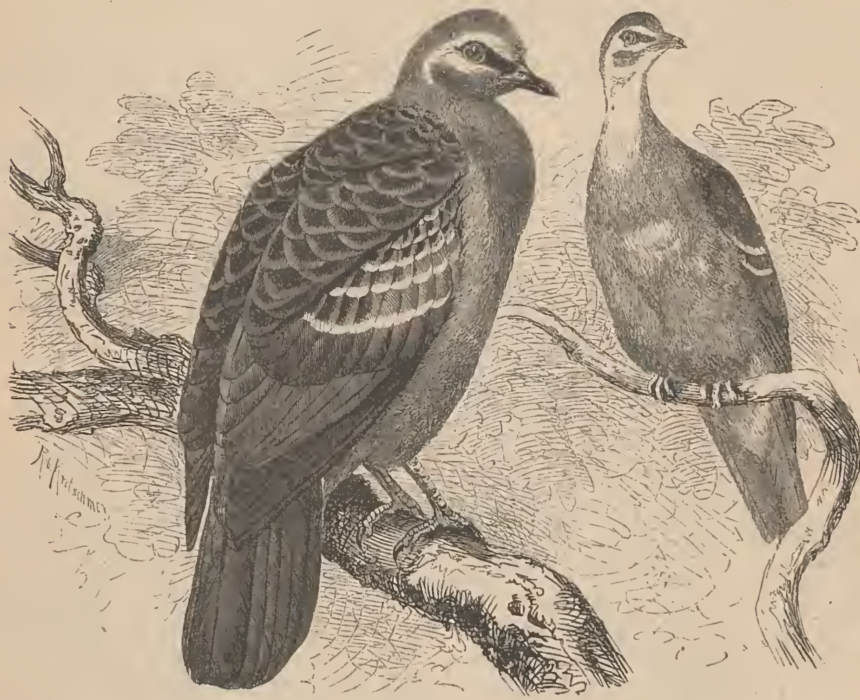
Gould meint, daß die Schopftaube, als Bewohnerin des Innern, wohl nicht leicht ein Gegenstand allgemeiner Beobachtung werden könne, spricht aber freilich von einer Zeit, welche dreißig Jahre hinter uns zurückliegt. Inzwischen ist die schöne Taube oft nach Europa gekommen, und gegenwärtig ziert sie die Gesellschaftsbauer aller unserer Thiergärten. Sie hält hier bei der einfachsten Pflege jahrelang aus und pflanzt sich auch regelmäßig fort. Mit anderen Tauben lebt sie in tiefstem Frieden, gegen kleinere Vögel zeigt sie sich gleichgiltig. Liebhabern ausländischer Thiere darf sie warm empfohlen werden.

Die Schillertauben (Phaps) sind plump gebaut, langflügelig und kurzschwänzig; der Schnabel ist fast kopflang, der kräftige Lauf kürzer als die Mittelzehe; im Fittig sind die zweite und dritte Schwinge die längsten. Eine Art dieser Gruppe, die Bronzeflügeltaube (Phaps chalcoptera), ist auf der Oberseite braun, auf dem Hinterkopfe dunkelbraun, auf der Unterseite weinroth, nach dem Bauche zu graulich; der Vorderkopf, ein Streifen unter dem Auge und an der Kehle sind gelblichweiß; die Halsseiten grau, die Flügeldeckfedern mit länglichen, kupferbronzefarbenen, schillernden, zwei oder drei Armschwingen mit glänzenden, grünen Flecken geziert, die Mittelschwanzdeckfedern braun, die übrigen tiefgrau. Das Auge ist dunkelröthlichbraun, der Schnabel schwärzlichgrau, der Fuß karminroth. Dem Weibchen fehlt das lichte Stirnband, seine Färbung spielt mehr in das Graue, und die Spiegelflecken sind kleiner. Die Länge beträgt 13, die Fittiglänge 7¼, die Schwanzlänge 5 Zoll.

Diese Taube gehört zu denjenigen Vögeln Neuhollands, welche bereits den ersten Sammlern in die Hände fielen; sie ist deshalb schon seit langer Zeit bekannt. Wie es scheint, verbreitet sie sich über den ganzen Erdtheil, kommt aber in gewissen Gegenden nur als Zugvogel vor. Dürre, mit Gestrüpp oder Haide bestandene Flächen bilden ihre Lieblingsplätze. „Wenn sie zuerst ankommen", sagt der alte Buschmann, „findet man sie zwischen den Farren und Honigsträuchen und zwar ebenso oft unter den Bäumen, als zwischen ihren Zweigen; wenn die Jahreszeit vorrückt, wenden sie sich der Haide zu und halten sich hier namentlich während der Nacht und am Morgen auf; wenn die Disteln treiben, wird fast jeder Busch zum Wohnsitze einer dieser Tauben, und wenn die Samen des Wattlebaums reif sind, begegnet man ihnen gewiß am Fuße desselben." Gould nennt sie plumpe, schwerfällige Vögel, sagt aber, daß ihre bedeutende Flugkraft sie in kürzester Zeit über weite Strecken

hinwegführe. „Vor Sonnenaufgang sieht man sie im schnellsten Fluge ihren Weg über die Ebenen nach den Schluchten und Tränkplätzen verfolgen. Kennt man ihre Sitten, so kann man immer an ihnen beobachten, ob man dem Wasser nahe ist, und dieses läßt sich, wenn auch die Gegend dürr scheint, doch erkunden, da die Tauben von allen Seiten her in einer Richtung der Tränke zufliegen. Wenn reichlich Regen gefallen ist und die Flüsse und Teiche bis zum Rande gefüllt sind, ändern sie ihr Betragen, weil sie dann nicht mehr nöthig haben, des Wassers halber sich in Gefahr zu begeben. Ihr tiefes und lautes Rucksen vernimmt man während der Nacht und am Morgen; es klingt wie fernes Blöken von Kühen."

Die Brutzeit fällt in unsere Herbst- oder die australischen Frühlingsmonate. Die erste Brut findet man im August, verspätete, laut Versicherung des alten Buschmann, noch Anfangs Februar. Das Nest steht gewöhnlich auf wagrechten Zweigen eines Gummibaums oder einer Angephora, nahe



Die Bronzeflügeltaube (Phaps chalcoptera). 1/3 der nat. Größe.

am Boden, wo möglich in der Nähe vom Wasser. Es unterscheidet sich von andern Taubennestern nicht wesentlich, und auch die Eier stimmen mit denen verwandter Arten von gleicher Größe überein. Beide Geschlechter brüten abwechselnd. Ende Januars sammeln sich die Jungen in großen Schwärmen, welche dann die beliebten Oertlichkeiten gemeinsam durchstreifen und dem Schützen gute Jagd geben.

Als sich Gould während der langen Trockenheit des Winters von 1839 zu 40 in Brezi befand, hatte er Gelegenheit, die Bronzeflügeltauben zu beobachten. Nach Versicherung der Eingebornen gab es meilenweit keinen andern Tränkplatz, als einen im Felsen ausgehöhlten und durch den Regen vor mehreren Monaten gefüllten Tümpel, in unmittelbarer Nähe seines Zeltes. Zu dieser Tränke kamen alle Vögel der Nachbarschaft, mit Ausnahme der nur Kerbthiere fressenden Arten. Papageien, Honigvögel und andere erschienen ununterbrochen am Rande des Wasserbehälters und stillten, ohne

die Anwesenheit des Forschers zu beachten, ihren Durst. Die Bronzeflügeltauben trafen fast niemals während des Tages, sondern erst nach Sonnenuntergang ein und zwar einzeln oder paarweise. Die angekommenen begaben sich nicht unmittelbar an die Wasserränder, sondern blieben nach dem Herabfliegen eine Zeit lang ruhig auf dem Boden, schlichen dann bedächtig näher und flogen hierauf ihrem Schlafplatze zu. Der alte Buschmann erzählt, daß er acht oder zehn von ihnen im Laufe des Abends an der Tränke geschossen habe, und daß das Erscheinen des Abendsterns dem Jäger als Zeichen galt, seinen Stand einzunehmen. Alle Reisende, welche aus eigener Erfahrung sprechen, rühmen das vortreffliche Fleisch dieser Tauben, welches ebensogut auf die Tafel des Statthalters gebracht, wie von den Wilden im Innern des Landes gegessen wird. Nach der Brutzeit finden große Jagden statt, und zuweilen sind die Jäger so vom Glück begünstigt, daß einer im Laufe des Tages zwanzig bis dreißig Paare erlegt.

Gegenwärtig gehört die Bronzeflügeltaube zu den regelmäßigen Erscheinungen in unsern Thiergärten; sie wird in Neuholland in Gefangenschaft gehalten und häufig nach Europa übergeführt. Bei geeigneter Pflege pflanzt sie sich fort; in den letzten Jahren sind namentlich in England und Belgien viele dieser ausgezeichnet schönen Thiere gezüchtet worden, und so steht zu hoffen, daß es wirklich gelingen wird, sie zum Hausthiere zu machen.

Die Wachteltauben (Geophaps) unterscheiden sich hauptsächlich durch den kurzen und kräftigen Schnabel, die kurzen und gerundeten Flügel, den ziemlich hohen Lauf und den nackten Augenring von den Bronzeflügeltauben. Sie sind mehr als jene oder als irgend eine andere Taube Australiens Erdvögel und brüten auch am Boden.

Bei der Buchstabentaube (Geophaps scripta) sind Oberseite und Brust lichtbraun, die übrigen Untertheile aschgrau, seitlich weiß, die Bauchfedern gelbbraun, die Schwingen und Flügeldeckfedern blaß gesäumt, die Außenfahnen mehrerer der größeren Deckfedern mit einem grünlich purpurn schillernden, dunkel umsäumten Spiegel geziert, die Kehle und Gurgelgegend, ein breiter Streif vom Unterschnabel nach dem Auge zu und ein Fleck an der Halsseite schneeweiß; schwarze Streifen, die sich zu buchstabenähnlichen Figuren vereinigen, heben sich scharf von dem lichten Grunde ab. Das Auge ist dunkelbraun, der Augenring bläulichgrau, der Schnabel schwarz, der Fuß purpurweinroth. Die Länge beträgt 12, die Fittiglänge 5½, die Schwanzlänge 4 Zoll.

„Diese Taube“, sagt Gould, „ist sowohl für den Vogelkundigen, wie für den Feinschmecker ein anziehender Gegenstand; denn sie ist das Ur- und Vorbild einer höchst eigenthümlichen Taubengruppe und ihr Fleisch eine äußerst schmackhafte Speise. Als Wildpret nenne ich sie unbedingt einen der besten Vögel, welche ich, während ich in Australien war, gegessen habe; ja, sie steht, meiner Meinung nach, keinem andern Vogel in der ganzen Welt nach; denn wie der Wonga-Wonga sind beide Brustmuskeln weiß, saftig und ungemein wohlschmeckend. Es ist schade, daß ein so ausgezeichnet schmackhafter Vogel im Innern lebt und deshalb wenig benutzt werden kann. Anziehend für den Jäger wird die Buchstabentaube, weil sie größere Aehnlichkeit mit den Hühnern zeigt, als irgend eine andere.“

„Ich habe sie gewöhnlich paarweise, öfters auch in kleinen Trupps von vier bis sechs Stücken gesehen. Wenn man sich ihnen näherte, suchten sie sich anstatt durch Fliegen durch Laufen zu retten, indem sie mit der größten Schnelligkeit dahinrannten und sich auf dem nackten Boden oder unter einem kleinen Strauche niederduckten, in der Absicht, sich zu verbergen. Wenn sie sich erhebt, fliegt sie mit außerordentlicher Schnelligkeit und verursacht dabei ein lautes Schnurren mit den Flügeln. In der Regel wendet sie sich einer andern Stelle der Ebene zu, oft aber auch dem wagerechten Zweige

eines Baumes, auf welchen sie sich dann platt niederdrückt und dadurch so verbirgt, daß man sie kaum unterscheiden kann."

Die zwei Eier werden auf den nackten Boden gelegt; von einem Neste bemerkt man keine Spur. Die Jungen laufen und fliegen schon, wenn sie kaum so groß wie eine Wachtel sind: Gould erlegte eins von ihnen, weil er nicht wußte, welchen Vogel er vor sich hatte.

Genannter Forscher traf die Buchstabentaube zuerst auf den Liverpoolebenen an und umso häufiger, je mehr er dem Namoi sich näherte. Von anderen Reisenden erfuhr er, daß sie zwischen dem Murrayflusse und Südaustralien ebenfalls häufig vorkommt; in den Sammlungen, welche im Norden oder Westen des Festlandes gemacht wurden, hat er sie jedoch nicht gefunden: sie scheint also nur auf den Süden und Osten beschränkt zu sein.

In den von mir bereisten Thiergärten habe ich die Buchstabentaube nicht gesehen; ich finde sie auch in den mir bekannten Thierverzeichnissen nicht aufgeführt, und somit scheint es, daß diese vielversprechende Art noch nicht lebend nach Europa gelangt ist.

Eine andere sehr große und schwere Taube hat Gould zur Vertreterin einer Sippe erhoben und dieser den Namen Weißfleischtauben (Leucosarcia) gegeben. Die Kennzeichen liegen in dem sehr kräftigen, gedrungenen Leibe, dem länglichen, walzigen Schnabel, dem langgestreckten Laufe, den kurzen, muschelförmigen Flügeln und dem mittellangen, zugerundeten Schwanze.

Die Wonga-Wonga oder Elstertaube (Leucosarcia picata) ist auf der Oberseite rußgrau, auf der Unterseite, dem Vorderkopfe und an der Kehle weiß, an den Kopfseiten lichtgrau; die Zügel, ein dreieckiger Flecken an der Gurgel und zwei breite, nach der Brust zu verlaufende Bänder sind schwarz, die Federn der Bauchseiten durch dreieckige dunkle Metallflecken gezeichnet, die Vorderschwingen braun, die seitlichen Steuerfedern weiß an der Spitze, die Unterschwanzdeckfedern dunkelbraun, gegen die Spitze hin lichter gefärbt. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel purpurschwarz, der Fuß nelkenroth. Die Länge beträgt 15, die Fittiglänge 7½, die Schwanzlänge 5¾ Zoll.

„Abgesehen von ihrer eigenthümlichen Zeichnung", sagt Gould, „verdient diese Taube noch deshalb Beachtung, weil sie einen der größten Leckerbissen für die Tafel bietet. Hinsichtlich ihrer Größe ist sie der erste aller australischen Girrvögel, hinsichtlich der Güte ihres Fleisches kommt ihr nur die Buchstabentaube gleich. Man muß bedauern, daß ein so vortrefflicher Vogel nicht über das ganze Land verbreitet ist. In den Ebenen oder auf den offenen Hügelgegenden würde man sich vergeblich nach ihr umsehen; sie bewohnt nur das Gestrüpp längs der Küste. Ihre langen Läufe deuten auf ihren Aufenthalt am Boden hin, und in der That ist sie gänzlich Erdvogel, welcher die Tiefe der Dickichte aufsucht und sich selten den Strahlen der Sonne aussetzt. Während ich die einsamen Wälder durchzog, erschreckte mich oft das plötzliche Auffliegen einer Wonga-Wonga, welches ein Geräusch verursacht, wie das Aufstehen eines Fasans. Ihr Flug ist aber nicht von langer Dauer; sie macht von dieser Fertigkeit nur Gebrauch, um sich auf den Zweig eines benachbarten Baumes zu setzen oder um einer Gefahr zu entgehen. Am Illawarra hatte ich vielfache Gelegenheit, sie zu beobachten, und während meines Aufenthalts in diesen Gegenden suchte ich mich ihrer so oft als möglich zu Gunsten meiner Tafel zu bemächtigen."

Auch die Wonga-Wonga wird neuerdings nicht selten lebend nach Europa gebracht. Sie hält sich hier gut, verlangt nur gewöhnliches Taubenfutter und zeigt sich gegen unser Klima durchaus nicht empfindlich. In England hat sie sich schon wiederholt fortgepflanzt.

* *
*

In einer der prachtvollsten aller Tauben, der Mähnen= oder Kragentaube (Calloenas nicobarica), sieht Bonaparte die Vertreterin einer eigenen Familie, weil sie von ihren Ordnungs=verwandten so wesentlich abweicht, daß er meint, sie in keiner andern Gruppe unterbringen zu können. Sie ist sehr kräftig gebaut, ihr Schnabel, welcher vor der Stirn eine weiche, kugelige Warze zeigt, stark, der Fuß hühnerartig, kräftig, hochläufig und kurzzehig, der Flügel sehr lang, in der Ruhe bis über das Schwanzende hinausreichend, in ihm die dritte und vierte Schwinge über alle andern verlängert, der aus zwölf breiten Federn bestehende Schwanz abgerundet, das Gefieder reich und in der Halsgegend so verlängert, daß hier eine tief herabfallende Mähne entsteht. Die Färbung ist eine sehr prachtvolle. Der Kopf, der Hals, die ganze Unterseite und die Schwingen sind schwarzgrün, die Federn der Unterseite cyanblau gesäumt, die längsten Halsfedern des Kragens, der Rücken, der Bürzel und die Flügeldeckfedern grasgrün, mit Metallschimmer, die kürzeren der



Die Mähnen= oder Kragentaube (Calloenas nicobarica). ⅓ der nat. Größe.

Mähne goldglänzend, die Schwanzfedern reinweiß. Das Auge ist licht rothbraun, der Schnabel lederschwarz, der Fuß röthlichpurpurfarben. Die Länge beträgt 14, die Breite 29, die Fittig=länge 9½, die Schwanzlänge 2⅔ Zoll.

Von den Nicobaren an bis nach Neuguinea und den Philippinen hin hat man die Mähnentaube auf allen Inseln gefunden, vorzugsweise aber auf kleinen, unbewohnten Eilanden, gleichviel, ob die=selben in der Nähe größerer Landmassen oder vereinzelt im Meere liegen. Sie gehört allerdings auch zu den Arten, welche fast nur auf der Erde leben, und ihr Flug erscheint schwerfällig; aber sie ist im Stande, hunderte von Meilen zurückzulegen, ohne zu ermüden, und so hat sie sich über 4000 englische Meilen verbreitet. „Ich habe", sagt Wallace, „bestimmte Kunde, daß man sie auf hoher See erlegt hat, während sie einer kleinen, hundert Meilen von Neuguinea entfernten Insel zuflog. Diese Thatsache trägt zur Erklärung ihrer weiten Verbreitung gewiß mit bei."

Am liebsten scheint sie jene kleinen Inselchen, welche ein größeres Eiland umgeben, zu bewohnen, vielleicht weil sie sich auf ihnen vor Verfolgung abseiten der Raubthiere mehr gesichert fühlt, als auf größeren Landmassen. Sie ist übrigens allerorten, wo sie vorkommt, selten, wenigstens wird sie nicht in größeren Trupps gefunden. Nach den Versicherungen der Reisenden hält sie sich nur auf dem Boden auf, läuft hier ungemein schnell umher und sucht nach verschiedenen Körnern, nimmt aber wohl auch thierische Nahrung zu sich. Ihr Nest legt sie nach Art der Rebhühner am Boden an. Sie wird von den Europäern, welche sich in ihrer Heimat angesiedelt haben, oft gefangen gehalten, gelangt aber leider nicht so häufig nach Europa, als es zu Gunsten der Liebhaber wünschenswerth wäre. Vor ungefähr sechszig Jahren muß Dies anders gewesen sein; denn Vaillant sah, wie er erzählt, in einem Vogelhause des Holländers Hameshoff siebzehn Stück dieser prachtvollen Taube und konnte daher eine sehr gute Beschreibung ihres Gefangenlebens geben. Als er den ersten Blick auf sie warf und sie so lebhaft am Boden umherlaufen sah, fragte er den Besitzer, was Das für niedliche Hühner seien, und erfuhr zu seiner Ueberraschung, daß er die Mähnentaube vor sich habe. Auf ferneres Befragen theilte Hameshoff ihm mit, daß er die Vögel seit zwei und drei Jahren besitze, daß sie sich fortwährend auf dem Boden hielten, von Körnern aller Art ernährten, Kerbthiere aber auch nicht verschmäheten und des Abends wie die Hühner zu einem niedern Sitze sich erhöben, um hier die Nacht zu verbringen. Es sei schwierig, sie durch den ersten Winter zu bringen; hätten sie diesen aber erst hinter sich, so brauche man sie blos noch gegen die Nachtkälte und noch mehr gegen Nässe zu schützen, und dann sei es leicht, sie zu erhalten. Die weiblichen Mähnentauben, welche Hameshoff besaß, zeigten sich fortpflanzungslustiger, als die Tauberte, legten auch verschiedene Eier von der Größe der kleiner Hühnerrassen. Diese Eier schienen übrigens unfruchtbar zu sein; wenigstens gelang es Hameshoff nicht, Junge zu erzielen. Vaillant meint, daß ein Klima wie das von Südfrankreich den Mähnentauben wohl zusagen, und daß eine Fortpflanzung derselben hier möglich sein dürfte.

Der hamburger Thiergarten hat mehrere dieser prachtvollen Tauben eine Zeit lang besessen, und ich habe beobachten können, daß Vaillant's Beschreibung eine durchaus naturgetreue ist. Im londoner Thiergarten haben sich mehrere Paare wiederholt fortgepflanzt und die Jungen glücklich großgezogen, sodaß also Vaillant's Hoffnungen bereits übertroffen wurden.

* * *

Die größten aller Girrvögel leben auf Neuguinea und den benachbarten Eilanden und sind bezeichnend Kronentauben (Gourae) genannt worden. Bonaparte bildet aus ihnen eine besondere Familie; andere Naturforscher sehen in der Gruppe wenigstens eine Unterfamilie. Die Kronentauben kennzeichnen sich durch ihre bedeutende Größe, welche die unserer Hühner übertrifft, und durch den prachtvollen Kopfschmuck, welcher aus einer fächerartigen, aufrichtbaren Haube von zerschlissenen Federn besteht. Ihr Bau ist etwas plump, der Flügel mäßig lang und sehr gerundet, da die vierte bis siebente Schwinge die längsten des Fittigs, die Armschwingen aber noch länger als die Handschwingen sind, der aus sechszehn Federn gebildete Schwanz lang und abgerundet, der Schnabel etwa von halber Kopflänge, im ganzen dem anderer Tauben ähnlich, der Fuß langläufig und kurzzehig, das Gefieder weich, dicht und der Hauptsache nach schieferblau gefärbt.

Man kennt bis jetzt nur zwei Arten dieser Gruppe, die Kronentaube (Goura coronata) und die Fächertaube (Goura Victoriae). Das Gefieder der ersteren ist schieferblau, auf den Schultern kastanienroth, auf dem Mittelflügel weiß gebändert; die Schwanzfedern enden mit einer aschgrauen Binde. Das Auge ist gilblichscharlachfarben, der Schnabel düsterhorngrau, der Fuß roth, weißlich überpudert. Bei der Fächertaube herrscht ebenfalls Schieferblau vor, die Unterseite ist aber kastanien-

rothbraun; die Flügelbinde blaugrau und die breite Schwanzendbinde weißgrau; auch sind die Federn der Kopfhaube nicht einfach zerschlissen, sondern am Ende mit kleinen Fahnen besetzt, welche die Gestalt länglicher Dreiecke zeigen. Das Auge ist zinnoberroth, der Fuß fleischfarbig. Die Länge der erstgenannten beträgt 28, die Fittiglänge 14½, die Schwanzlänge 10 Zoll. Die Fächertaube ist noch etwas größer.

Schon im Jahre 1699 sah der alte Dampier, wie Wallace nachweist, die Kronentaube in ihrer Heimat; später wurden viele nach Ostindien und den Sundainseln ausgeführt und hier auf den Höfen wie Hühner gehalten. Mehrere kamen auch nach Holland und zierten hier die Sammlungen



Die Fächertaube (Goura Victoriae).

reicher Liebhaber. Doch wußten wir bis in die neueste Zeit so gut als Nichts über ihr Freileben, und auch heutigen Tags noch ist unsere Kenntniß hiervon sehr dürftig: erst Rosenberg und Wallace haben uns Einiges mitgetheilt.

„Die Kronentaube", sagt der Erstere, „lebt in Menge auf der Küste von Neuguinea, sowie auf den Inseln Waigiu, Salawati und Misool. In ihrer Lebensweise ähnelt sie den Fasanen, streicht in kleinen Trupps im Walde herum und hält sich gern auf dem Boden." ... „In Neuguinea", bemerkt der Letztere, „gestattet das Fehlen von fleischfressenden Säugethieren, die

Seltenheit von Raubvögeln und großen Lurchen eine ungestörte Vermehrung dieses schönen Vogels. Ich habe ihn oft auf den Waldpfaden umherlaufen sehen; denn er bringt den größten Theil des Tages auf dem Boden zu, sich hier von herabgefallenen Früchten nährend, und fliegt nur, wenn er aufgescheucht wird, auf einen der untern Zweige des nächsten Baumes, welchen er auch zum Schlafen erwählt." „Die Kronentaube", fährt Rosenberg fort, „ist nicht schwer zu schießen. Auf der Fahrt längs des oberen Karufaflusses an der Westküste von Neuguinea wurde von unserm Boote aus ein auf dem Neste sitzendes Weibchen erlegt. Das Nest bestand aus lose zusammengefügten Zweigen und enthielt einen eben aus dem Ei gekommenen jungen Vogel."

„Zu Dora heißt die Kronentaube Mambruk, an der Südwestküste Titi. Sie wird ziemlich häufig lebendig nach Amboina, Banda, Java und von da nach Europa gebracht, was zu der falschen Annahme geführt hat, daß sie auch auf diesen Inseln zu Hause sei. Die Fächertaube scheint seltener zu sein und bewohnt südlichere Gegenden Neuguineas."

Auch gegenwärtig noch sieht man lebende Kronentauben am häufigsten in den holländischen Thiergärten. Um Einiges über ihr Gefangenleben zu erfahren, wandte ich mich an meinen Berufsgenossen Martin in Rotterdam und wurde durch das Nachfolgende erfreut. „Die beiden Kronentauben, welche unser Thiergarten besitzt, wurden am 24. Juli 1864 von einem hier wohnenden Liebhaber gekauft; wir wissen daher nicht, wie lange sie schon in Holland leben. Wohl aber können wir sagen, daß sie sich bei sehr einfacher Nahrung (Mais, altbackenem Brot und etwas frischem Salat) recht gut halten und auch den Winter leicht überstehen. Sie sind bei uns in einem Käfig untergebracht, welcher im Freien steht; im Winter wird derselbe an der offenen Seite mit Glas geschlossen und dieses in kalten Nächten noch mit Segeltuch überdeckt. Da über Tags die Sonne den Käfig bescheinen kann, wird künstliche Erwärmung nicht angewendet; auch haben wir erfahren, daß sich die Kronentauben bei einer Kälte von + 36° F. noch munter zeigen."

„Es scheint, daß sich die Kronentauben an ihre Wärter wohl gewöhnen; sie bemerken wenigstens jede Aenderung in der Kleidung ihres Pflegers, und zeigen sich dann scheu, während sie sonst sehr zutraulich sind. Auch Lärm und Geräusch beunruhigt sie."

Schon durch Mitchell's Beobachtungen konnte festgestellt werden, daß es möglich ist, gefangene Kronentauben zur Fortpflanzung zu bringen. „Die Anzahl der Kronentauben des londoner Thiergartens", so erzählt genannter Forscher, „waren bis auf ein Männchen der Kronen- und ein Weibchen der Fächertaube ausgestorben. Ich ließ deshalb beide in einen Raum des alten Vogelhauses bringen. Anfangs Juni beobachtete man, daß sie sich gepaart hatten, und zwei Monate später etwa begannen sie ihre Vorarbeiten zum Nestbau. In dem offenen Theile des Vogelhauses befand sich ein großer Ast, in ungefährer Höhe von sechs Fuß über dem Boden, welcher als Sitzstange diente. Auf die äußerste Spitze dieses Astes trugen sie Zweige und Reiser, welche zu diesem Zwecke ihnen gegeben waren, bemüheten sich aber vergeblich, auf der glatten und nicht genügenden Unterlage ein plattes Nest zu begründen. Der aufmerksame Wärter nahm ihre Verlegenheit wahr und unterstützte sie, indem er ein breites Stück Korbgeflecht unternagelte. Nunmehr begannen sie ernsthaft zu bauen. Am 15. August ruhten sie von ihrer Arbeit, bei welcher das Männchen den Zuträger, das Weibchen den Verarbeiter gemacht hatte; es wurde aber, wie wir vermuthen, an diesem ereignißvollen Tage das Ei gelegt, obgleich der Wärter nicht im Stande war, dasselbe jetzt zu sehen, da ein oder der andere Vogel es beständig bedeckte. Das Nest war nur wenige Fuß von der Außenwand des Vogelhauses entfernt, und während der Brutzeit gingen hier Tausende von Besuchern vorüber; die Vögel brüteten aber so eifrig und ununterbrochen, daß der Wärter nur einmal das Ei sehen konnte und zwar gerade in dem Augenblick, wo ein Vogel den andern ablöste. Die ausgesetzte Lage des Nestes, welches nur durch das dünne Gelaube einer Kletterrose einigermaßen geschützt war, machte mich wegen des Einflusses der Witterung besorgt um das Junge, welches am 13. September ausgekrochen war. Dieses aber wurde fortwährend von einem der Eltern bedeckt und gefüttert, während es unter ihnen saß. Am Morgen des 17. wurde das Junge jedoch todt im Neste gefunden, ob in



Riesenkrontaube.

Folge des Uebermaßes von Vorsorge oder in Folge eines Zufalls, will ich unentschieden lassen. Die Mutter saß auch noch auf dem Todten mit ungeminderter Beharrlichkeit und wärmte den Leichnam mit ihrer Brust, als ob sie an ihren Verlust nicht glauben könne. Da ich mir wohlbewußt war, welche Theilnahme dieser Fremdling verdient, bat ich meinen Freund Wolf, ihn abzubilden."

„Am 24. Oktober wurde ein anderes Ei gelegt, dasselbe fiel aber leider von dem Zweige herab und wurde zerbrochen am Boden gefunden. Noch befinden sich beide Vögel ausgezeichnet wohl, und so habe ich Hoffnung, daß sie im nächsten Jahre und jeder in einer besseren Zeit und unter günstigeren Umständen wieder brüten und so glücklich sein werden, ihr Junges aufzubringen."

Ob dieser fromme Wunsch Mitchell's in Erfüllung gegangen ist, weiß ich nicht; dagegen kann ich mittheilen, daß Aehnliches am Thiergarten zu Rotterdam geschehen ist.

„Im September des Jahres 1864", fährt Martin fort, „legte das Weibchen unseres Paares ein Ei, bebrütete es mehrere Tage, verließ dann aber das Nest. Untersuchung des Eies ergab, daß eine Entwickelung nicht stattgefunden hatte. Im Jahre 1865 legte die Taube nicht. Zu Anfang dieses Frühjahr's bemerkten wir, daß sie wiederholt Federn hin- und hertrug; es wurde ihr deshalb ein Nestplatz hergerichtet, und sie schien darüber sehr befriedigt zu sein; denn sie begann sofort mit dem Bau des Nestes. Am 21. März legte sie wieder ein Ei, bebrütete es zwar nicht, verjagte jedoch den Tauber, wenn dieser sich dem Neste nähern wollte, aus der Nähe desselben. Ein Junges wurde, wie ich später erfuhr, auch diesmal noch nicht erzielt."

* *
*

Eine Taube, welche die Beachtung der Forscher in hohem Grade auf sich gezogen hat, weicht im Schnabelbau erheblich von allen übrigen uns bekannten ab; doch scheint es mir, als ob man auf die Bildung des Schnabels mehr Gewicht gelegt habe, als sie verdient. Jedenfalls dürfte eine Schlußfolgerung, welche man gezogen hat, noch zu gerechten Zweifeln herausfordern. Man glaubte nämlich in der Zahntaube, wie wir unsern Vogel nennen können, die nächste Verwandte der berühmten Dronte zu erkennen und nahm keinen Anstand, beide in ein und derselben Familie zu vereinigen. Seitdem ich eine in Weingeist hierher gesandte Zahntaube, welche sich in der Sammlung der Herren Godeffroy befindet, gesehen habe, muß ich behaupten, daß sie anderen Tauben, und insbesondere den Fruchttauben, doch in ungleich höherem Maße ähnelt als der Dronte, und jedenfalls mit ihr nicht in ein und dieselbe Familie gebracht werden darf.

Die Zahntaube (Didunculus strigirostris) wird anzusehen sein als Vertreterin einer besonderen Familie. Sie hat die Gestalt einer etwas plumpen Erdtaube. Der Leib ist kräftig, der Hals ziemlich lang, der Kopf groß, der Schnabel viel höher als breit, sein Obertheil vom Grund an aufwärts, im übrigen Verlaufe gleichmäßig stark abwärts gebogen und scharfhakig übergekrümmt, an der Schneide ohne Zahn oder Ausbuchtung, sein Untertheil nach unten hin ebenfalls ausgebogen, vorn aber schief abgestutzt und hier jederseits dreizähnig eingeschnitten, seine Schneide seicht nach unten ausgeschweift, der Fuß kräftig und ein echter Taubenfuß, der Lauf stark und bis zur Ferse nackt, länger als die Mittelzehe; die Zehen sind frei und mit starken, flach ausgebogenen, unten ausgehöhlten Nägeln bewehrt. Der Flügel ist abgerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, die vierte länger als die zweite, diese länger als die fünfte, letztere länger als die erste, diese länger als die sechste u. s. w. Die Oberarmfedern sind so lang, daß sie fast den Handfedern gleichkommen. Der aus vierzehn Federn gebildete Schwanz ist mittellang und seicht abgerundet; die zusammengelegten Flügel erreichen mit ihrer Spitze das letzte Viertheil seiner Länge.

Da das vom Weingeist durchnäßte Gefieder mir verwehrte, die Zeichnung und Färbung zu erkennen, muß ich die von Gould zuerst veröffentlichte, von Bennett und Ramsay vervoll-

ständigte oder berichtigte Beschreibung folgen lassen. Der Kopf, der Hals, die Brust und der Bauch sind glänzend grünschwarz, die Federn des Oberrückens mit einem glänzend grünen Fleck an der Spitze jeder Feder geziert, der Unterrücken, die Flügel, der Schwanz und die Unterschwanzdeckfedern schön und dunkel kastanienbraun, die Schwingen grauschwarz. Das Auge ist schwarzbraun, die nackte Stelle um dasselbe und der Zügelstreifen lebhaft orangenroth, der Schnabel orangenroth, gegen die Spitze hin lichtgelb, der Fuß lebhaft roth, die Krallen gelblichweiß. Die Länge beträgt 12½, die Breite 24, die Fittiglänge 7, die Schwanzlänge 3 Zoll.

Bei einem anscheinend jungen Vogel, welchen Bennett besprochen, ist das Gefieder röthlich chokoladenbraun, dunkler auf dem Rücken, dem Schwanze und den Flügeln, lichtbraun quergestreift auf der Brust und den Flügeldeckfedern. Das Auge ist dunkelrothbraun, der Augenring fleischroth; der Schnabel an seiner Wurzel orangenroth, im übrigen gelblich; der Fuß lebhaft orangenroth.

Die erste Zahntaube wurde von Lady Harvey in einer Versteigerung australischer Gegenstände erstanden, deshalb für einen Bewohner Neuhollands erklärt und von Gould in seinem Werke über die Vögel dieses Erdtheils abgebildet und beschrieben. Eine zweite Abbildung veröffentlichte Peale nach einem von ihm eingesammelten älteren Vogel. Später erhielten wir auch einige Kunde über das Leben der Zahntaube, lernten wenigstens mit Bestimmtheit das Vaterland kennen, und anfangs dieses Jahrzehnts wurden wiederum Mittheilungen veröffentlicht.

Wenn man versucht, die verschiedenen Angaben zusammenzustellen und von denen, welche sich widersprechen, die wahrscheinlichsten berücksichtigt, läßt sich Folgendes über den merkwürdigen Vogel sagen:

Die Zahntaube bewohnt die Samoainseln und zwar waldige Berggegenden in einer gewissen Entfernung von der Küste. Falls die Angaben Lieutenant Walpole's richtig sind, war sie früher sehr häufig auch auf der Insel Upola, auf welcher sie gegenwärtig fast ausgerottet ist und zwar hauptsächlich in Folge einer Liebhaberei der Eingebornen für Katzen, welche theilweise verwilderten und große Niederlagen unter den bisher von keinem Raubthier bedrohten Erdvögeln angerichtet haben. Die Eingebornen nannten sie Manumea oder „Rother Vogel" und schätzten sie ihres vortrefflichen Fleisches halber so hoch, daß sie alljährlich einen längeren Jagdzug nach den Bergen unternahmen, einzig und allein in der Absicht, Manumeas zu fangen. Aus Staire's Berichten geht hervor, daß die Zahntauben da, wo sie noch vorkommen, gesellschaftsweise leben und sich hauptsächlich auf dem Boden aufhalten. Walpole behauptet zwar, daß er sie während ihres Freilebens immer nur auf den Bäumen, nie auf dem Boden gesehen habe, fügt aber hinzu, daß er Plätze gefunden, auf denen sie gescharrt haben mußten. Staire hingegen versichert, daß sie sich nur auf dem Boden ernähren und auch auf ihm brüten, um zu schlafen aber Baumzweige aufsuchen. Der Flug ähnelt dem anderer Tauben, geschieht jedoch mit so großem Geräusch, daß man es auf weithin hört, wenn sie sich erheben, und die Eingebornen darauf das Sprichwort begründet haben: er lärmt wie ein Manumea. Walpole bemerkt, daß sie sich höchstens von einem Walde zum andern wenden und sehr selten ihren Flug bis zu einer der benachbarten Inseln ausdehnen. — Ueber das Brutgeschäft wissen wir noch nichts Sicheres; denn die Angaben der Berichterstatter sind Wiederholungen der von den Eingebornen gemachten Mittheilungen. Das Nest soll auf dem Boden stehen, das Gelege von beiden Eltern abwechselnd und mit so großem Eifer bebrütet werden, daß sie sich mit den Händen fangen lassen. Die Jungen sind, laut Walpole, so hilflos wie die anderen Tauben, scheinen auch langsam heranzuwachsen und sich langsam zu entwickeln; denn sie erhalten erst im zweiten Lebensjahre das Kleid ihrer Eltern, möglicherweise erst im dritten ihre volle Ausbildung. Derselbe Berichterstatter bemerkt noch, daß die Eingebornen der Samoainseln Zahntauben oft in der Gefangenschaft hielten. Sie hoben halbflügge Junge aus dem Neste oder fingen die Alten vermittelst Netzen und mit Vogelleim. Die Gefangenen wurden an einer langen Schnur am Beine gefesselt und diese an einem Stock oder an einer Gabel befestigt. Wenn die Leute dann ausgingen, nahmen sie zuweilen ihre Vögel mit.

Erst in der neuesten Zeit hatten Naturforscher Gelegenheit, gefangene Zahntauben zu beobachten. Im Jahre 1863 erfuhr Bennett, daß der britische Konsul Williams eine lebende Zahntaube besitze und sie demnächst nach Sidney senden wolle. Sie war noch jung und die Zahnung ihres Kiefers noch nicht entwickelt. Auch war sie sehr scheu und wenig an den Käfig gewöhnt; denn Williams hatte sie erst vor ungefähr sechs Wochen erhalten. Die Eingebornen schienen auf das Höchste überrascht zu sein von der großen Theilnahme, welche diesem Vogel allseitig geschenkt wurde und noch mehr von den hohen Preisen, welche man ihnen bot. Der Manumea kam im Juni 1863 nach Sidney und wurde zwei Tage später von Bennett besichtigt. „Zuerst", sagt dieser, „schien er scheu und wild zu sein, später wurde er zahmer und ich konnte ihn beobachten, ohne daß er Furcht zeigte, während er anfangs seine Angst durch gelegentliches Ausstoßen einiger rasch wiederholter Laute bekundete. Er befand sich in einem Bauer, welcher mehr einer Kiste als einem Käfig ähnelte und nur vorn Sprossen hatte. Hier rannte er auf dem Boden umher oder saß auf den niedern Springhölzern oder verbarg sich in einem der Winkel, wie er gern zu thun pflegte. Wenn er aufgestört wurde, lief er furchtsam im Käfig umher, und zwar mit großer Schnelligkeit, den Körper vorgestreckt und den Kopf niedergedrückt, fast nach Art der Hühner. Die Behauptung, daß er niemals Wasser trinkt, erwies sich als falsch. Er sieht sehr dumm aus und hat außer seinem unförmlichen Schnabel Nichts, was ihn besonders anziehend macht. Der einzige Laut, welchen er ausstößt, ist ein rasches „Ku ku ku". Er frißt gekochten Reis, Yams und Kartoffeln."

Ein zweiter und älterer Vogel, welchen Bennett beobachtete und später ankaufte, war sehr zahm und verschlang vor den Augen des Forschers, ohne Scheu, gekochten Yams in großen Stücken. Verschiedene Sämereien zermalmte er in derselben Weise, wie es Papageien thun, wenn sie fressen, Brot verzehrte er auch, und zwar indem er es unter seine Füße nahm und mit dem Schnabel zerkleinerte. Er fraß nur bei Tage, nicht aber, wenn er Leute vor sich sah .... Obgleich der Schnabel kräftig gebaut ist, gebraucht ihn der Manumea doch niemals als Angriffswaffe; wenigstens versuchten die Gefangenen nicht, nach der in den Käfig gesteckten Hand zu beißen, zeigten sich im Gegentheil so furchtsam, daß sie sich ohne weiteres aufnehmen ließen, nachdem sie sich in einer Ecke niedergeduckt hatten. So lange Bennett die Vögel besaß, bewiesen sie nicht die geringste Zuneigung zu der Dame, welche sie täglich fütterte; deshalb bezweifelt Bennett auch, daß sie sich für die Gefangenschaft eignen werden. Zuweilen erschienen sie verhältnißmäßig zahm; dann zeigten sie sich wieder ohne die geringste Veranlassung scheu und wild.

Beide Gefangenen wurden nach London gesandt und trafen hier am 10. April 1864 ein, lebten aber nicht lange. Bartlett beobachtete noch Folgendes: Der Manumea schreitet in einem größeren Raume, so lange er nicht gestört wird, langsam und bedächtig einher, in der Regel mit so tief eingezogenem Halse, daß der Kopf auf dem Rücken zu ruhen scheint. Er ist ein Grünfruchtfresser, aber der einzige seiner Ordnung, welcher aus der Frucht, die er frißt, Stücken herausbeißt. Größere Früchte zerkleinert er, ohne sich der Mithilfe seiner Füße zu bedienen; die Schale einer Nuß zertrümmert er ohne sonderliche Anstrengung. Sein Oberschnabel kann, wie der der Papageien, selbständig bewegt werden. Er trinkt nicht nach Art anderer Girrvögel, sondern nach Art der Gänse, indem er seinen Schnabel zunächst ins Wasser senkt und dann rasch den Kopf aufwirft.

Elfte Ordnung.

Die Scharrvögel (Rasores).

Oken zerfällt die Klasse der Vögel in zwei Hauptabtheilungen oder „Stufen“: in die der Nesthocker und die der Nestflüchter. „Man hat“, sagt er, „die ganze Klasse der Vögel in zwei Haufen zertheilt, in Land- und Wasservögel, und unter diese auch die Sumpfvögel gerechnet. Dadurch entsteht aber eine sehr große Ungleichheit, indem die Anzahl der Landvögel gar zu groß ist.“ Das Letztere ist nun freilich kein Grund, um das Althergebrachte zu verwerfen; Oken bleibt uns aber bessere Gründe zur Rechtfertigung seiner Eintheilung nicht schuldig. „Ich sehe“, fährt er fort, „auf die Entwicklung der Vögel. Die einen kommen nackt und blind aus dem Ei und müssen daher lange geäzt werden. Sie nenne ich Nesthocker. Die andern kommen schon ziemlich befiedert und sehend aus dem Ei und können fast sogleich laufen und ihre Nahrung suchen. Sie nenne ich Nestflüchter. Der Gang der ersteren ist hüpfend, der der zweiten schreitend; man könnte sie Hüpfer und Schreiter nennen. Jene halten sich hoch, und ihre Hauptbewegung ist der Flug, diese halten sich immer auf der Erde und im Wasser auf und fliegen nur, wenn es noth thut; man könnte sie Flieger und Läufer nennen. Jene sind an einerlei Nahrung gebunden, leben von Samen und Früchten auf dem Stengel oder von schnell beweglichen Thieren, diese leben von allem Möglichen, von abgefallenem Samen und Früchten und meist von langsam kriechenden Thieren, wie von Schnecken und Gewürm, Fischen, Lurchen, Vögeln und Säugethieren, von gekochtem Fleisch und Gemüse; man könnte sie Einerlei- und Allesfresser nennen. Jene sind ferner fast durchgängig klein, und die Mehrzahl erreicht nicht die Größe des Raben, diese dagegen sind meistens größer als ein Huhn; jene schlafen stehend, diese hockend ꝛc.“

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese Unterschiede thatsächlich begründet und gewichtig sind; für die Aufstellung eines Systems haben sie jedoch nur eine untergeordnete Bedeutung. Viele „Schreiter, Läufer, Allesfresser, Fußgänger, Schlafsteher“ und wie Oken die Mitglieder einer seiner Stufen sonst noch genannt hat, sind Nesthocker, nicht Nestflüchter: wir würden also anscheinend enge Verwandte trennen müssen, wollten wir der Oken'schen Auffassung dem Wortlaute nach huldigen. Immerhin aber verdienen die von dem geistreichen Forscher entwickelten Ansichten unsere Berücksichtigung, und jedenfalls darf ich es hier nicht unerwähnt lassen, daß wir uns fortan vorzugsweise mit Nestflüchtern zu beschäftigen haben werden.

Man hat eine Ordnung aufgestellt und ihr den Namen der Scharrvögel gegeben, weil man fühlte, daß die in ihr vereinigten Vögel doch nicht im strengsten Sinne zusammen gehören. Wäre das Gegentheil der Fall gewesen, so würden die Glieder dieser Ordnung passender Hühner oder Hühnervögel genannt worden sein. Ich habe den Ansichten der Mehrzahl der Thierkundigen Rechnung getragen und dieselbe Ordnungsgrenze angenommen, wie sie; es ist Dies jedoch keineswegs ohne ernste Bedenken geschehen, und wahrscheinlich würde ich mehrere Familien, welche man im allgemeinen zu den Hühnervögeln zählt, von diesen getrennt und zu eigenen Ordnungen erhoben haben, hätte ich den zu solcher Vornahme unerläßlich nöthigen Stoff zur Verfügung gehabt. Um diese meine Bedenken gleich hier vorzubringen, will ich bemerken, daß es sich meiner Ansicht nach hauptsächlich um die Flughühner, die Schaku- oder Penelopehühner, die Hokkos und die Großfußhühner handelt, welche Zweifel gegen die Ordnungsverwandtschaft aller Scharrvögel als sehr begründet erscheinen lassen. Ich verwahre mich also gegen jede falsche Auslegung, welche das Nachstehende erleiden könnte, indem ich ausdrücklich erkläre, daß, meiner Anschauung nach, die Unter-

schiede zwischen den eigentlichen Hühnern, welche den Kern der Ordnung bilden, und den Flughühnern einerseits, den Schakus, Hokkos und Großfußhühnern andererseits sehr bedeutend sind und zu einer Trennung nach Ordnungen berechtigen. Diese Ansicht erhält durch Erwägung der Lebensverhältnisse ein bedeutendes Gewicht; denn die genannten unterscheiden sich durch ihre Lebensweise, ihr Betragen, durch ihre Ernährung und Fortpflanzung so wesentlich von den eigentlichen Hühnervögeln, daß es unter allen Umständen als ein Wagniß angesehen werden muß, sie mit ihnen zusammen zu bringen. Aber auch die allgemein giltige Einordnung der betreffenden Familien hat Vieles für sich: vor allem das Eine, daß man bei streng sachgemäßer Behandlung dieser Frage zum mindesten zwei neue Ordnungen bilden müßte, eine für die Flughühner allein und eine zweite für die übrigen zweifelhaften Hühner. Und dabei würde man noch immer nicht alle Bedenken erledigt haben! In Erwägung dieses Umstandes glaube ich mich wenigstens keines Fehlers schuldig zu machen, wenn ich die altangenommene Ordnungsgrenze aufrecht erhalte. Doch werde ich das Nachstehende hauptsächlich auf die eigentlichen Hühner beziehen und die abweichenden Familien der Ordnung später ausführlich beschreiben.

„Keine Vogelgruppe gleichen Ranges", sagt Burmeister, welcher der herrschenden Ansicht huldigt, „zeigt bei einer so allgemeinen Verbreitung über die Erdoberfläche eine solche Verschiedenheit des Körperbaues, wie die hier zu behandelnde der Scharrvögel oder Hühner im weitesten Sinne. Hühner gibt es überall — nicht blos als Hausgeflügel, von den Menschen über die Erdoberfläche verbreitet: auch ursprünglich ist eine Hühnergestalt an allen bewohnbaren Theilen der Erde vorhanden. Aber freilich der bezeichnende Ausdruck des Huhns ist in der äußeren Erscheinung oft so versteckt, daß es Mühe kostet, die Hühnerverwandtschaft im Vogel nachzuweisen." Giebel behauptet nun zwar das Gegentheil, da er der Ansicht ist, alle Scharrvögel böten in Betragen, Lebensweise und Organisation so bezeichnende allgemeine Merkmale, daß selbst die äußersten Glieder der Gruppe noch leicht und sicher erkannt werden: — aber Giebel hat diese Behauptung entweder etwas zu leichtfertig ausgesprochen, oder die Vögel selbst nicht so gut gekannt, wie sein Vorgänger, dessen Ausspruch ich zu dem meinigen gemacht habe. Es ist sehr schwierig, allgemein giltige Kennzeichen für die Scharrvögel aufzustellen.

Die Scharrvögel sind kräftig, selbst schwerfällig gebaut, kurzflügelig, starkfüßig und reich befiedert. Ihr Leib ist gedrungen, kurz und hochbrüstig, der Hals kurz, höchstens mittellang, der Kopf klein. Der Schnabel ändert vielfach ab, viel mehr z. B. als der Schnabel der Raub- oder Singvögel: er ist in der Regel kurz, kaum halb so lang als der Kopf, zuweilen aber auch sehr lang, die Kopfeslänge beinahe erreichend. Im ersteren Falle ist er zugleich breit und hoch, mehr oder weniger stark gewölbt und an der Spitze hakig herabgebogen, mindestens zu einem kuppenförmigen Hornnagel ausgezogen, gegen welchen der hintere, weiche, häutige Theil nur deshalb weniger scharf sich absetzt, weil diese Strecke des Schnabels kürzer ist, als bei den Tauben. Der hintere Theil ist meist mit Federn bekleidet, und zwischen ihnen sitzt eine schmale häutige Schuppe, welche, wie bei den Tauben, das Nasenloch deckt. Ausnahmsweise ist der hintere Theil des Schnabels mit einer förmlichen Wachshaut überzogen und diese überdeckt dann wohl auch Knollen, welche vor der Paarungszeit anschwellen und nach ihr sich verkleinern, wie bei den Tauben. Im letzteren Falle ist der Schnabel auch sehr verschmächtigt, oben und unten gebogen, nur an der Spitze zu einer kurzen, hornigen Endschuppe verhärtet, und das weite, offene Nasenloch liegt in einer langen Nasengrube. Die Beine, das wichtigste Bewegungswerkzeug der Scharrvögel, sind stets sehr kräftig gebaut, meist mittelhoch, die Füße langzehig, die Nägel kurz. Der Schenkeltheil des Beines erscheint wegen der kräftigen Muskeln, welche hier an die Knochen sich ansetzen, dickfleischig, der Lauf stark, der Fuß mehr oder weniger entwickelt. In der Regel sind seine vier Zehen wohl ausgebildet, zuweilen aber verkümmert die Hinterzehe bis auf den Nagel, welcher selten vermißt wird. Bei den meisten der auf dem Boden lebenden Scharrvögel ist die höher als die übrigen angesetzte Hinterzehe klein, bei den Baumhühnern hingegen ziemlich groß; bei einer Gruppe ist die Zehenentwickelung auffallend. Die Krallen

sind meist kurz, breit und stumpf, zuweilen aber auch lang und schmal, stets jedoch wenig gebogen. Bei gewissen Arten der Scharrvögel werden sie nach der Jahreszeit gewechselt, d. h. abgeworfen, wie ein ausgezogener Schuh, und wiederum neugebildet. Der Flügel ist in der Regel kurz und dann stark abgerundet und schildartig gewölbt; es macht sich aber auch das gerade Gegentheil bemerklich. Am Handtheil desselben sitzen zehn, am Armtheil zwölf bis neunzehn Schwingen. Der Schwanz ist sehr verschieden gebildet und gestaltet, kann auch gänzlich fehlen: er besteht aus zwölf oder vierzehn bis aus achtzehn und zwanzig Steuerfedern (welche übrigens in so hoher Zahl nur dem Männchen zukommen), ist bald kurz, bald mittel-, bald sehr lang und dann seitlich stark verkürzt. Das übrige Gefieder der Scharrvögel ist im allgemeinen derb und großfederig; die einzelnen Federn sind an ihrer Wurzel dunig; ihr Schaft verdickt sich, und von der Spule geht ein zweiter, sehr großer, aber nur duniger, sogenannter Afterschaft aus. Beachtung verdient die ungewöhnliche Entwickelung der Bürzel- oder Schwanzdeckfedern, welche gewissen Hühnern zum hauptsächlichsten Schmuck werden, ebenso ferner die merkwürdige Ausbildung und Entfaltung, welche bei einzelnen Arten die Oberarmschwingen zeigen. Das Gefieder bekleidet den Leib und Hals sehr reichlich, bei zwei Familien auch die Fußwurzeln bis zu den Zehen herab, läßt dagegen oft kleinere oder größere Stellen am Kopfe und an der Gurgel frei. Hier wuchert dann die Haut ebenso, wie an anderen Stellen das Gefieder: es bilden sich schwielige Auftreibungen, Warzen, Lappen, Kämme, Klunkern und andere Anhängsel, sogar kleine Hörnchen, und alles das Nackte glänzt und leuchtet in den lebhaftesten Farben. An Pracht und Farbenschönheit stehen die Scharrvögel überhaupt wenig anderen nach, und viele von ihnen können mit den glänzendsten aller Klassenverwandten wetteifern. Uebrigens mag bemerkt sein, daß es nicht sowohl der Glanz oder die Schönheit der Farbe, als vielmehr die Zierlichkeit der Zeichnung und die Farbenvertheilung ist, was uns anspricht. Die Verschiedenheit der Trachten zeigt sich bei keinem Vogel größer als bei den Hühnern; die Männchen unterscheiden sich wenigstens bei vielen so auffallend von den Weibchen, welche hier als der bescheidenere Theil erscheinen, daß es für die Unkundigen schwer sein kann, in dem einen den Gatten des andern zu erkennen. Das Jugendkleid weicht stets von dem der alten Vögel ab und durchläuft oft und meist in überraschend kurzer Zeit mehrere Stufen der Entwickelung, bevor es zum Alterskleide wird.

Der innere Bau der Scharrvögel ist in mancher Hinsicht eigenthümlich. Das Gerippe ist massig und das Luftfüllungsvermögen der einzelnen Knochen gering; luftführend sind vor allen anderen die Oberschenkelknochen. Der Brustbeinkörper ist nicht eigentlich knöchern, sondern häutig, nach hinten jederseits doppelt ausgebuchtet; die innere dieser Buchten erstreckt sich so weit nach vorn, daß der Brustbeinkörper selbst bis auf einen schmalen Knochenstreifen verkümmert erscheint; ein zweiter Knochenstreifen trennt die eine Bucht von der andern. Der Kamm des Brustbeins ist minder hoch, als bei den Tauben, vorn verbreitert, in seinem Laufe stark gewölbt. Das Gabelbein ist dünn und schmächtig. Die Vorderglieder zeichnen sich durch die Breite des Vorderarms und die bogenförmige Krümmung der Ellbogenröhre aus. Die mittleren Rückenwirbel verwachsen zu einem einzigen Stück. Dreizehn bis funfzehn Wirbel bilden den Halstheil, sieben rippentragende den Brusttheil, fünf bis sechs den Schwanztheil der Wirbelsäule. Diese Beschreibung paßt übrigens, wie ich nochmals hervorheben will, nur für die eigentlichen Hühner. — Die Zunge ist ziemlich gleichbreit, oben flach und weich, vorn kurz gespitzt und meist ausgezasert, der Zungenkern einfach, vorn knöcherig, hinten knorpelig, der Zungenbeinkörper schmal und länglich. Der Schlund erweitert sich zu einem wahren Kropf von ansehnlicher Größe. Der Vormagen ist dickwandig und drüsenreich, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme sind sehr lang und keulenförmig gestaltet. Die Leber ist mäßig groß, ungleichlappig, die Gallenblase klein, die Milz klein und rundlich. Die Luftröhre ist weich, wird nur aus knorpligen Ringen gebildet und bei den Männchen gewisser Arten in ihrem unteren Theile mit einer zelligen gallertartigen Masse überkleidet 2c.

Die Scharrvögel sind, wie bereits angedeutet, Weltbürger, in Asien aber am höchsten entwickelt. Jeder Erdtheil beherbergt gewisse Familien mehr oder weniger ausschießlich, wobei freilich berücksichtigt

werden muß, daß unser Europa, die Halbinsel Asiens, keine Art oder Familie besitzt, welche hier und bezüglich in Afrika nicht auch heimisch wäre, und daß dem ganzen Norden überhaupt dieselben Familien gemeinsam sind. Die innerhalb der Wendekreise gelegenen Länder Asiens, Afrikas, Amerikas und Oceaniens aber zeigen gerade in diesen Läufern ein selbständiges Gepräge.

Als bevorzugte Wohnstätte unserer Vögel darf man den Wald ansehen, die einzige aber ist er nicht; denn auch die pflanzenlose Ebene, die nur mit dürftigem Gesträuch und Gräsern bedeckten Berggehänge der Alpen über der Schneegrenze und die ihnen entsprechenden Mossteppen des Nordens werden von Scharrvögeln bevölkert. So weit man nach Norden hin vordrang: ein Schneehuhn hat man auf jedem größeren Eilande gefunden, und wo man auch sein mag in der Wüste, da, wo die uns kaum begreifliche Möglichkeit zum Leben vorhanden: ein Flughuhn wird man schwerlich vermissen. Die ganze Erde ist in Besitz genommen worden von den Mitgliedern dieser Ordnung; wo die einen verzweifeln, ihr Leben zu fristen, finden andere das tägliche Brot. Allüberall leben sie, von den Kuppen der Gebirge an bis zum Gestade des Meeres herab, vom Gleicher an bis zu den nächst dem Pole gelegenen Inseln: — nur der sechste Erdtheil, die um den Südpol gelagerten Felsmassen, beherbergt sie nicht. Wie sie es ermöglichen, sich ihren Unterhalt zu erwerben an den Orten, wo entweder die Glut der Sonne oder die Kälte der monatelangen Nacht unserer Erde Oede und Armuth bringt, Das vermögen wir nicht zu sagen, kaum zu begreifen, obgleich wir wissen, daß ihnen eigentlich alles Genießbare recht, daß sie zwar vorzugsweise Pflanzenfresser, aber doch auch tüchtige Räuber sind, daß sie mit Stoffen sich begnügen, welche nur Raupen mit ihnen theilen oder höchstens einzelne Wiederkäuer zur Azung nehmen. Eins aber sehen wir wohl, daß sie sich überall, wo sie leben, auch höchst behaglich fühlen, ja, daß sie sich allerorten mehr oder weniger gleich bleiben in Wesen und Gewohnheiten.

Man kann die Scharrvögel nicht als besonders begabte Geschöpfe bezeichnen: ihre Fähigkeiten sind gering. Die wenigsten vermögen, im Fluge mit andern Vögeln zu wetteifern, die meisten sind mehr oder weniger fremd auf den Bäumen, weil sie sich hier nicht zu benehmen wissen, und alle ohne Ausnahme scheuen das Wasser. Ihr Reich ist der flache Boden. Sie sind vollendete Läufer; nur diejenigen, deren Flugfähigkeit am höchsten entwickelt ist, sind es nicht. Ihre kräftigen und verhältnißmäßig hohen Beine gestatten ihnen nicht nur einen ausdauernden, sondern auch einen sehr schnellen Lauf: im Laufen kann schon ein kleineres Huhn die Menschen beschämen. Reicht die Kraft der Beine allein nicht aus, so werden auch die Flügel mit zu Hilfe genommen, doch mehr, um den Leib im Gleichgewicht zu halten, als um ihn vorwärts zu treiben. Zum Fliegen entschließt sich der Scharrvogel in der Regel nur, wenn er es unbedingt thun muß, wenn er laufend das Ziel seiner Wünsche und Absichten entweder nicht rasch oder nicht sicher genug erreichen zu können glaubt. Der Flug der großen Mehrzahl unserer Ordnung ist auch so schlecht, daß Dies leicht begreiflich wird: er erfordert viele, rasche Schläge der kurzen, runden Fittige, gestattet den sie bewegenden Muskeln keine Ruhepausen und ermüdet daher sehr bald. Spielendes Umherfliegen, wie es anderer Vögel Art, fällt den Scharrvögeln gar nicht ein; wenn sie ihrer Begeisterung Ausdruck verleihen wollen, gebrauchen sie die Beine mehr als die Flügel, welche höchstens benutzt werden, um alle Schönheit zu entfalten, oder um Lärm zu machen. Aber auch in dieser Hinsicht gibt es Ausnahmen. — Die Stimme der Scharrvögel ist eigenthümlich. Wenige Arten dürfen schweigsam genannt werden; die meisten schreien gern und viel. Von angenehmen Tönen wird aber wenig vernommen, falls man von dem Ausdruck der Zärtlichkeit, welchen die Hühnermutter ihren Küchlein gegenüber anwendet, absieht und den eigentlichen Liebesruf des Hahns allein berücksichtigt. Dieser Ruf wird zwar von den wortarmen Welschen Gesang genannt, wir hingegen wenden zu seiner Bezeichnung Ausdrücke, meist Klangbilder, an, welche treffender sind: unsere Sprache läßt die Hähne krähen, kollern, knarren, balzen, schleifen, wetzen, schnalzen, schnappen, worgen, kröpfen, Gesetz'l machen &c. — an Gesang denkt nicht einmal der Waidmann, in dessen Ohre die Laute mancher Hähne angenehmere Musik sind, als die Weisen unsrer Tonkünstler.

Ueber die höheren Fähigkeiten läßt sich auch kein günstiges Urtheil fällen. Die Scharrvögel sind nicht als hochgeistige Geschöpfe zu betrachten, obwohl sie noch hoch über viele andere gestellt werden müssen. Gesicht und Gehör scheinen scharf, Geschmack und Geruch wenigstens nicht verkümmert zu sein; über das Gefühl müssen wir uns des Urtheils enthalten. Ein gewisses Maß von Verstand läßt freilich sich nicht in Abrede stellen; bei sorgfältiger Beobachtung bemerkt man aber bald, daß nur die niederen Hirnthätigkeiten entwickelt sind. Die Scharrvögel beweisen, daß sie zwar ein gutes Gedächtniß, aber wenig Urtheilsfähigkeit haben. Sie lernen verstehen, daß auch sie von Feinden bedroht werden, selten aber zwischen diesen unterscheiden; denn sie benehmen sich den gefährlichen Thieren oder Menschen gegenüber nicht anders, als angesichts ungefährlicher: ein Thurmfalk flößt ihnen dasselbe Entsetzen ein wie ein Adler, der Ackersmann dieselbe Furcht wie der Jäger. Fortgesetzte Verfolgung macht sie nur scheuer, nicht aber vorsichtiger, mißtrauischer, aber nicht klüger. Und wenn die Leidenschaft ins Spiel kommt, ist es mit ihrer Klugheit vorbei.

Leidenschaftlich im hohen Grade zeigen sich alle Scharrvögel, auch diejenigen, welche wir als die sanftesten und friedlichsten bezeichnen. Den Hennen wird nachgerühmt, daß sie sich zu ihrem Vortheile von den Hähnen unterscheiden, sie verdienen diesen Ruhm jedoch nur theilweise; denn auch sie sind zänkisch und neidisch, wenn nicht wegen der Hähne, so doch wegen der Kinder. Sie, welche ihre Küchlein mit erhabener Liebe behandeln, sich ihretwegen der größten und augenscheinlichsten Gefahr aussetzen, ihnen zu Liebe hungern und entbehren, welche selbst fremdartigen Wesen zur treuen Mutter werden, wenn dieselben durch die Wärme ihres Herzens zum Leben gerufen wurden, kennen kein Mitgefühl, keine Barmherzigkeit, kein Wohlwollen gegen die Kinder anderer Vögel, die Küchlein anderer Hennen: sie tödten dieselben durch Schnabelhiebe, wenn sie auch nur argwöhnen, daß die eigene Brut beeinträchtigt werden könnte.

Im Wesen der Hähne tritt der Widerspruch zwischen guten und schlechten Eigenschaften noch schärfer hervor. Die Geschlechtsthätigkeit derjenigen, welche nicht in Einweibigkeit leben, ist die lebhafteste, welche man unter Vögeln überhaupt beobachten kann: sie leisten in dieser Hinsicht Erstaunliches, Unglaubliches. Die Paarungslust wird bei ihnen zu einer förmlichen Paarungswuth, wandelt ihr Wesen gänzlich um, unterdrückt, wenigstens zeitweilig, alle übrigen Gedanken und Gefühle, läßt sie geradezu sinnlos erscheinen. Der paarungslustige Hahn kennt nur ein Ziel: eine, mehrere, viele Hennen. Wehe dem Gleichgesinnten! Ihm gegenüber gibt es keine Schonung, ihm zum Leide werden alle Mittel verwendet. Kein anderer Vogel bekämpft seinen Nebenbuhler mit größerer Wuth, wenige streiten mit derselben nie ermattenden Ausdauer. Alle Waffen gelten, jedes Mittel scheint im Voraus gerechtfertigt zu sein. Zum Kampfe reizen Schönheit und Stimme, Stärke, Gewandtheit und sonstige Begabung; gekämpft wird mit einer Erbitterung ohne Gleichen, unter gänzlicher Mißachtung aller Umstände und Verhältnisse, unter Geringschätzung erlittener Wunden, glücklich überstandener Gefahr; gekämpft wird im buchstäblichen Sinne auf Leben und Tod. Im Herzen beider Kämpen herrscht nur das eine Gefühl: den andern zu schädigen an Leib und Leben, an Ehre und Selbstbewußtsein, an Liebesglück und Liebeslöhnung. Alles wird vergessen, so lange der Kampf währt, auch die Willigkeit der Henne, welche dem Ausgang des Kampfes scheinbar mit der größten Gemüthsruhe zusieht. Die Eifersucht der Scharrvögel ist furchtbar, freilich auch begründet. Eheliche Treue ist selten unter den Hühnern. Die Henne verhält sich den Liebesbewerbungen des Hahns gegenüber leidend, d. h. sie läßt sich dieselben einfach gefallen. Aber sie macht in ihrer Hingabe ebenso wenig einen Unterschied zwischen diesem und jenem Hahne, wie der Hahn zwischen ihr und anderen Hennen. Man nimmt gewöhnlich an, daß bei den in Vielweiberei lebenden Scharrvögeln ein Hahn mehrerer Hennen Gatte sei, etwa in demselben Sinne, wie der Muslim Herr und Gebieter von vier rechtmäßigen Gattinnen und einer beliebigen Anzahl Sklavinnen: der Vergleich würde einigermaßen zutreffend sein, wenn es dem Hahn möglich wäre, seine Hennen in derselben Weise abzuschließen, wie der Mahammedaner seine Frauen vor jedes Mannes Augen verbirgt. Das freilich ist richtig: an gutem oder meinetwegen auch an bösem Willen, die Gesetze des

„Harehm", d. h. des „Unantastbaren" zu übertreten, fehlt es den irdischen Huris ebenso wenig als den Hennen; diese aber führen aus, was jene nur wünschen. Jeder andere Hahn ist ihnen ebenso willkommen, wie der, welcher meint, der Rechtmäßige zu sein. Vielweiberei gibt es nicht unter den Thieren: es gibt blos Ein- oder Vieleheligkeit; wenn gesündigt wird gegen die Gesetze, welche wir heilige nennen, geschieht es von beiden Seiten. Der Hahn der Scharrvögel erscheint uns nur als der schlimmere, begehrlichere Theil; streng genommen treibt er es nicht ärger, als die Henne: funfzehn bis zwanzig Eier im Jahre, welche befruchtet sein wollen, sind genug für einen weiblichen Vogel! Der Hahn aber bleibt, während die Henne brütet, sich selbst überlassen, und die Versuchung tritt oft an ihn heran in Gestalt anderer Hennen, welche noch unbemannt sind; sein Gemüth ist empfänglich für jeden Vorzug des anderen Geschlechts; er vergißt die eifrig brütende Mutter, und damit ist alles Uebrige erklärt.

Es wird später ersichtlich werden, daß diese Schilderung für den Kern der Ordnung gilt. Alle Scharrvögel, welche zu Zweifeln hinsichtlich ihrer Verwandtschaft mit den Hühnern veranlassen, beweisen durch ihre Lebensweise, daß diese Bedenken gerechtfertigt sind. Ihr Wesen während der Paarung und ihr Fortpflanzungsgeschäft ist durchaus verschieden von dem soeben geschilderten; ich würde mich aber wiederholen müssen, wenn ich hierauf eingehen wollte.

Bei den eigentlichen Hühnern bekümmert sich der Hahn wenig um das Schicksal seiner Brut. Bei vielen Arten überläßt es der Vater der Mutter, die Eier zu bebrüten und die Jungen zu führen; bei anderen stellt er sich wenigstens dann wieder bei der Familie ein, wenn das langweilige Geschäft des Bebrütens glücklich beendet ist. Einzelne dienen nunmehr als Warner und Leiter der jetzt zusammengehörigen Schar; andere hingegen gesellen sich erst dann zu den Jungen, wenn diese erwachsen sind.

Alle eigentlichen Hühner brüten auf dem Boden, nicht auf Bäumen, wie Hokkos und Penelopehühner es thun. Das Nest kann verschieden sein; es wird jedoch niemals künstlerisch angelegt. Die Mutter beweist ihre Sorgfalt in der Auswahl des Platzes, scheint es aber für unnöthig zu halten, das Nest selbst auszubauen. Da, wo die Gegend buschreich ist, wird die seichte Vertiefung, welche die Eier aufnehmen soll, unter einem Busche angelegt, da, wo Gebüsch mangelt, wenigstens zwischen höherem Grase oder im Getreide, jedenfalls an einem möglichst versteckten Orte, sodaß es immer schwer aufzufinden ist. Viele Arten verwenden einige Reiserchen und auch wohl Federn zur Auskleidung, andere füttern die Mulde gar nicht aus. Das Gelege pflegt vielzählig zu sein. Die Eier sind verschieden, aber doch übereinstimmend gezeichnet. Viele Hühner legen einfarbige, reinweiße, graulich, braungilbliche, bläuliche Eier, andere solche, welche auf ebenso gefärbtem oder röthlichem Grunde entweder mit feinen Pünktchen und Tüpfelchen oder mit größeren Flecken und Punkten von dunkler, oft lebhafter Färbung gezeichnet sind. Die Brutzeit ist verschieden: sie beträgt im Mittel etwa drei Wochen.

Es will scheinen, als ob die Hühnermutter durch ihre treue Hingebung der Brut auch die Liebe des Vaters ersetzen wolle; denn es gibt keinen Vogel, welcher sich mit größerem Eifer seiner Nachkommenschaft widmet, als eine Henne, und das schöne Bild der Bibel ist also ein in jeder Hinsicht wohlgewähltes. Die brütende Henne läßt sich kaum Zeit, ihre Nahrung zu suchen; sie vergißt ihre frühere Scheu und gibt sich bei Gefahr ohne Bedenken preis, in der Absicht, dadurch ihre Jungen zu schützen.

Die jungen Scharrvögel verlassen das Ei als sehr bewegungsfähige und überhaupt begabte Wesen. Sie nehmen vom ersten Tage ihres Lebens an Futter auf, welches die Alte ihnen bloslegt, folgen deren Rufe und werden von ihr gehudert, wenn sie ermüdet sind oder gegen rauhe Witterung geschützt werden sollen. Ihr Wachsthum geht ungemein rasch vor sich. Schon wenige Tage, nachdem sie das Ei verlassen, sind sie im Stande zu fliegen, mindestens zu flattern. In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit erhalten sie auch an anderen Stellen des Leibes Federn, anstatt der ersten buntfarbigen, immer aber dem Boden entsprechend gefärbte Dunen. Die Schwingen erweisen sich bald als unge-

nügend, die inzwischen größer gewordene Last des Leibes zu tragen; sie werden aber so oft gewechselt, daß sie ihre Dienste niemals versagen: der Fittig eines Huhns, welches zum ersten Mal die Tracht der ausgewachsenen Vögel seiner Art anlegt, hat einen vier- bis fünfmaligen Federwechsel durchmachen müssen. Bei den meisten Arten geht die Umkleidung schon vor Beendigung des ersten Jahres in die der alten Vögel über, andere hingegen bedürfen eines Zeitraumes von zwei und selbst drei Jahren, bevor sie als ausgefiedert gelten können. Jene pflegen sich bereits im ersten Herbste ihres Lebens zu paaren, brechen mindestens schon eine Lanze zu Ehren des andern Geschlechts; diese bekümmern sich, bevor sie erwachsen sind, wenig um die Weibchen.

Sehr viele Hennen werden von Raubthieren, denen sie sonst leicht entgehen würden, weggenommen, während sie brüten, weil sie sich nicht entschließen können, die Eier zu verlassen. Geschieht Letzteres, so pflegen auch sie zur Verstellung ihre Zuflucht zu nehmen: sie stellen sich lahm und hüpfen halb laufend, halb flatternd vor dem Verfolger dahin, bis sie diesen glücklich vom Neste entfernt haben; noch besorgter zeigen sie sich, wenn erst die Schar der Küchlein ausgeschlüpft ist.

Die Scharrvögel haben so viel Feinde, daß nur ihre ungewöhnlich starke Vermehrung das Gleichgewicht zwischen Vernichtung und Ersetzung herzustellen vermag. Alle Raubthiere, große und kleine, stellen den Hühnern eifrig nach, und der Mensch gesellt sich überall als der schlimmste Feind zu den so zu sagen natürlichen Verfolgern. Die Hühner sind es, welche allerorten zuerst und mehr gejagt werden, als die übrigen Vögel zusammengenommen. Aber der Mensch hat auch bald einsehen lernen, daß diese wichtigen Thiere sich noch ganz anders verwerthen lassen. Er hat schon seit altersgrauer Zeit wenigstens einige von ihnen an sich zu fesseln gesucht und sie von den Waldungen Südasiens über die ganze Erde verbreitet, unter den verschiedensten Himmelsstrichen, unter den verschiedensten Umständen heimisch gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß er sich die brauchbarsten unter allen ausgewählt; es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß er viele von denen, welche gegenwärtig noch wild leben, unter seine Botmäßigkeit zwingen und in ihnen nützliche Hausthiere gewinnen können wird. Das Bestreben der Neuzeit, fremdländische Thiere bei uns einzubürgern, kann durch keine Thierordnung besser gerechtfertigt und glänzender belohnt werden, als durch die Scharrvögel, deren Schönheit, leichte Zähmbarkeit und Nützlichkeit von keiner andern Vogelgruppe übertroffen wird.

Die bereits erwähnten Flug- oder Wüstenhühner (Pteroclae) nehmen in der Ordnung der Scharrvögel eine so vereinzelte Stellung ein, daß sie nicht blos eine eigene Familie, sondern eine besondere Zunft bilden. Gewöhnlich sieht man sie als Uebergangsglieder von den Tauben zu den Hühnern an, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß diese Ansicht Vieles für sich hat; andererseits aber kann man nicht verkennen, daß sie sich doch nur auf oberflächliche Vergleichung gründet. Dasselbe gilt für die neuerdings geltend gemachte Meinung, daß man in ihnen die Vertreter der Trappen unter den Scharrvögeln zu sehen habe, weil dafür der Bau des Schnabels und der Füße, sowie auch die Beschaffenheit der Befiederung und die Fortpflanzung spricht. Ich meinestheils bin der Ansicht, daß man die Flughühner mit anderen Scharrvögeln oder mit Tauben gar nicht vergleichen kann, daß sie vielmehr eine jener Familien bilden, welche das Gepräge ihrer Heimat auf das Schärfste bekunden und ebenso eigenthümlich sind und leben, wie diese Heimat es ist. Ich sehe in ihnen nicht die am höchsten stehenden Scharrvögel; aber ich trage einer Begabung, ihrer außerordentlichen Flugfertigkeit, welche sie vor allen übrigen auszeichnet, Rechnung. Nicht umsonst haben die Flughühner ihren Namen erhalten: sie verdienen ihn in vollstem Sinne des Wortes. Der Schnabel ist es nicht, welcher sie kennzeichnet, der Bau des Fußes ebenso wenig: ihr Merkmal ist die Entwickelung des Gefieders, und vor allem die Ausbildung der Flugwerkzeuge. Es gibt kein Huhn, keinen Scharrvogel, welcher ihnen hierin gleicht; es gibt keinen Laufvogel, welcher sie

übertrifft. Ihre wunderbare Heimat, die baumlose und pflanzenarme Ebene, mag sie sich nun als vollendete Wüste oder als Steppe, als wüstenhaftes Feld oder verwahrlostes Ackerland zeigen, spiegelt sich wieder, verkörpert sich, so zu sagen, in diesen Thieren. Sie verlieh ihnen, den bevorzugten Kindern, nicht blos das Wüstenkleid in seiner Vollendung, sondern gab ihnen auch jene Beweglichkeit, welche allein befähigt, in einem so armen Gebiet das Leben zu fristen, ja, sogar ein frisches, fröhliches Leben zu führen.

Die Wüstenhühner erscheinen wegen ihrer langen Flügel und des langen Schwanzes schlank, sind aber in Wahrheit sehr gedrungen gebaute Vögel. Ihr Leib ist kurz, die Brust sehr gewölbt, der Hals mittellang, der Kopf klein und zierlich, der Schnabel klein, kurz, auf der Firste seicht gebogen, am Unterkiefer vor der Spitze ein wenig verdickt, seitlich nur unbedeutend zusammengedrückt, sodaß er rundlich erscheint; die Nasenlöcher liegen an der Wurzel, unter den Stirnfedern verborgen, werden durch eine Haut halb geschlossen und öffnen sich nach oben. Die Füße sind klein, d. h. ziemlich kurzläufig und sehr kurzzehig, bei den Gliedern einer Sippe in durchaus eigenthümlicher Weise verkümmert, alle Vorderzehen bis zum ersten Gelenk und weiter mit einer Haut verbunden oder, wie man auch sagen kann, mit einander verwachsen, und mit Häuten gesäumt; die Hinterzehe ist stummelhaft und hoch angesetzt oder sie fehlt gänzlich; die Nägel sind kurz, seicht gebogen, stumpf und breit. Die Flügel sind kurzarmig, die Fittige sehr lang, in ihnen die Schwingen von der ersten an gleichmäßig verkürzt; der aus 14 bis 18 Federn gebildete Schwanz ist mindestens abgerundet, gewöhnlich aber keilförmig zugespitzt, und seine beiden Mittelfedern verlängern sich oft bedeutend über alle übrigen. Das Gefieder besteht aus ziemlich kurzen, breiten, abgerundeten, sehr harten Federn, welche dem Leibe, obwohl sie ihn locker bekleiden, doch ein glattes Aussehen verleihen. Die Färbung ist eine echt wüstenhafte, d. h. eine solche, welche genau der Färbung des Bodens entspricht, im wesentlichen also der des Sandes ähnelt, die Zeichnung gewöhnlich eine überaus zierliche und so manchfache, daß es unmöglich wird, sie im allgemeinen zu bezeichnen. In der Regel unterscheiden sich die Geschlechter; es macht sich aber das Umgekehrte bemerklich, ohne daß man sagen könnte, das Eine oder das Andere deute auf Sippenverschiedenheit der betreffenden Arten. Die ausgefiederten Jungen ähneln gewöhnlich der Mutter, legen aber sehr bald das Alterskleid an.

„Nach ihrer ganzen Stellung“, sagt Nitzsch, „stehen die Flughühner zwischen der Tauben- und Waldhühnergruppe; aber sie scheinen sich näher an jene als an diese echte — fügen wir hinzu: überhaupt eine — Hühnerfamilie anzuschließen. Namentlich zeigen sie in Hinsicht der Verhältnisse der Federflur, der Handschwingen, der Muskeln und der ganzen Form des Flügels, des Kopfgerüstes, der Zunge, des Gabel- und des Brustbeins die größte Aehnlichkeit mit den Tauben; außerdem findet man bei ihnen freilich fast alle Formenverhältnisse, welche die Tauben mit den Hühnern gemein haben, dagegen, wie es scheint, nur wenige, welche wohl bei den Hühnern, nicht aber bei den Tauben sich finden: so die langen, ganz hühnerartigen Blinddärme. Die größte Eigenthümlichkeit ihrer Bildung besteht wohl in der Beschaffenheit der Fußzehen, da nicht blos der Daumen verstümmelt ist, sondern auch die äußere Vorderzehe, anstatt wie bei fast allen Vögeln fünf Glieder zu haben, nur aus vier derselben besteht, wie bei den Nachtschatten. In der Entwickelung des Brustbeinkammes übertreffen die Flughühner noch die Tauben und vielleicht selbst die Segler und Kolibris.“

Die Flughühner finden sich nur in der alten Welt, und zwar vorzugsweise in Afrika, obgleich man nicht sagen kann, daß dieser Erdtheil auch den größten Formenreichthum besitzt. Ihre Heimat dehnt sich soweit, als die Wüste reicht: demgemäß leben sie in Afrika besonders zahlreich; sie werden aber auch in Asien durch eine namhafte Anzahl Arten vertreten und fehlen selbst unserem Europa nicht, obwohl sie sich hier blos auf den Theil beschränken, welcher Afrika ähnelt. Jeder Erdtheil, Europa ausgenommen, besitzt seine eigenen Arten; aber einzelne von ihnen sind über ungeheuere Länderstrecken verbreitet und kommen in allen drei Erdtheilen als Standvögel vor. Sie werden jedoch nicht blos an ihren eigentlichen Wohnsitzen beobachtet, sondern wandern zuweilen in Ländern ein, in welchen man sie früher nicht bemerkte. Zwar verweilen fast alle Arten jahraus, jahrein an derselben

Stelle oder mindestens in derselben Gegend; ihre außerordentliche Flugfertigkeit aber setzt sie in den Stand, ohne alle Beschwerde Hunderte von Meilen zu durcheilen, und gewisse, uns noch unbekannte Umstände veranlassen sie, manchmal weit über die Grenzen ihres Gebietes zu schweifen. Es thut Dies vorzugsweise eine Art, welche regelmäßig wandert; aber man hat auch schon von denjenigen, welche wir höchstens als Strichvögel betrachten dürfen, Versprengte in Ländern gefunden, welche wir als ihnen durchaus fremde bezeichnen müssen.

Ueber das allen Flughühnern Gemeinsame der Lebensweise, der Sitten und des Betragens darf ich aus Gründen, deren Berechtigung später erklärlich werden wird, im Voraus wenig sagen; einige Worte aber mögen hier ihre Stelle finden, und wenn es beinahe dieselben sind, welche ich schon früher gebrauchte, so mag man Solches damit entschuldigen, daß jene Worte mir, um mich so auszudrücken, durch die Wüste selbst eingegeben und zugebracht worden sind.

Wenig Vögel verstehen es, wie die Flughühner, die ödesten und ärmsten Gegenden zu beleben. Inmitten der dürrsten Wüste, an Orten, wo nur der stille, leichte Wüstenläufer und die schwermüthig rufende Sandlerche den Pfad des Reisenden kreuzen, erhebt sich vor ihm, polternd und rauschend, die redselige, fast geschwätzige Schar dieser begabten Geschöpfe. Als Zwitter mögen sie uns erscheinen, wenn wir ihren Leib mit denen anderer Vögel vergleichen: als ganze, echte Wüstenthiere stellen sie sich uns vor, wenn wir ihr Leben zu erforschen suchen. Wo ihre erhabene Mutter die Möglichkeit des Lebens gewährte, wird man sie gewiß nicht vermissen; ja, sie sind es, welche uns erst Kunde geben von dieser Möglichkeit: denn uns bleibt es unbegreiflich, wie sie überhaupt im Stande sind, ihr Leben zu fristen. Mehrere Arten wohnen, wenigstens hie und da, dicht neben einander, ohne sich jedoch mit anderen ihrer Familie zu vermischen; die Mitglieder einer Art leben aber in treuer Gemeinschaft und bilden oft ungeheure Flüge, welche dann Monate lang zusammenhalten, gesellig umherschweifen und täglich weite Strecken durchmessen, weil die arme Wüste selbst ihnen, den Wenigbegehrenden, nur stellenweise Nahrung gewähren kann. Der Reisende begegnet ihnen überall. Obgleich sie tagtäglich und mit größter Regelmäßigkeit zur Tränke fliegen müssen, scheint sie doch eine größere Entfernung der wasserspendenden Quellen von ihren Futterplätzen wenig zu kümmern: es wird ihnen leicht, vor dem Schlafengehen noch einen Spazierflug auszuführen, welcher uns als Tagereise und mehr erscheinen mag. Deshalb ist es denn auch vorzugsweise die Zeit, in der sie ihren Durst stillen wollen, welche sie vor das Auge des Jägers oder des Forschers bringt; denn wenn ihr zahlreicher Schwarm in dicht gedrängtem Haufen unter dem fast allen Arten gemeinsamen Rufe „Khadda, khadda", dahin fliegt, muß auch das blödeste Auge ihrer ansichtig werden oder das stumpfeste Ohr sie wahrnehmen. Sonst ist es nicht immer leicht, sie zu bemerken: ihr Wüstenkleid ist ein so wunderbarer Schutz, daß sie es verstehen, sich selbst vor dem geübten Auge unsichtbar zu machen. Und wenn auch der Kundige es bald lernt, ihre Lieblingsplätze von anderen Stellen der Einöde zu unterscheiden, wenngleich er, Dank ihrer lebendigen Geschäftigkeit und Regsamkeit, sie dann ohne Mühe aufzufinden weiß: so verstehen sie es doch, selbst ihn durch ihr Unsichtbarmachen zu hintergehen, während der Unkundige bis zu dem Augenblicke, wo er plötzlich von Hunderten fliegender Vögel umrauscht wird, von ihrem Vorhandensein kaum eine Ahnung hatte.

Gleichmäßig leben die Schwärme Monate lang zusammen, bis die Paarungszeit heran naht, und die Liebe sich auch bei ihnen geltend macht. Dann zertheilen sich die Flughühner in kleinere Trupps und diese in die einzelnen Pärchen, von denen nunmehr jedes sich eine passende Stelle auf dem sandigen Boden aussucht, hier eine seichte Vertiefung scharrt und, nachdem die wenigen Eier vom Weibchen gelegt worden sind, der Brut mit Eifer sich hingibt. Eine bis zwei Bruten werden auf diese Weise ausgeführt; dann sammeln sich die Vereinzelten wieder, und das alte Leben beginnt von neuem, falls nicht besondere Ursachen hindernd oder wenigstens verändernd einwirken.

Die Sippe der **Flughühner** unterscheidet sich durch den Fuß- und Flügelbau von der zweiten Gruppe der Familie, den Steppenhühnern. In dem Fittig sind die erste und zweite Schwinge die längsten. Die Füße sind vierzehig, die Zehen nur an der Wurzel durch eine Haut verbunden. Die Geschlechter unterscheiden sich regelmäßig durch die Färbung.

Von dieser Sippe gehören zwei Arten Europa als Brutvögel an, und eine dritte soll sich von Afrika aus hierher verflogen haben.

Die **Ganga** (Pterocles arenarius), eine der größten Arten der Gruppe, ist auf dem Kopfe und dem Hinterhalse fleischröthlichgrau, im Nacken dunkler als am Kopfe, auf dem Mantel blaß oder dunkelgelb und schieferfarben durcheinander gefleckt und zwar so, daß das Ende jeder Feder einen rundlichen ockergelben Fleck zeigt, welcher nach der Wurzel zu durch ein dunkleres Band begrenzt wird; die Kehle ist ockergelb, ein Gurgelband braunschwarz, die Brust röthlichgrau, ein scharf abgegrenztes Brustband schwarz oder braunschwarz, wie der Bauch; die Schwingen sind aschgrau oder aschblau, an der Spitze schwärzlichbraun, von unten gesehen kohlschwarz, die der zweiten Ordnung an der Wurzel weiß, die oberen Flügeldeckfedern theilweise rein ockergelb und ungefleckt, die unteren weiß, die beiden mittleren Schwanzfedern zimmtbraun mit schwärzlichen Querstreifen, die übrigen Steuerfedern aschgrau, weiß an der Spitze; auch sie erscheinen, von unten gesehen, bis auf die Spitze kohlschwarz; die oberen Deckfedern sind von der Farbe des Rückens, die unteren weiß und schwarz gefleckt. Die Befiederung der Füße hat eine dunkle braungelbe Färbung. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schmuzigblau, der Fuß, soweit er unbefiedert, dunkelblaugrau. Die Länge beträgt 13½, die Breite 26 bis 27, die Fittiglänge 8¾, die Schwanzlänge 4 Zoll. Das Weibchen ist auf dem ganzen Rücken, und an der Halsseite sandgelb, jede Rückenfeder vielfach schwarzbraun in die Quere gebändert, jede einzelne Kopf-, Nacken-, Hals- und Vorderbrustfeder durch dunkle Tropfenflecke gezeichnet; Kehl- und Brustband sind nur angedeutet; der Bauch ist ebenfalls braunschwarz, aber lichter wie beim Männchen. In der Größe macht sich, meinen Messungen zufolge, zwischen beiden Geschlechtern kaum ein Unterschied bemerklich.

Die **Khata** der Araber (Pterocles Alchata) ist etwas kleiner als die Ganga, aber lebhafter gefärbt. Im allgemeinen herrscht auch bei ihr die Sandfarbe vor; die Stirn und die Wangenseiten sind rostbraun, die Kehle und ein feiner Zügelstreifen, welcher vom Auge beginnt und sich zum Hinterkopf hinabzieht, schwarz, der Hinterhals, Nacken und Rücken bräunlich graugrün mit gelben Flecken, weil die Enden der einzelnen Federn Endtupfen zeigen, die kleinen Flügeldecken graulichblutroth, die Oberfedern vor der Spitze breit rostbraun, sodann fein hellgelb und endlich dunkelbraun gebändert, die großen Deckfedern grünlich graugelb, schwarzbraun gesäumt; die Gurgelgegend ist röthlich fahlgelb, die obere Brust lebhaft zimmtbraun, oben und unten durch ein schmales, schwarzes Band begrenzt, der Bauch weiß; die Schwingen sind grau, schwarz geschäftet, auf der inneren Fläche in Dunkelgrau übergehend, die Schulterfedern außen grünlichgelbgrau, innen fahlgrau, die Schwanzfedern auf der Außenfahne grau und gelb gebändert, auf der Innenfahne grau, an der Spitze weiß; bei dem äußersten Paar ist auch die Außenfahne weiß, bei den darauf folgenden gilblichweiß; die verlängerten Schwanzfedern haben die Färbung der Schulterdecken, sind aber schwach gebändert. Das Weibchen zeigt im wesentlichen dieselbe Farbenvertheilung, unterscheidet sich jedoch untrüglich durch die feine Querbänderung des ganzen Oberkörpers, durch ein doppeltes oberes Halsband, welches ein graugilbliches Feld einschließt, und durch die weiße Kehle. Jede einzelne Rückenfeder ist sehr fein und zierlich gebändert, am Wurzeltheile auf fleischröthlichem Grunde dunkelbraun, an der Spitze breiter bläulichgrau, sandgelb und braun. Bei den Flügeldeckfedern ändert die Spitzenfärbung insofern ab, als die Endbinden hellgelb, hellzimmtbraun und schwarzbraun sind; bei den den Handtheil deckenden Federn ist nur die Außenfahne schwarzbraun gesäumt. Das Auge ist braun, der Schnabel bleigrau, der Fuß

bräunlich. Die Länge des Männchens beträgt 12¾, die Breite 22½, die Fittiglänge 7, die Schwanzlänge 5 Zoll.



Die Khata (Pterocles Alchata).

In wahrer Vollendung zeigt sich die Sandfarbe bei einer dritten Art der Sippe (Pterocles exustus), welcher wir den für alle geltenden Namen, Sandhuhn, belassen können. Bei ihm ist die Gesammtfärbung ein schönes röthliches Isabell, welches auf den Wangen, im Gesicht und den Flügeldecken in lebhafteres Gelb übergeht und auf dem Rücken einen grünlichen Schimmer zeigt. Diese Färbung wird durch ein schmales schwarzes Band, welches an den Halsseiten beginnt und sich über die Oberbrust wegzieht, von der tiefschokoladenbraunen Färbung der Unterbrust und des Bauches getrennt; die Befiederung der Fußwurzeln und die Unterschwanzdeckfedern sind wieder isabellfarbig; alle kleineren Flügeldeckfedern zeigen an ihrer Spitze einen chokoladenbraunen Bandflecken; die Handschwingen sind schwarz, von der dritten an weiß an der Spitze und Innenfahne, die beiden mittleren sehr verlängerten und in feine Spitzen ausgezogenen Schwanzfedern isabellgelb, die seitlichen tiefbraun, blaßbraun gefleckt und gebändert. Das Auge ist dunkelbraun, ein breiter, nackter Ring um dasselbe citronengelb, der Schnabel und die Fußzehen sind bleifarben. Die Länge beträgt 13, die Breite 23, die Fittiglänge 7½, die Schwanzlänge 5½ bis 6 Zoll. Das Weibchen ist auf der Oberseite auf isabellfarbenem Grunde dunkler gefleckt und gestrichelt; der Kopf, mit Ausnahme der Kehle und Ohrgegend, der Nacken und der Hals sind graulich isabellgelb und durch dunkle Tropfenflecke gezeichnet; das Brustband ist nur angedeutet; der Bauch braun und schwarz gebändert; die mittleren Steuerfedern sind wenig über die übrigen verlängert.

Das Streifenflughuhn (Pterocles Lichtensteinii) endlich ist oben und unten auf lichtgraulichgelbem Grunde fein schwarz in die Quere gestreift. Die Stirn und der Vorderscheitel sind weißlich, ein von der Schnabelwurzel über die Stirn verlaufendes Band aber, welches das lichte Feld theilt, ist kohlschwarz; auf dem Oberkopfe, in der Wangengegend und an der Kehle verwandeln sich die Querstreifen in Tropfenflecken, auf dem Mantel treten lebhaft gelbe, halbmondförmige Flecken zwischen sie, weil hier die Federn derartig gefärbte Endbinden zeigen; über die Oberbrust zieht sich ein breites Band von lichtbraungelber Farbe, welches in der Mitte durch ein schmales dunkelbraunes getheilt und nach unten hin durch ein lichtgraues begrenzt wird; die Handschwingen sind dunkelbraun, an der Außenfahne lichtbraun, die Schwingen zweiter Ordnung an der Wurzel braun, an der Außenfahne rein weiß, gegen die Spitze hin schwarz; der abgerundete Schwanz, dessen



Das Sandhuhn (Pterocles exustus).

beide Mittelfedern sich nicht über die übrigen verlängern, ist röthlichgraugelb, jede Feder mit feinen schwarzen Querbinden gezeichnet. Das Auge ist dunkelbraun, der Augenring schwefelgelb, der Schnabel schmuzig orangegelb und der Fuß, so weit er nackt, erzgelb. Die Länge beträgt 10⅔, die Breite 21½, die Fittiglänge 7, die Schwanzlänge 2½ Zoll. Dem Weibchen fehlt das dunkle Stirnband und die lichtröthliche Brustbinde; es ist auf grauisabellfarbenem Grunde oben und unten sehr gleichmäßig fein schwarz in die Quere gestreift.

Ganga und Khata haben ungefähr dieselbe Verbreitung; Sand- und Streifenflughuhn gehören südlicheren Gegenden an. Unter den europäischen Ländern darf nur Spanien als die Heimat von Flughühnern betrachtet werden; denn wenn auch namentlich die Ganga in vielen andern Ländern Südeuropas und selbst inmitten Deutschlands beobachtet worden ist, haben wir doch

sie und jedes andere Flughuhn, welches hier sich zeigte, immer nur als Irrlinge anzusehen, während die beiden genannten Arten mit unter die Charaktervögel Spaniens gezählt werden müssen und in gewissen Provinzen der iberischen Halbinsel ebenso regelmäßig vorkommen, als andere oder dieselben Arten in Asien und in Afrika. Wie zu erwarten, erstreckt sich das Vaterland dieser Vögel über einen großen Theil der alten Erde. Ganga und Khata sind häufig in allen entsprechenden Gegenden Nordwestafrikas, östlich bis nach Tunis hin; aber sie verbreiten sich auch über den größten Theil Asiens und erscheinen, wenigstens im Winter, noch sehr regelmäßig in Indien. Hier, wie in Nordost- und Mittelafrika, werden sie übrigens außerdem durch das dort brütende Sandhuhn und Verwandte vertreten, während das Streifenflughuhn auf Afrika beschränkt zu sein scheint und meinen Erfahrungen zu Folge, erst in den südlich des 18. Grades nördlicher Breite gelegenen Steppen, nicht aber in den eigentlichen Wüsten sich findet. In Spanien bewohnen die Flughühner Andalusien, Murcia, Valencia, beide Castilien und Aragonien; doch herrscht immer in einer Provinz mehr die eine als die andere Art vor; Dasselbe gilt für Afrika, Dasselbe, laut Jerdon, für Indien: die verschiedenen Arten leben neben, nicht unter einander.

Alle Flughühner bewohnen nur Wüsten oder Steppengegenden; auf Feldern sieht man sie blos dann, wenn die Früchte abgeerntet sind. Die mit trockenem, dürren, afrikanischen Riedgrase, der Halfa, bedeckten Ebenen, meist verwüstete Felder, sind ihre Lieblingsplätze; in Spanien leben sie auf ganz ähnlichen Stellen: hier beherbergt sie hauptsächlich das sogenannte „Campo", ein Feld, welches eben auch nicht viel mehr als Wüste ist. Ganz Dasselbe sagt Jerdon hinsichtlich Indiens. Waldige Gegenden meiden sie fast ängstlich; dagegen scheinen sie sich da, wo niederes Gestrüpp spärlich den Boden deckt, wie es in den afrikanischen Steppen der Fall ist, recht wohl zu befinden: sie fürchten den geschlossenen Wald, weil ihr zwar rascher, stürmischer, nicht aber gewandter Flug sie hier, wo sie beim Aufschwirren leicht an Zweige und Aeste stoßen können, gefährdet, während sie da, wo Gesträuch und Bäume sehr vereinzelt stehen, überall den nöthigen Spielraum für ihre Bewegungen finden. Unter allen Umständen wählen sie Stellen, deren Bodenfarbe der Färbung ihres Gefieders möglichst entspricht: das röthliche Grau der Ganga stimmt mit dem lehmigen „Campo"; das lebhafte Gelb des Sandhuhns mit dem fast goldfarbenen Sande der Wüste überein; das Kleid des Streifenflughuhns kennzeichnet die manchfaltigere Steppe.

In ihrem Wesen und Betragen zeigen die Flughühner etwas durchaus Eigenthümliches. Jede ihrer Bewegungen ist von der anderer Scharrvögel verschieden. Ihr Gang ist leicht und schön, mehr hühner- als taubenartig, immerhin aber noch etwas trippelnd, nicht eigentlich rennend, wie bei den echten Hühnern; sie tragen sich im Gehen verhältnißmäßig hoch, halten die Fußwurzeln gerade und setzen nun langsam ein Bein vor das andere, nicken aber nicht bei jedem Schritt mit dem Kopfe, wie Tauben zu thun pflegen. Der Flug ist, wie wiederholt bemerkt, rauschend und stürmisch; er besteht aus einer Reihe gleichmäßiger, schnell sich folgender Flügelschläge und erinnert einigermaßen an den der Tauben, viel mehr aber an den der Regenpfeifer. Das Schwebende des Taubenfluges fehlt ihm gänzlich; denn nur, wenn die Flughühner sich zur Erde herabsenken wollen, gleiten sie ohne Flügelschlag durch die Luft. Beim Aufstehen klettern sie, so zu sagen, in fast senkrechter Richtung rasch empor, und erst nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht haben, fliegen sie in gleicher Ebene über den Boden dahin, gewöhnlich außer Schußnähe, immer dicht gedrängt neben einander, also in geschlossenen Schwärmen, und unter lautem ununterbrochenen Geschrei. In dem Schwarme selbst macht sich kaum ein Wechsel bemerklich; jedes einzelne Stück behält genau seine Stelle und stürmt in gleichem Abstande von den übrigen mit diesen weiter; ein Vordrängen der einen und Zurückbleiben anderer, welche dann vielleicht wieder an die Spitze zu kommen suchen, wie es bei vielen andern Vögeln bemerkt wird, findet bei ihnen nicht statt. Die Stimme ist so bezeichnend für diese Vögel, daß sie mit andern nicht verwechselt werden kann. Der arabische Name „Khata", richtiger „Khadda", ist ein Klangbild des Geschreies, welches sie im Fluge ausstoßen; während man dagegen, wenn sie am Boden herumlaufen, einen viel sanfteren, leise hervorgestoßenen Laut vernimmt, welchen man durch die Silben

„Gluck" oder „Puck" etwa wiedergeben kann, und welcher ungefähr die Bedeutung eines Unterhaltungsgeschwätzes hat. So sehr sich die Stimmlaute der verschiedenen Arten ähneln, so stellen sich doch bei scharfer Beobachtung gewisse Unterschiede heraus, welche freilich mit Worten nicht immer ausgedrückt werden können. Doch gilt Das nicht für alle Arten. So vernimmt man von dem Streifenflughuhn anstatt des „Khadda khadda" sehr vollklingende Laute, welche ich durch die Silben „Külü klü klü ör" wiedergegeben habe und zwar, indem ich das unmittelbar vorher Gehörte aufzuzeichnen versuchte. Ob die Männchen besondere, von denen der Weibchen verschiedene Laute ausstoßen, habe ich bis jetzt noch nicht ermitteln können, obwohl ich zu der Annahme berechtigt zu sein glaube, daß es so sein wird. Ueber die Sinne und anderweitigen Fähigkeiten des Gehirns läßt sich schwer ein Urtheil fällen. Daß das Gesicht der Flughühner sehr scharf sein muß, erfährt jeder Jäger bald genug; daß ihr Gehör wohl entwickelt ist, erkennt man an der Aufmerksamkeit, welche sie dem leisesten Geräusch und namentlich den von fern her tönenden Lockrufen ihrer Artgenossen widmen: wie es aber mit den übrigen Sinnen stehen mag, wage ich nicht zu sagen. Von der Bildsamkeit ihres Geistes geben die Vögel manchfache Beweise. Sie erkennen und würdigen die Gleichfarbigkeit ihres Gefieders mit der Bodenfläche, auf welcher sie leben: denn sie wissen aus ihr bestens Vortheil zu ziehen; sie bekunden eine gewisse List und lassen erkennen, daß Erfahrung sie sehr bald witzigt: denn sie, welche eigentlich vertrauensselige Geschöpfe genannt werden müssen, werden, wenn sie Verfolgungen erfuhren, bald ungemein scheu und vorsichtig, zeigen sich auch stets scheuer, wenn sie sich in größeren Gesellschaften zusammenhalten, als wenn sie einzeln oder in kleinen Trupps vereinigt sind, beweisen also, daß die Klügeren ihrer Art Erfahrungen gesammelt haben, und daß diese von der Gesammtheit beherzigt werden. Ihr Wesen erscheint uns als ein Gemisch von sich widersprechenden Eigenschaften. Sie sind überaus gesellig, bekümmern sich, streng genommen, aber nur um Ihresgleichen; sie leben mit den verschiedensten Vögeln im tiefsten Frieden, zeigen sich zuweilen aber doch hämisch und neidisch, wie die Tauben, ohne daß man die Ursache zu erkennen vermöchte; sie halten einträchtlich bei einander, beginnen aber gelegentlich unter einander einen Zweikampf und fechten diesen wacker durch, obgleich von dem sprichwörtlich gewordenen Kampfesmuth der Hähne bei ihnen nicht zu reden ist, und es unter ihnen zu einem Streite auf Leben und Tod wohl niemals kommt.

Das tägliche Leben der Flughühner nimmt einen sehr regelmäßigen Verlauf. Mit Ausnahme der Mittags- und vielleicht der Mitternachtsstunden sind sie beständig in Thätigkeit, mindestens wach. Das Streifenflughuhn habe ich während des ganzen Tages in Bewegung gesehen und zu jeder Stunde der Nacht gehört: ich wurde nicht wenig überrascht, als ich seine höchst wohllautende Stimme noch in den späten Nachtstunden vernahm, als ich beim bleichen Schimmer des Mondes Trupps von ihm zu einer schwachen Mineralquelle fliegen sah, um dort sich zu tränken. Ob auch die übrigen Arten der Sippe so rege sind oder ob nur der Mondschein das Streifenflughuhn so rege machte, muß ich dahin gestellt sein lassen; ich habe hierauf bezügliche Beobachtungen nicht gesammelt. — Gemeinsam ist allen von mir beobachteten Arten Folgendes:

Noch ehe der Tag eigentlich angebrochen, d. h. noch ehe die in den niederen Breiten nur minutenlange Dämmerung begonnen, vernimmt man bereits die Unterhaltungslaute der Flughühner, und sobald man Gegenstände unterscheiden kann, sieht man sie emsig zwischen den niederen Stoppeln oder Grasbüschen umherlaufen und Nahrung aufnehmen. Werden sie nicht gestört, so treiben sie dieses Geschäft ununterbrochen bis gegen neun Uhr vormittags; dann fliegen sie, der Jahreszeit entsprechend, etwas früher oder später, zur Tränke. Hier kommen im Verlaufe einer Stunde Tausende an, wenn die Gegend wasserarm ist, diese Tausende an einer kleinen Pfütze, wenn das Land von Flüssen durchschnitten wird, die einzelnen Trupps an allen passenden Stellen des Flußufers. Sie stürzen sich aus hoher Luft in schiefer Richtung in die Nähe der Tränke herab, laufen rasch auf dem Boden weg, bis ans Wasser hinab, trinken in drei bis vier hastigen Zügen und erheben sich, entweder unmittelbar vom Wasser aus oder nachdem sie zur Einfallstelle zurückgelaufen sind, unterwegs einige Quarzkörner aufgenommen, sich auch wohl noch ein wenig ausgeruht haben. Jeder Flug wendet

sich derselben Gegend zu, von welcher er herkam, und wahrscheinlich kehrt jeder zu demselben Weidegebiete zurück. Erlegt man Flughühner bei der Tränke, so findet man, daß sie ihren Kropf mit Körnern derart angefüllt haben, daß die ihn bedeckenden Federn bauschen. Nachdem sich die Vögel getränkt haben, tritt die mit der beginnenden Verdauung verbundene Ruhe ein, und jetzt sieht man die Kette, gruppenweise vereinzelt, in behaglicher Ruhe, entweder in selbst gescharrten, seichten Vertiefungen oder auch ohne weiteres auf dem Sande gelagert, gewöhnlich platt gedrückt auf dem Bauche, oft aber auch auf der Seite, bald auf dieser, bald auf jener liegend, wobei dann der eine Flügel ausgebreitet und den Strahlen der Sonne preisgegeben wird. Während dieser Ruhepause schweigt auch die Unterhaltung; sie beginnt aber augenblicklich wieder, wenn sich etwas Verdächtiges zeigt. In den Nachmittagsstunden wird eine zweite Mahlzeit eingenommen, und zwischen vier und sechs Uhr fliegt Alles zum zweiten Mal den Tränkplätzen zu. Auch diesmal verweilt der Flug nur wenige Minuten an dem labungspendenden Orte und eilt nun unmittelbar dem Schlafplatze zu; doch kann es vorkommen, daß dieser in der Nähe der Quelle gewählt wird, wie ich solches auch einmal, freilich an einem vom Menschen in keiner Weise beunruhigten Orte, beobachtet habe.

Nur da, wo die Flughühner verfolgt werden, zeigen sie sich scheu; in der eigentlichen Wüste, wo sie wenig mit Menschen in Berührung kommen, lassen sie den Reiter auf seinem Kamele sich ihnen bis auf wenige Schritte nähern; selbst dem Fußgänger wird es nicht schwer, an sie heranzukommen, wenn er sie rechtzeitig entdeckt hat, und die bei der Jagd überhaupt nöthige Verstellung anwendet, d. h. thut, als ob er harmlos an ihnen vorüber gehen wolle. Aber gerade das Entdecken hat seine Schwierigkeiten. Es gehört ein sehr scharfes Auge dazu, sie wahrzunehmen. Ich habe mehr als hundertmal Wüstenhühner gejagt und erlegt, bin aber bei jeder Jagd von neuem in Erstaunen gesetzt worden über die Fertigkeit der Thiere, sich den Blicken zu entziehen. Hierbei leistet ihnen ihr Wüstengewand die besten Dienste: das Flughuhn braucht sich blos auf dem Boden, dessen Färbung es in den feinsten Schattirungen auf seinem Gefieder trägt, niederzudrücken und sich ruhig zu verhalten, und es selbst ist gleichsam zu einem Theil des Bodens geworden; man vermag es von diesem nicht mehr zu unterscheiden. In dieser Weise täuschen alle Flughühner den unkundigen Verfolger. Wer ein recht scharfes Auge besitzt und zu beobachten gelernt hat, sieht bei seiner Annäherung an eine auf der Erde ruhende Kette Flughühner mehrere alte Männchen, welche mit hochaufgestrecktem Halse den Ankommenden betrachten, und gewahrt bei weiterem Herangehen, wie diese Wächter plötzlich unsichtbar werden und die ganze zahlreiche Kette unsichtbar machen, indem auch sie sich platt auf die Erde legen. Jeder vorüberziehende Raubvogel, jedes sich zeigende und gefährlich scheinende Geschöpf verwandelt in dieser Weise die Hunderte von Vögeln in Hunderte von Häufchen, welche dem Sande so vollkommen ähneln, daß man immer und immer wieder überrascht wird, wenn plötzlich von einer Stelle, auf welcher man nur Sand zu bemerken glaubte, die vielen, großen Vögel unter lebhaftem Geräusch sich erheben.

Die Nahrung besteht, wenn nicht ausschließlich, so doch fast nur aus Sämereien. Da, wo es Felder gibt in der Nähe der Wüste, haben sie beim Einsammeln dieser Körner, wenigstens zeitweilig, leichte Arbeit: in ganz Nordostafrika z. B. nähren sie sich Monate lang nur von der Durrah; in Spanien brandschatzen sie die Weizen-, Mais- und Wickenfelder; in Indien erscheinen sie auf den abgeernteten und trocken gewordenen Reisfeldern. In den Wüsten und Steppen aber haben sie nur in den wenigen ährentragenden Gräsern ergiebige Nährpflanzen, und hier begreift man es oft wirklich nicht, wie sie es möglich machen, tagtäglich die sehr weiten Kröpfe zu füllen. Ob sie Kerbthiere aufnehmen, weiß ich nicht; ich habe, soviel ich mich entsinne, immer nur Körner in ihrem Magen gefunden. Die Gefangenen fressen übrigens Ameiseneier.

In Südeuropa und Nordafrika brüten die Flughühner in den ersten Frühlingsmonaten, in Mittelafrika zu Anfang der Regenzeit, welche den nordischen Frühling vertritt, in Südindien, laut Jerdon, in den Monaten zwischen Dezember und Mai, in Mittelindien noch etwas später. Ich

habe nur ein einziges Mal die Eier eines dieser Hühner erhalten, eigene Beobachtungen über die Fortpflanzung jedoch nicht anstellen können. Das Betragen gefangener Khatas hat mich in der durch Beobachtung freilebender Verwandten gewonnenen Ansicht unterstützt, daß alle Flughühner in Einweibigkeit leben. Man bemerkt stets ein Zusammenleben der Paare und sieht an den gefangenen Hähnen, daß sie nur einer Henne sich widmen. Dies geschieht, so weit ich beobachtet habe, ohne den Aufwand von verschiedenen Stellungen, Bewegungen, Geberden und Lauten, welche die Männchen anderer Scharrvögel treiben: der Flughahn läuft in bescheidener Haltung um seine Erkorene herum und gibt seinen Gefühlen höchstens durch Sträuben der Federn und Lüften oder Wölben der Flügel, sowie ein gelegentliches kurzwieriges Breiten des Schwanzes Ausdruck. Aber auch in ihm regt sich, wenn die Liebe ihn begeistert, die Lust zum Streite. So friedliebend er sonst ist, so wenig er anderen Männchen sonst lästig wird, so lebhaft verfolgt er in der Paarzeit jeden anderen Hahn, ja sogar jeden anderen Vogel, welcher sich seiner Geliebten nähert. Jede Lerche, welche bisher mit ihm im besten Einverständniß lebte, wird jetzt, sobald sie in die Nähe kommt, durch ein ärgerliches „Drohd, droh, drah, dräh" und durch die gleichzeitig eingenommene Fechterstellung (niedergebeugter Kopf, gewölbte Flügel) gewarnt und, wenn sie nicht darauf achtete, vertrieben. Auf einen andern Hahn stürmt der Eifersüchtige mit tiefgesenktem und vorgestrecktem Kopfe, erhobenem Schwanze, aber glattanliegenden Flügeln und Federn raschen Laufes los, und er muß es wohl ernstlich meinen, weil man jenen so eilfertig das Weite suchen sieht.

Ueber Nestbau, Eierzahl und Brütung berichten Tristram und Jerdon. Von der Ganga sagt der Erstere, daß sie, wie alle übrigen ihm bekannten Arten, drei Eier legt, und daß die Dreizahl unabänderlich, ich aber muß hierzu bemerken, daß mir vier Eier aus einem Nest gebracht wurden, und auch Jerdon gibt die Anzahl des Geleges zu drei oder vier an. Die Araber beschrieben mir das Nest als eine seichte Vertiefung im Sande ohne jegliche Unterlage. Irby gibt an, daß die von ihm aufgefundenen Eier in einer gänzlich baumlosen Gegend auf dem blosen Sande lagen und ein eigentliches Nest nicht vorhanden war; Adams hingegen behauptet, daß das Sandhuhn eine einfache Vertiefung in den Boden grabe und den Rand derselben durch einen Kreis von dürren Gräsern zu schützen suche: er fand, wie er sagt, im Juni mehrere alte Nester. Die Eier aller bis jetzt bekannten Arten ähneln sich in hohem Grade. Sie zeigen dasselbe Gepräge wie die anderer Erdbrüter, nämlich eine mit der Umgebung übereinstimmende Färbung, sind gleichhälftig, an beiden Enden fast gleichmäßig abgerundet; ihre Schale ist derb, und trotz des starken Kornes und der tiefen Poren glatt und glänzend, die Grundfärbung ein helles, reines oder ins Grünliche und Röthliche ziehende Braungelb; die Schalenflecken wechseln in verschiedenen, von der Grundfarbe sich abhebenden Tönen, von hellerem zu dunklerem Violettgrau, die Zeichnungsflecken ebenso in Gelb- oder Rothbraun; beide sind ziemlich dicht über die ganze Fläche vertheilt und größere, unregelmäßig gestaltete, mit kleineren und sehr kleinen gemischt. So beschreibt Baldamus die Eier nach eigener Untersuchung. Wenn das Gelege aus drei Eiern besteht, liegen zwei von ihnen in einer Linie, und das dritte der Länge nach neben an. Der Vogel soll, laut Tristram, während des Brütens auf einer Seite liegen und mit einem ausgebreiteten Flügel die Eier bedecken, deshalb auch einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Tristram glaubt, daß diese Stellung wegen des hohen Brustbeinkammes nothwendig sei: ich meine, daß sie wohl nur eine zufällige gewesen sein mag, welche der Vogel angenommen hat, um sich auszuruhen. Ueber das erste Jugendleben der Flughühner kenne ich nur die kurze Mittheilung, welche Bartlett neuerdings veröffentlicht hat, und auch sie bezieht sich blos auf Küchlein, welche im Käfig erbrütet wurden: „Die Khata hatte im Vogelhause des londoner Thiergartens schon wiederholt Eier gelegt, auch versucht, sie auszubrüten; die Brut war jedoch regelmäßig nicht ausgekommen. Anfangs August 1865 wurden zwei Eier in eine seichte Mulde im sandigen Boden des Vogelhauses gelegt, eifrig bebrütet und am 29. August glücklich ausgebracht. Sie waren ziemlich bewegliche Geschöpfe, obschon nicht in demselben Grade, wie junge Hühner, Fasanen oder Rebhühner, jedoch kräftig und munter, wuchsen auch zu beträchtlicher Größe heran, starben aber, noch bevor sie ihr

Wachsthum vollendet hatten.“ Eine, diesen Worten beigegebene Abbildung macht uns mit dem ersten Dunenkleide bekannt. Es dürfte an Zierlichkeit kaum Seinesgleichen finden. Ein dunkles Sandgelb ist die Grundfärbung der Oberseite, dunkle Mondflecken schattiren, weiße, dunkel gesäumte Streifen theilen sie in mehrere, regelmäßig abgegrenzte Felder. Ueber den Kopf verlaufen ein Mittel- und zwei Brauenstreifen; von dem breiteren Rückenstreifen zweigen sich zwei schmälere ab, wenden sich seitlich, sodann wieder nach vorn und umschließen so die vier Mittelfelder, während die beiden unteren durch sie und die lichte Unterseite begrenzt werden. Auch die Flügel sind durch Bogenstreifen geziert. Inmitten der Felder sieht man noch einzelne kleine, runde, weiße Flecke. Die Unterseite ist einfarbig gilblich weiß.

Auch die Flughühner haben im Menschen den ärgsten Feind; denn gegen die meisten Raubthiere schützt sie ihr schneller Flug. Mir wurde gesagt, daß ihnen der Edelfalk und nachts der Schakal und Wüstenfuchs gefährlich werden; aus eigener Erfahrung vermag ich jedoch hierüber Nichts zu sagen. Dagegen habe ich sehr häufig auf Flughühner gejagt und oft mit dem besten Erfolge. So lange die Vögel noch nicht scheu geworden sind, hält es nicht schwer, sie zu erlegen: sie vertrauen im allgemeinen zu viel auf ihr Sandkleid. Ich erinnere mich, mit einem einzigen Schusse vierzehn von ihnen erlegt zu haben. Sie vertragen aber einen sehr starken Schuß, und diejenigen, denen nicht die edelsten Theile oder die Schwingen verletzt wurden, erheben sich noch regelmäßig, fliegen weit weg und fallen dann erst todt zu Boden herab. Der Sammler hat noch mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, weil die Verwundeten so heftig zu flattern pflegen, daß ihre nur lose an der Haut sitzenden Federn fast immer in großer Menge ausgehen; bei der Häufigkeit der Vögel liefert ihm aber einige Ausdauer bald das Genügende.

Ganz anders zeigen sich die Flughühner da, wo sie mehrfache Verfolgungen erfahren haben. Hier ist an ein Beschleichen gar nicht zu denken, und man muß deshalb die Tränkstelle aufsuchen, hier anstehen und sie erwarten. Eine solche Jagd hat mein Bruder beschrieben, und da diese Schilderung Beiträge zur Kunde unserer Vögel liefert, will ich das Wesentliche hier folgen lassen. „Weil die Flughühner“, sagt er, „von den Spaniern gern gegessen werden, stellt man ihnen auf alle mögliche Weise nach, und sie sind deshalb ungemein scheu und vorsichtig. Man schießt sie regelmäßig bei den Trinkplätzen auf dem Anstande. Sie pflegen das Wasser stets so nahe als möglich an der Quelle aufzusuchen und eilen deshalb nach dem Gebirge oder nach hochgelegenen Orten, um daselbst ihren Durst zu stillen. Zu dem einmal erwählten Trinkplatze kehren sie täglich und zur bestimmten Stunde wieder; der Jäger kann also sicher darauf rechnen, sie zur rechten Zeit erscheinen zu sehen. Er verbirgt sich in der Nähe der Stelle, wo er ihre Fährte am Rande des Wassers im Sande bemerkte, sorgfältig, am besten in einer mit Steinen überdeckten Hütte, muß aber jedenfalls schon eine oder anderthalb Stunden vor dem erwähnten Ankommen der Thiere zur Stelle sein ....“

„Von dem Bade von Archena aus, woselbst ich mich vierzehn Tage aufhielt, unternahm ich am zweiten Pfingsttage einen Jagdausflug nach dem anderthalb Meilen entfernten Campo de Uléa, einer Einöde, in welcher Bienenfresser, Haubenlerchen und Steinschwätzer fast die einzigen befiederten Bewohner waren. Wir erreichten gegen sieben Uhr das Bett des Regenstromes, in welchem die Flughühner Wasser zu trinken pflegten. Ein Hirt hatte genau die Stelle ausgekundschaftet und daselbst Anstände erbaut. Das Flußbett wurde zu beiden Seiten eingeschlossen von steilen Felswänden, welche von prachtvoll blühenden Oleandergebüschen bekleidet waren. Blos hier und da zeigte sich eine Pfütze schmuzigen Wassers, und an einzelnen Stellen bemerkten wir auch schon Fährten von Flughühnern im Sande. Nachdem wir drei Viertelstunden gegangen waren, wurden die Fußtapfen zahlreicher, und bald fanden wir die aus Steinen sorgfältig erbauten Anstände in der Nähe des hier rieselnden Wassers.“

„Jetzt schärfte mir unser Jäger nochmals die uns schon gegebenen Verhaltungsmaßregeln ein, nämlich ruhig im Anstande zu bleiben, das Gewehr zu spannen und auf das Wasser zu richten, um nachher jede Bewegung möglichst zu vermeiden; denn die Gangas, hier Churras genannt, seien

sehr scheue, listige Vögel. Sie erkundeten erst sehr genau die Oertlichkeit, ehe sie sich niederließen, stürzten sich in der Nähe des Wassers herab, drückten sich platt auf die Erde, das Ohr auf den Boden legend, um zu horchen, gingen dann rasch einige Schritte vor bis zum Wasser, tauchten den Schnabel dreimal in dasselbe, um in drei langen Zügen zu trinken, und flogen so rasch davon, als sie gekommen."

„Einige Zeit hatte ich im Anstande gesessen, als ich das „Tschnerr" über mir hörte und auch bald drei Flughühner als Kundschafter hin- und herfliegen sah. Sie ließen sich weiter oben nieder; bald darauf aber erschienen abermals zwei unter denselben Vorsichtsmaßregeln und stürzten sich dann mit schnurrendem Geräusch dicht neben meinem Anstande auf den Boden. Genau, wie die Jäger es beschrieben, war ihr Betragen; als sie aber zum zweiten Male den Schnabel eintauchten, nahm ich sie auf's Korn und feuerte. Blos das Weibchen blieb auf dem Platze, das Männchen, schwer verwundet, flog davon, für uns unerreichbar weit ...."

Im Herbst und Winter, um welche Zeit sie sich in großen Scharen zusammenhalten, werden bei der Tränke oft funfzehn bis zwanzig Stück auf einen Schuß erlegt.

Der Fang scheint noch ergiebiger zu sein, als die Jagd mit dem Feuergewehr. Die Nordostafrikaner sind zu faul, Netze und Schlingen zu stellen; im Nordwesten des Erdtheils müssen aber sehr viele gefangen werden, da wir neuerdings wenigstens die Khata in namhaften Mengen lebend erhalten. Durch Bolle erfahren wir, wie Dies bewerkstelligt wird.

„Die Flughühner", sagt er, „schreiten ihrer kurzen Beinchen halber nie freiwillig über größere Steine hinweg, sondern laufen am liebsten auf ebener Erde fort; deshalb macht man einen Gang zum Wasser, indem man Steine in zwei Reihen aufstellt, gerade breit genug, daß eine Ganga hindurchkommen kann, und legt Schlingen denselben entlang: so erhält man viele lebendig."

In der Gefangenschaft werden diese sonst so scheuen Vögel sehr zahm. „Ich habe", so erzählt mein Bruder, „ein Paar Gangas über ein Jahr lang lebend in meinem Zimmer gehalten. Den größten Theil des Tages brachten sie außerhalb des Käfigs frei umherlaufend zu, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, durch das offene Fenster zu entfliehen, obgleich sie ganz gut fliegen konnten. Mittags flogen sie auf den Tisch, trippelten da herum, lasen Brotkrumen auf oder fraßen dieselben aus meiner Hand. Am frühen Morgen weckte mich das Männchen durch seinen Ruf, der dem Rucksen der Tauben sehr ähnlich ist, und auch oft in später Nacht konnte man denselben noch vernehmen, woraus man also sicher schließen darf, daß die Flughühner auch im Freien des Nachts munter sind."

„Sehr ergötzlich war es, zu sehen, wie sich die Henne meines Paares, nachdem sie vollkommen vertraut geworden war mit ihrem Gefängnisse und ihrer Umgebung, gegen ihr fremde Personen und Thiere benahm. Näherte sich ihr eine ihr unbekannte Person, so sträubte sie Rücken- und Kopffedern, stieß ein ärgerliches „Gurgurgurr" aus, ging mit lang vorgestrecktem Halse auf den Eindringling zu und hackte ihn, wenn er sich nicht zurückzog, in Fuß oder Hand, heftige Flügelschläge dazu austheilend. Hunde und Katzen vertrieb sie in derselben Weise stets aus dem Zimmer. Der Hahn zeigte dieses Betragen weniger, und nur wenn er ganz in die Enge getrieben wurde, vertheidigte er sich mit Schnabel und Flügeln."

„Die Flughühner leben in der Gefangenschaft mit andern Vögeln in Frieden. Ich habe sie mit Kalanderlerchen, Ammern und andern kleinen Vögeln zusammengehalten, ohne daß der geringste Streit zwischen der Gesellschaft entstanden wäre oder daß die Flughühner gegen die Kleineren das Recht des Stärkeren zur Geltung gebracht hätten. Im hamburger Thiergarten leben sie mit den Steppenhühnern in größter Einigkeit zusammen. Bei geeigneter Pflege und guter Behandlung halten sie in der Gefangenschaft lange aus; die Gefangenen des gedachten Gartens haben sogar eine Kälte von 20 Grad R. ohne Unbequemlichkeit oder Nachtheil ertragen. Viel eher schadet ihnen die Nässe. Gegen Regen sind sie sehr empfindlich, und man muß sie deshalb bei regnerischen Tagen im verdeckten Raume halten, weil sie zu dumm sind, ihren Nachtkäfig aufzusuchen und sich dort gegen Nässe zu schützen."

Neben Ganga, Khata, Sandhuhn und verwandten Flughühnern beherbergt Asien noch eine zweite Sippe der Familie, welche man unter dem Namen Steppenhuhn (Syrrhaptes) getrennt hat. In der Gestalt ähneln die beiden bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieser Sippe den Flughühnern sehr; sie unterscheiden sich aber wesentlich durch ihre eigenthümlich verlängerten Schwingen und die Kürze ihrer Füße, welche als verkümmerte bezeichnet werden können. Im Fittig ist die erste Schwinge die längste, ihre Eigenthümlichkeit aber beruht darin, daß sie an der Spitze lang ausgezogen und hier sonderbar verschmälert ist, sodaß dieser Theil eher einer Borste als einer Feder ähnelt. Ein noch wichtigeres Merkmal ist der Fußbau: die Fußwurzeln sind nicht blos am Vordertheil befiedert, wie bei den Sandhühnern, sondern ringsum und bis zur Spitze der Zehen mit kurzen, zerschlissenen Federn dicht bedeckt; der Fuß selbst besteht nur aus drei Zehen, da die hintere gänzlich fehlt; die Vorderzehen sind sehr verbreitert und ihrer ganzen Länge nach durch eine Haut verbunden, sodaß der Fuß, von unten gesehen, eine einzige Sohle bildet, welche mit stark hornigen Warzen bekleidet ist; die Nägel sind breit und kräftig.

Das Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) ist ohne die verlängerten Mittelschwanzfedern (welche bei den von mir gemessenen Stücken abgestoßen waren) 15 Zoll lang und ohne die verlängerten Schwingenspitzen 23 Zoll breit; die Fittiglänge beträgt 7, die Schwanzlänge 4½, einschließlich der verlängerten Mittelfedern ungefähr 8 Zoll. Das Weibchen ist etwas kürzer und schmäler. Der Oberkopf, ein Streifen, welcher, vom Auge beginnend, nach den Halsseiten verläuft, dieser und die Kopfgegend sind aschgrau; letztere wird durch ein drei- oder vierfaches, aus feinen weißen und schwarzen Streifen bestehendes Band von der graulich isabellfarbenen Unterbrust getrennt, der Oberbauch ist braunschwarz, der Unterbauch, wie die unteren Schwanzdeckfedern, licht aschgrau; die Kehle, Stirn und ein breiter Streifen über dem Auge sind lehmgelb; der Rücken ist auf lehmgelbem Grunde mit dunkleren Querstreifen gebändert. Die Schwingen sind aschgrau, die vordersten außen schwarz, die hinteren innen graulich gesäumt; die Schulterfedern bräunlich, vorn gilblich und an der Spitze weiß gesäumt, die inneren Flügeldeckfedern sandbraun mit schwarzbraunen Endtupfen, die Schwanzfedern auf gelbem Grunde dunkel gebändert; die Federn, welche die Läufe bekleiden, sehen falb weißlich aus. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch den Mangel des Brustbandes, durch die lichtere, bräunliche Färbung des Unterbauches und das lichtere Gelb des Gesichts, sowie endlich durch das mehr gefleckte als gebänderte Gefieder der Oberseite, dessen Zeichnung sich auch an den Halsseiten fortsetzt.

Pallas entdeckte das Steppenhuhn in dem letzten Dritttheile des vorigen Jahrhunderts gelegentlich seiner großen Reise durch Sibirien, berichtet uns aber höchst wenig über seine Lebensweise. Die Lebenskunde des Vogels blieb auch bis in die neueste Zeit unbekannt; denn eine von Huc gegebene Mittheilung war so unverständlich, daß wir sie unmöglich auf unser Huhn beziehen konnten, wie wir nunmehr es dürfen. Erst Radde (1861—63) und fast gleichzeitig Swinhoe (1861) veröffentlichten über dessen Lebensweise eigene Beobachtungen. Und auffallend genug, ein Zufall verschaffte uns seitdem Gelegenheit, das Steppenhuhn ziemlich genau kennen zu lernen.

Durch Pallas wußten wir, daß die kirgisischen und bulgarischen Steppen bis China die Heimat unseres Huhns sind und dasselbe den Kirgisen unter dem Namen Büldrück, den Russen unter dem Namen Sadscha bekannt ist. Von Eversmann wurde uns der Wohnkreis etwas genauer bestimmt. „Das Steppenhuhn", sagt er, „bewohnt nur die Steppe östlich vom kaspischen Meere bis nach der Songarei. Im Westen geht es selten weiter nach Norden als bis zum 46. Breitengrade, im Osten dagegen viel weiter; denn man trifft es dort z. B. noch auf den Hochsteppen des südlichen Altai, am oberen Laufe der Tschuja, in der Gegend des dortigen chinesischen Vorpostens. Die Mongolen daselbst nennen es „Nukturu", die dortigen Dwojedanzen „Altin".

Bevor ich Radde's Beobachtungen hier wiedergebe, mag erst die erwähnte Huc'sche Mittheilung eine Stelle finden. „Wir haben", sagt der gute Mann, „in der Tartarei eine Vogelart



Steppenhühner.

beobachtet, welche höchst sonderbare Eigenthümlichkeiten darbietet und den Naturforschern vielleicht noch unbekannt sein dürfte. Dieser Vogel hat die Größe einer Wachtel. Seine glänzenden, schwarzen Augen sind von einem himmelblauen Kreise, wie mit einem Heiligenschein umgeben; sein ganzer Körper ist aschgrau, schwarz gefleckt; die Beine sind unbefiedert; es bedeckt sie eine Art zottigen, groben Haares, dem des Moschusthieres nicht ganz unähnlich; die Zehen sind durchaus nicht wie die anderer Vögel gestaltet, sondern gleichen in Allem denen der grünen Eidechse: sie sind mit Schuppen bekleidet, deren Härte dem schärfsten Messer trotzt. So hat dieses seltsame Geschöpf zugleich Etwas vom Vogel, vom Säugethiere und vom Lurch. Die Chinesen nennen es Drachenfuß (Loung-Kio). Diese Vögel langen gewöhnlich in großen Scharen von der Steppe her an, zumal, wenn viel Schnee gefallen ist. Sie fliegen mit staunenswerther Schnelligkeit und verursachen durch ihren Flügelschlag ein lautes, aber unterbrochenes Geräusch, wie wenn der Hagel fällt. Als wir in der nördlichen Mongolei der kleinen Christengemeinde des Thales der schwarzen Wasser vorstanden, brachte uns einer von unsern Neubekehrten, der ein guter Jäger war, eines Tages zwei solcher Vögel lebendig. Sie waren außerordentlich wild. Sobald man sich ihnen näherte und sie mit der Hand berühren wollte, sträubten sie das Haar ihrer Beine; wagte man es, sie zu streicheln, so erhielt man augenblicklich derbe Schnabelhiebe. Es war unmöglich, diese Drachenfüße am Leben zu erhalten, so ungestüm geberdeten sie sich. Die Körner, welche wir ihnen vorstreuten, rührten sie nicht an. Da wir sahen, daß sie doch an Hunger sterben würden, entschlossen wir uns, sie zu verspeisen. Ihr Fleisch hat einen ziemlich angenehmen Wildgeschmack, ist aber über alle Begriffe hart."

Nach diesem Pröbchen urchristlicher Vogelkunde mag uns Radde des Besseren belehren. Ich bemerke jedoch, daß ich seine Schilderung nicht im strengsten Sinne dem Wortlaute nach gebe, vielmehr das in zwei verschiedenen Werken von ihm Gesagte in der mir geeignet scheinenden Weise zusammenzustellen versucht und nicht Hierhergehöriges weggelassen habe.

„Zur Zeit, wenn Thermopsis und Cymbaria geblüht, und die ersten Knospen der schmalblätterigen Lilie sich entfaltet haben, bietet auch das Thierleben in den Steppen wesentlich andere Erscheinungen, als im Frühjahre zur Blüthezeit der Irideen. Es ist die Brutzeit der Vögel und die Zeit der Geburt der meisten wilden Steppenthiere. Wir wollen also, um jenen Unterschied kennen zu lernen, uns abermals zum Tarai-nor, und zwar heute in seine wüstesten Gegenden, nach der Grenze, versetzen, wo einige erhöhte Inseln aus dem hier noch weichen Schlammboden auftauchen. Die Reise zu ihnen über die hohen Steppen zeigt uns ein wahres Sommerbild hiesiger Gegend. Die Hitze der Mittagssonne macht die Murmelthiere besonders lustig; in weitem Bogen hoch in der Luft kreisen die Schreiadler; geduldiger als sie sitzt der Bussard stundenlang auf einem Hügel; das angenehme Zwitschern der mongolischen Lerche läßt sich vernehmen; die Pfeifhasen beginnen ihre langwierigen Arbeiten; die zahlreichen Herden ziehen zu den sumpfigen Süßwasserpfützen des Tarai; das Lärmen der Kraniche, welches sich häufig im Frühjahre hören ließ, hat aufgehört; keine Gans, keine Ente ist sichtbar; nur selten zieht eine Möve hoch an uns vorüber, ihr folgt in weiten Fernen eine zweite und dritte. Die ausstrahlende Wärme umflimmert in breiten Wellen alle Umrisse; die Inseln im Tarai schwimmen förmlich in einem beständigen, wellenden, luftigen Grunde. Kein Baum, kein Strauch bezeichnet die Ferne; nur hier und da scheinen plumpe thierische Körpermassen über dem Boden zu schweben, durch ihre scheinbare Größe täuschend. Aber der Salzboden ist nicht todt, nicht so todt als das Bereich der Luft. Im Gegentheil, ein Vogel, der ebenso merkwürdig durch seinen Bau, als durch seine Lebensweise und Verbreitung ist, überrascht uns hier durch seine Häufigkeit: das Steppenhuhn."

„Zur Zeit, wenn der Schnee an den Hügeln der Hochsteppen noch liegt, Mitte März, zieht er aus Süden hieher und lebt dann in kleinen Gesellschaften, aber immer schon gepaart. In gelinden Wintern trifft man ihn am Nordostrande der hohen Gobi an; er erscheint aber auch nach strengen Wintern schon so zeitig, und brütet dann so früh, daß er auch in dieser Hinsicht „auffallend"

ist. Seine Eier findet man bereits in den ersten Tagen des April und Ende Mais zum zweiten Male. Nach vollbrachter zweiter Brut wechselt er wahrscheinlich oft den Aufenthaltsort, und während der Wintermonate schweift er bis zum Südrande der Gobi in die Vorberge der nördlichen Himalayaverflachungen. Schon am 10. März 1856, als die Kälte über Nacht noch bis zu — 13 R. fiel und die Wärme um die Mittagszeit sich auf + 2 R. Grade belief, kam die erste kleine Schar Steppenhühner zum Tarai-nor. Sie fliegen in ganz geschlossenen Ketten, ähnlich den Regenpfeiferarten, halten sich im Frühjahr in kleinen Trupps, welche aus bereits gepaarten Vögeln (vier bis sechs Paare) bestehen, zusammen, bilden aber im Herbst oft Flüge von mehreren Hundert Stücken. Während des Fluges lassen sie ein recht vernehmliches Schreien hören, welches Veranlassung zu der bei den Mongolen gebräuchlichen Benennung Njüpterjün gegeben hat. Die Paare bleiben auch während des Fluges beisammen."

„Im Frühlinge erscheinen die Steppenhühner sehr regelmäßig zu ganz bestimmter Zeit am süßen Wasser, um zu trinken. Sie ziehen dann aus allen Richtungen herbei und schreien, sobald sie das Ufer gewahr werden, worauf die bereits anwesenden antworten und jene sich zu diesen gesellen. Am Rande des Wassers stehen sie in Reihen, meistens zu zehn bis zwölf bei einander. Ihre Ruhe hier währt aber nicht lange; sie ziehen dann wieder fort, um förmlich zu äsen, und zwar zu den weißen Stellen in der Steppe, auf denen Salz ausgewittert ist, und zu den kleinen Höhen, die mit Gräsern bewachsen sind. Sie verschmähen nicht die junge saftreiche Sprosse der Salicornien und weiden diese förmlich ab, also in der Art, wie der Trappe es mit Gräsern thut. Im Frühling fand ich im Schlunde und Magen die Samen der Salsole."

„Im Sommer sonnen sie sich gern; auch hierbei traf ich gesonderte Paare, aber meistens mehrere derselben beisammen. Wie die Hühner scharren sie sich dann flache Vertiefungen in die weißgrauen, salzdurchdrungenen, geringen Erhöhungen, die hier und da am Ufer des Tarai-nor weite Strecken bilden und die Salzpflanzen ernähren. Ich habe sie in dieser Ruhe einige Mal lange beobachtet. Anfangs laufen sie noch emsig herum, gleichsam suchend; sind sie ganz satt, so beginnt ihre Ruhe, gewöhnlich gegen elf Uhr, wenn es recht heiß wird. Dann scharren sie Vertiefungen und hocken sich in dieselben, suchen sich auch ganz wie die Haushühner recht gemächlich in den gelockerten Boden einzuwühlen, wobei sie den Körper seitwärts hin- und herbewegen und das sonst so glattanliegende Gefieder aufblähen. Wachen stellen sie dabei nicht aus. So sitzen sie ganz ruhig, und man kann sie kaum bemerken, da ihr gelbgraues, schwarz gesprenkeltes Gefieder dem Boden recht ähnlich ist. Ein Falk schießt im Pfeilflug über die Ruhenden dahin, sie raffen sich auf und entziehen sich bald unsern und des begierigen Räubers Blicken. Ihr Nothruf weckt die nächsten Kameraden; auch diese erheben sich und eilen davon, durch ihr Geschrei ganze Banden zur Flucht aufmunternd; denn alle, welche den Angstruf vernehmen, folgen, auch wenn sie nicht derselben Bande angehören, dem Beispiel der Aufgescheuchten. So erfüllt sich die Luft in kurzer Zeit mit unzähligen kleinen Scharen dieser eigenthümlichen Hühner. Ihr Lärmen läßt sich von allen Seiten her vernehmen, und im Nu schießen die Vögel an uns vorüber, ehe wir zum Schusse kommen. Aber ebenso rasch, wie diese Ruhe gestört wurde, stellt sie sich wieder ein. Die Steppenhühner lassen sich nieder, laufen anfangs furchtsam über die weiße Salzstelle, bis sie abermals auf flache Erhöhungen sich legen und wie vorher sich verhalten. Sie dürften übrigens kaum dem geschicktesten Edelfalken zum Raube werden. Ihr Flug ist schneidender und rascher als der der Tauben. Daß sie aber zugleich ausdauernde Laufvögel sind, bezweifle ich; denn ihre Bewegungen zu Fuß sind zwar rasch, aber nicht anhaltend."

„Sehr sonderbar ist das Fortziehen zahlreicher Steppenhühnerbanden im Sommer. Es liegt mir hierüber eine eigene Beobachtung vor, die entschieden dafür spricht. Als ich mich in den letzten Tagen des Mai zu den im Tarai-nor gelegenen Aralinseln begeben wollte, mußte ich weite Uferstrecken am jetzt ausgetrockneten See zurücklegen, und stieß vormittags auf eine Unzahl kleiner Banden dieser Vögel, welche insgesammt ein Gebiet bewohnten, aber so scheu waren, daß ich mich

ihnen auf keine Weise nähern konnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sie zu schießen, gab ich die Jagd bis zum Abend auf. Mit Sonnenuntergang hatten sich alle Vögel in zwei große Schwärme, deren jeder wohl tausend Stücke zählen mochte, vereinigt und lärmten auf das Eifrigste. Ich hoffte sie nun beschleichen zu können, hatte mich aber geirrt; denn weder zu Pferde, noch kriechend konnte ich mich ihnen nähern. Nach mehrmaligem Auftreiben verließen sie endlich die Ufer des Tarai=nor und flogen östlich zu den Höhen der Steppe, wo sie sich an zwei Orten niederließen. Diese Plätze waren im Winter die Lagerstätten zweier Herden gewesen; eine dicke Schicht schwarzen, schon fest getretenen Mistes hatte sich auf ihnen erhalten, und durch diese Decke war keines der schwachen Pflanzenkeime gedrungen. Hier blieben sie ungestört, da die einbrechende Dunkelheit mich an der weiteren Jagd verhinderte. Aber immer noch lärmten sie fort. Am nächsten Tage waren sie spurlos verschwunden. Niemals, so oft ich im Laufe des Sommers zum Tarai ging, fand ich wieder einen von ihnen. Auch die herumziehenden Hirten sahen sie nicht, vertrösteten mich aber auf die Herbstzeit, in welcher sie, wie sie sagten, noch häufiger hierherkämen. Leider erfüllten sich ihre Angaben nicht. Es befremdete mich, daß ein Vogel nach vollendeter zweiter Brut plötzlich zur Sommerszeit vollständig fortzog, obgleich ich auch in diesem Falle ein Beispiel für die unstäte, wandernde Lebensweise wahrer Steppenbewohner gefunden zu haben glaube. Erst als ich im Oktober in den südlichsten Gegenden der Steppe auf die Antilopenjagd zog, als schon lange der Herbstzug des Geflügels beendigt war, sah ich jenseits des Argunj die Steppenhühner wieder. Kettenzüge von ihnen flogen schnell und hoch jetzt nach Norden, auf russisches Gebiet, wo ich sie aber im Bereich der Steppe nicht wieder fand."

„Das Nest ist sehr kunstlos und den Flughuhnnestern wohl ganz ähnlich. Es brüten mehrere Paare gemeinschaftlich, doch nie viele. In den salzdurchdrungenen Gründen am Tarai=nor, meistens auf dessen jetzt seit Jahren trocken gelegten Boden selbst, wird es durch eine flach ausgeworfene Vertiefung von etwa fünf Zoll Durchmesser gebildet, deren Rand mit einigen Salsolasprossen und Gräsern umlegt wird, welche letzteren jedoch auch bisweilen fehlen. Die Anzahl der Eier beträgt vier. In ihrer Gestalt ähneln sie den Flughuhneiern; sie zeichnen sich aus durch ihre rein elliptische Form, sind jedoch zuweilen an dem einen Ende etwas spitzer als am andern. Die Grundfarbe wechselt von hell grünlichgrau bis schmuzig bräunlichgrau, letztere ist die gewöhnlichere. Auf diesem Grunde findet sich die meistens feinfleckige, erdbraune Zeichnung in zwei verschiedenen Tönen."

So weit Radde.

Unsere Kenntniß der Lebenskunde des Steppenhuhns wurde schon ein Jahr nach dem Erscheinen des Radde'schen Hauptwerkes in Folge eigenthümlicher Umstände höchst wesentlich bereichert. Bereits im Jahre 1860 war es durch Schlegel und Moore wissenschaftlich festgestellt worden, daß einzelne Steppenhühner in Mitteleuropa sich gezeigt hatten. Es waren solche auf den Dünen Hollands und in Britanien erlegt worden; ja, man hätte, falls Collet recht unterrichtet ist, Mitte Augusts 1861 einen aus vierzehn bis funfzehn Stücken bestehenden Flug von ihnen bei Mandal in Norwegen beobachtet und ebenfalls mehrere geschossen. Man hatte diese Vereinzelten als Irrgäste betrachtet und ihrem Erscheinen keine größere Bedeutsamkeit beigelegt. Etwas Aehnliches fand, wie Swinhoe berichtet, im Herbst desselben Jahres in Nordchina statt. Hier aber handelte es sich nicht um einzelne Versprengte, sondern um ein ganzes Heer unserer Vögel, welche sich auf der Ebene zwischen Peking und Tientsin niedergelassen hatten. Die Chinesen verfolgten die Fremdlinge, welche ihnen unter dem Namen „Satschi" oder Sandhühner wohl bekannt waren, auf das Eifrigste und erzählten Swinhoe, daß sie häufig in Netzen gefangen und mit dem Luntengewehre erlegt würden. Nach einem reichlichen Schneefall war der Fang so ergiebig, daß der Markt von Tientsin buchstäblich überfüllt war. Man reinigte gewisse Stellen vom Schnee, legte hier die Netze und konnte des reichlichsten Fanges sicher sein. Dennoch waren die Vögel scheu, namentlich so lange sie sich auf dem Boden hielten, während sie im Fliegen nah an dem Schützen vorüberstreiften. Die

Eingebornen wußten übrigens, daß die Heimat der Steppenhühner die große Ebene der Tartarei hinter der berühmten Mauer ist.

Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob außer den wenigen Steppenhühnern, welche bis zum Jahre 1863 in Europa beobachtet wurden, noch andere hier erschienen waren, halte Dies jedoch für keineswegs unwahrscheinlich; ja, meines Erachtens ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß einzelne von diesen wenigen ihre eigentliche Heimat wieder erreicht und später einer größeren Anzahl ihrer Artverwandten gewissermaßen als Wegweiser nach dem neu entdeckten Lande gedient haben: jedenfalls bleibt es auffallend, daß vor der großen Einwanderung, welche im Jahre 1863 stattfand, wiederholt die bis dahin Europa fremden Vögel beobachtet wurden. Dem sei übrigens wie ihm wolle: thatsächlich ist, daß in dem genannten Jahre ein sehr bedeutender Schwarm in Europa erschien und sich über die meisten nördlichen Länder unseres Erdtheils verbreitete. Auf welchem Wege diese Einwanderung geschehen ist, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, und wenn im Südosten Europas ebenso auf die Fremdlinge geachtet worden wäre, wie bei uns zu Lande, in Frankreich, den Niederlanden und in Großbritanien, würden wir wahrscheinlich den Weg auf das Genaueste bestimmen können. Ich habe diese Ansicht an einem andern Orte bereits ausgesprochen; es ist mir jedoch von einer Seite entgegnet worden, daß diese Meinung allerdings sehr großartig laute, aber doch nur eine reine Phantasie wäre. Ich bedaure, daß mich die zur Unterstützung eines derartigen Ausspruches vorgebrachten Gründe nicht haben überzeugen können. Es ist an der betreffenden Stelle nämlich gesagt worden, daß man die Steppenhühner auf gewissen Inseln der Nordsee früher beobachtet hat als auf dem Festlande, und der Schluß wenigstens nahe gelegt worden, daß die Vögel dort auch früher erschienen wären als hier; mein Gegner hält es sogar für nicht unmöglich, daß ein vernünftiger Mensch glauben könne, man vermöge die Spur der Steppenhühner vom nördlichen Deutschland an bis nach Ungarn zu verfolgen. Ein einziger Blick auf die Karte widerlegt jede derartige Annahme. Von den mongolischen Steppen nach Großbritanien und den Faröerinseln gibt es nur eine Straße für Vögel, welche eine Lebensweise führen wie das Steppenhuhn, und diese Straße ist gewiß nicht der Seeweg durch das Eismer und die Nordsee oder meinetwegen auch die indischeuropäische Schifferstraße. Zudem steht, trotz der Mangelhaftigkeit der erhaltenen Mittheilungen, laut Newton, Folgendes fest: Man hat den Zug der Steppenhühner beobachtet von Brody in Gallizien bis Naran an der Westküste von Irland und von Biscarolle in Südfrankreich bis Thorshavn auf den Faröerinseln; man hat erfahren, daß die Einwanderer in Sokolnitz in Mähren am 6. Mai, in Tüchel in Westpreußen am 14., in Polkwitz in Schlesien am 17., in Wöhlau in Anhalt am 20., auf Laaland an demselben Tage, auf Helgoland und an den englischen Küsten (Northumberland) am 21., auf Borkum, Staffordshire und an der Küste von Lancashire am 22., auf den Faröern in den letzten Tagen des Mai angekommen oder wenigstens wahrgenommen worden waren. Ein allmähliches Vorrücken in der gegebenen Richtung ist also vollkommen bewiesen, und die Reisefähigkeit der Steppenhühner steht mit den ermittelten Zeiten nicht im Widerspruch. Etwas kühner, aber immer noch gerechtfertigt ist diese Schlußfolgerung: die Steppenhühner sind von der Mongolei in einem großen Fluge aufgebrochen und in der angegebenen Richtung weiter gezogen. Da ihre Reise kurz vor oder während ihrer Brutzeit stattfand, haben sich Paare oder Trupps von dem Hauptheere getrennt und seitabführende Wege eingeschlagen oder sich auf Stellen, welche ihnen passend erschienen, niedergelassen. Viele von denen, welche die Meeresküste erreichten, sind wohl auch wieder umgekehrt und in das Innere des Landes zurückgeflogen. Hieraus wird sich ihre Vereinzelung auch mit erklären lassen. Doch lege ich auf diese Meinung ebenso wenig Gewicht, als auf alles Uebrige, welches nicht bewiesen werden kann, und Dies ist ja auch meinem Belehrer recht wohl bekannt.

Zu Dank sind wir diesem letzteren, dem Herrn Dr. Altum, verpflichtet über die Mittheilung, welche er uns gegeben hat. Ihm wurde das Glück, die Fremdlinge während ihres Sommerlebens in der Fremde wiederholt zu beobachten und durch sachverständige Nachfrage noch

mehr in Erfahrung zu bringen. Ich werde deshalb von seinen Angaben das mir besonders wichtig Erscheinende hier folgen lassen, ohne mich jedoch an den Wortlaut jener Mittheilung zu binden.

Die Steppenhühner zeigten sich auf Borkum am 21. Mai, und zwar in kleineren Abtheilungen von zwei bis zwölf Stücken. Vom 23. Juni bis zum 1. Juli wurden sie nicht gesehen, dann jedoch wieder in großen Schwärmen. Altum und von Droste sahen vier von ihnen am 8. August und erkannten sofort, daß sie es mit Vögeln zu thun hatten, welche höchstens mit den Steinwälzern, sonst aber mit keinem andern Strandvogel verwechselt werden konnten. Die erwähnten vier zogen in reißender Geschwindigkeit, mit leichten, raschen Flügelschlägen ihres Weges dahin und stießen während des Fluges beständig Locktöne aus, welche wie „Quick, quick, quick" klangen, und mit der Stimme kleiner Regenpfeifer entfernte Aehnlichkeit zu haben schienen. Nachdem die Vögel auf ein offenes Watt eingefallen waren, machte sich von Droste auf den Weg, um an sie heranzukommen, da von Anschleichen keine Rede sein konnte. Als er bis auf einige Hundert Schritte sich genähert hatte, erblickte er einen großen Schwarm von Vögeln, welche ihm offenbar unbekannt waren. Sie saßen regungslos dicht neben einander und hätten für Goldregenpfeifer angesprochen werden können, wäre nicht die Haltung eine zu wagrechte gewesen. Näher als auf etwa 200 Schritte ließ der Schwarm den Schützen nicht herankommen, obgleich dieser die gewöhnlichen Kunstgriffe beim Herangehen an scheue Vögel nicht unterließ. Plötzlich erhoben sich die Hühner unter vernehmbarem Brausen und Ausstoßen ihrer Stimmlaute, welche einzeln gehört wie „Köckerick" zu klingen schienen, aber bei dieser Masse zu einem Gewirr zusammenschmolzen. Niedrig strichen sie über die weite Sandfläche fort, ähnlich einem Schwarme vom Felde heimkehrender Tauben. Sie bildeten einen breiten Zug, flogen mit reißender Schnelligkeit und beschrieben dabei sanfte, durch Aufsteigen und Senken gebildete Bogen.

Jenes Watt mußte einer ihrer Lieblingsplätze sein; denn man bemerkte sie fortan hier oftmals. Sie suchten diejenigen Stellen, welche mit Schoberia maritima bewachsen sind, da sie den Samen dieser Pflanzen sehr zu lieben scheinen. Immer wählten sie freie Flächen, am liebsten an der Grenze jener Pflanzenbestände. Außer dem Samen pflückten sie auch Blättchen ab, ganz wie die Hühner. Doch fand Altum in dem Kropfe mehrerer auch ausschließlich den Samen, bei andern die Frucht einer Grasart, wahrscheinlich Poa distans, gemischt mit unreifen Kapseln von Lepigonum marinum. Die Kröpfe waren stets ganz gefüllt, der Nahrung wenig gröbere Sandkörner beigemischt; in den gleichfalls gefüllten Magen war dagegen der Sand in auffallender Menge vorhanden. Bald nach jenem verunglückten Versuche traf Droste ein einzelnes Huhn auf einer rings von Dünen umgebenen, etwa einhundert Morgen großen Niederung. Es war bei weitem nicht so scheu, als der ganze Schwarm. Er bemerkte es beim Hervorkommen aus dem Versteck im Laufen; es war jedoch auf dem weißen Sande so schwer zu sehen, daß beim Stillstehen seine Umrisse nicht mehr wahrgenommen werden konnten. Das Auffliegen ähnelte dem Aufstehen des Rebhuhns; doch klapperte jenes mit den Flügeln wie sich erhebende Tauben, — eine Beobachtung, welche später mehrfach gemacht werden konnte. Der Flug des Steppenhuhns erscheint anfänglich ziemlich schwerfällig und ist auch keineswegs rasch, nicht entfernt so leicht und gewandt, wie der von Strand- und Wasserläufern; ist es aber einmal im Fluge, so übertrifft es die letzteren an Schnelligkeit um ein Bedeutendes. Altum ist geneigt, es für einen der allerschnellsten Vögel zu halten, und meint, daß die Eilfertigkeit seines Fluges nur durch die Schnelligkeit der Bewegung eines angreifenden Edelfalken übertroffen werde. In genügender Nähe vernimmt man das Flügelklappern jedesmal beim Auffliegen, während das Vorüberstreichen eines Schwarmes ein starkes Brausen hervorbringt. Schnelle Schwenkungen, seitliche Wendungen und dergleichen scheinen die Steppenhühner nicht ausführen zu können; sie beschreiben größere sanfte Bogen in einer wagrechten Ebene. Sehr hoch flogen nur versprengte Vögel; die vereinigten Ketten strichen höchstens dreißig Fuß über den Boden weg. Die aufgetriebenen flogen niedrig über das Watt durch die Dünenthäler, bis sie aus dem Gesichtskreis verschwunden waren, kehrten jedoch gern wieder um und fielen wohl auch

auf demselben Platze wieder ein, wenn hier alles Verdächtige verschwunden; dünkte ihnen der Platz nicht sicher, so strichen sie abermals weit fort und ließen sich auf einem andern ihrer Lieblingsplätze nieder. Als auf einen fliegenden Schwarm ein Rohrweih stieß, theilte sich die Masse und ließ den Raubvogel durch. Bei stiller See machten sich die Schwärme auch in großen Entfernungen durch ihr weithinschallendes, ununterbrochenes „Köckerick“ oder „Köcki, köcki, köcki“ leicht bemerklich. Das Bild des Vogels ist übrigens so eigenthümlich, daß man ihn, auch wenn er lautlos seines Weges zieht, nicht mit andern verwechseln kann. Das Steppenhuhn ähnelt in seinem Fluge dem Steinwälzer, aber auch dem Goldregenpfeifer; es hebt jedoch die Flügel höher und trägt den Hals sehr eingezogen, sodaß bei seinem im Vergleich zum Goldregenpfeifer kleinen Köpfchen der Flügel vorn weit eingelenkt zu sein scheint. „Ich kenne“, sagt Altum, „keinen Vogel, der fliegend unmittelbar vor den Flügeln so abgestutzt erschiene und glaube sie (die Steppenhühner) jetzt in bedeutenderer Entfernung erkennen zu können, ohne daß ich jedoch im Stande wäre, alle Eigenthümlichkeiten ihres Fluges genau zu beschreiben.“

Auf dem erwähnten von Dünen umgebenen Watt wurden die mongolischen Fremdlinge gewöhnlich des Morgens bis gegen neun Uhr angetroffen. Sie schienen hier an bestimmten Stellen bis zu jener Stunde zu verweilen und die einmal gewählten Sitzplätze regelmäßig wieder aufzusuchen; wenigstens konnte man Dies aus der vielen Losung schließen. Wenn sie nichts Ungewöhnliches bemerkt hatten, saßen sie ruhig dicht neben einander, meistens nach einer Seite gewendet, zu je zweien oder doch wenigen beisammen. Gegen zehn bis elf Uhr schienen sie regelmäßig das große Watt zu besuchen und dort der Nahrung nachzugehen; wenigstens fielen sie um diese Zeit oft daselbst ein, und suchten dann eifrig nach Samen und Knospen. Nachdem sie eingefallen waren, blieben sie wohl 20 Minuten lang bewegungslos sitzen, Alles um sich her musternd; alsdann begannen sie mit ihrer Aesung, indem sie, über den Boden trippelnd und rutschend, in derselben Richtung vorwärts liefen und emsig Samen aufpickten. Einzelne Trüppchen sprengten sich auch wohl seitwärts ab oder blieben ein wenig zurück, hielten sich jedoch immer zum Schwarme. Dagegen bemerkte man ein einzelnes Stück, welches fast jedesmal weit zurückblieb oder sich seitwärts zu schaffen machte und den Wächter abzugeben schien. Als von Droste einmal, hinter einem ungefähr zwei Fuß hohen Hügel auf dem Bauche liegend, den ganzen Schwarm beobachtete, hatte ihn dieser eine Vogel bemerkt, stieg hierauf sofort auf einen kleinen Hügel, reckte sich, hob den Kopf und stieß laut sein „Köckerick“ aus. Auf dieses Zeichen lief fast der ganze Schwarm dicht zusammen und blieb unbeweglich sitzen. Droste schoß, der Schwarm brauste fort; aber der alte Hahn, welcher den Streich gespielt hatte, empfahl sich unter lautem Geschrei erst, nachdem der verblüffte Jäger sich schon erhoben hatte. Während die Steppenhühner umherliefen, riefen sie leise „Köck, köck“; wenn zwei einander zu nahe kamen, hoben sie die Flügel, zogen den Kopf, nahmen eine drohende Stellung ein und riefen schnell „Krikrikrik“. Auch sprangen sie wohl gegen einander in die Höhe, und dann erhoben sich immer einige andere, vielleicht in dem Glauben, daß Gefahr vorhanden sei; sie ließen sich aber eben so schnell wieder nieder. In den Mittagsstunden schienen sie regelmäßig die trocknen, heißen Dünen aufzusuchen, um sich im Sande zu baden. Sie hatten auch hier ihre bestimmten Plätze, und zwar jene großen öden Sandflächen, auf denen der dürftigste Pflanzenwuchs durch Stürme zerstört worden. Einmal hatte man dreizehn Steppenhühner einfallen sehen, war rasch herbeigeeilt; hatte mit dem Fernrohr die ganze Fläche von dem Versteck aus abgesucht; aber kein Vogel war zu entdecken, bis sich endlich zufällig einer im Gesichtsfelde des Fernglases bewegte. Selbst in einer Entfernung von vierzig Schritten hielt es schwer, diese Sandvögel genau zu sehen, und in einer Entfernung von zweihundert Schritten war es fast unmöglich, sie zu entdecken, auch wenn man genau die Stelle kannte, auf welcher sich ihrer funfzig bis sechzig niedergelassen hatten. Anfangs waren die Kinder der Steppe wenig schen gewesen; die heillose Verfolgungswuth der Badegäste aber machte sie bald vorsichtig und schließlich so ängstlich, daß es auch dem geübtesten Jäger kaum möglich war, sie zu überlisten.

Nachdem die Steppenhühner fünf Monate lang auf Borkum wie in ihrer Heimat gelebt hatten, verschwanden sie nach und nach gänzlich von der Insel. Am 1. Oktober wurden mit dem Fernrohre noch vierundfunfzig Stück von ihnen gezählt, am 10. waren noch acht, am 12. noch fünf, am 13. noch zwei beobachtet worden: sie waren die letzten. Vom 1. bis 15. Oktober hatte sich also der ganze Flug allmählich entfernt. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden sie wiederum hier und dann im Innern Deutschlands beobachtet: so, laut Altum, im Oldenburgischen und nach meinen eigenen Beobachtungen in der Nähe von Hamburg. Sie waren aber keineswegs gänzlich verschwunden, wie Altum behauptete, sondern wurden noch im folgenden Jahre in Deutschland beobachtet: so im Juni 1864 in der Gegend von Plauen, und viel später noch, zu Ende Oktobers desselben Jahres, bei Wreschen in Posen; sie haben sich ebenso in der Nähe Hamburgs, ungefähr um dieselbe Zeit, noch gezeigt, höchst wahrscheinlich also auch gebrütet wie im Jahre 1863 in Jütland und auf mehreren dänischen Inseln. Leider war es mir nicht vergönnt, über die bei Hamburg brütenden Vögel eigene Beobachtungen anzustellen; über diejenigen aber, welche in Dänemark nisteten, hat Reinhardt uns berichtet. Die ersten Eier wurden kurz nach Ankunft der Vögel gefunden und genanntem Forscher am 6. Juni übersendet. Das Nest hatte drei Eier enthalten. Nach Mittheilung eines Berichterstatters hatte der betreffende Jäger zwei Nester und sein Nachbar ein drittes gefunden; auf diesen Nestern waren dann die brütenden Vögel, erst die Hennen, dann die Hähne, gefangen worden. Zwei nahe neben einander stehende Nester hatten drei und bezüglich zwei Eier enthalten. Das erste bestand aus einer kleinen mit etwas trockenem Sandrohr ausgekleideten Vertiefung im Sande; das zweite war im Haidekraut angelegt und mit etwas verdorrtem Grase ausgefüttert. Im Verlaufe des Juni fand man noch mehrere Nester auf den Dünen; sie waren alle in derselben Weise gebaut. Noch am 27. Juli trieb jener Jäger ein Steppenhuhn vom Neste auf und sah, daß es drei Eier enthielt, setzte Schlingen, kehrte nach einigen Stunden zurück und fand, daß die Henne gefangen war; der Hahn wurde in derselben Weise erbeutet. Inzwischen war ein Küchlein ausgeschlüpft, und ihm folgte später ein zweites; doch starben beide am ersten Tage, wahrscheinlich aus Mangel an geeigneter Pflege. Diese Beobachtungen beweisen also, daß das Steppenhuhn in Einweibigkeit lebt, und daß der Hahn sich am Brüten betheiligt.

In dem bereits erwähnten Aufsatze, welchen ich im Jahre 1863 über die Einwanderung dieser Vögel veröffentlichte, hatte ich die Hoffnung ausgesprochen, daß sich die Steppenhühner, falls ihnen allseitig Schonung werde, bei uns wohl festsetzen und ständiges Flugwild werden könnten. „Und wenn Dies nicht der Fall wäre, wenn alle berechtigten Hoffnungen scheitern sollten, so würde das Ergebniß des Versuches, ob die Steppenhühner bei uns heimisch werden oder nicht, sicherlich immer noch mehr werth sein, als der geringe Ruhm, welchen sich ein Jäger erwirbt, der schonungslos und ungastlich gegen diesen zu uns gekommenen Besuch verfährt."

Es war mir also hauptsächlich darum zu thun, Gastfreundschaft für die Fremdlinge zu erwirken; jedenfalls lag mir die Absicht fern, eine Naturgeschichte der Vögel zu schreiben oder meinen Hoffnungen den Stempel der Unfehlbarkeit aufzudrücken. Ich wurde jedoch mißverstanden. Altum fand sich veranlaßt, gegen meine „Bitte an alle deutschen Jäger" zu Felde zu ziehen. „Brehm's Hoffnung", so läßt er sich unter Anderem vernehmen, „daß die Steppenhühner sich hier vermehren und bei anfangs gehöriger Schonung bleibendes Flugwild werden würden, ist mir für den Hauptherd Borkum, welcher doch denselben bei reichlicher Nahrung so günstiges Terrain bot, wie wohl kaum eine andere Lokalität in unserer Gegend, gründlich zerschlagen. Da er (nämlich ich) wahrscheinlich nie einen Syrrhaptes in der freien Natur gesehen hat, so werden ihm auch wohl keine anderweitigen, durch die Lebensweise dieser Vögel gestützten Gründe für diese Vermuthung zu Gebote stehen." Es liegt meines Erachtens kein Grund vor, die Unmöglichkeit einer Einbürgerung des Steppenhuhns in Deutschland zu behaupten, und meine Vermuthung ist, wie aus Vorstehendem hervorgeht, doch so ganz haltlos nicht gewesen. Aber freilich eine Bedingung hätte vor Allem erfüllt werden müssen: man hätte die Steppenhühner mit mehr Schonung behandeln sollen, als es geschehen ist. Leute,

welche selbst zugestehen, daß sie, nachdem die Jagd mit dem Feuergewehr schwierig geworden, zu Gift (mit Strychninlösung getränkten Weizenkörnern) ihre Zuflucht nehmen, scheinen von Thierschonung keine Vorstellung zu haben. Ebenso, wie auf Borkum, wüthete man überall gegen die harmlosen Fremdlinge: man verfolgte sie auf das Rücksichtsloseste, so lange man sie verfolgen konnte. Viele fanden auch durch eigenes Verschulden ihren Tod; so wurden mehrere eingeliefert, welche gegen die Telegraphendrähte geflogen waren und sich dabei lebensgefährlich verletzt hatten. Glücklicherweise wurden aber auch mehrere Steppenhühner gefangen, und so uns wenigstens Gelegenheit geboten, ihr Betragen im Käfige zu beobachten. Der Thiergarten zu London hatte bereits zwei Jahre vor der großen Einwanderung eine reiche Sendung lebender Steppenhühner aus China erhalten; das Jahr 1863 aber brachte die Vögel in fast alle größere Thiergärten, und ebenso in den Besitz mehrerer Liebhaber; es konnten also vielfache Beobachtungen über ihr Gefangenleben angestellt werden.

Unter den hierüber veröffentlichten Mittheilungen verdienen die von Bolle, A. v. Homeyer und Holtz herrührenden Beachtung; meine eigenen Wahrnehmungen stimmen namentlich mit denen der beiden Erstgenannten überein. Holtz erzählt, daß er am 17. Oktober 1863 ein verwundetes Steppenhuhn in einem kleinen Käfig sah und mit ihm verschiedene Versuche anstellte, deren Ergebniß war, daß das Huhn sich benahm wie andere Vögel auch. Der kranke Flügel wurde abgenommen, die Wunde gebrannt und hierauf dem Gefangenen eine Wohnstube zum Aufenthalte angewiesen. Am dritten Tage nach der Gefangenschaft nahm er Weizenkörner zu sich, und begann nun ohne Furcht im Zimmer umherzutrippeln; er pickte sein Futter auf, hockte sich an gewissen Stellen nieder und war zuweilen auch sehr ärgerlich. Namentlich konnte er die Krinolinen nicht leiden; denn wurde eine solche von ihrer Besitzerin ihm zu nahe gebracht, so stieß er Töne des Unwillens aus, lief mit vorgehaltenem Kopfe und Halse entrüstet darauf los und biß darnach.

Später brachte ihn Holtz in sein eigenes Zimmer und setzte ihn hier in einen ziemlich langen und breiten, niedrigen, mit Kiessand gefüllten Kasten, welcher in der Nähe des Ofens stand, versorgte ihn mit Futter und beobachtete ihn. Die nun gesammelten Erfahrungen sind anziehend. „Mit dem erwachenden Tage“, sagt unser Gewährsmann, „war auch der Vogel wach, begab sich nach seiner Futterstelle, welche er gar bald kennen lernte, und pickte emsig die Körner auf. Dann trippelte er in der Stube umher, pickte auch wohl hier und dort auf den Bohlen (Dielen), einer Strohmatte und einer Pelzdecke, und putzte sich, indem er sein ganzes Kleid einer genauen Besichtigung unterwarf. Die widerständigen Federn der Flügel, des Schwanzes und der übrigen Körpertheile, welche er erreichen konnte, zog er dabei durch den Schnabel, legte sie zierlich zurecht und erhob sich auch zuweilen, um die Flügel auszubreiten und lose Federn auszuschütteln, wobei sein Körper aber, durch das Fehlen der einen Flügelspitze, leicht aus dem Gleichgewichte kam.“

„Schaute die Sonne in das nach Süden gelegene Fenster, so suchte der Vogel begierig die Strahlen derselben auf, hockte an der dem Fenster gegenüberliegenden Zimmerwand nieder, lehnte sich mit der einen Seite an das Gesims, ließ die andere Seite von den Strahlen erwärmen und folgte denselben, so lange er sie erhaschen konnte. Inzwischen fiel es ihm öfters ein zu fressen. Er erhob sich dann, eilte ohne Aufenthalt nach der ungefähr acht Fuß entfernten Futterstelle, pickte die Körner rasch auf, begab sich alsdann meistens — nicht immer — zum Wassernapfe, steckte den Schnabel hinein, nahm zwei oder drei und mehrere ziemlich lange Züge, hob den Kopf wieder (wobei der Schnabel aber nie über seine wagerechte Stellung hinauskam) und eilte ohne weiteren Aufenthalt zu seinem sonnigen Platze zurück, um sich daselbst niederzulassen. Dieses Trinken mit zwei bis drei Zügen geschah zuweilen nur einmal, zuweilen aber auch zwei- bis viermal unmittelbar hintereinander, d. h. ohne daß das Steppenhuhn vom Gefäß wegging.“

„Merkwürdig ist es mir gewesen, daß der Vogel erst nach zwölf Tagen, vom Tage seiner Verwundung an gerechnet, Wasser zu sich nahm, obgleich der täglich frisch gefüllte Napf neben seinen Körnern stand, da das Steppenhuhn doch, den Nachrichten der Schriftsteller zufolge, die Quellen in der Steppe fleißig besucht; es muß seine Unkenntniß daran Schuld gewesen sein.“ Den Gang

beschreibt Holtz sehr gut, und namentlich ist die Vergleichung des laufenden Steppenhuhns mit Puppen, welche durch ein Werk bewegt werden, vortrefflich gewählt. Das Auftreten, von dem man im Freien Nichts vernimmt, war auf dem festen Boden sehr hörbar. Wenn die Sonne nicht ins Zimmer schien, suchte der Gefangene eine Thüre auf, unter welcher kalte Luft durchströmte, und Holtz schloß daraus, gewiß richtig, daß ihm die Zimmerwärme lästig gewesen sei. „Meine Frau hatte oft ihren Spaß mit dem Vogel. Wenn sie sich ihm etwas näherte, richtete er zornig den Kopf gegen sie, ließ ein tiefes „Guck“ hören, welches sich auch zuweilen verdoppelte; näherte sie sich ihm mehr, so stieß er das „Guck“ ärgerlicher und helltönender, vier- bis fünfmal nach einander aus, verstärkte es zu einem im Tone höher ansteigenden „Gurrrrrrr“, und richtete den Hals unwillig noch höher empor. Zuweilen biß er dann nach dem von ihr hingehaltenen Finger und sträubte die Schwanzfedern im Kreise hoch empor, dem Rade einer Pfautaube gleich.“ Der Tod dieses Gefangenen erfolgte schon am 11. November.

Bolle's und Homeyer's Mittheilungen über gefangene Steppenhühner bekunden die geübten Beobachter. „Der allgemeinen Erscheinung nach“, meint der Erstere, „ähnelt das Steppenhuhn den Tauben sehr; nur steht es noch viel niedriger auf den Beinen als alle mir bekannte Tauben, auch als die Flughühner. Der sehr kleine Kopf, der anscheinend nicht auf längerem Halse, wie bei den Tauben, sondern kurz, gedrungen auf dem massigen Körper aufsitzt, erinnert zugleich an die Wachtel, ein Eindruck, welcher durch die fahle Sprenkelung des Gefieders noch vermehrt wird; kurz, dem äußeren Ansehen nach erscheint der Vogel uns etwa als ein Mittelglied zwischen Taube und Wachtel. Der Rumpf ist breit, unten sehr abgeplattet; die Flügelspitzen werden hoch, die Steuerfedern wagrecht getragen; der Lauf ist trippelnd, nicht zu schnell; beim Laufen wackelt der Rumpf etwas, und die Füße sind dabei kaum sichtbar. Die Stimme, welche man nicht oft hört, ist leise und besteht aus zwei verschiedenen Lauten, mit denen die Thierchen einander locken, und die, von dem einen ausgestoßen, sogleich ihre Beantwortung seitens der andern finden. Männchen und Weibchen scheinen dieselben Rufe zu haben und damit zu wechseln. Diese bestehen aus einem tiefen und volltönenden „Geluk, geluk“ und aus einem hohen „Kürr, kürr“, welche beide, wie gesagt, leise ausgestoßen werden.“ Von Homeyer konnte die gefangenen Vögel länger beobachten, und seine Beschreibung ist deshalb noch richtiger. „Das Steppenhuhn“, sagt er, „erinnert durchaus nicht an eine Taube, sondern zeigt sich vollkommen flughuhnartig. Der Schritt, die Bewegungen sind fast ganz wie bei der Khata. Der Unterschied zwischen beiden ergibt sich daraus, daß die Fußwurzeln so verschieden lang sind, und die Fußbildung selbst eine andere ist, weshalb das Steppenhuhn kürzere Schritte macht und mehr schleicht als das Flughuhn.“ Ich habe Dem hinzuzufügen, daß das Schleichen hauptsächlich in der schiefen Haltung der Fußwurzeln seine Erklärung findet. Das Steppenhuhn ist unter den Scharrvögeln ein wahrer Sohlengänger. Es erhebt den Untertheil seines Leibes kaum einen halben Zoll über den Boden, während das Flughuhn doch mindestens um das Dreifache höher steht, nur, weil es seine Ständer sehr gerade hält. „Die ganze Unterseite“, fährt unser Forscher fort, „bildet beim Fressen fast eine gerade Linie, über welche sich der Rücken wölbt. Die Körperrundung liegt bei ihm aber nicht in der Mitte, sondern im Vordertheil, während nach hinten zu der Unterrücken sehr gestreckt verläuft. Die Flügel werden, wie auch Bruch richtig beobachtet, auf verschiedene Weise getragen; stets liegen die Schwingen fächerartig zusammengeschlagen hinter einander, sodaß sie sich dachziegelartig decken und die kürzere auf der längeren sich abzeichnet. Die deshalb sehr schmalerscheinende, fast säbelförmige Schwinge wird entweder ganz frei getragen und liegt besonders bei lebhaften Bewegungen gewöhnlich auf dem Schwanze, oder sie ist unter den langen schmalen Deckfedern des Schwanzes verborgen und liegt entweder unter dem Schwanze, in eine Linie mit den mittleren langen Schwanzfedern auslaufend oder mit der Spitze frei nach oben; letzteres ist das Gewöhnlichere. ... In der Ruhe“, schließt Homeyer, „kugelt sich der Vogel ziemlich stark und gleicht jetzt der Wachtel mehr als wenn er in Bewegung ist. Den Eindruck des Schleichens bekam ich bei allen langsamen Bewegungen, den des Marionettenganges bei der schnelleren, den des Wackelnden

und Watschelnden bei der größten Eile. Doch noch einmal, die Bewegungen des Kopfes, das Hin- und Herwerfen des Sandes mit dem Schnabel, das Benehmen beim Nahrungsuchen, das Horchen, das Ausspähen nach etwas Ungewöhnlichem, kurz, der ganze Ausdruck des geistigen Lebens, dies Alles ist durchaus hühner- und nicht taubenartig und erinnert nicht allein, sondern ist ganz so wie beim Flughuhn. Flug- und Steppenhuhn dürfen niemals getrennt werden."

Nachdem ich das Erstlingsrecht meiner werthen Freunde gewahrt, darf ich wohl meine eigenen Beobachtungen über gefangene Steppenhühner folgen lassen.

Der hamburger Thiergarten erhielt im ganzen sieben Stück der eingewanderten Fremdlinge, am 2. und 5. Oktober und am 1. Dezember 1863. Zwei von ihnen kamen krank an und starben am 1. und bezüglich 15. November desselben Jahres; ein drittes verendete am 21. März 1865; zwei andere wurden von einem Wiesel getödtet, welches sich durch das Drahtgeflechte des Käfigs gedrängt hatte, zwei leben noch heute. Betragen und Wesen haben sich vom ersten Tage wenig verändert und entsprechen durchaus den Schilderungen Bolle's und Homeyer's. Namentlich will ich hervorheben, daß ich meinestheils niemals versucht worden bin, die Stimmlaute durch „Köckerick" zu übersetzen, wie Dr. Altum es gethan, sondern auch hierin meinen Freunden beistimmen muß. Unsere Gefangenen haben sich bei einfacher Nahrung recht wohl befunden, im Sommer wie im Winter; denn sie sind jahraus, jahrein in ihrem Käfig geblieben, haben auch nur selten von der ihnen zustehenden Freiheit, sich in den bedeckten und theilweise durch Glas geschützten Hinterraum dieses Käfigs zu verfügen, Gebrauch gemacht. Bei Regenwetter zogen oder ziehen sie sich gern an eine geschützte Stelle zurück, hat es aber längere Zeit nicht geregnet, so verweilen sie etwa eine halbe Stunde lang im unbedeckten Theile des Käfigs und lassen sich ihr Gefieder einnässen; dann erst trippeln sie ins Innere. Kälte behelligt sie nicht; sie haben den strengen Winter von 1863 zu 64 ohne anscheinende Beschwerde überstanden und sich auch in ziemlich tiefem Schnee noch mit großer Geschicklichkeit bewegt. Wenn es nicht gerade schneiete, blieben sie immer draußen; sie drängten sich dann aber dicht zusammen, — ich möchte sagen: sie legten sich förmlich in einander — denn während sie im Sommer zwar truppweise, aber doch nicht unmittelbar neben einander zu schlafen pflegten, legten sie sich im Schnee so neben einander, daß alle fünf gleichsam nur eine Masse bildeten. Dabei lagen sie nicht in ein und derselben Richtung, sondern zwei oder drei mit den Köpfen nach dieser, die übrigen nach der andern Seite, sodaß in der That kaum ein Zwischenraum blieb. Aus dieser Lage ließen sie sich nicht einmal durch Schneefall vertreiben, sondern lieber theilweise einschneien, manchmal bis auf die Köpfe. Im Schnee schien ihnen jede Bewegung schwer zu fallen. Sie mußten dann den Vordertheil ihres Körpers buchstäblich wie einen Schlitten durch den Schnee schieben, und bildeten dadurch eine ziemlich tiefe, der Breite ihres Vorderleibes entsprechende Bahn, welche in der Mitte durch zwei tiefere Furchen die eigentlichen Fährten zeigte, falls man hier noch von Fährten reden darf, da die einzelnen Fußtapfen nicht mehr ausgedrückt waren, sondern unmittelbar in einander übergingen.

Anfangs Juni 1864 zeigten die sich sonst so friedlichen Hähne unruhig und begannen schließlich mit einander zu kämpfen. Sie nahmen dabei eine Stellung an, welche von der ihrer Verwandten, der Flughühner, sehr verschieden war; denn sie erhoben sich mit dem Vordertheil ihres Leibes, sträubten alle Federn des Halses, der Brust und des Oberrückens, lüfteten die Flügel etwas und fuhren nun ziemlich eilfertig auf einander los, wohlgezielte, aber, wie es schien, wenig empfindliche Schnabelhiebe austheilend. Der eine wurde regelmäßig in die Flucht geschlagen und der andere begab sich dann siegesstolz zu einem der Weibchen, hinter und neben welchem er eine Zeitlang umhertrippelte. Am 6. Juni wurde ein unzweifelhaft von diesem Weibchen herrührendes Ei gefunden. Im Jahre 1865 zeigten sich die Steppenhühner schon im Mai paarungslustig, und dieselbe Henne, welche im vorigen Jahre Hoffnungen wach gerufen hatte, legte diesmal am 14., 19. und 21. Mai ihre drei Eier. Ein Nest wurde nicht gebaut, nicht einmal eine Vertiefung gescharrt, und jedes Ei an einer verschiedenen Stelle abgelegt, obgleich ich angeordnet hatte, daß das erste unberührt blieb und

das zweite zu diesem gebracht wurde. In der Hoffnung, daß die Henne doch noch brüten werde, ließ ich die Eier länger liegen als ihnen gut war, und schließlich mußte ich sie wegnehmen, ohne weitere Versuche machen zu können. Am 22. Juni begann die Henne zum zweiten Male zu legen, und wiederum waren es drei Eier, welche sie brachte; aber auch diesmal berücksichtigte sie selbige nicht, sondern betrachtete sie ungefähr mit derselben Gleichgiltigkeit wie Steine. Diesmal sollte ein Brutversuch angestellt werden; leider war aber eine geeignete Haushenne nicht zu schaffen, und so unterblieb die Brütung wiederum.

Die Eier sind sich sämmtlich in hohem Grade ähnlich. Ihre Länge beträgt 17 bis 18 Linien, ihr größter Querdurchmesser 12 bis 13 Linien. Sie sind elliptisch, an beiden Enden fast gleich abgestumpft, feinkörnig und kaum glänzend. Die Grundfarbe ist ein grünliches Graugelb, die Zeichnung besteht aus lichtgraubraunen Unterflecken und dunkelgraubrauner Oberfläche, welche sich im ganzen gleichmäßig über die Oberfläche des Eies verbreiten, bei einzelnen jedoch um das eine Ende kranzartig stellen; zwischen den Flecken zeigen sich Kritzeln, Schmitzen und einzelne Punkte. Soweit ich urtheilen kann, kommen sie in Gestalt und Färbung mit den Eiern der Flughühner sehr überein.

Im Sommer dieses Jahres (1866) hatte sich ein Männchen der Khata der einen Steppenhenne angepaart und gab sich viele Mühe, ihre Zuneigung zu erwerben. Sie duldete die Annäherung des Hahnes, aber sie liebte ihn nicht; wenigstens wurde Niemand von uns Zeuge ernsterer Liebesbeweise von ihrer Seite.

* * *

Eine zweite Zunft der Ordnung umfaßt die Waldhühner (Tetraonidae), die reichhaltigste Gruppe der ganzen Ordnung. Ihr Leib ist gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf klein, der Schnabel gewöhnlich kurz, kräftig und dick am Grunde, der Fuß niedrig oder höchstens mittelhoch, der Flügel noch ziemlich lang, bei den meisten aber doch schon sehr gerundet, der Schwanz kurz, gewöhnlich gerade abgeschnitten, ausnahmsweise zugespitzt oder ausgeschweift. Das reiche Gefieder läßt nur bei wenigen kleine Stellen frei, befiedert im Gegentheil in der Regel selbst den Kopf fast vollständig und erstreckt sich bei einigen bis auf die Zehen herab; doch werden auch bei dieser Gruppe schon nackte lebhaft gefärbte Stellen bemerklich. Die Geschlechter unterscheiden sich oft sehr wenig durch Färbung. Der Verbreitungskreis ist größer als der anderer gleichwerthiger Abtheilungen: die Waldhühner dürfen als Weltbürger bezeichnet werden.

Unter den Familien, in welche die Zunft zerfällt, stellen wir die Rauchfußhühner (Tetraones) oben an. Die Kennzeichen der zu dieser Gruppe gehörigen Hühner sind: gedrungener, kräftiger Leib mit kurzen oder höchstens mittellangen Schwingen und kurzem, gerade abgeschnittenen, ausnahmsweise aber auch verlängerten, keilförmig zugespitzten oder gegabelten Schwanze, kurzem, starken, dicken, sehr gewölbten Schnabel und niedrigen, starken Füßen, deren Fußwurzeln mehr oder weniger befiedert sind, sowie ein reiches, dichtes Gefieder, welches nur über dem Auge oder am Hinterhalse kleine Stellen frei läßt, von denen diejenige über dem Auge mit rothen hornigen Plättchen bekleidet sind. Bei vielen Waldhühnern tragen die Zehen eigenthümliche Horngebilde, sogenannte Fransen, welche man als verkümmerte Federn anzusehen hat.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch sind folgende Merkmale für den inneren Bau der Waldhühner bezeichnend: Das Thränenbein verbreitert sich auf der Stirn und bildet eine starke, seitlich vorspringende Platte, während der absteigende Theil verkümmert. Der vordere und hintere Schläfdorn verbinden sich und umschließen einen Kanal, in welchem der Schläfmuskel entspringt. Das Oberkieferbein ist sehr klein; die Gaumenbeine sind schmal und grätenartig, die hinteren Fortsätze der Unterkieferäste lang und aufwärts gekrümmt. Sieben Wirbel tragen breite und starke

Rippen, deren vorderstes Paar falsch ist; die mittleren Wirbel verwachsen. Das Brustbein ähnelt dem der Tauben, ist jedoch am Halsrande mehr entwickelt, im ganzen mehr häutig als knöchern und sein Kamm minder hoch als bei den Tauben. Die Gabel verschmächtigt, das Schulterblatt verbreitert sich am freien Ende. Die Vorderglieder zeichnen sich durch die Breite des Vorderarms und die Krümmung der Ellbogenröhre aus; Oberarm und Handtheil sind kürzer als der Vorderarm. Der marklose Knochen des Oberschenkels nimmt Luft auf. Ueber die Gaumenfläche verlaufen gezähnte Querleisten; die ziemlich gleichbreite, oben flache und weiche, kurzgespitzte Zunge hat einen einfachen, hinten mit Eckfortsätzen versehenen Kern und länglich schmalen Zungenbeinkörper. Dem unteren Kehlkopfe fehlen eigene Muskeln. Der Kropf ist ansehnlich groß, der drüsenreiche Vormagen dickwandig, der Magen starkmuskelig. Die Blinddärme zeichnen sich durch ihre Länge aus. Eine rundliche gallertartige, mit Zellgewebe bekleidete Masse belegt, — wenigstens beim Auer- und Birkhahn — den unteren Theil der weichen Luftröhre und des Kehlkopfes.

Der Norden der Erde ist die Heimat der Rauchfußhühner. Sie verbreiten sich vom Himalaya und von den ostasiatischen Gebirgen an über ganz Asien und Europa, fehlen in Afrika gänzlich, werden aber in Nordamerika wiederum und zwar vielzählig vertreten. Waldungen bilden ihren bevorzugten, keineswegs aber den ausschließlichen Aufenthalt; denn einzelne bewohnen die Steppen, andere die gebirgigten Halden in der Nähe der Schneegrenze, ohne sich viel um Gebüsch oder Bäume zu kümmern. Alle, ohne Ausnahme, sind Standvögel, welche jahraus, jahrein in derselben Gegend verweilen und höchstens unregelmäßig streichen. Sie leben während der Brutzeit paarweise oder einzeln, sonst immer in Gesellschaften, bilden aber niemals große Schwärme, sondern blos Familien oder Ketten, welche aus einigen Familien bestehen. Waldfrüchte mancherlei Art, Beeren, Knospen, Blätter, auch Nadeln des Schwarzholzes, Sämereien, Kerbthiere und Kerbthierlarven dienen ihnen zur Nahrung; einzelne fressen zeitweilig fast nur Blätter und Knospen, weil ihre arme Heimat ihnen dann kaum mehr bietet.

Die Rauchfußhühner dürfen wohlbegabte Vögel genannt werden, obwohl man sie nicht als hochstehende Hühner anzusehen hat. Sie gehen gut, schrittweise und sehr schnell, fliegen aber schwerfällig, unter rauschenden Flügelschlägen und, wie es scheint, mit Anstrengung, deshalb auch selten weit und niemals hoch. Ihre Sinne sind scharf und zumal die beiden edelsten wohl entwickelt; die geistigen Fähigkeiten hingegen scheinen auf einer ziemlich tiefen Stufe zu stehen.

Einzelne Arten leben in geschlossener Ehe, die übrigen in Vielweiberei und bezüglich Vielmännerei, da sich der Hahn mit jeder beliebigen Henne und die Henne sich mit jedem beliebigen Hahne paart, ohne daß deshalb beide in ein engeres und dauernderes Verhältniß treten. Die Paarungsluft scheint bei ihnen lebhafter zu sein als bei allen übrigen Scharrvögeln; denn die Hähne leisten während der Paarungszeit ganz Außerordentliches durch Geberden und Laute, durch förmliches Vergessen der gewohnten Lebensweise und durch ein Benehmen, welches wir toll nennen würden, wenn es uns nicht gar zu anziehend erschiene. Dieses Liebesspiel ist so ausgeprägt, so eigenthümlich, daß es im Jägermunde unter dem Namen „Balze“ oder „Falze“ eine besondere Bezeichnung erhalten hat.

Alle Rauchfußhühner vermehren sich sehr stark; das Weibchen legt acht bis sechszehn Eier. Diese sind einander sehr ähnlich, rein eiförmig, glattschalig und auf gilblichem Grunde braun gefleckt. Ein eigentliches Nest wird nicht gebaut; die Hennen begnügen sich, an einem versteckten Plätzchen eine seichte Vertiefung auszuscharren, und kleiden diese höchst unordentlich mit etwas Genist, vielleicht auch mit einigen Federn aus. Dem Brutgeschäft widmen sie sich mit sehr großem Eifer; sie gehen erst dann vom Nest, wenn ihnen die augenscheinlichste Gefahr droht, gestatten es, daß Veränderungen in der Nähe desselben vorgenommen werden, und verlassen ihre Eier oder Küchlein überhaupt niemals, so lange sie leben. Die ausgeschlüpften Jungen bemuttern sie bis zum Flüggewerden mit der größten Zärtlichkeit, und ohne Besinnen setzen sie ihr Leben ein, wenn sie glauben, dadurch das der Küchlein retten zu können. Letztere wachsen sehr rasch heran, müssen aber mehrere, auch

äußerlich sichtbare Entwickelungsstufen durchmachen, bevor sie das Alterskleid anlegen. Genaueres hierüber wird die Entwickelungsgeschichte des Auerhuhns, welche ich ausführlicher zu geben gedenke, uns lehren.

Sehr eigenthümlich ist eine Beobachtung, welche in der Neuzeit von schwedischen Naturforschern gemacht worden ist. Die Rauchfußhühner wechseln nicht blos ihr Gefieder, wie andere Hühner, sondern auch ihre Nägel, indem dieselben förmlich abgestoßen und nach und nach durch neue ersetzt werden, denen der alte Nagel bis zu seinem Losfallen zum Schutze dient. Dieser Wechsel scheint gleichzeitig mit der Erneuerung der Hornfransen an den Zehen stattzufinden.

Der Mensch ist es nicht gewesen, dem wir die Erhaltung der Rauchfußhühner verdanken; denn er hat unter diesem edlen Wilde ärger gehaust als die schlimmsten Raubthiere, und er verfolgt die schönen und durchaus unschädlichen Vögel rücksichtslos noch heutigen Tages. Nur da, wo eine geordnete Forstwirthschaft eingeführt und das edle Waidwerk von zünftigen Grünröcken gehandhabt wird, genießen jene des ihnen so nothwendigen Schutzes; in denjenigen Ländern, wo sie noch häufig sind, im hohen Norden nämlich, stellt ihnen jeder Bauer ohne Schonung, ohne Barmherzigkeit nach, und wahrscheinlich steht ihnen dort dasselbe Schicksal bevor, wie in Mitteleuropa: sie werden nach und nach ausgerottet werden, wie der Stolz unseres Waldes, das Auerhuhn, in vielen Gauen und Gegenden bereits ausgerottet wurde. Ich halte es für meine Pflicht, auch an diesem Orte für alle Waldhühner groß und klein in die Schranken zu treten und sie wahren Thierfreunden auf das Wärmste zu empfehlen. Die Rauchfußhühner werden, wie ich mit aller Bestimmtheit behaupte, unserem Walde nirgends und niemals schädlich; sie sind nicht einmal im Stande, die jungen Schonungen zu gefährden. Hirsche und Rehe muß man zu den Waldverwüstern zählen, selbst gegen den Hasen läßt sich Manches einwenden: genaue Beobachtung der Rauchfußhühner aber widerlegt jede üble Nachrede, welche auch ihnen geworden ist. Es ist wahr, daß sie sich zeitweilig, namentlich im Winter, fast ausschließlich von den Blättern und Knospen der Waldbäume nähren: niemals aber kann im Ernste behauptet werden, daß sie dadurch dem Walde Nachtheil zugefügt hätten. Und weil sie nun nicht blos unschädlich, sondern auch die Freude und Augenweide von allen Denen sind, welche den Wald kennen und lieben, weil sie manches edle Jägerherz schlagen machen und Niemanden beeinträchtigen, soll man sie hegen und pflegen, soviel man immer kann, und sie schützen gegen ihre Feinde, zu denen ich auch und in erster Reihe jene traurigen Gesellen rechne, welche wohl todt zu schießen, nicht aber zu jagen verstehen. Ein Jäger, und wäre er auch kein zünftiger Waidmann, wird niemals schaden: der „Aasjäger" schadet unter allen Umständen, möge er nun als sogenannter Schütze, oder als nichtsnutziger Nestersucher im Walde freveln.

Das größte und edelste aller Rauchfußhühner ist das Auer- oder Urhuhn, Wald-, Gurgel-, Riethhuhn, auch Bergfasan genannt (Tetrao Urogallus), einer der größten Landvögel Deutschlands, die Zierde der Wälder, die Freude des Waidmanns. Er vertritt nach den heutigen Anschauungen eine besondere Sippe, für welche ich übrigens außer dem stark zugerundeten Schwanze und den verlängerten Kehlfedern keine besonderen Kennzeichen anzugeben weiß. Der Auerhahn ist, trotzdem er an Schönheit hinter andern seiner Verwandtschaft zurücksteht, ein prachtvoller Vogel. Ich will seine Beschreibung mit meines Vaters Worten geben. Der Scheitel und die Kehle sind schwärzlich; der Hinterhals ist dunkelaschgrau, schwarz gewässert, der Vorderhals schwärzlich aschgrau gewässert, der Rücken auf schwärzlichem Grunde fein aschgrau und rostbraun überpudert, der Oberflügel schwarzbraun, stark rostbraun gewässert; die Schwanzfedern sind schwarz mit wenig weißen Flecken; die Brust ist glänzend stahlgrün, der übrige Unterkörper schwarz und weiß gefleckt, in der Aftergegend stärker als am Unterleibe. Das Auge ist braun, die nackte Haut um dasselbe lackroth, der Schnabel

hornweiß. Die Länge beträgt 2 Fuß 2 bis 5 Zoll, die Breite 4 Fuß 4 bis 7 Zoll, die Fittiglänge 15 bis 17 Zoll, die Schwanzlänge 13 bis 14 Zoll, das Gewicht, laut Geyer, 10 bis 12 Pfund im Mittel. Jüngere Hähne unterscheiden sich nur wenig von den alten. Die Henne ist um ein Drittel kleiner und sehr bunt. Kopf und Oberhals sind schwärzlich, rostgelb und schwarzbraun in die Quere gestreift; auf dem übrigen Oberkörper zeigt sich die Befiederung als ein Gemisch von Schwarzbraun, Rostgelb und Rostgraugelb; die Steuerfedern sind auf schön rostrothem Grunde schwarz in die Quere gebändert, die Kehle und der Flügelbug rostrothgelb; die Oberbrust ist rostroth, der Bauch auf rostgilblichem Grunde unterbrochen schwarz und weiß in die Quere gebändert. Die Länge beträgt 2 Fuß 3½ bis 6 Zoll, die Breite 3 Fuß 6 bis 8½ Zoll, die Fittiglänge 13 bis 14, die Schwanzlänge 8 bis 9 Zoll; das Gewicht schwankt zwischen 4 bis 8 Pfund.

In früheren Zeiten hat das Auerhuhn unzweifelhaft alle größeren und zusammenhängenden Waldungen Nordasiens und Europas bewohnt; gegenwärtig ist es in vielen Gegenden gänzlich ausgerottet. Doch ist sein Verbreitungskreis immer noch ein sehr bedeutender, da die Grenzen desselben wenig beschränkt worden zu sein scheinen, die Vernichtung sich vielmehr nur auf gewisse Stellen beschränkte. Blasius nahm die Alpen als südlichste Verbreitungsgrenze des stolzen Vogels an, kannte aber damals die neueren Forschungen einiger Beobachter im Süden unseres Erdtheils noch nicht. Im Museum von Madrid stehen mehrere Auerhühner, welche, laut mündlichem Berichte des Vorstandes, auf der spanischen Seite der Pyrenäen erlegt worden waren; von der Mühle erhielt ein Auerhuhn aus Vrachori, woselbst es, ebenso wie in Anatolien, nicht selten zu sein scheint und erfuhr, daß der Vogel selbst auf Euböa vorkomme; Lindermayer bemerkt später, daß es in den Wäldern Akarnaniens ziemlich häufig ist und daselbst brütet. Vonhieraus nach Norden hin findet man den Vogel noch heutigen Tages in allen Hoch- und Mittelgebirgen: so längs der ganzen Alpenkette und auf den Karpaten, auf dem Jura, in dem Odenwalde, dem Fichtelgebirge, dem Böhmer- und Thüringerwalde und im Harz, überall aber einzeln, nirgends häufig. Erst im Norden Europas, in den großen Waldungen Skandinaviens und Rußlands tritt er zahlreicher auf, und Dasselbe gilt für den bis jetzt durchforschten Theil Nordasiens bis Kamschatka hinüber. In Schonen hat das Auerhuhn, laut Wallengreen, merkbar abgenommen; in den übrigen Theilen Schwedens, mit Ausnahme von Gothland, dagegen findet man es allgemein, besonders in den mittleren und nördlicheren Provinzen, bis Lappmark hinauf, und erst der 69. Grad nördlicher Breite bildet hier die Grenze seines Verbreitungskreises. Nach Radde ist es in den zusammenhängenden Waldungen Sibiriens nicht selten, wird aber östlich des Apfelgebirges durch eine kleinere Art ersetzt, und wahrscheinlich ist es diese, welcher Kittlitz in Kamschatka begegnete. Letztgedachtes Auerhuhn wurde von Middendorf unter dem Namen Tetrao Urogalloides unterschieden, scheint mir aber dasselbe zu sein, welches mein Vater bereits im Jahre 1831 Tetrao maculatus benannt, beschrieben und als einen auch in Deutschland vorkommenden Vogel kennen gelehrt hat.

Das Auerhuhn bevorzugt Gebirgswaldungen denen der Ebene, verlangt aber vor allem zusammenhängende Bestände. Da, wo es gemischte Waldungen gibt, nimmt es am liebsten in diesen seinen Stand; nächstdem siedelt es sich besonders gern im Schwarzwalde an, obgleich auch der Laubwald ausnahmsweise zu seinem Wohnsitze werden kann. Hartig's Behauptung des Gegentheils wird durch die Erfahrungen aller übrigen Beobachter und durch die bekannte Thatsache, daß in Nordeuropa und Asien der Schwarzwald entschieden vorwiegt, genügend widerlegt. Ob die Angabe einiger Forscher, daß das Auerhuhn am liebsten auf der Mittagsseite der Bergketten Stand nehme, begründet ist oder nicht, lasse ich dahin gestellt sein; jedenfalls verlangt der Vogel altstämmige Forsten, in welchen es nicht an Bächen, Quellen und andern Wässern fehlt, und welche neben dem hohen Bestande Dickichte oder Stellen mit Haide, niedrigem Gestrüpp und Beerengesträuch besitzen; auch Moorgrund liebt es sehr.

Das Auerhuhn ist ein Standvogel, wenn auch nicht im strengsten Sinne des Wortes. Bei großer, anhaltender Kälte und tiefem Schnee verläßt es im Hochgebirge zuweilen seinen Stand und


Ludw. Beckmann Düsseldorf

geht in einen tieferen Gürtel herab, pflegt aber bei eintretender milder Witterung regelmäßig nach der Höhe zurückzukehren; im Mittelgebirge oder im Hügellande zieht es sich zuweilen aus einem Gebiet nach dem andern, ohne daß man einen eigentlich schlagenden Grund dafür anzugeben wüßte. Doch muß hierbei bemerkt werden, daß über dieses Streichen noch nicht Beobachtungen gesammelt worden sind, welche jeden Zweifel ausschließen; denn wie schon mein Vater anführt und Geyer bestätigt, geschieht es, daß das Auerwild im strengen Winter zuweilen Wochen lang auf den Bäumen sich aufhält, ohne zum Boden herabzukommen, daß also der Beobachter dadurch leicht getäuscht und zu der Meinung verleitet werden kann, das Wild habe sich einem andern Standorte zugewendet. „Merkwürdig ist es“, sagt mein Vater, „daß das Auerhuhn im Winter oft mehrere, sogar acht Tage auf einem Baume stehen bleibt und fast alle Nadeln auf demselben verzehrt.“ — „Es fiel mir“, erzählt Geyer, Vorstehendes bestätigend, ohne es gekannt zu haben, „bei Gelegenheit des Fuchsbestattens oder Einkreisens auf, daß ich kein Stück Auerwild spürte. Ich fragte hin und wieder nach der Ursache dieser Erscheinung; aber kein Mensch konnte mir einen Aufschluß über die ständig gewordene Behauptung, „das Auerwild hat seinen Standort gewechselt“, geben. Als ich jedoch zufällig einmal eine Kette von einigen zwanzig Stück Hähnen und Hennen an einem Abhange aufgebaut fand, an welchen sich die Sonne stark anlehnte, war mir das Räthsel mit einem Male gelöst. In dieser Strecke haben wir sie Tage lang beobachtet, Knospen und Nadeln von Fichten und Tannen äsend, ohne in der ganzen Strecke auch nur Ein Stück Auerwild auf dem Schnee zu spüren.“

Bei gewöhnlichem Verlauf der Dinge hält sich unser Huhn über Tags auf dem Boden auf, und wählt sich, wenn es sein kann, solche Stellen, welche die ersten Strahlen der Morgensonne empfangen und kleine offene Weideplätze besitzen, die mit Dickicht aus Waldbäumen, Heidel-, Brombeer- und Haidengesträuch abwechseln, auch klares Wasser in der Nähe haben. Hier läuft es auf dem Boden umher, durchkriecht das Gestrüpp und das niedere Gesträuch, sucht seine Nahrung zusammen, und erhebt sich nur, wenn ihm etwas Auffallendes begegnet. Gegen Abend steht es auf; Hahn und Henne trennen sich, und beide treten mit Einbruch der Nacht zu Baume, um hier ihre Nachtruhe zu halten. Sie erheben sich fast nie zum Wipfel, sondern bleiben regelmäßig in der Mitte des Baumes stehen, schlafen und bäumen mit Anbruch des Morgens wieder ab.

Die Aesung des Auerwildes besteht in Baumknospen, Blättern oder Nadeln, Klee- und Grasblättern, Waldbeeren, Sämereien und Kerbthieren. Der Hahn nimmt, mindestens zur Balzzeit, mit gröberer Nahrung vorlieb als die Henne oder die Jungen. „Bei zehn Hähnen, deren Kropf ich in der Balzzeit untersuchte“, sagt mein Vater, „fand ich Nichts, als Tannen- oder Fichten- oder Kiefernadeln, und es scheint, daß sich der Hahn während der Balze gar nicht die Zeit nimmt, lange nach Nahrung zu suchen, vielmehr Das frißt, was er gleich in der Nähe haben kann. Es ist mir aber auch wegen der gänzlichen Verschiedenheit im Geschmack des Wildprets des Hahnes und der Henne höchst wahrscheinlich, daß der erstere meist Knospen von Fichten, Tannen und Kiefern verzehrt, während die letztere sich gewöhnlich von zarteren Gewächstheilen nährt. Daher mag es wohl auch kommen, daß das Fleisch des alten Auerhahns hart, zähe, strohern und bei gewöhnlicher Zubereitung kaum genießbar, das der Henne dagegen sehr zart und wohlschmeckend ist. Das Wildpret der halbjährigen Hähne ist ebenfalls sehr gut; aber bis zu diesem Alter sind sie auch mit der Mutter gelaufen und haben an ihrem Tische gegessen.“ — Kleine Kieselerde oder Sand scheinen zur Verdauung der aufgenommenen Nahrung unbedingt nöthig zu sein; man findet sie stets in dem Magen der Erlegten. — Zum Wasser kommt das Auerhuhn mehrmals im Laufe des Tages.

Unter den mir bekannten Beschreibungen der Eigenschaften unseres Wildes halte ich die von meinem Vater im Jahre 1822 veröffentlichte immer noch für die ausführlichste und beste. Ich werde sie deshalb hier folgen lassen und nur hier und da einige Worte einschieben, wobei ich namentlich „die Auerhahnbalze“ meines werthen Freundes, des Forstmeisters Dominik Geyer, eines leidenschaftlichen Auerhahnjägers, zu berücksichtigen habe. „Das Auerwaldhuhn“, sagt mein Vater, „ist

ein plumper, schwerfälliger und scheuer Vogel. Sein Gang ist geschwind, jedoch lange nicht so schnell wie der der Feldhühner, Trappen, Regenpfeifer und Läufer. Es trägt den Leib fast wagrecht, nur wenig nach hinten gesenkt, und den Hals etwas vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung verschieden. Der Körper wird bald wagrecht gehalten, bald aufgerichtet, der Hals bald vor-, bald in die Höhe gestreckt. Es steht übrigens auf den Bäumen nicht blos auf den unteren Aesten, sondern, wenn die Wipfel stark genug sind, auch weit oben: ich habe Hähne und Hennen auf den Baumspitzen gesehen. Auf der Erde läuft es herum, wenn es Nahrung sucht. Der Flug ist schwerfällig, rauschend, durch schnelle Schwingenschläge beschleunigt, fast geradeaus und nicht anhaltend. Hahn und Henne fliegen nur kurze Strecken und stellen sich dann stets auf die Bäume. Beim Aufschwingen des Auerwildes von der Erde auf einen Baum ist das Getöse der rauschenden Schwingen sehr stark. Hahn und Henne sind in der Regel ungemein scheu. Ihr Gesicht und Gehör, nicht aber ihr Geruch, sind äußerst scharf, und sie benutzen diese Feinheit ihrer Sinne, um einer Gefahr von weitem zu entgehen.“ Geyer sagt genau Dasselbe und fügt zum Beleg Folgendes hinzu: „Um mich von der Feinheit der Geruchswerkzeuge zu überzeugen, habe ich während der Balze Auerhähne unter allen möglichen Winden angesprungen, ohne jemals bemerkt zu haben, daß sie mich mittels des Windes wahrgenommen hätten; hieraus schloß ich also, daß ihre Geruchswerkzeuge weniger ausgebildet sein müssen.“ Schlechtes Wetter, auch bevorstehende Stürme scheinen die Scheuheit des Auerwildes zu vermindern. „Wir wissen ein Beispiel“, fährt mein Vater fort, „daß nach einem Auerhahne, welcher im Winter einige Tage auf einem Baume gestanden hatte, mehrere Schüsse gethan wurden, ohne daß er fortflog; überhaupt kommt man im Winter oft viel leichter als im Sommer schußrecht an dieses scheue Wild an. Die Hennen sind, weil sie geschont werden, weniger vorsichtig als die Hähne und zur Paarungszeit oft so kirr, daß sie sehr gut aushalten.“ In seinem Wesen zeigt sich das Auerwild als ein echtes Huhn. Der Hahn ist ein unverträglicher, jähzorniger, streitsüchtiger Vogel, welcher, falls man von gefangenen auf freilebende schließen darf, jahraus, jahrein mit andern Hähnen im Streite liegt und deshalb nothwendiger Weise ein einsiedlerisches Leben führen muß. Er zeigt sich aber auch den Hennen gegenüber herrschsüchtig und zornwüthig; denn so liebestoll er sich während der Paarungszeit geberdet, so gleichgiltig scheint er außerdem gegen seine Gemahlin zu sein. Gefangene haben mich belehrt, daß es gefährlich sein kann, ein Paar Auerhühner zusammenzuhalten, weil der Hahn manchmal, ohne erklärliche Veranlassung, über die Henne herfällt und sie in abscheulicher Weise mißhandelt. Birkhennen darf man noch weniger mit ihm zusammenbringen, weil sie von ihm nicht allein beständig gequält, sondern unter Umständen getödtet werden. Das Gegentheil eines solchen Betragens ist allerdings auch beobachtet worden: hat man ja doch in der Gefangenschaft schon Blendlinge von Auerhahn und Birkhennen erhalten. Zwischen zwei Hähnen entspinnen sich sehr leicht ernste Kämpfe; aber auch in dieser Hinsicht finden Ausnahmen statt: es kommt vor, daß da, wo das Auerhuhn häufig ist, sich im Spätsommer und Herbst zuweilen viele Hähne zusammenscharen und, wie es scheint, längere Zeit gemeinschaftlich sich umhertreiben.

Es ist allgemein bekannt, daß die Paarungslust alle männlichen Hühner auf das höchste erregt; so toll aber, wie es der Auerhahn treibt, geberdet sich kaum ein anderer Hahn. Andere Waldhühner sind ebenfalls äußerst erregt; sie geben ihrem Gefühl aber wenigstens in anmuthiger Weise Ausdruck, während der Auerhahn seine Schwerfälligkeit auch dann nicht verleugnen kann, und seine Sonderbarkeit deshalb um so auffälliger erscheint. Bei jungen Hähnen regt sich das Bewußtsein ihrer männlichen Würde bereits in den Herbstmonaten; wenigstens nimmt man an, daß sie es sind, welche um diese Zeit balzen oder doch zu balzen versuchen; ältere hingegen zeigen sich nur im Frühjahre sanfteren Gefühlen zugänglich. Ihr Liebestammel beginnt und endet zu einer ganz bestimmten Zeit. Da der echte Waidmann den stolzen Vogel nur während der Balze erlegt, hat er diese auf das Genaueste erforscht, und deshalb danken wir nicht allein dem Naturforscher, sondern auch dem Jäger eingehende Schilderungen dieses Liebesspieles.

Wenn der Auerhahn zu balzen beginnt, ist es noch still im Walde. Höchstens die Amsel und in günstigen Jahren vielleicht auch die Singdrossel lassen sich bereits vernehmen; für die übrigen Sänger ist der Frühling noch nicht erschienen. Im Hochgebirge liegt der Wald im Schnee begraben; selbst in der Tiefe hat er nur hie und da von ihm sich befreit. Ist der März reich an schönen Tagen, so hört man schon um diese Zeit einen und den andern Hahn balzen; folgt den schönen Tagen schlechte Witterung, so gefriert den Hähnen, wie sich Gadamer passend ausdrückt, auch der Schnabel wieder zu. Im Mittelgebirge balzt der Auerhahn vom zehnten oder zwölften April an regelmäßig, während die eisige Kälte des Hochgebirges seine Liebe manchmal noch einen ganzen Monat in Banden legt. Die Balze selbst geschieht folgendermaßen: Mit Beginn der Zeit sammeln sich die Auerhähne, welche vorher sich vereinzelt hatten, auf bestimmten Waldplätzen, gewöhnlich auf Berglehnen, welche gegen Morgen abhängen und mit jungem und altem Holze bewachsen sind. Hier finden sich auch die Hennen aus der Umgegend abends ein, in der löblichen Absicht, den ihnen zu Ehren stattfindenden Liebesspielen beizuwohnen. Beide Geschlechter kommen abends gegen sieben Uhr stumm gestrichen und schwingen sich auf einzelne Bäume unter starkem Geprassel ein. Hartig hat manchmal beobachtet, daß die Hennen im Fluge einen hell kläffenden Ton, wie ein kleiner Jagdhund, von sich geben; Geyer sagt, daß der Hahn, nachdem er sich eingeschwungen, mehrere Minuten bewegungslos steht, Alles um sich mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit mustert und beobachtet, auch durch das geringste Geräusch, welches ihm verdächtig vorkommt, zum Abstehen bewogen wird. Bleibt Alles ruhig, so gibt er gewöhnlich unter sonderbarem Halsbewegen einen Laut von sich, welchen man mit dem Ausdruck „Worgen" oder „Kröpfen" bezeichnet, mit dem Grunzen eines jungen Schweines vergleicht und als ein gutes Zeichen für die nächstmorgige Balze hält. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß diese am nächsten Morgen auch wirklich stattfinden wird; denn der Hahn beweist, wie alle selbst beobachtenden Jäger behaupten, ein außerordentlich feines Vorgefühl für kommende Witterung. „Man bemerkt nicht selten", sagt Geyer, „während der Zeit der Balze, daß oft beim schönsten Morgen, an welchem dem Jäger ohnehin schon das Herz vor Freude lacht und er seiner Sache sicher zu sein glaubt, eine arge Täuschung der gehegten Erwartungen folgt, nämlich, daß kein Hahn sich meldet. Tritt ein solcher Fall ein, so kann man überzeugt sein, binnen vierundzwanzig Stunden schlechtes Wetter zu haben. Namentlich scheint der Hahn das Herannahen von Schnee zu wittern. Ebenso tritt oft der umgekehrte Fall ein. Ich beobachtete, daß in der Nacht ein heftiges Schneegestöber begann, bis Mitternacht fortdauerte und dann aufhörte, und daß die Hähne am nächsten Morgen sich dennoch meldeten, wie in der besten Zeit der Balze. Auf ein derartiges Vorkommniß folgt gewöhnlich anhaltend schönes Wetter." Nicht selten geschieht es auch, daß der Hahn schon am Abend förmlich balzt, d. h. gleich nach dem Einschwingen sich meldet, dann auch wohl auf die Erde herab fällt, hier spielt, die Hennen, wenn solche in der Nähe sind, unter allen möglichen, höchst possirlichen Sprüngen vor sich hertreibt und sie schließlich betritt. Dies aber sind Ausnahmen. Bei schlechtem Wetter, namentlich bei Schneegestöber, balzt der Hahn nur in seltenen Fällen, und wahrscheinlich hat Geyer Recht, wenn er annimmt, daß solche Liebestollheit blos durch die Jugend der betreffenden Hähne erklärt werden kann. Regelmäßig beginnt der Hahn bei günstiger Witterung, sobald sich am Morgen weiße Streifen im Osten zeigen, ungefähr gegen drei oder etwas nach drei Uhr in der Frühe: Derjenige also, welcher das Schauspiel sehen will, muß sich schon nach Mitternacht den Armen des Schlafs entwinden und nach guter Jäger Art bereits um zwei Uhr, spätestens um zwei und ein halb, zur Stelle sein.

Die Balze hebt mit dem sogenannten Schnalzen oder Schnappen an, „und von jetzt steigert sich die Aufmerksamkeit des Jägers, bis der erste Schlag hörbar wird, welcher für so Viele Sphärenmusik ist und Jedem, der die Balze kennt, die Pulsschläge beschleunigt." „Der Hahn streckt", wie mein Vater sagt, „bei der Balze den Kopf vor, jedoch nicht jedes Mal gegen Morgen, wie behauptet worden ist, hält ihn in schräger Richtung nach vorn, sträubt die Kopf- und Kehlfedern und gibt nun die schnalzenden Töne von sich, welche immer schneller auf einander folgen, bis der Hauptschlag

erschallt und das Schleifen anfängt. Dieses besteht aus zischenden Lauten, welche dem Wetzen eines eisernen Werkzeuges sehr ähnlich sind und in mehreren, an einander gereihten Sätzen sich folgen; der letzte Ton wird lang gezogen. Gewöhnlich gleich beim Anfange des Balzens, seltener in der Mitte des aus klappenden Lauten bestehenden Satzes hebt er den Schwanz etwas, sodaß derselbe zwischen senk- und wagrechter Richtung mitten inne steht, breitet ihn fächerförmig aus und hält die etwas gesenkten Flügel vom Leibe abstehend. Beim Klappen trippelt er bisweilen auf dem Aste; beim Schleifen sträubt er fast alle Federn und dreht sich nicht selten herum. Doch geht das Balzen nicht immer so regelmäßig vor sich. Einige hören im Klappen vor dem Hauptschlage, andere nach ihm, andere mitten im Schleifen auf, noch andere lassen nur einige klappende Töne hören; ja, zuweilen geschieht es, daß ein Auerhahn an ein und demselben Morgen mit ordentlichem und unordentlichem Balzen wechselt.“ Man hat vielfach versucht, die Laute, welche der Auerhahn hören läßt, mit Buchstaben wiederzugeben; es ist Dies jedoch niemals gelungen, und auch Freund Geyer wird der Wahrheit eben nur nahe gekommen sein, sie aber gewiß nicht erreicht haben. „Der erste Schlag“, sagt er, „ist vergleichbar dem Ausruf „Töd“; dann folgt „Töd, töd, töd, töd“ und endlich immer schneller „Töd öd öd öd öd öd“ u. s. w., bis der sogenannte Hauptschlag, welcher ungefähr wie „Glack“ klingt und stärker hörbar als die vorhergehenden ist, geschieht. Dann beginnt das fabelhafte Schleifen, Wetzen, Einspielen, auch das „Vers- oder sogenannte Gesetzelmachen“ benannt, welches bis jetzt, trotz aller möglichen Versuche und Bemühungen, keinem Sterblichen auch nur annäherungsweise nachzuahmen gelang und wahrscheinlich nie gelingen wird. Es dauert ungefähr drei und eine halbe, aber nie über vier Sekunden, läßt sich einigermaßen mit dem Wetzen eines langen Tischmessers an einer Sense vergleichen und klingt etwa wie „Heide heide heide heide heide heide heide heiderei.“ An dem Auerhahne des hamburger Gartens, welcher in jedem Frühjahre regelmäßig und höchst eifrig balzt, habe ich beobachtet, daß das Schnalzen bei geöffnetem Schnabel hervorgebracht und höchst wahrscheinlich durch eine große Anstrengung der Kehlkopfmuskeln bewirkt wird. Das Ausstoßen des Hauptschlags wenigstens erschüttert den Kehlkopf genau in derselben Weise, wie ein kräftiges Zungenschnalzen den unserigen; man kann diese Erschütterung deutlich wahrnehmen. — Jedes neue Einspielen macht den Hahn erregter. Er geht auf dem Aste auf und nieder, läßt häufig seine Losung fallen, greift mit einem oder dem andern Ständer in die Luft, springt auch wohl von einem Aste zum andern oder steht nach, wie der Jäger sagt, kurz, befindet sich in einer gewissen Verzückung, welche ihn zuweilen Alles um sich her vergessen läßt. Dies geht soweit, daß er sich sogar um den Knall eines Feuergewehres nicht kümmert, selbst wenn der Schuß ihm gegolten hat, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht von einem Schrotkorne berührt wurde. „Im Schwerhören beim Schleifen“, fährt mein Vater fort, „sind alle Auerhähne einander gleich; aber mit dem Sehen ist es anders. Wir gingen einst auf die Auerhahnsbalze, und als Einer von uns, um einen Auerhahn zu unterlaufen, über eine Blöße weg mußte, stiebte der Auerhahn mitten im Schleifen ab und schwieg gänzlich, ein deutlicher Beweis, daß er den Schützen bemerkt hatte. Ein anderes Mal schlugen wir, während des Schleifens eines Auerhahnes, Feuer unter ihm. Das Geräusch des Feuerschlagens hörte er nicht, aber die Funken sah er recht gut. Ein drittes Mal bemerkten wir, daß ein Auerhahn mitten im Schleifen abbrach, als ein weißes Taschentuch unter ihm geschwenkt wurde.“ Mein Vater glaubte, daß die starke Pressung der von ihm bewegten Luft, das Geräusch, welches er selbst verursacht, die Ursache dieser Schwerhörigkeit sei; ich kann mich jedoch seiner Ansicht nicht anschließen, sondern muß Gadamer Recht geben, welcher die sogenannte Taub- und Blindheit ansieht als die Wirkung einer auf das Höchste gestiegenen Brunst oder Sinnlichkeit, welche den Vogel Alles um sich her vergessen läßt. Jeder Beobachter, welcher einen Auerhahn in der Gefangenschaft balzen sah, kommt zu der Ueberzeugung, daß die Sinnesthätigkeit des verliebten Gecken einzig und allein durch seine auf das Höchste gesteigerte Aufregung beeinträchtigt werden kann. Während des eigentlichen Einspielens pflegt er den Kopf senkrecht in die Höhe zu heben, und so kann es recht wohl vorkommen, daß sein Auge das unter ihm Vorgehende nicht wahrnimmt, auch abgesehen davon, daß

sich die Nickhaut seines Auges während dieser Kopfbewegung regelmäßig über mehr als die Hälfte des Augapfels zieht. Daß er aber sieht und hört, unterliegt keinem Zweifel, und ich kann die von Gadamer geschickt angestellte Untersuchung durch eigene Beobachtungen an Gefangenen bestätigen. „Ich besaß", so erzählt letztgenannter Forscher, „einen Auerhahn, welcher zahm war, an vier Jahre lebend und hatte das Vergnügen, ihn jedes Frühjahr balzen zu hören. Nun fiel es mir ein, sein Gehör und Gesicht zu prüfen, wozu mir mein Vater behülflich war. Wie genau der Versuch ausfallen mußte, erhellt daraus, daß der Hahn auch eifrig fortbalzte, wenn man so nahe bei ihm stand, daß man ihn mit der Hand berühren konnte. Ich selbst stellte mich neben ihn und ließ meinen Vater mit geladenem Gewehr an vierzig Schritte weit gehen, doch so, daß er den Beginn des Schleifens genau hören konnte, um im rechten Augenblick den Schuß abzugeben. Als der Hahn schleifte, schoß mein Vater ab. Der Hahn wandte hastig den Kopf der Gegend zu, aus welcher der Schuß gekommen war, und bewies durch sein Benehmen, daß er den Knall wohl gehört hatte, ließ sich aber im Schleifen durchaus nicht stören. Dieser Versuch wurde wohl an zehnmal wiederholt und jedes Mal dieselbe Bewegung seitens des Hahnes bemerkt. Dann ließ ich Kupferhütchen abbrennen: auch diese hörte er. Während der Balzzeit war er sehr bösartig und hieb nach Allem, was sich ihm näherte. Dies gab mir Veranlassung, sein Gesicht zu prüfen. Während er schleifte, streckte ich die Hand aus, als wolle ich seinen Kopf berühren. Ich mußte aber jedes Mal die Hand zurückziehen; denn im vollen Schleifen hieb er nach derselben; ja noch mehr, wenn er schleifte und uns den Rücken zuwendete, kam er sogleich angesprungen, wenn man ihn z. B. am Schwanze greifen wollte."

Die ungewöhnliche Aufregung, in welcher sich der Vogel während der Balze befindet, läßt es einigermaßen erklärlich erscheinen, daß er zuweilen die größten Tollheiten begeht. So berichtet Wildungen von einem Auerhahne, welcher sich plötzlich auf sägende Holzmacher stürzte, sie mit den Flügeln schlug, nach ihnen biß und sich kaum vertreiben ließ. Ein anderer flog, nach Angabe desselben Schriftstellers, sogar auf das Feld heraus, stellte sich den Pferden eines Ackermannes in den Weg und machte diese scheu; ein dritter nahm Jedermann an, welcher sich seinem Standorte näherte, versuchte sogar mit den Pferden der Forstleute anzubinden. „Vor mehreren Jahren", erzählt mein Vater, „lebte eine halbe Meile von meinem Wohnorte ein Auerhahn, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Während und nach der Balzzeit hielt er sich in der Nähe eines ziemlich besuchten Weges auf und zeigte da, daß er alle Furcht vor den Menschen gänzlich abgelegt hatte. Anstatt vor ihnen zu fliehen, näherte er sich ihnen, lief neben ihnen her, biß sie in die Beine, schlug mit den Flügeln und war schwer zu entfernen. Ein Jäger ergriff ihn und trug ihn nach einem zwei Stunden von diesem Wege entfernten Orte. Am andern Tage war er schon wieder an der alten Stelle. Ein Jagdfreund nahm ihn von dem Boden weg und unter den Arm, um ihn dem Oberförster zu überbringen. Der Auerhahn verhielt sich anfangs ruhig; als er sich aber seiner Freiheit beraubt sah, begann er mit den Füßen zu scharren, sodaß er dem Träger den Rock zerfetzte und freigelassen werden mußte. Für abergläubische Menschen war dieser Vogel ein sehr furchtbares Thier. Da er oft Holzdiebe überraschte, so ging in der ganzen Gegend die Sage, die Jäger hätten einen bösen Geist in den Auerhahn gebannt und zwängen ihn, immer da zu erscheinen, wo sie sich nicht selbst einfinden könnten. Dieser Wahn erhielt unserem Vogel, welcher eine ganz besondere Kampflust gegen die Menschen zu haben schien, mehrere Monate das Leben, bis er verschwand, ohne daß man wußte, auf welche Weise. Wahrscheinlich hat ihn ein starker Geist, deren es in unserer Gegend auch gibt, ergriffen und getödtet."

In der Regel versteigt sich der Muth des Auerhahns nicht so hoch; eine gewisse Kampflust aber zeigt er während seiner Balze unter allen Umständen. Ein alter Hahn duldet keinen jungen in einem Umkreise von ungefähr dreihundert Schritten, gibt es auch nicht zu, daß ein junger balzt, und kämpft mit jedem Nebenbuhler, welcher sich widersetzt, nach Ritterart auf Leben und Tod. Im günstigsten Falle bringt einer dem andern schwere Verwundungen am Kopfe bei; gar nicht selten aber bleibt

einer der Kämpfenden todt auf dem Platze liegen. Junge Hähne, welche in ihrer Nähe einen alten starken Balzhelden wissen, lassen sich, laut Geyer, nur leise und unterbrochen hören.

Das Balzen währt bis nach Sonnenaufgang und pflegt am lebhaftesten zu sein, wenn der Tag anbricht. Man will bemerkt haben, daß alle Hähne besonders eifrig balzen, wenn in den Morgenstunden die Mondsichel am Himmel steht: die Ursache dürfte wahrscheinlich nur in der größern Helle des Morgens zu suchen sein. Nachdem der Tag vollkommen angebrochen ist, steht der Hahn ab, und verfügt sich zu den Hennen, welche in einiger Entfernung von ihm sich herumtreiben. Zuweilen geschieht es, daß eines der verliebten Weiber sich lockend dem balzenden Hahne nähert und ihn mit zärtlichem „Bak, bak" zu sich einladet. Einer solchen Lockung vermag sein Herz nicht einen Augenblick lang zu widerstehen: er fällt, wenn er die Liebeslaute hört, wie ein Stein vom Baume herab und tanzt nun einen sonderbaren Reigen auf dem Boden. In der Regel aber muß er die Hennen aufsuchen und nicht selten ziemlich weit nach ihnen fliegen. „In der Nähe der Hennen", schreibt mein Vater, „balzt er jedes Mal auf dem Boden, geht dabei um diese herum und betritt sie, nachdem sie sich ganz auf den Boden niedergekauert haben. Wie viele Hennen ein Hahn an einem Morgen betreten kann, läßt sich nicht bestimmen, weil er selten mehr als ihrer drei bis vier um sich hat und schwerlich so viele zusammen findet, als er sich wünschen mag. Die Hennen scheinen zu einem Hahne mehr Zuneigung zu haben, als zum andern; daher entstehen auch die hitzigen Kämpfe, welche übrigens niemals während der eigentlichen Balze, sondern stets in der Nähe der Hennen und auf dem Boden ausgefochten werden. Dabei werden die Hähne so wüthend, daß man zuweilen einen von ihnen mit Händen greifen kann. Manche Hähne gelangen gar nicht zur Begattung und balzen dann noch im Mai, ja selbst im Juni und Juli; doch ist Dies ein äußerst seltener Fall." Bei schöner trockner Witterung ist das Balzen, laut Hartig, immer ein Vorspiel der Begattung, bei unfreundlichem nassen Wetter hingegen geht diese ohne weiteres vor sich.

In der dritten oder vierten Woche der Balze streichen die befriedigten Hähne nach ihren gewohnten, von den Balzplätzen oft weit entfernten Standorten zurück, und die Hennen schreiten nunmehr zum Nestbau. Jede von ihnen sucht sich einen passenden Platz für ihr Nest und trennt sich von andern ihres Geschlechtes. Das Nest ist eine seichte Vertiefung neben einem alten Baumstocke oder einer einzeln stehenden buschigen kleinen Fichte, zwischen Haidekraut oder im Beerengesträuch, und wird höchstens mit etwas dürrem Reisig ausgekleidet. „Leider", sagt Geyer, „ist die Henne nicht vorsichtig genug, um einen Platz zu suchen, welcher dem Raubzeug und ebenso den bösen Menschen wenig ausgesetzt ist. In der Regel geschieht das Gegentheil, und die meisten Nester werden an gangbaren Wegen oder Fußsteigen jeden Schutzes bar gefunden, daher sich auch die geringe Fortpflanzung des Auerwildes erklären läßt." Die Anzahl der Eier eines Geleges schwankt je nach dem Alter der Mutter. Junge Hennen legen selten mehr als sechs bis acht Eier, ältere deren zehn bis zwölf. Die Eier sind im Verhältniß zum Vogel klein, nur 28¼ bis 32 Linien lang und 22 bis 24 Linien breit, länglich, oben zugerundet, wenig bauchig, unten stumpfspitzig, ziemlich dünn und glattschalig, glänzend, mit wenig bemerkbaren Poren und auf gelbgrauem, oder schmuziggelben, seltener graubräunlichgelben Grunde dichter oder spärlicher mit graugelben, braunschmuziggelben, hellen und kastanienbraunen Flecken und Punkten gezeichnet, zuweilen auch dunkler gewässert. Sie werden von der Mutter mit einer Hingabe bebrütet, welche wahrhaft ergreifend ist. So kann man z. B., laut Geyer, die Henne, wenigstens in der letzten Zeit der Bebrütung, mit den Händen von ihrem Neste aufheben und sie wieder hinsetzen, ohne daß sie irgend eine Furcht zeigt oder ihr Nest durch Wegfliegen verläßt. Es ist somit die Möglichkeit geboten, alle jene Nester, welche größerer Gefahr ausgesetzt sind, zu schützen, indem man eine Art Einzäunung oder Einfriedigung ringsum zieht und für die Aus- und Einkehr der Henne einen Raum offen läßt, welcher gerade zum Durchschlüpfen genügt. Dieses Verfahren wird mit dem Ausdruck „Hudern" bezeichnet, und seitens der Henne ohne Anstand geduldet.

„Sind die Jungen einmal ausgefallen, so laufen sie nach Verlauf einiger Stunden, nachdem sie gehörig abgetrocknet, mit der Mutter weg und werden von jetzt an mit einer ungewöhnlichen

Liebe und Sorgfalt behütet. Es ist rührend zu sehen, wenn man so unverhofft unter eine Kette kommt, mit welchem Geschrei und Lärm die Alte Einen empfängt. Im Nu sind alle Jungen verschwunden, und sie wissen sich so gut zu verstecken, daß es wirklich schwer hält, eins von ihnen zu entdecken. Einen großen Theil dieses Erfolges verdanken sie ihrer Färbung. Ich hatte öfter, namentlich auf alten Holzschlägen, die ganze Kette unter meinen Füßen; sie waren noch nicht flügge, und dennoch war ich selten so glücklich, eines von ihnen aufzufinden. Trauriger sieht es freilich mit einer Kette aus, wenn Herr Reinecke mit seiner unfehlbaren Nase dahinter kommt. Glückt die allbekannte List der Mutter, immer drei bis vier Schritte vor dem Fuchse dahin zu laufen und dahin zu flattern, sich zu stellen, als wäre sie an den Flügeln gelähmt, und Reinecke so aus dem Bereich der Jungen zu führen — glückt dieses letztere, so steht sie plötzlich auf, streicht nach dem Platze, wo sie zuletzt ihre Jungen ließ und gibt durch wohlbekannte Töne „Gluck gluck" kund, daß die Gefahr vorüber ist, worauf sie sich mit ihnen in entgegengesetzter Richtung eiligst auf und davon macht; gelingt Dies aber nicht, so sieht es leider oft traurig aus und nicht selten bleibt keines der Jungen übrig."

Im günstigsten Falle wachsen die Küchlein unter dem treuen Geleite der Mutter rasch heran. Ihre Nahrung besteht fast nur in Kerbthieren. Die Alte führt sie an günstige Stellen, scharrt versprechenden Boden auf, lockt sie mit dem zärtlichen „Back, back" herbei, legt ihnen eine Fliege, einen Käfer, Larve, Raupe, einen Wurm, eine kleine Schnecke u. dergl. auf den Schnabel, und gewöhnt sie so zum Fressen. Eine Lieblingsnahrung von ihnen sind die Puppen aller deutschen Ameisenarten. Die Alte läuft oft mit den Jungen an die Kante der Hölzer, um die auf den Wiesen und Rainen stehenden Ameisenhaufen aufzusuchen. Findet sie einen, dann scharrt sie, bis die Larven zum Vorschein kommen, und lockt nun das ganze Volk zusammen, welches eilig die gute Mahlzeit verschlingt. Wenn die Jungen heranwachsen, fressen sie fast Alles, was die Mutter verzehrt. Schon nach wenigen Wochen sind sie so weit befiedert, daß sie bäumen oder wenigstens flattern können; ihr eigentliches Federkleid erhalten sie aber erst viel später. Hierüber hat mein Vater die sorgfältigsten Beobachtungen gemacht, und sie sind es denn auch, welche die Grundlage aller bis jetzt veröffentlichten Beschreibungen der verschiedenen Jugendkleider bilden.

Im Nest- oder Flaumenkleide sind Stirn und Zügel rostgelb, durch zwei braune, hinter den Nasenlöchern beginnende Längsstreifen und einen auf dem Zügel stehenden braunen Flecken gezeichnet; über die Augen zieht sich bogenförmig ein brauner Strich, zwischen ihnen verlaufen zwei hinten sich vereinigende schwarzbraune Streifen; der Hinterkopf ist rostfarben, hinten mit einem schwärzlichen Bande gezeichnet, auf welchem ein längs der Mitte des rostgelben Halses herablaufender Streifen senkrecht steht; die Seiten des Kopfes sind rostgelb, mit einem braunen oder schwärzlichen Striche hinter den Augen, die Federn des Rückens rostfarben, mit schwärzlichen und braunen Flecken und Streifen, die des Unterkörpers aber graulich schwefelgelb, an der Kehle am hellsten. Das Auge ist bläulichgrau, der Stern bleifarbig, der Schnabel an der oberen Kinnlade dunkel, an der unteren hellhornfarben; die Zehen und Nägel der bereits mit Dunen bedeckten Füße sind gilblich.

Wenige Tage nach dem Auskriechen brechen die Schwungfedern hervor, nach ihnen die Rücken- und die Brustfedern, schließlich auch die des Kopfes, welcher am längsten unbefiedert bleibt, und nunmehr geht die Tracht ins erste Federkleid über. In ihm sind alle kleinen Federn des Kopfes, Hinterhalses und Rückens am Grunde grauschwarz, an der Spitze weißlich, längs des Schaftes rostgelb gestreift, übrigens schwarz und rostgelb in die Quere gefleckt, die Schwungfedern grauschwarz, rostgelb gefleckt und gebändert, die Oberflügeldeckfedern den Rückenfedern ähnlich, die des Unterkörpers rostgelb, braun gefleckt und gebändert.

Auch diese Federn fallen bald wieder aus, und das Küchlein erhält jetzt das zweite Federkleid. In ihm ist das Gefieder des Kopfes und Hinterhalses rostgraugelb mit schwärzlichen und braunen Querbinden und Zickzacklinien, das des Rückens auf rostbraunem Grunde ebenso gezeichnet, die Stelle unter dem Auge bräunlich und weiß gefleckt, die Kehle grauweiß mit tiefgrauen Säumen und

Querflecken, der Vorderhals rostgilblichweiß mit schwärzlichen Querbinden und rostfarbener Spitzenkante, an welcher zuweilen noch eine schwärzliche steht, der Kropf rostgelb mit weißlichen Federspitzen und Flecken, der übrige Unterkörper mit weißen und rostgelben, braunen und in die Quere gestreiften Federn, welche eine sehr unregelmäßige Zeichnung bilden, bekleidet. Das Auge ist bläulich, der Stern grau, der Schnabel hornfarbig; die Zehen sind horngrau, die Nägel hornweißlich, die Fußwurzeln immer noch mit grauen Dunen besetzt.

Bis jetzt sind Männchen und Weibchen einander ähnlich gefärbt; doch zeigt sich schon der Größenunterschied. Das Weibchen geht nun allmählich in das ausgefärbte Kleid, ohne merklichen Farbenunterschied, über; das Männchen legt noch ein drittes Federkleid an. In ihm ist der Kopf schwarzgrau, auf der vordern Hälfte rostfarben überflogen, überall hellaschgrau gewässert; der Hinterhals und die Halsseiten sind aschgrau, unmerklich ins Gelbgraue ziehend, mit sehr feinen Zickzacklinien; gleiche Färbung zeigt sich auf dem Unterrücken und Steiß, auf dem Oberrücken hingegen ein mattes Rostbraun, mit schwarzbraunen Zickzacklinien. Die noch stumpfspitzigen Schwungfedern sind grauschwarz, matt rostgelb gefleckt und gekantet, die Oberarmfedern, wie die Oberflügeldeckfedern, dunkelrostbraun mit weißlichen Spitzenflecken und schwärzlichen, sehr schmalen Zickzacklinien. Das Kehlgefieder ist grauweiß mit schwärzlichen und tiefgrauen Spitzenkanten, das des Vorderhalses weißlich, schwärzlich und aschgrau gefleckt und gewässert, das des Kropfes in der Mitte und da, wo er an den Oberhals anstößt, schwarz mit rostfarbenen und grauen Spitzenkanten, übrigens rostfarben, schwärzlich und schwarzbraun gemischt. Auf der Mitte der Brust erscheinen alle Federn schwarz, rostfarben bespritzt und befleckt, an den Spitzen weiß, auf den Seiten mattrostbraun mit weißen Spitzen und schwarzen Zickzacklinien, auf Bauch und Schienbein weiß und grauweiß gemischt. Das Auge ist schwarz, der Stern braun, der Schnabel hornfarben, unten lichter, an der Kante hornweißlich, die Fußwurzel bis an den Ursprung der Zehen mit weißgrauen, dunenartigen Federn bekleidet; die Zehen sind hornfarben, die Nägel hinten dunkel-, vorn hellhornfarbig.

Wenn der junge Auerhahn die Hälfte seiner Größe erreicht hat, brechen die Federn des ausgefärbten Kleides hervor und zwar zuerst in den Flügeln und im Schwanze, dann an den Seiten, der Brust und später am übrigen Körper. Der Wuchs derselben und die Erzeugung aller geht so langsam von statten, daß mit Vollendung des neuen Kleides der Vogel auch seine Größe so ziemlich erlangt hat.

Im Spätherbste trennt sich die junge Familie nach dem Geschlechte: die Weibchen bleiben bei der Mutter, die jungen Hähne streifen noch gemeinsam umher, lassen ab und zu schon ihre Stimme vernehmen, kämpfen wohl auch zuweilen und beginnen im nächsten Frühjahr die Lebensweise der Alten.

Außer dem Fuchs und dem Habicht stellen noch viele Feinde dem Auerhuhn nach. Die alten Hähne sind freilich vor den meisten Raubthieren gesichert, Dank ihrer Vorsicht und ihres Baumlebens; die zarten Jungen hingegen und noch mehr die Eier werden von allerlei Raubgezücht hart mitgenommen und auch die schwächeren Hennen größeren Raubthieren, so namentlich dem Adler und Uhu, öfters zur Beute. Die Eier sind von sämmtlichen Raubsäugethieren und außerdem noch von Krähen bedroht, fallen auch leider oft genug rücksichtslosen Menschen in die Hände: mancher Hirt, mancher Holzhauer erlabt sich abends an einem Eierkuchen, welchen er seinen Haushennen nicht verdankt. Da, wo die Jagd von zünftigen Grünröcken gehandhabt wird, verfährt man überall mit der nöthigen Schonung. Kein wahrer Waidmann erlegt eine Auerhenne: die Jagd gilt ausschließlich dem Hahne, und auch ihm nur während der Zeit seiner Balze. Das begreift Derjenige, welcher, und wäre es auch nur einmal, selbst hinausgegangen ist in früher Morgenstunde, um den balzenden Auerhahn zu belauschen und, wo möglich, zu erlegen. Es ist Dies ein Kunststück; denn der Hahn bleibt auch während seiner Liebestollheit in der Regel noch vorsichtig und läßt sich nur von dem geübten Jäger berücken. Aber gerade die Schwierigkeit erhöht die Jagdfreude. Ein Hauptreiz der Jagd liegt übrigens auch in der Zeit und Oertlichkeit. „Beim

Mondschein vor Tag", sagt von Kobell, „geht es in die waldigen Gründe, oder im Fall der Himmel trüb, zündet man eine Fackel an, bis man in die Nähe des Balzplatzes kommt. Da geht der Weg oft zwischen alten Bäumen hindurch, die sich in der Beleuchtung der brennenden Späne phantastisch ausnehmen, oder er führt in einen Filzgrund mit verkrüppeltem Krummholz, welches Einen in seltsamen Gestalten anschaut, und die Stimmung wird eine mehr und mehr gespannte. Von Zeit zu Zeit lauscht man in die Nacht hinein nach dem Balzrufe, nach dem sich der Jäger vielleicht noch mehr sehnt, als die Henne, welcher er gilt. Dabei taucht mancherlei Besorgniß auf, daß der Hahn etwa nicht Lust habe zu balzen, wie es öfters geschieht. Sowie nun aber aus der dunklen Wildniß das Schnalzen ertönt und das leise Wetzen, da rührt sich das Jägerblut, da ist alle Aufmerksamkeit auf das Anspringen während des Wetzens oder Schleifens gerichtet." Das Anspringen selbst will geübt sein; denn eine einzige unbedachtsame Bewegung reicht hin, den Hahn zu verscheuchen, während dieser dem geübten Jäger fast regelmäßig zum Opfer fällt. „Nach einem jedesmaligen Hören des Hauptschlages, bezüglich des sogenannten Einspielens", lehrt Geyer, „nähert sich der Jäger mit zwei oder drei Sprüngen oder großen Schritten, und er wartet dann wieder ruhig den Vers ab, ohne aber nebenbei alle mögliche Vorsicht aus den Augen zu lassen. Auf diese Art wird das Anspringen fortgesetzt, bis man aus dem Balzen des Auerhahnes wahrnimmt, daß man sich demselben bis auf Schußweite genähert. Hat man endlich den Vogel erblickt, so spannt man den Hahn des Gewehres, schlägt während des Einspielens an, erwartet ruhig den nächsten Vers und schießt ihn herab." Das klingt, als ob die ganze Jagd recht einfach wäre, während ich aus eigener Erfahrung versichern muß, daß Solches keineswegs der Fall ist. Das Jagdfieber bemächtigt sich auch des ruhigsten Schützen; es wird diesem schwer, den lauten Herzschlag zu dämpfen, schwer, dem Maß der Schritte einzuhalten, schwer, ruhig bis zum nächsten Einspielen zu warten. Gar häufig kommt es vor, daß man das Stillstehen kaum aushalten kann; nicht selten geschieht es, daß der Hahn den Schützen auch trotz der größten Vorsicht, welche dieser beobachtet, rechtzeitig erspäht und davonfliegt, während der Jäger ihn bereits in seiner Gewalt wähnt. Und selbst wenn man glücklich bis unter den Baum gelangte, hat man oft noch seine Noth, den großen Vogel zu sehen; denn die Morgendämmerung ist kaum erst eingetreten, wenn die rechte Zeit zur Jagd erschienen, und es hält trotz der Größe des Vogels schwer, ihn in der dunklen Krone einer Fichte zu unterscheiden, noch schwerer, ihn mit Sicherheit aufs Korn zu nehmen. „Wenn aber der Schuß glückt, wenn er fallend herunterrauscht durch das Gezweige und schwer auf den Boden plumpt, wenn man ihn hat, den mächtigen Vogel, und der erste Morgenstrahl ihn beschauen läßt als einen federweichen, alten Pechvogel, dann ist es wohl lustig, und man steckt gern die schönen schwarzen, am Ende weiß gesprenkelten Schaufelfedern auf den Hut."

Die norwegischen Bauern jagen den Auerhahn fast nur in der angegebenen Weise, weil es selbst unter ihnen als Unrecht gilt, Schlingen und Netze zu stellen, wie es freilich oft genug noch geschieht. Im Berner Oberlande war, laut Tschudi, die Auerhahnjagd bis auf die neueste Zeit sehr drollig und eigenthümlich. „Der Jäger pflegt ein weißes Hemd über den Kopf zu ziehen und watet auf seinen Schneeschuhen, bis er das Kollern des balzenden Hahnes vernimmt. Während dieser singt und zugleich im Schnee oder auf dem Aste seine possirlichen Sprünge mit radförmig ausgebreitetem Schweife macht, wandelt der Schütz gerade auf das Thier los; in den Pausen steht er ganz still; der Hahn starrt ihn an, wenn er ihn gewahrt, und fährt dann zu balzen fort, bis der Schuß geht." Am Jenisei sollen die Bauern nachts mit Fackeln in die Wälder gehen und die durch das Licht erschreckten und geblendeten Auerhühner mit Keulen todtschlagen. So wird berichtet; ob es wahr ist oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden.

Gefangene Auerhühner gehören zu den Seltenheiten in allen Thiergärten. Es ist nicht leicht, sie an ein ihnen zusagendes Futter zu gewöhnen und sehr mühsam, Junge aus Eiern aufzuziehen. Da, wo Auerwild noch ständig vorkommt, gelangt man ohne große Schwierigkeit in Besitz

der Eier, und eine Haushenne, oder noch besser eine Truthenne, brütet diese auch aus: die Jungen aber verlangen eine ganz absonderliche Pflege, und gedeihen auch bei dieser nur ausnahmsweise. Geyer hält eine künstliche Vermehrung des Auerwildes für sehr wohl ausführbar, wenn Kosten und Fleiß nicht gespart werden. Man soll sich, meint er, Eier verschaffen, diese durch Truthennen ausbrüten lassen, und die Jungen wie Fasanen behandeln. „Wird genügend für stets frische Ameiseneier und frisches, wo möglich fließendes Wasser, in dem sie sich in Folge gerne baden, gesorgt, wird ferner alles wie immer benannte Raubzeug aus ihrer Nähe geschafft, so sind fast alle Gefahren für ihr Emporkommen überwunden. Eine Hauptsache wäre die, daß die alte Henne mit den Jungen, wenn thunlich, nach ungefähr vier Wochen in der Nähe eines größeren Waldtheiles unter beständiger Aufsicht ausgesetzt würde, um sich nach und nach an den Wald zu gewöhnen, was keiner Schwierigkeit unterliegen dürfte, da ihnen ihre angestammte Wildheit und ihr scheues Wesen sehr zu statten kommt. Der Wald müßte selbstverständlich alle Eigenschaften in sich vereinigen, welche dem Auerwild angenehm und ersprießlich sind. Vor Allem sind darin zu wünschen: Kiefern, Fichten, Tannen und Buchen, sonnige Abhänge, fließende Bäche und offene Quellen, nebst großer Ruhe. Es muß in jenen Strecken, wo sich das Auerwild aufhält, Alles vermieden werden, was dasselbe beunruhigt; denn es ist eine allbekannte Thatsache, daß in Gegenden, wo sonst ein guter Stand war, das Auergeflügel sich wegzog, weil in jenen Strecken, wo es seinen gewöhnlichen Stand hatte, Holzschläge eröffnet wurden. Das Fällen von nur sechs bis sieben Stämmen reicht oft hin, sie auf lange Zeit zu vertreiben." Unter Berücksichtigung der angegebenen Bedingungen hält es Geyer nicht nur für möglich, sondern für vollkommen ausführbar, Auerwild zu erspähen und dasselbe nach und nach zum Standwild zu machen. Daß die Sache nicht so leicht ist, geht unter Anderm auch aus den Versuchen hervor, welche in Schottland angestellt wurden. Hier war früher das Auerwild nicht selten, während es gegenwärtig fast ausgerottet ist, und man kam deshalb auf den Gedanken, es wieder einzuführen. Die Versuche scheiterten, obgleich sie unzweifelhaft mit größter Vorsicht unternommen und auch die nöthigen Mittel darauf verwendet wurden.

Einer unserer kundigsten Hühnerzüchter, Oettel, hat mehrere Versuche gemacht, Rauchfußhühner groß zu ziehen. „Auerhühner sowohl als Birkhühner sind in unsern Stadtforsten häufig, und deshalb auch Eier zu erlangen; die Aufzucht jedoch ist äußerst schwierig, da die kaum ausgeschlüpften Jungen auf die Lockungen ihrer Stiefmutter nicht hören und keine andere Nahrung als die ganz naturgemäße, vor Allem Kerbthiere, Ameisenpuppen u. s. w. zu sich nehmen. Läßt man die jungen Vögel ins Freie, so sind sie augenblicklich verschwunden. Dies ist mir selbst einmal mit Birkhühnern begegnet, nachdem solche einige Tage alt waren, und ich habe nie wieder eine Spur von ihnen auffinden können. Vor mehreren Jahren hatte ein Förster in unserer Gegend ein Auerhuhnnest entdeckt, worin die Jungen eben auszuschlüpfen begannen, und diesen Hergang durch eine Landhenne glücklich zu Ende geführt. Mit großer Mühe ist es ihm gelungen, sechs Stück zu erziehen, und wohl nur deshalb, weil er ihnen im Walde eine Hütte gebaut und sie auf einen freien, mit Netzen umgebenen Platz gebracht hat, woselbst sie gut gediehen." Ich könnte noch mehrere Beispiele anführen, aus denen hervorgeht, daß sich solche Junge groß ziehen lassen: es ist Dies z. B. meinem Freunde Bodinus wiederholt gelungen und wird in Skandinavien alljährlich ausgeführt; schwieriger, und zwar ungleich schwieriger als die Aufzucht der Fasanen bleibt die der Rauchfußhühner jedoch unter allen Umständen.

Alt eingefangene Auerhühner sind noch schwerer zu zähmen, bezüglich an ein passendes Futter zu gewöhnen, und namentlich die Hennen sterben fast regelmäßig in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft. Der hamburger Thiergarten hat mehrere Auerhennen besessen; es ist uns aber trotz der größten Mühe nicht gelungen, sie nur ein Jahr lang zu erhalten. Ueber die Eingewöhnung eines Auerhahns theilt mein Berufsgenosse Schöpff das Nachstehende mit.

„Im vorigen Jahr balzte ein Auerhahn in der Nähe einer großen Kiefer in der sächsischen Schweiz. Er gehörte zu den Liebestollen; denn er kam auf eine Frau förmlich losgestürzt, sodaß

sie genöthigt war, sich mit dem Korbe zu vertheidigen. Merkwürdiger Weise begegnete ihr Dasselbe auch dieses Jahr und zwar an derselben Stelle. Der Hahn hackte tapfer auf die Waden der Frau los; sie warf ihm ihre Schürze über den Kopf und konnte ihn so ohne große Mühe fangen und in einem Sacke, den sie mit sich führte, um Hackspäne zu sammeln, nach Hause tragen. Ich bekam sofort Nachricht, holte mir den Hahn und brachte ihn, da er sehr scheu war, auf den dunklen Bodenraum. Zur Aesung gab ich ihm Kiefern-, Tannen- und Fichtenreisig, verschiedene Sämereien und alle nur erdenklichen Getreidearten, nebst kleingeschnittenen Kartoffeln, kleingewürfelten Brodstückchen, Sand aus der Elbe, ferner ein ziemlich großes Gefäß mit Wasser, nagelte auch Kieferäste an die Balken zum Aufbäumen, wodurch er sich sehr bald heimisch fühlte. Schon am zweiten Tage merkte ich, daß er Kiefernadeln allem Andern vorzog; außerdem war nur ganz wenig von den Kartoffeln und am vierten Tage auch etwas Brot verzehrt worden. Am sechsten Tage nahm er in Wasser geweichten Mais an, blieb aber noch immer hauptsächlich bei Kiefernnadeln, die er noch jetzt täglich frisch mit den Aesten bekommt. Käfer, Ameiseneier, Mehlwürmer nimmt er selten, grüne und schwarze Wachholderbeeren nur wenig, sehr gern aber Heidelbeeren, ebenso, obschon nicht so gern, Preißelbeeren, seltner Vogelbeeren. Sämereien, außer manchmal ein wenig Weizen oder Buchweizen, nahm er gar nicht, Hanfsamen nur einmal. Nachdem er vierzehn Tage in der Gefangenschaft war, hörte ich ihn früh halb zwei Uhr balzen. Ich ging nun öfters auch mit fremden Leuten zu ihm, und so wurde er nach und nach so zahm, daß er sich schon seit langer Zeit in dem Hühnergehege befindet und vorgehaltenes Weißbrot oder Semmel Jedermann aus der Hand nimmt. Er hat vollständig abgemausert und ist zur Freude aller Kenner prachtvoll im Gefieder."

In Skandinavien hat man gefangenes Auergeflügel wiederholt zur Fortpflanzung gebracht und, wie bemerkt, auch Blendlinge von ihm und dem Birkwild erzielt. Hierzu ist ein großes, mit passendem Gebüsch besetztes Gehege im Freien erstes Erforderniß und eine geschickte Behandlung der Vögel, zumal ängstliches Vermeiden jeder Störung wesentliche Bedingung. Wenn ersteres hergestellt, letztere erfüllt werden kann, soll der Erfolg ziemlich sicher sein.

Nach den neuzeitlichen Anschauungen vertritt das zweitgrößte europäische Rauchfußhuhn, unser Birkhuhn, eine besondere Sippe, welcher wir den Namen Spielhuhn (Lyrurus) geben wollen. Die Kennzeichen dieser Sippe machen sich hauptsächlich im männlichen Geschlecht bemerkbar; der Hahn ist es, welcher überhaupt Veranlassung zur Trennung gegeben hat. Das Birkhuhn ist ziemlich schlank gebaut, der Flügel kurz, verhältnißmäßig aber länger als beim Auerhuhn, muldenförmig gewölbt, stumpf zugerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der Schwanz, welcher aus achtzehn Federn besteht, beim Weibchen seicht abgeschnitten, beim Männchen hingegen so tief gegabelt, daß die längsten Unterdeckfedern über die kürzesten Mittel- und Steuerfedern hinausreichen; die drei mittelsten Paare der letzteren gleichen sich in der Länge, die äußeren steigern sich und biegen sich horn- oder halbmondförmig nach Außen, sodaß der ganze Schwanz wirklich eine leierartige Gestalt annimmt. Der Schnabel ist mittellang und stark, der Fuß, dessen äußere und innere Zehe gleich lang sind, nicht blos bis auf die Zehen herab, sondern auch auf den Spannhäuten, zwischen diesen, befiedert. Außerdem hebt Swainson, welcher die Sippe aufstellte, noch den Glanz des Gefieders des Hahnes als Merkmal hervor.

Unser Birk-, Laub-, Moor-, Spiel-, Spiegel-, Schild-, Baumhuhn u. s. w. (Lyrurus tetrix), der einzige bis jetzt bekannte Vertreter der Sippe, ist schwarz, auf Kopf, Hals und Unterrücken prächtig stahlblau glänzend, auf den zusammengelegten Flügeln mit schneeweißen Binden gezeichnet, das Unterschwanzgefieder reinweiß. Das Auge ist braun, der Seher blau-

schwarz, der Schnabel schwarz, die Zehen sind graubräunlich, die Augenbrauen und eine nackte Stelle ums Auge hochroth. Das Weibchen ähnelt der Auerhenne; die Färbung seines Gefieders ist ein Gemisch von Rostgelb und Rostbraun, mit schwarzen Querbinden und Flecken. Die Länge des Männchens beträgt 2, die Breite etwas über 3 Fuß, die Fittiglänge 12, die Schwanzlänge 7 Zoll; das Weibchen ist um ½ Fuß kürzer und um ¾ Fuß schmäler.

Das Birkhuhn hat ungefähr dieselbe Verbreitung wie das Auerhuhn, geht aber nicht so weit nach Süden hinab und vielleicht etwas weiter nach Norden hinauf. Auf dem spanischen und griechischen Gebirge kommt es nicht mehr vor, und auch in Norditalien soll es nur hie und da gefunden werden, selbstverständlich blos im Gebiete der Alpen. In Deutschland lebt es überall, wo es geeignete Waldungen gibt, und zwar in der Ebene wie im Hochgebirge; denn es zeigt sich wählerisch



Unser Birkhuhn (Lyrurus tetrix). ¼ der nat. Größe.

hinsichtlich der Oertlichkeit, nicht aber rücksichtlich der Gegend. Häufig ist es auf allen deutschen Mittelgebirgen, nicht selten im Voigtlande, in Hannover und stellenweise in Nordschleswig und Jütland, häufig ebenso im ganzen Alpengebiet, gemein in Liv- und Esthland, in Skandinavien und Rußland, sowie endlich in Sibirien bis zum Amurlande hin. Aber immer und überall trifft man es nur da an, wo der Wald seinen Anforderungen entspricht. Es verlangt vor Allem Gegenden, welche reich an niedern Gesträuchern sind, sei es, daß diese durch die Haide, sei es, daß sie durch Dickichte gebildet werden. Geschlossene Hochwälder liebt es nicht; dagegen siedelt es sich ungemein gern da an, wo der Waldgrund mit Haidekraut, Heidelbeeren, Ginster und anderm niedern Gestrüpp bedeckt ist, und ebenso liebt es Moorgrund ganz außerordentlich; denn man begegnet ihm auch da, wo die Sumpfpflanzen vorherrschen und die Haide oder das Gestrüpp zurückdrängen, wenn auch nicht in den eigentlichen Brüchen oder Morästen. In der Schweiz bevorzugt es,

laut Tschudi, ebensosehr die gebirgigen Oberwälder als den mittleren Waldgürtel, und geht gern bis an die Grenze des Holzwuchses empor, wo es dann die Lichtungen mit dichtem Haidekraut oder Heidel- und Brombeerbüschen und endlich auch die Dickichte der Legföhren, welche ihm guten Schutz gewähren, aufsucht. „Das birkhuhnreichste Gebiet der Schweiz ist ohne Zweifel Graubünden und hier wieder das mit düsterem Bergwald und finsteren Flüben ausgekleidete Val Mingen, ein selten besuchter Seitenarm des Val da Scarl (Unterengadin). In den struppigen Leg- und Bergkiefern und Arvenbüschen jener Gegend hört man die Hähne im Frühling von allen Seiten balzen." Auf den bayerschen Alpen und in den dichten Mösern oder Mooren ist das Birkgeflügel ebenfalls überall zu Hause: auf den Filzen von Weilheim, Diessen, Rosenheim, Reichenhall u. s. w. kann man im Spätherbst und im Winter, laut Kobell, oft achtzig bis hundert Hähne beisammen sehen. In Menge bewohnt es Skandinavien von Nordschonen an, und zwar alle Waldungen bis zum Alpengürtel empor. Dasselbe gilt, wie wir durch Radde erfahren, für die Waldungen des südöstlichen Sibiriens. In der Gegend des nordöstlichen Baikalufers stieß dieser Naturforscher während seiner Reise fast täglich auf brütende Weibchen oder später auf Birkhuhnketten und erfuhr, daß im Gebiet des unteren Bureja während der Monate Oktober und November von einem einzelnen Kosakenposten gewiß gegen zweitausend Birkhühner erlegt und gefangen worden waren. Weiter oben im Norden des Festlandes der alten Erde nimmt der Vogel jedoch an Anzahl ab.

Im mittleren Deutschland ist das Birkhuhn ein Standvogel, wenn auch vielleicht nicht im strengsten Sinne; auf dem Hochgebirge und im Norden aber tritt es ziemlich regelmäßige Wanderungen an. So verläßt es, laut Tschudi, in der Schweiz zweimal im Jahre seinen Wohnort und fliegt umher. Im Simmenthal hat man beobachtet, daß es im Spätherbst ziemlich regelmäßig nach den walliser Bergen hinüberstreicht. Viele von den Wandernden finden sich gar nicht wieder zurück in ihre eigentliche Heimat, werden verschlagen und gerathen in fremdes Gebiet. In den nördlichen Gegenden werden diese Wanderungen regelmäßiger; es ziehen sich z. B. die Birkhühner, welche in der Höhe wohnen, nach tieferen geschützten Stellen zurück. Radde erfuhr, daß unsere Vögel im Winter in großen Scharen vom Apfelgebirge zum mittleren Onon wandern und hier auf den Inseln, welche mit Weiden- und Balsampappeln bestanden sind, der reichlichen Nahrung halber Herberge nehmen. Gleiche Wanderungen lassen sich für das mittlere Amurland nachweisen; doch ist es noch nicht festgestellt, ob sie alljährlich stattfinden.

„Das Birkhuhn", sagt mein Vater, „ist zwar auch schwerfällig, wie das Auerhuhn, aber in allen seinen Bewegungen gewandter. Es läuft schneller als das Auerhuhn und trägt dabei den Leib wenig nach hinten gesenkt und den Hals vorgelegt. Auf den Bäumen ist seine Stellung bald aufgerichtet, bald wagrecht; der Hals wird bald eingezogen, bald in die Höhe gestreckt. Es steht lieber auf Laub- als auf Nadelbäumen und ist weit öfter auf dem Boden als das Auerhuhn. Ungeachtet der kurzen Schwingen ist sein Flug doch sehr gut, geht geradeaus, mit ungemein schnellem Flügelschlage und oft ganze Strecken in einem Zuge fort. Er rauscht zwar auch, aber weit weniger als der des Auerhuhns und scheint viel leichter zu sein. Die Sinne sind sehr scharf. Es sieht, hört und riecht vortrefflich, ist auch unter allen Umständen vorsichtig." Tschudi sagt, daß es ein ziemlich dummer Vogel und der Ortssinn bei ihm wenig entwickelt sei, daß es seine angeborne Scheu und Wildheit häufiger als Vorsicht und Ueberlegung vor Verfolgungen rette: ich kann diese Behauptung nicht zu der meinigen machen, da ich glaube, das Gegentheil erfahren zu haben. Nur äußerst selten läßt sich das Birkhuhn berücken; es geschieht Dies höchstens bei bevorstehender stürmischer Witterung im Winter, für welche auch dieser Vogel ein feines Gefühl zu haben scheint. In der Regel nimmt es, wie die Taube, das Gewisse fürs Ungewisse und sucht jeder Gefahr so bald als möglich zu entrinnen. Die Stimme ist verschieden, je nach dem Geschlechte. Der Lockton ist ein helles, kurz abgebrochenes Pfeifen, der Ausdruck der Zärtlichkeit ein sanftes „Back, back", das Lallen der Kinder ein feines Piepen; während der Balzzeit aber entwickelt der Hahn einen Reichthum an Tönen, welche man dem sonst so schweigsamen Vogel kaum zutrauen möchte.

Hinsichtlich der Nahrung unterscheidet sich das Birkhuhn auffallend genug von seinem Verwandten: es genießt unter allen Umständen zartere Dinge als dieser. Baumknospen, Blätter, Beeren, Körner und Kerbthiere bilden die Mahlzeit. Im Sommer pflückt es sich Heidel-, Preißel-, Him- und Brombeeren, im Winter Wachholderbeeren, verzehrt nebenbei die Knospen des Haidekrautes, der Birken, Haselstauden, Erlen, Weiden und Buchen, lebt auch wohl ausnahmsweise von jungen grünen Kiefernzäpfchen, wie uns Untersuchung der Kröpfe alter Hähne gelehrt hat; dagegen verschmäht es Nadeln fast immer. Ebenso gern als Pflanzenstoffe nimmt es thierische Nahrung zu sich: kleine Schnecken, Würmer, Ameisenlarven, Fliegen, Käfer und dergleichen, und zumal die Jungen werden fast ausschließlich mit zarten Kerbthieren geäzt. Die Wanderungen, welche der Vogel im Norden unternimmt, geschehen hauptsächlich der Nahrung halber. Wenn in Sibirien Frostwetter eintritt, sieht man das Birkhuhn, laut Radde, in den Vormittagsstunden auf den Kronen der Balsampappeln sitzen, deren dürre Zweige durch den Schnabel ziehen, und so die harzigen Knospen abstreifen; Dasselbe thut es auch mit den Ruthen der Weißbirke und anderer Laubbäume. Körnerfutter verschmäht es nicht, und in der Gefangenschaft gewöhnt es sich leicht an derartige Nahrung. Kleine Steinchen oder Quarzkörnchen sind ihm ebenfalls Bedürfniß.

Vom Auerhuhn unterscheidet sich das Birkhuhn sehr zu seinem Vortheile durch große Geselligkeit. Die verschiedenen Geschlechter leben fast immer, regelmäßig wenigstens im Herbste und im Winter, zusammen. Auch unter den Birkhähnen gibt es einzelne, welche hiervon Nichts wissen wollen, sondern einsam ihre Tage verleben, und sich erst gegen die Balzzeit hin wieder bei Ihresgleichen einfinden; ihrer sind jedoch wenige. Das Leben des Birkhuhns ist übrigens ziemlich wechselvoll, schon wegen der Wanderungen, welche im Winter unternommen werden. Um diese Zeit haben die Vögel zuweilen auch ihre liebe Noth um das tägliche Brot: bei tiefem Schneefall z. B. müssen sie sich ihre Nahrung oft recht kümmerlich erwerben, und dann kann es geschehen, daß sie sich lange Gänge unter dem Schnee graben müssen, um etwas Genießbares aufzufinden. Im Hochgebirge und im hohen Norden sollen sie sich, wie schon der alte Geßner weiß, bei schlimmem Wetter zusammenhäufen, sich förmlich einschneien lassen, und unter der schützenden Schneedecke verweilen, bis das Unwetter vorüber ist. Unter solchen Umständen mag es manchmal schlecht um ihren Tisch bestellt sein, auch trotz der Genügsamkeit, welche sie dann zeigen. Aber die Zeiten bessern sich, und mit den ersten Frühlingstagen zeigt sich die volle Lebenslust, ja der volle Uebermuth unseres Huhnes; denn noch ehe der Schnee weggeschmolzen, beginnt die Balze.

Der Auerhahnjäger mag behaupten, daß die Balze seines Lieblingsvogels das Erhabenste sei und unmöglich übertroffen werden könne von dem Liebesspiele irgend eines andern Vogels: der Nichtjäger wird ihm kaum beistimmen können. Und selbst unter den Waidmännern gibt es viele, welche glauben, daß die Birkhuhnbalze das Schönste sei, welches der Frühling bringen kann. Gewiß ist das Eine: Derjenige, welcher auch nur einmal auf der Birkhahnbalze war, wird sie niemals vergessen. Es trägt gar Vieles dazu bei, den Liebesreigen des Hahnes für uns anziehend zu machen: die Oertlichkeit und die weiter vorgerückte Jahreszeit, die Menge der Hähne, welche balzen, die Abwechselung ihrer Tänze, die auf weithin den Wald belebende Stimme des Tänzers und das Waldkonzert, welches sie gewissermaßen einleitet, die Schönheit und Gewandtheit des Hahnes und Anderes mehr.

In Deutschland beginnt die Balze des Birkhahns, wenn die Knospen der Birke aufschwellen, also gewöhnlich schon in der zweiten Hälfte des März; sie währt aber während des ganzen April fort und dauert bis in den Mai hinein. In dem Hochgebirge, wie in den Ländern des Nordens, tritt sie später ein und kann bis Mitte Juni, ja selbst bis zum Juli anhalten. Auch im Spätherbst hört man zuweilen einzelne Birkhähne sehr eifrig kollern, gleichsam als wollten sie sich vorbereiten und einüben auf den Frühling hin; diese schwachen Versuche haben jedoch mit dem eigentlichen Balzen kaum Aehnlichkeit.

Der Birkhahn wählt sich zu seiner Balze regelmäßig einen freien Platz im Walde, am liebsten eine Wiese oder Lehde, auch wohl einen Schlag, auf welchem die junge Baumsaat ihn noch nicht hindern kann. Er erscheint am Abend in der Nähe desselben, tritt zu Baume und balzt hier in Unterbrechungen bis zum Einbruche der Nacht. Früh in der Morgendämmerung verläßt er die Schlafstelle und begibt sich auf den Boden herab; denn seine Tänze erfordern einen großen Raum. Wo das Birkwild häufig ist, sammeln sich auf günstigen Plätzen viele an, nach Nilsson's Versicherung ihrer dreißig bis vierzig, manchmal hundert. Der erste Hahn, welcher sich zeigt, gibt beim Einstieben einige quiekende Töne von sich, schweigt hierauf einige Zeit und beginnt nun zu blasen oder zu schleifen, worauf die eigentliche Balze anfängt. Im März und in den ersten Tagen des April wird sie noch oft unterbrochen, später währt sie den ganzen Morgen fort, und jeder einzelne Hahn beweist dann eine Ausdauer, welche uns in Erstaunen setzt: in Lappland hörte ich den Birkhahn von elf Uhr abends an, bis früh um zwei Uhr ununterbrochen balzen. Bei uns zu Lande pflegt er erst mit Anbruch des Morgens zu beginnen, und so ist es, laut Tschudi, auch im Hochgebirge. „Vor Eintritt der Morgendämmerung, beinahe eine Stunde vor Sonnenaufgang, hört man in den Alpen bis 5000 Fuß überm Meere zuerst den kurzen Gesang des Hausröthlings eine Weile ganz allein; bald darauf erweckt der hundertstimmige Schlag der Ringamseln alles Vogelleben, vom düstern Hochwald bis zu den letzten Zwergföhren hinan, und erfüllt alle Flühen und Bergthäler; unmittelbar darauf, wohl eine starke halbe Stunde vor Sonnenaufgang, tönt der klangvolle erste Balzruf des Birkhahns weit durch die Runde, und ihm antworten hier und dort, von dieser Alp, von jener Felsenkuppe, aus diesem Krummholzdickicht und von jenem kleinen Bergthalwäldchen herauf die Genossen. Mehr als eine halbe Stunde weit hört man das dumpfe Kollern und zischende Fauchen jedes Einzelnen aus allem Vögeljubel deutlich heraus." Die Balze selbst ist Liebestanz und Liebesgesang zugleich. Auf das erste Pfeifen oder Quieken, welches man vom einstiebenden Hahne vernimmt, folgt das sogenannte Blasen oder Schleifen, ein merkwürdiges hohles Zischen, welches Nilsson nicht übel durch die Buchstaben „Tschjo—y" wiedergibt und unmittelbar daran reiht sich das sogenannte Kollern, welches Bechstein durch die Silbe „Golgolgolgolrei", Nilsson aber, und meinem Gefühle nach richtiger, durch die Laute „Rutturu—ruttu—ruiki—urr—urr—urr—rrrutturu—ruttu—rucki" zu übertragen versuchte. Wenn der Hahn sehr hitzig ist, balzt er in Einem fort, sodaß Kollern und Schleifen beständig abzuwechseln scheinen, und man den Anfang und das Ende eines Satzes kaum mehr unterscheiden kann. Es kommt beim Birkhahn nur selten vor, daß er, wie der Auerhahn, Alles um sich her vergißt und so zu sagen taub und blind ist; ich kenne übrigens doch Fälle, daß Einzelne, auf welche während des Schleifens geschossen wurde, nicht von der Stelle wichen, sondern zu der Meinung verleiteten, daß sie den Knall nicht vernommen. Beim Balzen geberdet sich der Birkhahn in der sonderbarsten und tollsten Weise. „Vor dem Kollern", sagt mein Vater, „hält er den Schwanz senkrecht und fächerförmig ausgebreitet, richtet Hals und Kopf, an welchem alle Federn gesträubt sind, in die Höhe und trägt die Flügel vom Leibe ab und gesenkt; dann thut er einige Sprünge hin und her, zuweilen im Kreise herum, drückt endlich den Unterschnabel so tief auf die Erde, daß er sich die Kinnfedern abreibt. Bei allen diesen Bewegungen schlägt er mit den Flügeln und dreht sich um sich selbst herum." Je hitziger er wird, um so lebhafter geberdet er sich, und schließlich meint man, daß man einen Wahnsinnigen oder Tollen vor sich sehe. Am heftigsten werden die Bewegungen, wenn sich mehrere Birkhähne auf ein und derselben Stelle einfinden; dann werden aus den Tänzern wüthende Streiter. Ihrer zwei stellen sich gegeneinander auf, wie Haushähne, fahren mit tief zu Boden gesenkten Köpfen auf einander los, springen beide zu gleicher Zeit senkrecht vom Boden auf, versuchen sich zu hauen und zu kratzen, fallen wieder herab, umgehen sich unter wüthendem Kollern mehrmals, nehmen einen neuen Anlauf, und streben, sich gegenseitig zu packen. Wird der Kampf ernsthaft, so muß jeder der Kämpfer Federn lassen; aber trotz der scheinbaren Wuth, mit welcher sie kämpfen, kommen kaum, vielleicht niemals ernsthafte Verwundungen vor, und es scheint

fast, als wolle Einer nur den Andern verscheuchen, nicht aber schädigen. Doch geschieht es, daß der Stärkere den Schwächeren beim Schopfe packt, wie einen Gefangenen eine Strecke weit wegschleppt, ihm dann noch einige Hiebe versetzt, ihn zu flüchten zwingt und hierauf frohlockend zum Kampfplatze zurückkehrt, um weiter zu balzen. Starke Hähne pflegen sich im Laufe des Morgens auf verschiedenen Balzplätzen einzufinden, in der Absicht, ihre Kraft an mehreren Gegnern zu erproben; sie werden unter Umständen der Schrecken aller jüngeren, minder geübten Hähne, welche sich ihnen wohl oder übel unterwerfen müssen. Der geschlagene Hahn kehrt übrigens gewöhnlich ebenfalls wieder zum Kampfplatze zurück und beginnt von neuem zu streiten oder fliegt einem zweiten Balzplatze zu, um dort seine Kraft mit der eines andern Hahnes zu messen.

Die Balze lockt gewöhnlich, doch nicht immer, die Hennen herbei, sodaß die Hähne gegen Abschluß des Liebesreigens hin den Lohn ihrer Mühen ernten können. In Skandinavien hat man beobachtet, daß ein gefangener Hahn, welcher in einem umzäunten Garten balzte, wiederholt von freilebenden Hennen besucht wurde; bei uns zu Lande bemerkt man die Hennen nur ausnahmsweise in der Nähe der Balzplätze, und die Hähne müssen oft weit nach ihnen fliegen. Haben die Weibchen sich eingefunden, so treten die Hähne mit ihnen in den späteren Morgenstunden zu Baume, kollern noch einige Zeit hier fort und begeben sich sodann gemeinschaftlich nach den Waideplätzen, woselbst die Begattung zu erfolgen pflegt. Ein starker Hahn betritt unter Umständen vier bis sechs Hennen im Laufe des Morgens, ist jedoch nur selten so glücklich, eine derartige Anzahl um sich versammeln zu können.

Gegen Mitte des Mai macht die Birkhenne Anstalt zum Brüten. Ihr Nest ist ebenfalls nur eine seicht ausgescharrte, höchstens mit etwas Genist belegte Vertiefung an einer möglichst geschützten Stelle zwischen hohen Gräsern, unter kleinen Büschen u. s. w. Das Gelege enthält sieben bis zehn, bisweilen wohl auch zwölf Eier, welche auf graugelbem, graublassem oder röthlichgelbem Grunde mit dunkelgelben, rost- oder ölbraunen und grauen Flecken und Punkten dicht bestreut sind. Die Henne brütet zwar nicht so eifrig, wie die Auerhenne, aber doch immer noch mit warmer Hingabe, versucht, sich nahende Feinde durch Verstellungskünste vom Neste abzulenken, und widmet sich im günstigsten Falle der Aufzucht ihrer Kinder mit der größten Zärtlichkeit. Das Jugendleben der Küchlein ist ungefähr dasselbe wie beim Auerhuhn, und auch der Kleiderwechsel der Jungen geht fast in gleicher Weise wie bei jenen vor sich. Die Küchlein wissen sich vom ersten Tage ihres Lebens an geschickt zu verbergen, lernen sehr bald flattern und sind schon nach einigen Wochen im Stande, den Alten überall hin zu folgen. Demungeachtet haben sie noch viele Gefahren auszustehen, bevor ihr Wachsthum vollendet ist. Sie verweilen bis in den Spätherbst hinein in Gesellschaft der Mutter und trennen sich erst dann von ihr, wenn sie bereits ein der Alten ähnliches Kleid angelegt haben.

Die Birkhuhnjagd wird von allerlei Raubgezücht und auch allerorten von den Menschen eifrig betrieben. In Deutschland erlegt man die alten Hähne während der Balze und die jüngeren im Spätherbste beim Treiben. Auf den Hochgebirgen und in den nördlichen Ländern stellt man ihnen, mit Ausnahme der Brutzeit, während des ganzen Jahres nach, und nicht blos mit dem Feuergewehr, sondern auch mit Netz und Schlinge. Die anziehendste Jagd bleibt unter allen Umständen die während der Balze, schon deshalb, weil um diese Zeit der Waidmann, auch wenn er nicht glücklich war, durch das wundervolle Schauspiel, welches er genießt, genugsam entschädigt wird. In Schweden lauert der Jäger auf solchen Waldplätzen und Mooren, wo Birkhähne zu balzen pflegen, von ein Uhr des Morgens an in einer aus Reisern zusammengebauten Schießhütte auf die sich einstellenden Birkhähne, bis sich einer von ihnen schußrecht naht. Der Knall verscheucht die Gesellschaft, der Schütz aber bleibt ruhig in seiner Hütte sitzen. Nach einiger Zeit beginnt ein Birkhahn wieder zu kollern, ein anderer stimmt ein, ein dritter läßt sich ebenfalls vernehmen, eine Henne lockt dazu, das Kollern auf den Bäumen wird lebhafter, und nach Verlauf von etwa einer Stunde erdreistet sich endlich wieder einer, zum Boden herab zu kommen, beginnt zu blasen, gibt damit den Anwesenden das Zeichen, daß Alles

wieder in Ordnung sei, und bald ist der Plan wiederum mit den Tänzern bedeckt. Ein zweiter Hahn wird geschossen; das alte Spiel beginnt von neuem, und wenn der Jäger Glück hat, kann er ihrer drei und vier an einem Morgen erlegen. In manchen Gegenden baut man sich auch da, wo Birkhähne bei Sonnenaufgange einzufallen pflegen, Schießhütten zum Versteck. Geübte Schützen locken die verliebten Hähne durch Nachahmung des Blasens oder durch den Laut der Hennen herbei oder bethören die Jungen dadurch, daß sie den Ruf der Mutter hören lassen; kurz, es werden die allerverschiedenartigsten Jagdweisen in Anwendung gebracht. In Kurland, Livland und Lithäuen wird die Jagd mit dem „Balbahn" oder „Bulwan" betrieben, einem ausgestopften oder künstlich nachgebildeten Spielhahne, welcher auf einem Fallbaume befestigt wird. Ein Jäger verbirgt sich unter einem Schirme in der Nähe des Baumes, sein Gehilfe scheucht die balzenden Hähne von ihren Lieblingsplätzen weg und bewirkt damit, daß sie sich auf Bäumen niederlassen, von denen aus sie den vermeintlichen Nebenbuhler erspähen. Ist Dies der Fall, so treibt sie die Eifersucht in die Nähe desselben und regelmäßig ins Verderben.

In Tyrol und in den bayerischen Hochgebirgen wird dem Birkhahne besonders eifrig nachgestellt, weil seine Schwanzfedern als ein beliebter Schmuck von jungen Burschen am Hute getragen werden. Noch vor etwa dreißig Jahren galten diese Spielhahnfedern, laut Kobell, als ein Zeichen der Herausforderung und Rauflust, je nachdem sie am Hute befestigt waren.

Nach Tyrolersagen trägt der Teufel, wenn er, wie es so häufig geschieht, als Jäger erscheint, einen halben Spielhahnstoß auf seinem Hute, nicht aber auf der linken Seite, wie christliche Jäger, sondern stets auf der rechten, sodaß ihn also der Fromme leicht zu erkennen und vor seinen gefährlichen Lockungen sich zu schützen vermag.

Alt eingefangene Birkhühner lassen sich bei geeigneter Pflege jahrelang am Leben erhalten und, wenn man ihnen genügenden Spielraum gibt, auch zur Fortpflanzung bringen. Nach meinen Erfahrungen ist es unbedingt nothwendig, ihnen einen größeren Raum anzuweisen, welcher zwar gegen Zug geschützt sein, im übrigen aber gänzlich im Freien stehen muß. Bepflanzt man den Boden dieses Raumes mit dichtem Gestrüpp, so wird man mit ziemlicher Sicherheit auf Nachkommenschaft rechnen dürfen; denn der Birkhahn balzt in der Gefangenschaft wo möglich noch eifriger, als im Freien. Er läßt sich regelmäßig in jedem Herbste hören, beginnt im Frühlinge mit dem ersten warmen Tage, und balzt bis gegen Juni hin ununterbrochen fort. Eine der gefangenen Hennen des hamburger Thiergartens legte sechs Eier und schickte sich an, dieselben zu bebrüten, verließ das Nest aber in Folge der vielen Störungen wieder; es gelang daher leider nicht, Junge zu erziehen. Skandinavische Vogelliebhaber sind glücklicher gewesen: gegenwärtig kennen wir viele Beispiele, daß Birkhühner im Käfige gezüchtet wurden. Die Jungen müssen mit der größten Vorsicht behandelt werden, und auch die Alteingefangenen gewöhnen sich schwer an ein passendes Ersatzfutter, obgleich sie später kaum mehr Umstände verursachen als Haushühner.

In Gegenden, wo Auer- und Birkhühner neben einander wohnen und die Auerhähne außergewöhnlich vermindert worden sind, finden sich zuweilen Auerhennen in der Nähe eines Balzplatzes der Birkhähne ein, um sich von diesen betreten zu lassen, und ebenso geschieht es, daß sich Birkhennen zu unbeweibten Moorschneehähnen in gleicher Absicht gesellen oder wenigstens deren Liebesbewerbungen gestatten. Bis gegen Anfang der dreißiger Jahre kannte man nur die aus der Vereinigung eines Birkhahnes und einer Auerhenne entstandenen Blendlinge und war geneigt, in ihnen eine eigene Art Rauchfußhühner zu sehen; Nilsson's ausgezeichnete Forschungen aber und die Entdeckung der Bastarde von Birk- und Moorschneehühnern bewiesen das Irrige dieser Ansicht, welche unter Andern auch von meinem Vater lange Zeit festgehalten wurde. Gegenwärtig haben wir viele Beobachtungen darüber gesammelt, daß sich verschiedenartige Vögel freiwillig geschlechtlich vermischen und Blendlinge erzeugen: die Entstehung jener Bastarde hat somit nichts Auffälliges mehr für uns; gleichwohl bleibt sie immer einer allgemeinen Beachtung werth, und deshalb will ich ihre kurze Beschreibung hier folgen lassen.

Das Rackel- oder Mittelhuhn, welchem man den wissenschaftlichen Namen Tetrao medius gegeben, der Blendling zwischen Auer- und Birkhuhn, steht, was Gestalt und Färbung anlangt, ziemlich in der Mitte zwischen seinen beiden Stammeltern, gibt sich aber keineswegs, wie unter Andern auch Degland behauptet, „auf den ersten Blick hin" als Blendling zu erkennen. Besonders merkwürdig wird es aus dem Grunde, weil seine Färbung eine sehr regelmäßige, d. h. bei den einzelnen Stücken gleichartige ist.

Der Hahn ist auf dem Oberkörper schwarz, überall mit grauen Punkten und feinen Zickzacklinien gezeichnet, auf dem Oberflügel schwärzlichbraun und grau durcheinander gewässert; über die



Das Rackel- oder Mittelhuhn (Tetrao medius). 1/4 der nat. Größe.

Schwungfedern zweiter Ordnung verläuft eine breite, unreinweiße Binde und eine solche Spitzenkante; der seicht ausgeschnittene Schwanz ist schwarz, am Ende der Federn zuweilen weiß gesäumt, das Gefieder der Unterseite schwarz, auf dem Vorderhalse und Kopfe purpurschillernd, an den Seiten grau überpudert, auch wohl weiß gefleckt, die Befiederung des Beines weiß, die der Fußwurzel schwarzgrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel hornschwarz. Das Weibchen ähnelt bald der Auer-, bald der Birkhenne, unterscheidet sich aber von jener immer durch geringere,

von dieser durch bedeutendere Größe. Sehr häufig mag es für eine Birkhenne angesehen werden. Die Länge des Männchens beträgt 25 bis 28, die des Weibchens 21 bis 22 Zoll.

Die Blendlinge zwischen Birk- und Schneehuhn lassen sich leichter als Das erkennen, was sie sind; denn ihr Gefieder zeigt in nicht mißzudeutender Weise ein Gemisch der Färbung beider Stammeltern. Die Schwärze des Birkhuhns und die Weiße des Schneehuhns streiten sich, um mich so auszudrücken, um die Oberherrschaft. Ob dieser Blendling ein besonderes Sommerkleid anlegt, welches dann ein Gemisch von Schwarz und Braun sein würde, konnte bis jetzt noch nicht festgestellt werden, und ebenso wenig kennt man, soweit mir bekannt, weibliche Blendlinge dieser Art.

Das Rackelhuhn ist überall gefunden worden, wo Auer- und Birkhähne neben einander leben: in Deutschland, in der Schweiz, vornehmlich aber in Skandinavien. Hier werden, laut Nilsson, alljährlich derartige Blendlinge gefangen oder erlegt. Am öftersten hat man sie in dem nördlichen Theile vom Wermeland beobachtet; auch in Norwegen scheinen sie nicht gerade selten zu sein. Der Rackelhahn hat keine besonderen Balzplätze, sondern findet sich auf denen der Auer- oder häufiger noch auf denen des Birkhahnes ein, regelmäßig zum Aerger der balzenden Hähne und der Jäger; denn im Bewußtsein seiner Stärke geht er mit allen Birkhähnen Kämpfe ein, jagt sie aus einander und treibt sie schließlich in die Flucht, stört mindestens das gewöhnliche Zusammenleben der balzenden Hähne auf das empfindlichste: die Jäger versichern, daß ein einziger Rackelhahn die ganze Jagd verderben könne. Die Laute, welche er beim Balzen ausstößt, bestehen in einem röchelnden und grobgurgelnden „Farr farr farr“, welches etwas mehr Aehnlichkeit mit dem Balzen des Birkhahnes als mit dem des Auerhahnes hat. Er schleift aber weder, noch thut er einen Hauptschlag, wie der Auerhahn, sondern bläst gegen das Ende des Balzens hin, wie der Birkhahn, nur weit stärker. Kein einziger Beobachter will gesehen haben, daß er nach dem Balzen die Birkhennen betritt; doch hat diese Behauptung wenig zu bedeuten, da man auch von der Begattung des Auer- und Birkwildes nur in Ausnahmefällen Zeuge wird, und das vereinzelte Vorkommen des Rackelhahns die Beobachtung noch besonders erschwert.

Ueber das Betragen dieses Blendlings hat Nilsson Einiges veröffentlicht. „Ich habe“, sagt er, „nach einander drei Rackelhähne im Käfige gehalten, und einen von ihnen fünf Jahre lang beobachtet. Im allgemeinen ist der Vogel mehr träge als lebhaft, und sitzt fast den ganzen Tag über in ruhender Stellung, mit etwas aufgesträubten Federn, niederhängendem Schwanze und geschlossenen Augen auf seiner Stange. Außer der Frühlingszeit hört man fast nie einen Laut von ihm. Auch nachdem er fünf Jahre im Bauer zugebracht hatte, war er noch wild und schüchtern; Demjenigen, welcher sich dem Käfige näherte, wich er furchtsam aus. Dagegen zeigte er sich gegen kleinere Thiere und Vögel, welche zu seinem Behälter kamen oder von seinem Futter zu fressen suchten, zornig und wüthend, am meisten gegen den Frühling hin. Er „rackelte“ dann auch mit einem grunzenden und knurrenden Laute, sperrte dabei den Schnabel weit auf und bedrohte Jeden, welcher ihm sich näherte. Ende März oder Anfangs April, je nachdem das Frühlingswetter früher oder später eintrat, begann er zu balzen. Während der Balze ging er nun auch auf seiner Stange oder auf dem Boden des Gebauers hin und her, erhob den Schwanz und breitete ihn fächerförmig aus, ließ die Flügel sinken, sträubte die Halsfedern und richtete den Schnabel weit geöffnet nach oben. Die ersten Laute klangen tiefer als die letzteren, welche in besonderer Aufregung höher und heftiger ausgestoßen, aber doch kaum in einer Entfernung von hundertundfunfzig Schritten vernommen wurden.“ Im ganzen bestand sein Balzen aus grunzenden, rasselnden oder knarrenden Lauten, welche er gleichsam hervorkrächzte. In demselben Garten mit ihm, jedoch in einem andern Käfige, balzte ein Birkhahn, und man hatte somit Gelegenheit, beide zu vergleichen. Der Birkhahn erschien als ein Tonkünstler, welcher eine anmuthige Schäferweise mit Leichtigkeit und einem gewissen Wohlbehagen vorträgt: der Rackelhahn dagegen geberdete sich bei seinem Singen gar wunderlich, und es kostete ihm sichtlich Mühe, sein rauhes Lied hervorzubringen; dennoch war in diesem ein gewisser Takt und Tonfall nicht zu verkennen. Er balzte den ganzen April hindurch und bis

in den Mai hinein, aber nie zeitig des Morgens, sondern blos am Tage, sowohl vor- wie nachmittags, und nur bei schönem Wetter, Sonnenschein, während oder nach einem warmen Regen. Im Herbste hörte man ihn zuweilen auch ein wenig rackeln; während des übrigen Jahres war er stumm. Seine Nahrung bestand in Preißel- und anderen Waldbeeren, solange solche zu haben waren; auch fraß er gern geschnittene Aepfel, weißen Kohl und anderes Grünzeug nebst Getreidekörnern.

Der hamburger Thiergarten erhielt am 21. August 1863 einen Rackelhahn, welcher in Schweden gefangen und bereits eingewöhnt worden war. Dieser Vogel erinnerte in seinem Betragen viel mehr an den Auerhahn als an den Birkhahn; denn auch er bekundete jene ernste Würde, welche den Auerhahn so auszeichnet. Von der Rauflust, die ihm nachgesagt wird, zeigte er keine Spur. Ein kampflustiger Birkhahn, welcher mit ihm in dasselbe Gehege gesperrt wurde, maßte sich im Gegentheil sehr bald die Oberherrschaft über ihn an und richtete ihn in einem Anfalle von Eifersucht derartig zu, daß der arme Blendling späterhin, sobald er seines Gegners ansichtig wurde, eiligst einem buschreichen Winkel zurannte, sich hier unter das Gestrüpp ängstlich verbarg, gewöhnlich platt auf den Boden niederdrückte und nicht mehr muckste.

Neben dem Auer- und Birkhuhne lebt in den europäischen Waldungen noch ein drittes Mitglied der Familie, das Hasel- oder Rotthuhn (Bonasia sylvestris), welches als Vertreter einer besonderen Sippe angesehen wird. In der Gestalt ähnelt unser Huhn dem bisher besprochenen Verwandten; seine Fußwurzel ist aber nur bis zu drei Viertel ihrer Länge befiedert, und die Zehen sind nackt; der abgerundete Schwanz besteht aus sechszehn Steuerfedern; die Scheitelfedern sind stark verlängert und zu einer Holle aufrichtbar. Beide Geschlechter ähneln sich in Größe und Färbung des Gefieders, obwohl sie sich noch leicht unterscheiden lassen.

Das Gefieder ist auf der Oberseite rostrothgrau und weiß gefleckt, der größte Theil der Federn auch mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet; auf dem Oberflügel, dessen Färbung ein Gemisch von Rostgrau und Rostfarben, treten weiße Längsstreifen und weiße Flecke deutlich hervor; die Kehle ist weiß und braun gefleckt; die Schwingen sind graubraun, auf der schmalen Außenfahne röthlich weiß gefleckt, die Steuerfedern schwärzlich, aschgrau getuscht und die mittleren rostfarben gebändert und gezeichnet. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß, soweit er nackt, hornbraun. Dem Weibchen fehlt die schwarze Kehle, und die Färbung seines Gefieders ist minder lebhaft, namentlich mehr grau als rostroth. Die Länge beträgt 17 bis 18, die Breite 23 bis 25 Zoll, die Fittiglänge über 7, die Schwanzlänge gegen 5 Zoll. Das Weibchen ist um $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ kleiner und schwächer als das Männchen.

Der Verbreitungkreis des Haselhuhnes erstreckt sich von den Alpen an bis zum Polarkreise, und von Skandinavien an bis nach Ostsibirien. Innerhalb dieser ausgedehnten Länderstrecken findet sich unser Huhn keineswegs allerorten, sondern nur in gewissen Gegenden. Es bevorzugt Gebirge der Ebene, hält sich aber auch dort blos hier und da ständig auf. Im Alpengebiete, in Oesterreich, Bayern, Böhmen und Schlesien ist es nicht gerade selten, in Liv- und Esthland, einem großen Theile von Skandinavien und in den meisten Waldungen Rußlands gemein, auch in Sibirien stellenweise häufig; einzeln kommt es am Harz und in Franken vor; den norddeutschen Ebenen aber fehlt es gänzlich. Große, dunkle und gemischte Wälder, namentlich solche, welche aus Eichen, Birken, Erlen und Nußbäumen bestehen, auf der Südseite liegende, wenig besuchte, an steinigte, mit Beerengestrüpp bedeckte Halden grenzende Gehänge sind seine Lieblingsaufenthaltsorte, während es im reinen Nadelholzwalde selten und immer nur einzeln angetroffen wird. In Waldungen, welche seinen Anforderungen entsprechen, wählt es sich dichte Bestände zu seinem Wohnorte, und nach ihnen zieht es sich bei jeder Gefahr zurück. Je wechselreicher der Wald, um so angenehmer

scheint er ihm zu sein. An gewissen Waldstellen findet man es jahraus jahrein, während es andere zeitweilig verläßt, um einen kurzen Streifzug zu unternehmen. Namentlich die Hähne streichen im Herbste ziemlich regelmäßig nach angrenzenden kleinen Wäldern oder Schlägen, um sich dort an verschiedenen Beeren zu erlaben. Dabei geschieht es denn, daß einzelne oft ein bis zwei Meilen weit in die Felder und das Feldgesträuch fliegen und so förmlich sich verschlagen; doch kehren die meisten gegen Ende des Monats nach den großen Waldungen wieder zurück. Auch im übrigen Jahre wechselt das Haselhuhn mit seinem Aufenthaltsorte. So hält es sich, nach Leyen, im Mai, Juni und Juli vorzugsweise im gemischten Holze und gern an den Rändern des Waldes auf, zieht



Das Hasel= oder Rotthuhn (Bonasia sylvestris). 1/3 der nat. Größe.

sich im August nach höheren Waldstellen zurück und nähert sich allmählich den Beerenschlägen, während die einzelnen Hähne sich zu ihren Streifzügen anschicken; im September begegnet man ihm an den Waldrändern und in Gebüschen, sogar in Haidegegenden, falls nur dichte Gebüsche, die Zufluchtsorte, in der Nähe sind; wenn das Laub zu fallen beginnt, verläßt es gewöhnlich den Laubholzwald und zieht sich nach den Nadelwäldern zurück; um diese Zeit erscheinen auch die alten Hähne wieder in dem Walde; im Oktober trifft man die Hühner nur da, wo die Blätter nicht so stark fallen, und während des Winters endlich begegnet man ihnen wiederum im gemischten Walde.

In den Schweizeralpen hält es sich, wie Tschudi berichtet, vorzugsweise in dem unteren und mittleren Waldgürtel der Gebirge auf, selten auf den Vorbergen und in den Forsten der Ebene. Es ist oft der Begleiter des Auerhuhnes, scheint aber ausnahmsweise höher zu gehen. Auch hier zieht es die Mittagsseite dicht bewaldeter einsamer Berghalden allen übrigen Orten vor und findet sich vorzugsweise in steinigten, mit Wachholder-, Hasel- und Erlenbüschen bewachsenen, von Bächen durchflossenen, mit Tannen und Birken besetzten Gebieten. Im Norden siedelt es sich im Gebirge, wie in der Ebene, in Skandinavien am häufigsten am Fuße der nordischen Alpen an.

Das Haselhuhn lebt in Einweibigkeit, hält sich gern versteckt und macht sich deshalb wenig bemerklich. Nur selten und blos zufällig, oder wenn man sich dabei still und versteckt hält, gewahrt man es am häufigsten noch im Laufen, wenn es, von einem Gebüsche nach dem andern rennend, einmal über eine freie Stelle hinweg muß, oder in der rauhen Jahreszeit auch auf den Aesten eines Baumes sitzend, wo es sich, wie auf dem Erdboden, wenn es ihm zum Entfliehen zu spät dünkt, auf stärkeren Aesten der Länge nach hindrückt und auch den Kopf darauf hinstreckt, sodaß es sich dem Uneingeweiheten recht oft verbirgt. Von dünnen Zweigen aus ergreift es gewöhnlich ein anderes Rettungsmittel: es fliegt schnell weg und verbirgt sich im Gesträuche am Boden. Im ruhigen Zustande sitzt und geht es sehr geduckt, wie ein Rebhuhn, wenn es unsicher ist, aber mit mehr erhobenem und im Laufen mit vorgestrecktem Halse. Im Laufe ist es ungemein schnell und gewandt, auch kann es vortrefflich springen. „Ich belauschte eins", erzählt Naumann, „beim Ausbeeren einer Dohne, welches mit Hilfe der Flügel über vier Fuß senkrecht in die Höhe sprang, die erschnappten Beerenbüschel in die Höhe riß, und als es mich in demselben Augenblicke gewahr wurde, schnell damit unter die nahen Wachholderbeerbüsche rannte." Die Henne trägt im Laufen die wenig verlängerten Scheitelfedern glatt niedergelegt, während der mit mehr Anstand einherschreitende Hahn die Haube lüftet.

„Der Flug ist, wie bei andern Waldhühnern, anstrengend und, wegen der schnurrenden, sehr geschwinden Bewegung der kurzen, runden Flügel, mit starkem Geräusch verbunden, geht aber schneller von statten als der des Auer- und Birkhuhnes. Das Haselhuhn übt ihn nicht ohne Noth, sondern läuft lieber solange als möglich auf dem mit Gras und Kräutern bedeckten Boden fort, ja es sucht selbst von den Bäumen herab nach kurzem Fluge sein Versteck wieder auf. Im übrigen hat der Flug große Aehnlichkeit mit dem der Rebhühner."

Die Stimme darf reichhaltig genannt werden. Männchen und Weibchen unterscheiden sich durch sie nicht unwesentlich, und namentlich die Hennen lassen vielfach wechselnde Laute vernehmen. Die jungen einjährigen Hühner ändern, wie Leyen behauptet, ihren Lockruf mit dem zunehmenden Alter bis zum September des ersten Jahres fünfmal. Es ist schwer, diesen Ruf mit Worten wiederzugeben. Er beginnt im hohen auf- und absteigenden Diskant und endet in derselben Tonart mit einem kürzeren oder längeren Triller. Die erstjährigen Haselhühner locken, solange sie zusammen in der Kette leben, einfach: „Pi, pi, pi, pi", und zwar die Hähne ebenso wie die Hennen. Sind die Jungen schon paarungsfähig, wenn auch noch in der Kette, so lassen sie einen Ton vernehmen, welcher etwa durch „Tih" oder „tihti" ausgedrückt werden kann, später fügen sie noch einen dritten zu, sodaß der ganze Stimmlaut „Tih tih—titi" oder „Tih tih—tite" klingt. Der ausgebildete Hahn pfeift ein förmliches Liedchen, welches man durch die Silben „Tih tih—titi diri" wiederzugeben versucht hat. Dieser Ruf wird übrigens mehrfach verändert und zwar ebensowohl im Anfange, als am Ende. Die alte Henne unterscheidet sich durch ihre Stimme von dem Hahne auffallend und läßt, namentlich wenn sie davonfliegt, einen sogenannten Läufer hören, welcher sehr fein und leise beginnt, immer lauter und breiter wird und endlich in möglichst schnell auf einander folgenden Tönen endigt. Leyen versucht das Ganze durch die Silben „Tititititititititikinlkinlkinlkinlkinl" auszudrücken, und Kobell bemerkt, daß ihn die Jäger Oberbayerns durch die Worte „Zieh, zieh, zieh, bei der Hitz in die Höh" zu übersetzen pflegen.

Hinsichtlich der Sinnesanlagen und geistigen Fähigkeiten steht das Haselhuhn mit dem Birkhuhne ungefähr auf gleicher Stufe; sein Wesen und seine Lebensart unterscheidet es aber wesentlich von letzterem. Es gehört nicht zu den Hühnern, welche in Vielehigkeit leben, sondern hält sich paar- und familienweise zusammen. Schon im September wählt sich der junge Hahn eine Gefährtin, ohne jedoch die Kette zu verlassen; gegen das Frühjahr hin trennt er sich mit ihr, um zur Fortpflanzung zu schreiten. Auch er hat eine Balze, wie Auer- und Birkhahn, tanzt aber nicht in der ausdrucksvollen Weise, wie die genannten, sondern begnügt sich, durch Aufrichten seiner Scheitel-, Ohr- und Kehlfedern und sehr lebhaftes Trillern und Pfeifen der Gattin seine Gefühle kundzugeben. Wenn er recht hitzig ist, pfeift und trillert er von Sonnenuntergang an fast die ganze Nacht hindurch bis zum späten Morgen; dabei steht er gewöhnlich auf einem geeigneten Baume in mittlerer Höhe der Krone und die Hennen auf einem benachbarten; denn zum Boden herab kommt der balzende Hahn nur unmittelbar vor der Begattung. Die Henne soll um diese Zeit den Hahn so an sich zu fesseln wissen, daß er sie keinen Augenblick verläßt und sich nicht einmal durch das Pfeifen anderer Hähne zu Kampf und Streit verlocken läßt, während er sonst einer derartigen Aufforderung unter allen Umständen nachkommt. Erst wenn die Henne brütet, wird seine Kampflust wieder rege oder doch bemerklich.

Am Fortpflanzungsgeschäft nimmt der Hahn wenigstens in einem gewissen Grade Antheil. Nach der ersten Begattung sucht sich die Henne einen möglichst gut versteckten Platz unter Gebüsch und Reisern, hinter Steinblöcken, im Farrenkraut u. s. w., und legt in eine Mulde ihre sehr kleinen, glattschaligen, glänzenden, auf röthlichbraungelbem Grunde roth und dunkelbraun gefleckten und getüpfelten Eier, acht bis zehn, auch wohl zwölf und mehr an der Zahl, und bebrütet sie drei volle Wochen lang so eifrig, daß man in ihre unmittelbare Nähe kommen kann, ehe man sie verscheucht. Während sie sitzt, und solange die Jungen noch klein sind, treibt sich der Hahn nach eigenem Belieben umher, zumeist allerdings in der Nähe der Gattin, zuweilen aber auch in entfernteren Strichen, zu denen ihn der Lockton eines anderen Hahnes gerufen, und erst wenn die Jungen größer geworden, findet er sich wieder bei der Familie ein, um fortan derselben als treuer Führer und Wächter zu dienen. Das Nest ist äußerst schwer zu finden, weil sein Standort stets mit größter Vorsicht gewählt wird, und die Henne bei Annäherung eines Feindes nicht davon hinkt und flattert, sondern sich still und geräuschlos hinwegschleicht, ja förmlich hinwegstiehlt, während sie, wenn sie die Eier aus freien Stücken verläßt, nie verfehlt, dieselben mit den Niststoffen sorgfältig zu bedecken. Auch die ausgeschlüpften Jungen werden nur zufällig einmal bemerkt. Nach ihrem Eintritt ins Leben hudert sie die Henne noch eine Zeit lang im Neste, bis sie vollkommen abgetrocknet sind; dann führt sie die Kinderschar baldmöglichst geeigneten Weideplätzen zu. Sobald sie Gefahr wittert, gebraucht sie alle Verstellungskünste, welche in ihrer Familie üblich sind, und die kleinen, den Erdboden täuschend ähnlich gefärbten Küchlein drücken sich so geschickt zwischen Mos und Kraut, Steine, Baumwurzeln und dergleichen, daß wohl die feine Nase eines Fuchses oder Hühnerhundes, nicht aber das Auge eines Menschen sie wahrnehmen kann.

Anfänglich werden die Küchlein an sonnige Stellen geführt, und hier fast ausschließlich mit Kerbthieren ernährt; später nehmen sie dieselbe Nahrung zu sich, wie die Alten, noch immer viele Kerbthiere, aber auch Beeren, Grasspitzen, Blätterknospen und Blüthenblättchen der verschiedenen Pflanzen. Sie lernen sehr bald fliegen und vertauschen dann ihren nächtlichen Ruheplatz unter der Mutterbrust mit niederen und höheren Baumästen, auf denen sie sich dicht neben und noch theilweise unter die Mutter niederzusetzen pflegen. Mit dem Flugbarwerden trifft nun auch der Vater wieder bei der Familie ein, und nunmehr bildet die ganze Gesellschaft ein Gesperre, welches bis zum Herbste treu zusammenhält.

Leider wird das Haselhuhn von Jahr zu Jahr seltener, wenigstens bei uns zu Lande, trotz des ihm abseitens der Menschen gern gewährten Schutzes. Die Raubsäugethiere und Raubvögel mögen viele Jungen wegnehmen; es müssen aber auch noch andere Ursachen zu dieser in mancher Hinsicht auf-

fallenden Verminderung beitragen. In vielen Gegenden, wo es früher Haselhühner gab, sind sie jetzt verschwunden, ohne daß man eigentlich sagen kann, warum. Dagegen wandern sie in einzelne Waldungen auch wieder ein, zur Freude des Jägers. So ist es geschehen in einigen Wäldern an dem südlichen Abhange des Erzgebirges, woselbst man gegenwärtig bereits wieder namhafte Flüge antrifft. Da, wo das Haselhuhn häufig ist, wird es in Menge erlegt; denn sein Wildpret ist unbestritten das köstlichste, welches die Ordnung der Scharrvögel uns überhaupt gewährt: es wird von Kennern dem des Fasans oder dem der Wachtel noch entschieden vorgezogen. Die Jagd wird entweder mit Hilfe des Vorstehhundes oder, und wohl mit größerem Vergnügen, vermittelst der sogenannten Locke betrieben. Letztere ist eine Pfeife, auf welcher der Ruf des Hahnes täuschend nachgeahmt und jedes kampflustige Männchen herbeigezogen wird. Glücklicherweise gehört zu dieser Jagdart eine gewisse Kunstfertigkeit oder mit andern Worten ein zünftiger Jäger.

Wie bei anderen Hühnern erregen die letzten schönen Herbsttage auch das Haselhuhn, und machen es geneigt, mit andern Seinesgleichen zu kämpfen, zu streiten. Diese sogenannte Kampfzeit währt von den ersten Tagen des September an bis zu Ende Oktobers, und sie ist es, welche zur Jagd benutzt wird; namentlich die ersten Tage des September sind hierzu geeignet, falls die Witterung günstig ist. Der Jäger, welcher auf der Locke mit Erfolg Haselhühner jagen will, muß nicht nur die Jagdart, sondern auch den Wald genau kennen; denn die Hauptsache ist und bleibt, sich einen geeigneten Standort zu wählen und während des Ganges möglichst wenig Geräusch zu verursachen. In der Frühe des Morgens macht man sich auf, schleicht durch den Wald, und stellt sich da, wo man Haselhühner weiß oder vermuthet, hinter einem hochschaftigen Baume auf. Hauptbedingung des Standortes ist ein im Umkreise von dreißig Schritten freier, d. h. nicht mit Gestrüpp oder Haide bedeckter Boden, weil der herbei gelockte Haselhahn nicht immer geflogen, sondern sehr oft gelaufen kommt, dann selbstverständlich jede Deckung benutzt und regelmäßig den Schützen eher entdeckt, als dieser sein Wild. Der schulgerechte Jäger stellt oder lehnt sich, nachdem er den passenden Standpunkt gefunden, an seinen Baum, bringt sein Gewehr von der Schulter in die Hand, spannt den Hahn, nimmt die Locke und ruft nun zunächst als jüngerer Haselhahn. Bei günstigem Wetter kommt der getäuschte Hahn auf den ersten Ton geflogen und zwar so schnell, daß der Jäger kaum Zeit hat, die Locke aus dem Munde zu nehmen. Er erkennt aus der größeren oder geringeren Stärke des Aufbrausens, ob der Hahn von einem Baume auf den anderen geflogen ist oder sich von dem Baume auf die Erde geworfen hat, weiß also im Voraus, von welcher Seite sein Wild ankommen wird, stellt sich günstig zurecht, lockt noch einmal, um jenem die Stelle genau zu bezeichnen, sieht schußfertig nach der betreffenden Gegend hin und wird so in der Regel den ankommenden Hahn schon von weitem wahrnehmen können. Läuft dieser auf dem Boden dahin, so wartet der Schütz, bis er hinter eine Baumwurzel oder hinter eine Erdvertiefung tritt, benutzt diesen Augenblick zum Anschlag, zielt genau, ruhig und drückt ab, sobald der Hahn auf funfzehn, zwanzig oder höchstens dreißig Schritte zum Vorschein kommt; denn es handelt sich auch darum, daß letzterer im Feuer zusammenbricht, da ein angeschossenes Huhn fast regelmäßig verloren geht, sei es, indem es sich unter eine Baumwurzel verkriecht oder in Mos vergräbt, oder sei es, indem es fliegend einen dichtästigen Baum erreicht, in dessen Krone es sich bis zum Verenden verbirgt. Auf ein Haselhuhn, welches nicht nah und deutlich zu sehen ist, darf nie geschossen werden. Kommt das Wild nicht nach dem ersten Locken, so muß der Jäger wenigstens fünf Minuten lang ruhig sitzen, bevor er wieder ruft, weil er in den meisten Fällen annehmen darf, daß sein Wild die Lockung doch vernommen und dann von selbst kommt, um nachzusehen. Fliegt der Hahn auf den Lockruf herbei, so muß in demselben Augenblick, in welchem er sich auf den Baumast wirft, geschossen werden; denn sobald der Vogel den Menschen wahrnimmt, geht er auf und davon. Ein alter Hahn, welcher früher durch Verscheuchung, Fehlschüsse oder unrichtiges Locken betrogen und mißtrauisch gemacht wurde, kommt weder gehend, noch fliegend unmittelbar auf die Locke, sondern läuft oder fliegt in solcher Entfernung rundum, daß man selten zum Schuß kommt. Lockt ein Haselhahn entgegen, so will er damit sagen, daß er nicht Lust oder

Muth hat, sofort zu erscheinen. Dann heißt es für den Jäger geduldig warten; doch thut er wohl, wenn er ein- oder zweimal lockt, um jenem seinen Standpunkt möglichst richtig anzudeuten. Der Haselhahn antwortet darauf gewöhnlich noch einigemal und verstummt wieder. Aber nach fünf bis zehn Minuten geschieht eine Ueberraschung. Man hört plötzlich Aufbrausen; der Hahn kommt in einem Zuge heran und wirft sich vor die Füße des Jägers, oft mit solcher Heftigkeit, daß vorhandenes, trockenes Laub förmlich aufstiebt. In der festen Ueberzeugung, auf diesem Punkte seine Kameraden zu finden, bemerkt er zwar Etwas, welches nicht aussieht wie Holz, erkennt aber doch nicht sofort den Menschen, und schickt sich dann langsam zum Abmarsch an. Diesen Augenblick der Verblüfftheit muß der Jäger zum Schusse benutzen. Geräth der Schütz zwischen viele Haselhühner, welche getrennt einzeln oder paarweise in hörbarer Weite von einander sich befinden und rundum gleichzeitig antworten und locken, so kommt auf seinen Anruf nur zufällig ein Haselhuhn herbei. Der geübte Jäger weiß aber in solchen Fällen Rath, indem er als Henne lockt; dann wird es ruhig, und er kann nunmehr seine Jagd beginnen. Oft geschieht es, daß er von einem und demselben Standpunkte aus mehrere Hähne erlegt; denn der Knall des Gewehrs stört diese nicht, solange der Jäger seinen Stand nicht verläßt, oder sich überhaupt nicht bewegt. Dies darf erst geschehen, wenn sich der Schütz einem zweiten Stande zuwendet.

So beschreibt Leyen diese anziehende Jagd.

Gefangene Haselhühner gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter, werden aber selten zahm. Im Anfange ihrer Gefangenschaft sind sie entsetzlich ängstlich, und wenn der Raum, in dem man sie hält, nicht groß genug ist, rennen sie sich beim Erscheinen eines Menschen zu Tode. Sind sie jedoch einmal eingewöhnt, und haben sich mit ihrem Pfleger befreundet, so erfreuen sie diesen auf das höchste; denn sie bleiben auch im Käfig anmuthig und liebenswürdig.

Unter den Rauchfußhühnern Nordamerikas gibt es mehrere, welche unserem Auer- und Birkgeflügel bis auf die Größe und Farbenvertheilung ähneln; andere aber bekunden ein durchaus selbständiges Gepräge. Unter ihnen scheint mir das Prairiehuhn (Cupidonia americana) einer besonderen Auszeichnung werth. Die Sippe, welche es vertritt, unterscheidet sich von andern Waldhühnern hauptsächlich durch zwei lange, aus ungefähr achtzehn schmalen Federn gebildete Büschel, die zu beiden Seiten des Halses herabhängen und hier nackte Hautstellen bedecken, welche wiederum die Lage von blasenartigen, mit der Luftröhre in Verbindung stehenden Hautsäcken bezeichnen. Die Geschlechter unterscheiden sich kaum in der Färbung, sondern höchstens dadurch, daß die Schmuckfedern beim Männchen länger sind als beim Weibchen. Im übrigen ähnelt das Prairiehuhn hinsichtlich seines Leibesbaues dem Auerhuhne; doch ist der aus achtzehn breiten, zugerundeten Federn bestehende Schwanz verhältnißmäßig kürzer als bei jenem; im Fittig ist die vierte Schwinge die längste und das Kopfgefieder einigermaßen verlängert.

Die Federn der Oberseite sind schwarz, blaßroth und weiß, die der Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert, wodurch ein schwer zu beschreibendes Gemisch gedachter Farben entsteht; der Bauch ist weißlich; die Schwungfedern sind graubraun, ihre Schäfte schwarz, ihre Außenfahnen röthlich gefleckt, die Steuerfedern dunkelgraubraun, mit schmuzigweißem Spitzensaume, die Federn der Wangengegend und Kehle gelblich, ein Band unter dem Auge braun, die langen Federn am Halse sind dunkelbraun an der äußeren, blaß gelbroth an der inneren Fahne. Das Auge ist kaffeebraun, die Brau scharlachroth, der Schnabel dunkelhornfarben, der Fuß, soweit er nackt, orangengelb; dieselbe Färbung zeigen auch die nackten Theile am Hinterhalse. Die Länge beträgt 18, die Breite 30, die Fittiglänge 5⅚, die Schwanzlänge 4½ Zoll.

Ueber die Lebensweise des Prairiehuhnes haben wir durch Wilson, Audubon, Nuttall und Andere ausführliche Mittheilungen erhalten und außerdem in der letzten Zeit vielfach Gelegenheit gehabt, in unsern Thiergärten Gefangene zu beobachten.

„Als ich zuerst in Kentucky verweilte", sagt Audubon, dessen Schilderung ich vorzugsweise benutzen werde, „war das Prairiehuhn so häufig, daß man sein Wildpret nicht höher schätzte als gewöhnliches Fleisch, und kein wirklicher Jäger es für würdig hielt, darauf Jagd zu machen. Man sah diese Hühner mit derselben Mißgunst an, wie in andern Theilen der Vereinigten Staaten die Krähen, und zwar in Folge der Verheerungen, welche sie auf Fruchtbäumen und in Gärten während des Winters oder auf den Feldern im Laufe des Sommers anrichteten. Die Bauerkinder oder die Negerbuben waren vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, mit Hilfe von Klappern die unwillkommenen Gäste zu vertreiben, und allerhand Fallen und Schlingen wurden gebraucht, um sie



Das Prairiehuhn (Cupidonia americana). 1/3 der nat. Größe.

zu fangen. In jenen Tagen geschah es häufig, daß zur Winterszeit Prairiehühner ins Gehöft der Bauern kamen und hier mit den Hühnern fraßen, daß sie sich auf den Häusern freiwillig niederließen oder in den Straßen des Dorfes umherliefen. Ich erinnere mich, daß man mehrere in einem Stalle fing, welchen sie freiwillig aufgesucht hatten, Putern nachfolgend. Im Laufe desselben Winters erlegte ein Freund von mir vierzig Stück von ihnen, zu dem einzigen Zwecke, um sich im Büchsenschießen zu üben; denn er hielt es nicht der Mühe werth, die erlegten aufzunehmen: so übersättigt war er und alle Glieder seiner Familie mit dem Wildpret jener Hühner. Meine eigenen Diener zogen fetten Speck dem Braten der Prairiehühner entschieden vor."

Diese Erzählung klingt auffallend genug, wenn man weiß, daß sie sich auf dasselbe Land bezieht, in welchem man vor fünfundzwanzig (jetzt sechszig) Jahren das Stück dieser Hühner für einen Cent kaufen konnte, gegenwärtig aber kaum ein einziges gefunden wird. Auch die Prairiehühner haben

Kentucky verlassen und ziehen sich, wie die Indianer, weiter und weiter nach Westen zurück, um den Mordgelüsten des weißen Mannes zu entgehen. In den östlichen Staaten, wo sie noch vorhanden sind, danken sie ihr Bestehen nur Jagdgesetzen, welche man zu ihrem Schutze erlassen hat. Der Jäger, welcher sie noch in Masse finden will, muß weit nach Westen ziehen; denn auch gegenwärtig noch währt die Verfolgung fort, und dieselbe Klage, welche Audubon aussprach, gilt heute noch.

Abweichend von den bisher beschriebenen Familienverwandten bevorzugt das Prairiehuhn wald- und baumlose Ebenen allen übrigen Strichen und verdient also den ihm ertheilten Namen. Dürre, sandige Strecken, welche nur spärlich mit Buschwerk bestanden, aber mit Gras bewachsen sind, bilden seinen Aufenthaltsort; von dem bebauten Lande zieht es sich jedoch nicht zurück, sondern sucht Felder eher auf, weil sie ihm reichliche Nahrung gewähren. Mehr als andere Rauchfußhühner gleicher Größe ist es auf den Boden gebannt; es bäumt höchstens, um Beeren und Früchte von Büschen und Bäumen abzupflücken oder bei sehr schwerem Wetter; denn auch die Nacht verbringt es in der Tiefe zwischen Gras und Gestrüpp. Im Winter tritt es Streifzüge an, welche man in gewissem Sinne Wanderungen nennen kann, weil sie einigermaßen regelmäßig geschehen; doch haben sie blos den Zweck, günstige Weideplätze aufzusuchen und werden deshalb auch keineswegs überall, sondern nur hier und da und in gewissen Wintern ausgeführt, sodaß viele Jäger unsere Hühner mit Recht als Standwild ansehen.

In seinen Bewegungen erinnert dieses Geflügel vielfach an unser Haushuhn; es ist plumper und schwerfälliger als das zierliche Haselhuhn. Wenn es plötzlich gestört wird, erhebt es sich; wenn es aber den Verfolger von fern wahrnimmt, und der Raum vor ihm offen ist, läuft es mit größter Eile davon, einem der nächsten Grasbüsche oder Buschdickichte zu, verbirgt sich hier und drückt sich, bis ihm der Jäger sehr nahe kommt. Auf frisch gepflügten Feldern sah es Audubon mit aller Macht unter Zuhilfenahme der Flügel dahinrennen, hinter größeren Schollen sich niederdrücken und dann wie durch Zauberei aus dem Auge verschwinden. Auf dicken Baumzweigen bewegt es sich mit Geschick, auf schwächeren erhält es sich nur mit Hilfe der Flügel im Gleichgewicht. Der Flug ist kräftig, regelmäßig und ziemlich schnell, auch recht anhaltend — zuweilen fliegt das Prairiehuhn mehrere Meilen weit in einem Zuge — das Schwingengeräusch minder laut als bei andern Rauchfußhühnern. Es bewegt sich durch die Luft mit wiederholten Flügelschlägen, auf welche dann ein langsames Gleiten, bei stark niedergebeugten Schwingen, folgt; währenddem pflegt es das unter ihm liegende Gebiet zu überſehen. Beim Aufstehen ruft es gewöhnlich vier- oder fünfmal nach einander. Von dem Hunde läßt es sich nicht stellen; es sucht lieber sein Heil in der Flucht, und erhebt sich wo möglich in weiter Entfernung von dem Schützen.

Die gewöhnliche Stimme des Prairiehuhnes unterscheidet sich wenig von der unseres Haushuhnes; während der Paarungszeit aber läßt der Hahn höchst eigenthümliche Laute vernehmen. Er bläst die Luftsäcke zu beiden Seiten des Halses auf, sodaß sie in Gestalt, Farbe und Größe einer kleinen Orange ähneln, biegt den Kopf zum Boden herab, öffnet den Schnabel und stößt nach einander mehrere, bald lauter, bald schwächer rollende Töne aus, welche denen einer großen Trommel nicht ganz unähnlich sind; hierauf erhebt er sich, füllt die Luftsäcke von neuem und beginnt wiederum zu „tuten". An einem Prairiehahne, welchen Audubon zahm hielt, bemerkte er, daß die Luftsäcke nach dem Ausstoßen jener Töne ihre Rundung verloren und einen Augenblick lang wie geborstene Blasen aussahen, aber nach wenigen Sekunden wieder ihre Fülle erlangt hatten. Dies veranlaßte ihn, die Luftsäcke vermittelst einer Nadel zu öffnen, und das Ergebniß war, daß der Vogel jene Laute nicht mehr hervorbringen konnte. Ein Hahn, bei welchem unser Forscher nur eine Zelle geöffnet hatte, vermochte noch zu tuten; die Laute waren aber viel schwächer als früher. Sobald die Paarungs- und Kampfzeit vorüber ist, schrumpfen die Luftsäcke zusammen, und während des Herbstes und Winters haben sie sich bedeutend verringert. Bei jungen Hähnen treten sie mit Ausgang des ersten Winters in Thätigkeit, vergrößern sich aber noch mit den Jahren mehr und mehr.

Die Aesung des Prairiehuhnes besteht ebensowohl aus Pflanzenstoffen wie aus Kleingethier der verschiedensten Art. Im Laufe des Sommers werden Wiesen und Kornfelder, im Herbste die Gärten und Weinberge, im Winter Gegenden, in denen es viele Beeren gibt, aufgesucht. Beeren aller Art liebt dieses Huhn ganz ungemein, und ihnen zu Gefallen besteigt es die Wipfel der Gebüsche, welche sie hervorbringen; aber auch Baumfrüchte, z. B. Aepfel, behagen ihm sehr. Getreide aller Art bildet einen Haupttheil seiner Nahrung; es frißt ebensowohl die jungen Spitzen der Blätter, wie die reifen Körner desselben; deshalb kann es im Felde wie im Garten recht lästig werden. Andererseits nutzt es aber auch wieder durch Aufzehren von schädlichen Kerfen, Schnecken und dergleichen. Besonders erpicht scheint es auf Heuschrecken zu sein, und wenn ein Glied der Gesellschaft solchen fetten Bissen erspäht hat, rennen alle übrigen hinter ihm drein, um wo möglich an der Mahlzeit theilzunehmen. Daß es andere Kerbthiere, namentlich Ameisenhaufen, auch nicht verschmäht, braucht kaum erwähnt zu werden.

Gegen den Winter hin schlägt sich das Prairiehuhn da, wo es häufig ist, in zahlreiche Flüge zusammen, welche sich erst mit Anbruch des Frühlings wieder zersprengen. Dies geschieht, sobald der Schnee geschmolzen ist und die ersten Grasblätter sich zeigen; es bleiben dann jedoch immer noch Trupps von zwanzig und mehr Stücken bei einander. Jede dieser Gesellschaften erwählt sich jetzt einen besonderen Platz, auf welchem sie täglich zusammenkommt, um die nunmehr beginnenden Liebesspiele und Tänze aufzuführen. Erregt durch den Paarungstrieb, fliegt das Männchen, ehe noch der erste Schimmer des Tages im Osten sich zeigt, eilig jenen Balzplätzen zu, um die Nebenbuhler, welche dort sich einfinden, zum Kampfe herauszufordern und mit ihnen zu streiten. Es trägt in dieser Zeit sein Hochzeitskleid, und zwar mit einem Selbstbewußtsein, welches von keinem andern Vogel übertroffen werden kann. Jeder einzelne Hahn spreizt sich, soviel er kann, jeder einzelne blickt voll Verachtung auf den andern herab, und jeder geht mit den stolzesten Geberden an dem andern vorüber. Das Spiel ist ausgebreitet und nach vorwärts übergebogen, die fächerförmig zertheilten Federn stehen vom Halse ab, wie eine gesteifte Halskrause, weil die orangegelben Luftbehälter jetzt zu Kugeln aufgeblasen sind, die Schwingen werden, wie bei andern balzenden Hühnern, vom Leibe ab und gesenkt getragen und auf dem Boden unter hörbarem Geräusch geschleift, der Körper wird niedergedrückt, und so rennen sie eilig neben einander dahin und gegen einander los. Ihre Augen leuchten von Kampfeslust, die erwähnten sonderbaren Laute, welche durch jene Behälter merkwürdig verstärkt werden, erfüllen die Luft, und der erste Lockton einer Henne gibt das Zeichen zur Schlacht. Die kämpfenden Hähne gehen gegen einander an, springen fußhoch vom Boden empor, abgeschlagene Federn wirbeln hernieder, und einzelne Blutstropfen, welche von dem zerkratzten Halse herabrieseln, beweisen zur Genüge, daß der Kampf sehr ernsthaft gemeint ist. Hat ein starker Hahn einen schwächeren in die Flucht geschlagen, so sucht er sich einen zweiten Gegner heraus, und oft kann man sehen, daß einer nach dem andern vor diesem Recken unter den nächsten Büschen Zuflucht suchen muß. Wenige von ihnen verweilen auf dem Plane und behaupten, so abgehetzt sie auch sind, das Schlachtfeld, langsam und stolz auf ihm hin- und herschreitend; sodann suchen Sieger und Besiegter die Hennen auf, um von ihnen der Minne Lohn zu empfangen.

Nicht selten geschieht es, daß ein bereits verehelichtes Männchen plötzlich von einem Nebenbuhler überfallen wird, welcher, durch das Liebesgeplauder der Vermählten herbeigezogen, sich fliegend mit rasender Eile auf den Glücklichen stürzt. Dann drückt sich die Henne sofort auf den Boden nieder, unter die Brust ihres Gemahles, welcher, stets zum Kampfe bereit, sich dem Gegner stellt und alle seine Kraft aufbietet, um ihn zu vertreiben.

In Gegenden, wo das Prairiehuhn wenig vom Menschen zu leiden hat, hört man sein Brummen oder Tuten nicht allein in den frühen Morgenstunden, sondern von Sonnenaufgang bis zum Niedergang, während man da, wo die kampfeslustigen Thiere den stärkeren Feind über sich wissen, selten nach Sonnenaufgang noch einen Laut von ihnen vernimmt. Hier wird stets ein verborgener Kampfplatz gewählt, und der Streit selbst so kurz als möglich abgemacht. Junge Hähne

streiten auch im Herbst, während die jungen Hennen um diese Zeit sich zu friedlicherem Thun zusammenscharen.

Je nach der südlicheren oder nördlicheren Lage eines Standortes legt die Henne früher oder später, von Anfang April an, bis zu Ende des Mai. Audubon fand in Kentucky Nest und Eier schon in den ersten Tagen des April, glaubt aber, daß die eigentliche Nistzeit doch erst in den Mai fällt. Das Nest wird ohne jegliche Sorgfalt aus trocknen Blättern und Gräsern zusammengebaut, unter allen Umständen aber zwischen hohem Grase oder unter dicht zum Boden herabhängendem Gebüsch wohl verborgen. Die acht bis zwölf Eier, welche in der Größe denen des Haushuhnes gleichkommen und lichtbräunlich, fast wie Perlhuhneier gefärbt sind, werden in achtzehn bis neunzehn Tagen gezeitigt, die Jungen, sobald sie gehfähig, von der Mutter weggeführt; denn das Männchen bekümmert sich nicht um sie. Eine Prairiehenne mit ihren Küchlein erinnert in jeder Hinsicht an eine Familie unserer Haushenne: die Alte bekundet ihren Kindern gegenüber dieselbe Zärtlichkeit und Mütterlichkeit wie jene. Anfangs werden die Küchlein ebenfalls vorzugsweise mit Kerbthieren geäzt, später führt sie die Mutter auf Waldwege und an ähnliche Nahrung versprechende Orte, und oft sieht man sie Düngerhaufen durchscharren, um hier die noch unverdauten Getreidekörner aufzunehmen. Bei Annäherung eines Raubthieres oder Menschen stößt die Henne einen Warnungslaut aus: die Jungen verschwinden darauf, wie durch Zauberschlag, und jene sucht nun durch die bekannten Künste der Verstellung den Feind von ihnen abzuführen. „Einmal", erzählt Audubon, „scheuchte mein Pferd eine solche Familie vom Wege auf. Die kleinen Küchlein erhoben sich sofort in die Luft, zerstreuten sich, einige Ellen weit wegfliegend, nach allen Seiten hin, fielen zum Boden herab und hielten sich hier so still und versteckt, daß ich nicht ein einziges mehr auffinden konnte, obgleich ich einen großen Theil meiner Zeit darauf verwendete, sie aufzusuchen."

Ungestört brütet das Prairiehuhn nur einmal im Jahre; werden ihm jedoch die ersten Eier geraubt, so sucht es diesen Verlust zu ersetzen; das zweite Gelege enthält aber immer weniger Eier als das erste. Im August sind die Küchlein etwa so groß wie die Baumwachteln und bereits wohl geübt, wenn auch nicht im Fliegen, so doch im Flattern; um die Mitte des Oktober sind sie ausgewachsen, und nunmehr werden sie von Tag zu Tag scheuer.

Alle geeigneten Raubthiere Nordamerikas, insbesondere der Prairiewolf und der Fuchs, die verschiedenen Marder und Stinkthiere, Falken und Eulen sind schlimme Feinde der wehrlosen Hühner, schlimmere vielleicht als der Mensch, welcher wenigstens neuerdings eingesehen hat, daß die Jagd nur dann erhalten werden kann, wenn seiner Zeit strenge Hegung stattfindet. In den dreißiger Jahren erschien ein Gesetz zum Schutze der Prairiehühner, welches Jeden mit zehn Dollars Strafe bedroht, der ein Stück dieses Wildes außer der auf die Monate Oktober und November beschränkten Jagdzeit erlegte. Es ist mir wahrscheinlich, daß in Folge dieses Gesetzes die Zahl der Hühner an gewissen Orten sich wieder beträchtlich vermehrt hat; denn gegenwärtig erhalten wir allwinterlich Massen von ihnen auch auf unsere Märkte geliefert, und zuweilen können wir hunderte von Lebenden kaufen.

Die Jagd selbst wird auf verschiedene Weise ausgeführt und von einzelnen Jägern mit Leidenschaft betrieben. Früher wurden viele Hühner auf ihren Balzplätzen erlegt, diese auch wohl mit Asche beschüttet und die balzenden Hähne mit Stöcken erschlagen, nachdem sie durch die aufgewirbelte Asche gewissermaßen erblindet waren. Mit dem Gewehr soll man auf solchen Plätzen oft greuliche Verwüstungen angerichtet haben. In viel größerer Anzahl noch wurden und werden die Hühner gefangen. Man steckt auf den Futterplätzen Netze und stellt Schlingen oder begibt sich des Nachts zu den vorher erkundeten Schlafstellen. „Ich beobachtete", sagt Audubon, „mehrere Nächte nach einander viele Prairiehühner beim Schlafengehen auf einer nicht weit von meinem Hause entfernten Wiese, welche mit hohem Grase dicht bedeckt war, und beschloß, nachts einen Fangversuch zu machen. Zu diesem Zwecke nahm ich ein großes Zugnetz und ging in Begleitung einiger Neger, welche Laternen und lange Stöcke trugen, auf die betreffende Stelle; die Netze wurden aufgestellt,

und die Jagd begann. Als wir das erste Huhn aufscheuchten, flog es glücklicherweise gerade gegen das Netz, und als einen Augenblick später sich eine große Anzahl anderer geräuschvoll erhob, strichen auch diese derselben Richtung zu. Das Netz wurde sodann flach auf den Boden niedergedrückt und ein Gefangener nach dem andern in Sicherheit gebracht. Dreimal wiederholten wir unsern Versuch mit demselben Erfolge; dann aber mußte ich die Jagd aufgeben, weil die Neger ein lautes Gelächter nicht mehr unterdrücken konnten. Mit Beute beladen zogen wir heim. Am nächsten Morgen ließ sich kein einziges Huhn auf jener Wiese sehen, obgleich gewiß mehrere Hunderte von ihnen entkommen waren."

„Die Gefangenen", berichtet Audubon ferner, „werden sehr bald zahm, brüten auch in Gefangenschaft, und ich habe mich oft gewundert, daß man sie nicht längst schon zu Hausthieren gemacht hat. Während ich mich in Henderson aufhielt, kaufte ich sechszig lebende, meist junge Prairiehühner, welche für mich gefangen worden waren, verschnitt ihnen die Flügel und ließ sie in einem Garten von vier Acker Flächeninhalt frei umherlaufen. Nach einigen Wochen waren sie bereits so an mich gewöhnt, daß ich mich ihnen nähern durfte, ohne sie zu erschrecken. Ich gab ihnen Getreide, und sie selbst suchten sich verschiedene andere Pflanzenstoffe. Im Laufe des Winters legten sie vollends alle Furcht ab, liefen im Garten herum wie zahme Hühner, vermischten sich auch wohl mit diesen und fraßen meiner Frau so zu sagen aus der Hand. Einige Hähne von ihnen waren so muthig geworden, daß sie es mit Haus- und Truthähnen aufnahmen. Jeder einzelne von ihnen wählte sich abends seinen besondern Sitzplatz und richtete seine Brust stets dem Winde entgegen. Als der Frühling kam, brüsteten sie sich und tuteten und kämpften wie in der Freiheit. Viele Hennen von ihnen legten auch Eier, und eine gute Anzahl von Jungen wurden erbrütet. Aber die Hühner thaten meinem Garten zuletzt soviel Schaden, daß ich sie abschlachten mußte."

In unsern Thiergärten haben wir uns bisher vergeblich bemüht, ein ähnliches Ergebniß zu erzielen. Wir haben die Prairiehühner dutzendweise gekauft, ihnen das verschiedenste Futter vorgelegt, sie in geschlossenen oder in freien Gehegen gehalten, und uns die größte Mühe gegeben, um sie zur Fortpflanzung zu bringen, immer aber erfahren müssen, daß die Vögel starben, ohne daß wir uns erklären konnten, warum. Diese Erfahrung haben wir nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Belgien und Holland machen müssen, und gegenwärtig beinah die Lust verloren, uns fernerhin mit dem undankbaren Versuche, gedachte Hühner bei uns einzubürgern, zu befassen. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß wir Prairiehühner bei uns eingewöhnen könnten; der Versuch müßte aber im Großen ausgeführt werden. Man müßte mindestens einige Dutzend kräftige Vögel an einer geeigneten Oertlichkeit freigeben, und sie sich die nächste Zeit gänzlich selbst überlassen. Unter solchen Umständen würden sie höchst wahrscheinlich gedeihen, so verschieden unsere Haiden und die Prairien Amerikas auch sein mögen. Jedenfalls ist das Prairiehuhn einen solchen Versuch werth.

Eine der merkwürdigsten und anziehendsten Gruppen der Familie ist die der Schneehühner (Lagopus), ebensowohl wegen des auffallenden und noch keineswegs genügend erforschten Federwechsels, als auch wegen der Lebensweise ihrer Mitglieder. Diese kennzeichnen sich durch sehr gedrungene Gestalt, mittellange Flügel, in denen die dritte Schwinge die längste ist, einen kurzen, sanft abgerundeten oder geraden, aus achtzehn Federn gebildeten Schwanz, kleinen, mittellangen und mittelstarken Schnabel und verhältnißmäßig kurze Füße, deren Läufe und Zehen mit haarigen Federn bekleidet sind, sowie durch ein sehr reiches Federkleid, dessen Färbung in der Regel mit der Jahreszeit wechselt. Die Nägel, welche die Zehen bewehren, sind verhältnißmäßig die größten, welche die Rauchfußhühner überhaupt besitzen, und an ihnen zeigt sich der jährliche Wechsel am deutlichsten. Die Geschlechter unterscheiden sich wenig in der Färbung, und die Jungen erhalten bald das Kleid ihrer Eltern.

Die Schneehühner sind auf den Norden der alten Erde, nicht aber auf die eine Hälfte beschränkt; denn man findet sie ebensowohl in Europa und Asien wie in Amerika. Nach Süden hin bilden die Pyrenäen und Alpen, die mittelasiatischen Gebirge und bezüglich das Felsengebirge die Grenze ihres Verbreitungskreises; nach Norden hin erstreckt sich dieser, soweit der Pflanzenwuchs reicht: man hat diese wenigbegehrenden Geschöpfe noch unter dem 80. Grade nördlicher Breite gefunden. Von der allgemeinen Schilderung ihrer Lebensweise glaube ich absehen zu dürfen, da ich die beiden Arten, welche in Deutschland vorkommen, ausführlich zu schildern gedenke.

Der Abend eines der letzten Maitage war schon ziemlich vorgerückt, als wir, mein junger Begleiter und ich, die an der Straße von Christiania nach Drontheim gelegene Haltestelle Fogstuen auf dem Dovrefjeld erreichten; wir hatten eine lange Reise zurückgelegt und waren müde. Aber alle Beschwerden des Weges wurden vergessen, als sich uns der bereits erwähnte norwegische Jäger Erik Swenson mit der Frage vorstellte, ob wir wohl geneigt seien, auf „Ryper“ zu jagen, welche gerade jetzt in vollster Balze stünden. Wir wußten, welches Wild wir unter dem norwegischen Namen zu verstehen hatten, weil wir uns bereits tagelang bemüht hatten, dasselbe ausfindig zu machen. Das Jagdgeräth wurde rasch in Stand gebracht, ein Imbiß genommen und das Lager aufgesucht, um für die morgende Frühjagd die nöthigen Kräfte zu gewinnen. Zu unserer nicht geringen Ueberraschung kam es aber für diesmal nicht zum Schlafen; denn unser Jäger stellte sich bereits um die zehnte Stunde ein und forderte uns auf, ihm jetzt zu folgen. Kopfschüttelnd gehorchten wir, und wenige Minuten später lag das einsame Gehöft bereits hinter uns.

Die Nacht war wundervoll. Es herrschte jenes zweifelhafte Dämmerlicht, welches unter so hohen Breiten um diese Zeit den einen Tag von dem andern scheidet. Wir konnten alle Gegenstände auf eine gewisse Entfernung hin noch unterscheiden. Wohlbekannte Vögel, welche bei uns zu Lande um diese Zeit schon längst zur Ruhe gegangen sind, ließen sich noch vernehmen: der Kukukruf schallte aus dem nahen Birkengestrüpp zu uns her, das „Schak, schak“ der Wachholderdrossel wurde laut, so oft wir eines jener Dickichte betraten, von der Ebene her tönten die hellen, klangvollen Stimmen der Strandläufer und die schwermüthigen Rufe der Goldregenpfeifer, der Steinschmätzer schnarrte dazu, und das Blaukehlchen gab sein köstliches Lied zum Besten.

Unser Jagdgebiet war eine breite, von sanft aufsteigenden Bergen begrenzte Hochebene, wie sie die meisten Gebirge Norwegens zeigen, ein Theil jener ungeheueren Mossteppe, welche sich über den ganzen Norden der Erde ausbreitet und unter dem Namen „Tundra“ bekannt geworden ist. Diese Tundra ist, streng genommen, ein einziges ungeheueres Moor oder ein Morast, in welchem die Renthierflechte und die Rauschbeere das große Wort führen. Erstere überspannt in einer dünnen Schicht den Boden überall da, wo er aus Geröll besteht; letztere siedelt sich auf dem Sterbebette der Flechte an. Nur an tieferen Stellen entwickeln sich, ebenfalls auf dem Grabe der niederen, auch höhere Pflanzen; aber sie bleiben unter allen Umständen dürftig und krüppelhaft: sie scheinen gleichsam niedergebeugt zu sein von der langen Winterlast, welche selbst der kurze schöne Sommer nicht vergessen lassen kann; sie klammern sich fest an die Erde an und kriechen schlangengleich auf ihr weiter, als ob sie an der Mutter Brust Schutz suchen müßten gegen die Rauhheit des Landes, gegen die Wucht des sich über ihnen emporthürmenden Schnees. Doch wagen es mancherlei Alpenpflanzen, hier im milden Lichte des Sommers aufzuleben, zu gedeihen, fröhlich zu grünen und lustig zu blühen, während alle übrigen Pflanzen ein trauriges Bild von der Armuth des Landes geben. Die Fichten- und Föhrenwälder sind längst in der Tiefe zurückgeblieben, und auch die Birken, welche so freundlich die unteren Gehänge begrünen, erscheinen wie greisenhafte Zwerge, knorrig, tiefstämmig und dicht verzweigt. An ihre Stelle treten der kriechende Wachholder, welcher, viele Ellen weit auf dem Boden fortlaufend, große und dicke, aber ungemein niedere Gebüsche bildet und sich auch durch seine stumpfen Nadeln wesentlich vor dem südländischen auszeichnet, die Zwergbirke, jenes niedere, niedliche Sträuchlein, welches sich an die Erde heftet, wie der Ephen

an den Stamm der Eiche, welches erst Ende Junis seine Knospen zu Blättern entfalten kann und die kleinen freundlichen Blätter schon Ende Septembers oder Mitte Oktobers wieder von Schnee begraben lassen muß, die Saalweiden, welche hier ebenfalls verkrüppeln, die Rausch=, die Heidel=, die Mosbeere u. a. Die Renthierflechte bleibt aber unter allen Umständen der hervorragendste Theil der Pflanzenwelt da oben und verleiht dem Gebirge auf Meilen hin jenen gilblichschneeigen Schimmer, welchen man selbst gesehen haben muß, um sich von seiner Wirkung in der nach den Tageszeiten so wechselvollen Beleuchtung der Sonne eine Vorstellung machen zu können.

Ein solches Stück Erde war es, welches vor uns sich ausbreitete. Hunderte und Tausende von Bächen und Rinnsalen zerrissen den fahlen gilblichen Teppich, welchen die Flechte auf das Geröll gelegt hatte, hier und da zu einer größeren Lache sich ausbreitend, auch wohl zu einem kleinen See sich vereinigend. Das Gestrüpp der Zwergbirke säumte die Ufer und trat wohl auch an einzelnen Stellen zu einem Dickicht zusammen. Auf der Hochebene selbst war der Frühling bereits eingezogen; an den sie einschließenden Berglehnen hingegen hielten ausgedehnte hartkrustige Schneefelder den Winter noch fest.

Diesen Berglehnen und Schneefeldern wandten wir uns zu, schweigsam, erwartungsvoll und auf die verschiedenen Stimmen, welche um uns her laut wurden, mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen hörend. Etwa vierhundert Schritte mochten wir in dieser Weise zurückgelegt haben, da blieb unser Führer stehen und lauschte und äugte wie ein Luchs in die Dämmerung hinaus: er spürte. Daß seine Aufmerksamkeit nicht den erwähnten Vögeln galt, wußten wir; von dem Vorhandensein anderer Thiere aber konnten wir nicht das Geringste wahrnehmen. Unser Jäger jedoch mußte seiner Sache wohl sicher sein; denn er begann, nachdem er uns Schweigen geboten, mit dem erwarteten Wilde zu reden, indem er mit eigenthümlicher Betonung einige Male hinter einander die Silben „Djiak, djiak, dji=ak, dji=ak“ ausrief. Unmittelbar nach seinem Lockrufe hörten wir in der Ferne das Geräusch eines aufstehenden Huhnes, und in demselben Augenblicke vernahmen wir auch einen schallenden Ruf, welcher ungefähr wie „Err=reck=eck=eck=eck“ klang. Dann ward wieder Alles still. Aber der Alte begann von neuem zu locken, immer schmachtender, schmelzender, hingebender, verführerischer, und ich merkte jetzt, daß er die Liebeslaute des Weibchens jenes Hühnervogels nachahmte. Auf das „Djiak“, welches den liebesglühenden Hahn aufgerührt hatte, folgte jetzt ein zartes, verlangendes und Gewährung verheißendes „Gu, gu, gu, gurr“; der erregte Hahn antwortete in demselben Augenblicke, das Flügelgeräusch wurde stärker, wir fielen hinter den Büschen nieder: und unmittelbar vor uns, auf blendender Schneefläche, stand ein Hahn in voller Balze. Es war ein Anblick zum Entzücken! Aber das Jägerfeuer war doch mächtiger als der Wunsch des Forschers, solch Schauspiel zu genießen. Ehe ich noch wußte, wie, war das treu erprobte Gewehr an der Wange, und bevor der Hahn noch einen Laut von sich gegeben, wälzte er sich bereits in seinem Blute.

Der Knall des Schusses erweckte den Wiederhall, aber auch die Stimmen aller gefiederten Bewohner unseres Gebietes. Von den Bergen hernieder und von der Thalsohle herauf ließen sich Stimmen vernehmen; wenige Schritte vor uns rauschte eine Entenschar vom Wasser auf; ein aufgescheuchter Kukuk flog durch das Dämmerungsdunkel an uns vorüber; Regenpfeifer und Strandläufer trillerten und flöteten. Allmählich wurde es wieder ruhig, und wir setzten unsern Weg fort, den aufgenommenen Hahn mit Waidmannslust betrachtend. Schon wenige hundert Schritte weiter ließ der Alte wieder seine verführerischen Laute hören, und diesmal antworteten, anstatt eines Hahnes, deren zwei. Ganz wie vorhin wurde der hitzigste von ihnen herbeigezaubert; jetzt aber gönnte ich mir die Freude der Beobachtung.

Am entgegengesetzten Ende des Schneefeldes fiel der stolze Vogel ein, betrat leichten Ganges die Bühne und lief gerade auf uns zu. Es war noch hell genug, daß wir ihn schon in der Ferne deutlich wahrnehmen konnten. Aber der liebesrasende Gesell dachte gar nicht an Gefahr und kam näher und näher, bis auf einige Schritt an uns heran. Das Spiel halb erhoben, die Fittige gesenkt, den

Kopf niedergebeugt: so lief er vorwärts. Da mit einem Male schien er sich zu verwundern, daß die Lockungen geendet hatten, und nunmehr begann er seinerseits sehnsüchtig zu rufen. Mehrmals warf er den Kopf in sonderbarer Weise nach hinten, und tief aus dem Innersten der Brust heraus klangen, dumpfen Kehllauten vergleichbar, abgesetzte Rufe, welche man durch die Silben „Gabauh, gabauh" einigermaßen deutlich ausdrücken kann; dieselben Laute, welche die Norweger durch die Worte „Hvor er hun" — wo ist sie? — übersetzen.

Und der Alte war wirklich so kühn, mit seiner Menschenstimme zu antworten, den Hahn glauben zu machen, daß das Weiblein, die ersehnte Braut, sich blos im Gebüsch versteckt habe. Leiser und schmachtender als je rief er wiederholt in der vorhin angegebenen Weise — und eilfertig rannte der Hahn mit tiefgesenktem Kopfe und Flügeln herbei, dicht an uns heran und buchstäblich über unsere Beine weg; denn wir lagen natürlich der Länge lang auf dem Schnee. Doch jetzt mochte er seinen Irrthum wohl eingesehen haben; er stand plötzlich auf, stiebte davon und rief allen Mitbewerbern ein warnendes, leises Knurren zu. Jetzt mochte der alte Jäger locken wie er wollte; das Liebesfeuer der zahlreich versammelten Hähne schien gedämpft zu sein, ihre Brunst wurde durch ein wohlberechtigtes Bedenken überwogen.

Doch wir zogen weiter und verhielten uns auf eine Strecke von mehreren Minuten ganz ruhig, bis unser Führer glaubte, daß wir in das Gebiet noch ungestörter Hähne eingetreten wären. Dort wurde die Jagd fortgesetzt, und ich erlegte nach den ersten Lockungen einen zweiten und wenige Minuten später den dritten Hahn. Jetzt aber schienen die Vögel gewitzigt worden zu sein; es war vorüber mit der Jagd, nicht jedoch auch vorüber mit der Beobachtung. Denn zu meiner Freude bemerkte ich, daß fortan die Weibchen, welche sich bisher ganz unsichtbar gemacht hatten, das Amt des Warners übernahmen, um ihre Liebhaber von dem Verderben abzuhalten.

Wir wandten uns dem Gehöfte wieder zu, störten unterwegs noch viele, viele Paare der anziehenden Vögel auf und kamen mit Anbruch des Tages in unserer zeitweiligen Wohnung wieder an.

So lernte ich einen der häufigsten und anziehendsten Vögel des hohen Nordens, das Moorschneehuhn, kennen. Ich habe diese Geschichte schon in der „Gartenlaube" erzählt, und dennoch kein Bedenken getragen, hier fast dieselben Worte wieder zu gebrauchen, weil ich beabsichtigte, den ersten Eindruck, welchen dieses Huhn auf den Jäger und Forscher macht, in möglichster Treue zu schildern. Später bin ich noch manche Nacht hinausgezogen, um Schneehühner zu erlegen, und oben in Lappland habe ich sie denn auch unter andern Verhältnissen ihres Lebens kennen gelernt — nicht blos in jenen stillen Stunden, in denen die

„Mitternachtssonn' auf den Bergen lag,
Blutroth anzuschauen",

sondern auch um die Mittagszeit, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, oder wenn die mütterliche Henne die Schar ihrer reizenden Küchlein führt. Und immer und unter allen Umständen hat mich dieser Vogel zu fesseln gewußt, sodaß ich ihn unbedingt als einen der anziehendsten und beachtenswerthesten jener Gegend bezeichnen darf.

Das Moor-, Morast-, Weiden-, Thal-, Schnee- oder Weißhuhn (Lagopus albus) steht in der Größe zwischen Birk- und Rebhuhn ungefähr mitten inne: die Länge des Hahnes beträgt 15, die Breite 24½, die Fittiglänge 7½, die Schwanzlänge 4¼ Zoll; das Weibchen ist um einen Zoll kürzer und fast ebensoviel schmäler. Die Färbung des Gefieders ist je nach der Jahreszeit verschieden. Im Winter trägt das Schneehuhn ein zwar einfaches, aber dennoch schönes Kleid. Sein ganzes Gefieder ist bis auf die vierzehn äußeren Schwanzfedern blendend weiß; die Schwanzfedern hingegen sind tief schwarz, weiß gekantet und weiß an der Wurzel; die sechs großen Schwungfedern zeigen auf der Außenfahne einen langen braunschwarzen Streifen. Im Hochzeitskleide sind Oberkopf und Hinterhals rostfarbig, fuchsroth oder rostbraun, schwarz gefleckt und gewellt, die Schulter-,

Rücken-, Bürzel- und die mittleren Schwanzfedern schwarz, zur Hälfte rostbraun oder dunkelrostgelb in die Quere gebändert und alle Federn weiß gesäumt, die Schwanzfedern verblichen und ihre Endkanten abgeschliffen, die Handschwingen weiß, wie im Winter, die Armschwingen braun, wie der Rücken, Gesicht, Kehle und Gurgel rostroth, gewöhnlich ungefleckt, Kopf, Oberbrust und Weichen rostfarben oder rostbraun, fein schwarz gespritzt und gewellt, die Federn der Mittelbrust schwarz, rostfarbig und weiß gefleckt, die des Bauches und der Beine weiß, die Unterschwanzdeckfedern schwarz mit rostgelben und braunen Bändern und Zickzacklinien gezeichnet; unter dem Auge und an dem Mundwinkel stehen weiße Flecke. Die Grundfärbung kann lichter oder heller sein; es kann vorkommen, daß die Federn auf lichtbraunem Grunde schwarz gezeichnet sind u. s. w. Im Laufe des Sommers bleichen die Federn aus. Das Weibchen ist stets lichter, erhält auch sein Sommerkleid immer früher als das Männchen. Gleichzeitig mit der Anlegung der dunklen Befiederung hebt und röthet sich der Brauenkamm, und während der Paarungszeit trägt er zum Schmucke des Vogels nicht unwesentlich mit bei.

Viele Forscher nehmen an, daß eine zweimalige Mauser stattfindet: eine im Herbst, welche sich über das ganze Gefieder erstreckt, und eine zweite im Frühjahre, durch welche das kleine Gefieder gewechselt wird. Nun aber geht das Winterkleid keineswegs unmittelbar in das Sommerkleid über und dieses ebensowenig in das Winterkleid. Deshalb hat man zu der Annahme gelangen können, daß das Moorschneehuhn viermal im Jahre mausere. Dagegen glauben amerikanische Forscher beobachtet zu haben, daß das Kleingefieder im Herbste wenigstens nicht neu ersetzt, sondern einfach verfärbt werde, und zwar soll diese Verfärbung, laut Richardson, an der Spitze der Federn beginnen und so rasch überhand nehmen, daß in acht bis zehn Tagen der Wechsel vollendet ist. Mein norwegischer Jäger versicherte mich nun aber wieder, daß das Moorschneehuhn im Herbste, wenn plötzlich starker Schneefall eintrete, die noch braunen Federn ausrupfe, daß eins dabei dem andern helfe, und daß man dann die dunklen verrätherischen Federn des Sommers oft massenweise finde.

Leider habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, über den Federwechsel eigene Beobachtungen zu sammeln. Ein Moorschneehahn, welchen der hamburger Garten lebend besaß, wurde im Herbste, gerade vor der Mauser, von einem Raubthiere getödtet; einen Ersatz dafür haben wir noch nicht erlangen können, so sehr ich auch danach strebe. Denn nur Gefangene, welche im Freien gehalten und allem Einflusse des Wetters preis gegeben werden, können uns aufklären über den Wechsel der Kleider. Einstweilen erscheint es mir noch sehr fraglich, welche von den vorhin beregten Annahmen der Forscher die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat: ich habe gerade neuerdings über die Verfärbung Wahrnehmungen gemacht, welche ich früher für gänzlich unmöglich hielt. Dürfte man es wagen, von diesen Beobachtungen aus auf den Federwechsel des Moorschneehuhnkleides zu schließen, so würde man annehmen müssen, daß nur eine einzige Mauser im Jahre stattfindet, alle übrigen Veränderungen des Federkleides aber einfach durch Verfärbung bewirkt werden.

Das Moorschneehuhn verbreitet sich über den Norden der alten und neuen Welt, kommt jedoch nicht überall in gleicher Menge vor. Sehr häufig ist es in Skandinavien, vom Wermeland an bis zum Nordkap hinauf, gemein auch in Finnland und Rußland, häufig noch in den russischen Ostseeprovinzen, namentlich in Liv-, Esth- und Kurland bis Lithauen herab, zahlreich ebenso in vielen Gegenden Sibiriens. Radde sagt, daß er während seiner Rundreise um den Baikalsee niemals und ebensowenig am mittleren Amur Moorschneehühner antraf und deshalb voraussetzen muß, daß sie im Sommer nicht hier leben; wohl aber begegnete er ihnen im östlichen Sajan, und zwar in der Höhe von 5 bis 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, namentlich in den weiteren Thälern, welche mit Birkengesträuch bestanden sind. Im Norden Amerikas bewohnt das Huhn, laut Richardson, alle „Pelzgegenden“ zwischen dem 50. und 70. Grade der Breite, ist aber innerhalb dieser Grenze theilweise Wandervogel, welcher sich mit Annäherung des Winters in zahlreiche

Schwärme zusammenschlägt und südwärts zieht, obwohl es auch in den strengsten Wintern noch massenhaft in den waldigen Gegenden unter dem 67. Grade gefunden wird. Im Jahre 1819 erschien es bei Cumberlandhouse, unter dem 54. Grad der Breite, gegen die zweite Woche des November und kehrte mit Beginn des Frühlings wieder nach dem Norden zurück. Etwas Aehnliches scheint auch auf der Osthälfte der Erde stattzufinden; denn viele Moorschneehühner wandern von Kurland und Lithauen aus allwinterlich bis Ostpreußen, und einzelne sollen sich zuweilen bis nach Pommern verflogen haben. Weiter nach Süden hin hat sich unser Vogel niemals gezeigt. Auf Island, wie in Grönland fehlt er gänzlich, und in Schottland wird er durch eine andere, in vieler Hinsicht noch zweifelhafte Art vertreten, über welche ich weiter unten noch einige Worte zu sagen haben werde.

Das Moorschneehuhn siedelt sich in Ebenen und an sanften Berglehnen an, welche das Gepräge der Ebene zeigen. Dabei ist freilich festzuhalten, daß man unter Ebenen nur solche zu verstehen hat, welche sich, wie es in Skandinavien der Fall, im Hochgebirge selbst finden; denn in die eigentlichen Thäler kommt unser Huhn blos dann und wann und immer nur auf kurze Zeit herab. Dies erklärt sich, wenn man weiß, daß es an die Birken- und Weidenarten gebunden ist, deren Reich, wie schon bemerkt, erst über der Grenze des Nadelwaldes beginnt.

Auf jenen Hochebenen und in der Tundra ist es stellenweise unglaublich häufig, häufiger gewiß, als jedes andere Huhn. Ein Paar wohnt dicht neben dem andern, und das Gebiet des einzelnen Paares ist so wenig ausgedehnt, daß man es mit fünfhundert Schritten und weniger schon durchschreitet. Während der Frühlingszeit vertheidigt der Hahn seine Grenze eifersüchtig gegen jeden Eindringling derselben Art; wenn aber die Küchlein erst herangewachsen sind, schlagen sich die einzelnen Familien in größere Schwärme zusammen, und diese durchstreifen dann gemeinschaftlich weite Strecken; denn das Winterleben ist von dem sommerlichen Treiben weit verschieden.

Das Moorschneehuhn gehört zu den begabtesten, regsamsten und lebendigsten Hühnern, welche ich kenne. Es ist in allen Bewegungen sehr gewandt, deshalb auch selten ruhig, und versteht es, sich unter den verschiedensten Verhältnissen geschickt zu bewegen. Die breiten, dicht befiederten Füße gestatten ihm, ebenso rasch über die trügerische Mosdecke als über den frischen Schnee wegzulaufen; sie befähigen es wahrscheinlich auch zum Schwimmen. Der Gang ist verschieden, wie bei den meisten Hühnern. Gewöhnlich läuft es schrittweise in geduckter Stellung, mit etwas gekrümmtem Rücken und hängendem Schwanze dahin, jeder Vertiefung des Bodens folgend, und nur wenn etwas Besonderes seine Aufmerksamkeit reizt, einen der kleinen Hügel erklimmend, um vonhieraus zu sichern; wenn es sich aber verfolgt sieht, rennt es mit kaum glaublicher Eile seines Weges fort. Beim Sichern streckt es sich so lang aus als es kann, hebt den Kopf hoch auf und erscheint nun auffallend schlank. Der Flug ist leicht und schön, dem unseres Birkwildes ähnlicher, als dem des Rebhuhnes; er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß auf einige rasche Schläge ein längeres Dahingleiten folgt. Kurz vor dem Einfallen läßt das Männchen regelmäßig sein lautschallendes „Err-reck-eck-eck-eck“ vernehmen; das Weibchen hingegen fliegt immer stumm. Den Schnee beherrscht unser Huhn in eigenthümlicher Weise. Es gräbt sich nicht blos tiefe Gänge in denselben, um zu seiner im Winter verdeckten Nahrung zu gelangen, sondern stürzt sich auch, wenn es von einem Raubvogel verfolgt wird, senkrecht aus der Luft herab und taucht dann förmlich in die leichte Decke ein. Bei strengem Wetter sucht es hier Zuflucht, um sich gegen die rauhen Winde zu schützen: zuweilen soll man den ganzen Flug dicht an einander geschart antreffen, und zwar so, daß die ganze Gesellschaft unter dem Schnee vergraben ist und nur die einzelnen Köpfe herausschauen.

Die scharfen Sinne machen es dem Moorschneehuhne leicht, eine sich nahende Gefahr rechtzeitig zu erkennen, und es versteht meisterhaft, sich dann bestmöglichst zu schützen. Gleichwohl ist es in der Regel nicht scheu, oft sogar auffallend dreist und muthig; doch wird es durch wiederholte Verfolgungen ebenfalls vorsichtig und mißtrauisch.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, im Winter fast nur aus den Blätterknospen der erwähnten Gesträuche und höchstens noch aus den verdorrten Beeren selbst, im Sommer aus zarten Blättern, Blüthen, Sprößlingen, Beeren und verschiedenen Kerbthieren, welche gelegentlich mit erbeutet werden. Körner aller Arten werden gern gefressen, wie die Gefangenen zur Genüge beweisen.

Noch währt die Balze lustig fort, da hat das Weibchen längst seine Eier gelegt. An sonnigen Abhängen der Hochebene, zwischen dem bereits schneefreien Gestrüpp der Haide, zwischen Heidel-, Mehl- und Mosbeeren, im Gebüsch der Saalweide oder Zwergbirke, in den Wachholderbüschen und an ähnlichen versteckten Plätzen hat es sich eine flache Vertiefung gescharrt und mit einigen dürren Grashalmen und andern wenigen trocknen Pflanzentheilen, auch mit eigenen Federn und mit Erde ausgelegt. Der Standort des Nestes wird unter allen Umständen so wohl gewählt, daß man es schwer findet, obgleich der Hahn sein Möglichstes thut, es zu verrathen. Er zeigt jetzt seinen vollen Muth; denn er begrüßt jeden Menschen, jedes Raubthier, welches sich naht, durch das warnende „Gabauh, gabauh“, stellt sich dreist auf einen der kleinen Hügel, flieht aufgescheucht nur wenige Schritte weit und wiederholt das alte Spiel, unzweifelhaft in der Absicht, den Feind vom Neste abzubringen. Gegen andere Hähne vertheidigt er sein Gebiet hartnäckig; eine unbeweibte Henne aber scheint seine Begriffe von ehelicher Treue wesentlich zu verwirren; wenigstens ist er trotz seiner Liebe zur Gattin stets geneigt, in ihrer Gesellschaft einige Zeit zu vertändeln. Die Henne bleibt bei Gefahr möglichst lange ruhig sitzen, scheint sich anfangs gar nicht um das ihr drohende Unheil zu bekümmern und schleicht erst weg, wenn man unmittelbar neben ihrem Neste steht — dann freilich unter Aufbietung aller in der Familie üblichen Verstellungskünste. Gegen andere Hennen soll auch sie sich sehr streitsüchtig zeigen, und zudem behaupten die Norweger, daß eine Henne der andern, falls Dies möglich, die Eier raube und nach ihrem Neste bringe. Auch während der Brutzeit noch sind die Moorschneehühner um Mitternacht am lebhaftesten; man vernimmt ihr Geschrei selten vor der zehnten Abendstunde. Folgt man dem Rufe des Männchens, so kann man beobachten, daß ein Hahn den andern zum Kampfe fordert und mit diesem einen ernsten Streit ausficht, bis endlich die Henne vom Neste aus mit sanftem „Djake“ oder „Gu, gu, gurr“ den Gemahl nach Hause fordert.

Das Gelege ist Ausgangs Mai, sicher Anfangs Juni vollzählig und besteht aus neun bis zwölf, zuweilen auch aus funfzehn, sechszehn birnförmigen, glatten, glänzenden Eiern, welche auf ockergelbem Grunde mit zahllosen leberbraunen oder rothbraunen Fleckchen, Pünktchen und Tüpfelchen bedeckt sind. Die Henne widmet sich dem Brutgeschäft mit größter Hingebung; der Hahn scheint an ihm keinen Theil zu nehmen, sondern nur als Wächter zu dienen. Geht Alles gut, so schlüpfen schon Ende Junis oder Anfangs Juli die niedlichen Küchlein aus den Eiern, und nunmehr sieht man die ganze Familie vereinigt im Moore, auch da, wo derselbe sehr wasserreich ist. Jetzt verdienen unsere Thiere den Namen Morasthühner in jeder Hinsicht: sie sind wahre Sumpfvögel geworden und scheinen sich auch auf dem flüssigsten Schlamme mit Leichtigkeit bewegen zu können. Wahrscheinlich suchen sie gerade diese Stellen zuerst auf, um ihren Kleinen eine dem zarten Alter am besten entsprechende Nahrung bieten zu können, Stechmücken und ihre Larven nämlich, von denen die Moore während des Sommers wimmeln.

Vermittelst eines guten Fernrohres hält es nicht schwer, eine solche Familie zu beobachten. Der Hahn, welcher an der Erziehung der Kinder den wärmsten Antheil zu nehmen scheint, geht mit stolzen Schritten, hochgehobenen Hauptes immer voraus, beständig sichernd und bei Gefahr durch sein „Gabauh“ warnend, führt die ganze Familie zu Nahrung versprechenden Plätzen und zeigt sich überhaupt äußerst besorgt. Die niedlichen Küchlein tragen in den ersten Tagen ihres Lebens ein Dunenkleid, welches einem Bündel der Renthierflechte zum Verwechseln ähnlich sieht. Sie sind rasch und behend, wie alle wilden Küchlein, laufen leicht und gewandt über Schlamm und Wassergräben hinweg und lernen schon nach den ersten Tagen ihres Lebens die kleinen stumpfen Schwingen gebrauchen. So ist es erklärlich, daß sie den meisten Gefahren, welche ihnen drohen, entgehen.

Die Gleichfarbigkeit ihres Kleides mit dem Boden täuscht selbst das scharfe Falkenauge, und die Oertlichkeit, auf welcher sie sich umhertummeln, sichert sie vor Reineckes oder seines Verwandten, des Eisfuchses, unfehlbarer Nase. So wachsen sie lustig heran, wechseln die anfänglich braun und schwarz gewässerten Schwingen bald mit weißen, erneuern auch diese noch ein oder mehrere Male und haben Ende Augusts oder Anfangs September bereits so ziemlich die Größe ihrer Eltern erreicht. Während des Winters verweilen sie in der Gesellschaft von diesen; sobald aber gegen das Frühjahr die Liebe sich geltend macht, sprengen sich die Völker, und die jungen Hähne treten nun kühn als Bewerber der alten und jungen Hennen auf.

Das Morasthuhn bildet in Norwegen eines der geschätztesten Jagdthiere. Seine große Häufigkeit gewährt dem nur einigermaßen geschickten Jäger eine ergiebige Ausbeute, und deshalb sind viele Normannen diesem Waidwerk mit Leidenschaft ergeben. Aber nur die wenigsten von ihnen kennen die Jagd, welche der alte Erik mich lehrte. Sie verfolgen die Hähne entweder im Herbste, bevor die Völker sich zusammengeschart haben, oder im Winter, wenn sie, zu Hunderten vereinigt, in den Birkendickichten liegen. Im Herbste ist ein guter Vorstehhund zur Schneehuhnjagd unerläßlich; mit seiner Hilfe aber kann man im Laufe eines Nachmittags Dutzende erlegen, wie ich selbst erfahren habe. Ich jagte in Gesellschaft eines Engländers, welcher bereits seit sechs Jahren alljährlich auf die Berge zog und hier wochenlang diesem Waidwerke oblag. Er konnte mir die Anzahl der von ihm erlegten Hühner genau angeben, und ich erfuhr, daß er in einem Herbste schon über vierhundert Stück von ihnen getödtet hatte. Hierbei muß ich freilich Eins wiederholen, was ich schon in der „Gartenlaube“ erwähnt habe, daß nämlich die Engländer den Landeseingebornen ein wahrer Greuel sind, weil sie keine Hegung, keine Schonung kennen, weil sie die Jungen niederschießen, wenn sie erst die Größe einer Wachtel oder Lerche erlangt haben, gleichviel, ob sie dieselben dann nutzen können oder nicht. Von mehr als einer Seite ist mir versichert worden, daß diese „Aasjäger“ die von ihnen gemeuchelten Küchlein ihren Hunden zuwerfen, daß sie überhaupt nur jagen, um eine große Anzahl des edlen Wildes in ihre Listen eintragen zu können. Der Normann verabscheut mit Recht solchen Frevel; er jagt die Moorschneehühner nur, wenn sie erwachsen sind und dann auch blos in der Absicht, sie zu nutzen. Die Hauptjagd findet unter allen Umständen im Winter statt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dann die erlegten Hühner auf weithin versendet werden können. Allerdings ist die Jagd, wenn tiefer Schnee liegt, ziemlich beschwerlich; so schlimm aber, wie Naumann es darstellt, ist es doch nicht. Der Schneehuhnjäger watet nicht in den „unwirthbarsten, ödesten Gegenden in tiefem Schnee herum“, stürzt sich auch nicht „in verschneite Abgründe“; denn er bedient sich zur Jagd seiner Schneeschuhe, welche ihn leicht auch über losen Schnee wegtragen, er „verirrt sich auch nicht in dem weiten winterlichen Einerlei“; denn er kennt seine Fjelds, und die einzelnen Berge geben ihm immer noch Merkmale zur Heimkehr. Soviel ist freilich wahr, daß der Jäger ein kräftiger Mann sein muß, welcher Anstrengungen nicht scheut und sich auch in dichtem Nebel noch zu benehmen weiß. Uebrigens gebraucht man im Winter das Gewehr weit weniger als Netz und Schlinge, schon des theuern Pulvers wegen. Man kennt die Lagerstelle des Wildes und stellt hier zwischen dem Birkengestrüppe, zu welchem die Hühner der Aeßnung halber kommen müssen, mit dem besten Erfolge. In welcher Anzahl zuweilen Schneehühner gefangen werden, mag man daraus ermessen, daß ein einziger Wildhändler im Laufe eines Winters auf Dovrefjeld allein 40,000 Stück sammeln und versenden konnte. Gegenwärtig erstreckt sich der Handel mit diesem Wilde nicht blos auf Stockholm oder Kopenhagen, sondern in jedem einigermaßen strengen Winter auch bis nach Deutschland und Großbritannien: wer das Wildpret des Schneehuhnes erproben will, braucht sich zur geeigneten Zeit nur an einen hamburger Wildhändler zu wenden, er wird es schwerlich vergeblich thun.

In der Gefangenschaft sieht man die anmuthigen Hühner auch in Skandinavien selten. Das einzige von ihnen, welches ich beobachten konnte, war jenes bereits erwähnte, welches der hamburger Thiergarten besaß. Es hatte, ehe es zu uns gelangte, schon in Skandinavien längere Zeit in der

Gefangenschaft zugebracht und sich so an gemischtes Körnerfutter gewöhnt, daß seine Erhaltung uns durchaus keine Schwierigkeiten verursachte. Für Blätterknospen und Beeren, welche es als Leckerbissen zu betrachten schien, wurde allerdings gesorgt; ich bin jedoch geneigt, zu glauben, daß es sich auch ohne diese Nahrungsstoffe erhalten haben würde. Von anderen Rauchfußhühnern, welche ich in der Gefangenschaft beobachten konnte, unterschied es sich durch seine Lebendigkeit und Zutraulichkeit. — Einige Gefangene sollen zur Fortpflanzung gebracht worden, die erbrüteten Jungen aber in früher Jugend gestorben sein.

„Auf den in so hohem Grade klimatisch milden britischen Inseln", sagt Gloger, „auf deren größeren Theilen es in den Ebenen und niederen Thälern manchen Winter gar nicht schneit, wo in



Das Moorschneehuhn (Lagopus albus), Sommer. 1/3 der nat. Größe.

keinem Winter ein tiefer oder längere Zeit liegender Schnee fällt, und deren nördlichste Theile immer noch merklicher südlich liegen als die südlichsten Wohnplätze des Moorschneehuhnes in Skandinavien: dort kommt der Vogel nirgends mit weißer Wintertracht vor. Die dortigen Torfmoore bewohnt das sogenannte schottische Schneehuhn (Lagopus scoticus), welches dem Moorschneehuhne des Festlandes im Sommergewande so völlig gleicht, daß blos der Mangel alles Weißen auf den Flügeln und eine graue, braungefleckte Befiederung der Füße es vom letzteren unterscheidet;

indeß kommt es doch selbst in diesen beiden Stücken wieder mit dem letzteren in dessen erstem Federkleide überein."

„Diese Aehnlichkeit einerseits ist ebenso auffallend, wie andererseits die ganz außerordentlich enge Verbreitung des Vogels, und die nach geographischer Länge und Breite fast genau gleiche Erstreckung seines Vaterlandes. Beide würden für eine wirkliche Art, wo nicht überhaupt, doch mindestens unter der geographischen Lage unseres Welttheiles, im Vergleiche zu dem Vaterlande sämmtlicher warm- und kaltblütiger Wirbelthiere, geradezu beispiellos sein. Sie dürfen also wohl zu der Begründung der Ansicht dienen: daß jenes schottische Schneehuhn nichts Anderes sei, als eine südliche klimatische Abänderung unseres Moorschneehuhnes, welches, nachdem sich mit der steigenden Verminderung der Wälder und der zunehmenden Milderung der Klimate alle jetzt als nordisch bekannte Thierarten höher nach dem Pole hinauf zurückzogen, als ein zu schlechter Flieger außer Stande war, von Britannien aus über den breiten Meeresarm hinweg nach einem höher nordwärts gelegenen Lande überzusetzen."

Wenn ich jemals versucht sein könnte, die Glogerschen Ansichten hinsichtlich der klimatischen Spielarten der Thiere zu theilen, so wäre es in diesem Falle; denn das schottische Moorschneehuhn ist in der That geeignet, derartige Ansichten hervorzurufen. Es ähnelt in seiner Größe und in seinem Wesen dem Moorschneehuhne derart, daß es kaum zu verschiedenen Meinungen Anlaß geben könnte, wäre man über die Wirkung des Klimas wirklich schon im Reinen, wie Gloger annimmt. Auffallender Weise nämlich scheint noch keiner der reichen englischen Gutsbesitzer daran gedacht zu haben, eine Streitfrage der Vogelkundigen auf die einfachste Weise dadurch zu lösen, daß er einige Hundert Morasthühner von Norwegen kommen läßt, sie aussetzt und dann abwartet, ob die Nachkommen der Eingeführten durch das milde Klima Schottlands umgewandelt werden oder nicht. Nur auf diese Weise läßt sich Gewißheit erzielen; denn solange wir die Einwirkung des Klimas nicht beweisen können, ist alles Reden für oder gegen die Arteinheit des schottischen und festländischen Moorschneehuhnes bedeutungslos. Ich bin weit entfernt, die Arteinheit der beiden Hühner für unmöglich zu halten; aber ich verlange, bevor ich sie anerkenne, Beweise für sie, und solche sind bisher noch nicht beigebracht worden.

Das schottische Schneehuhn ähnelt, wie bemerkt, dem Moorschneehuhne in seinem Sommerkleide. Die Federn des Kopfes und Nackens sind auf lichtbraunrothem Grunde mehrfach schwarz in die Quere gestreift, die des Rückens und der Flügeldeckfedern in der Mitte schwarz gefleckt, die der Gurgel roth, die der Brust und des Bauches dunkelpurpurbraun, durch zahlreiche schmale Bänder gestreift, die Schwungfedern düsterbraun, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der vier mittelsten, schwarz, diese schwarz und roth gebändert; das Schenkelgefieder ist blaßroth, dunkler quer gestreift; die Fußwurzeln und Zehen bekleiden weißliche Federn. Das Auge ist nußbraun, der Schnabel schwarz; die starken Nägel sind weißlich. Das Gefieder des Weibchens soll dunkler sein als das des Männchens; auf Brust und Bauch zeigen sich einzelne weiße Flecken und an den Enden einiger Flügeldeckfedern weiße Spitzen. Die Länge beträgt 15, die Breite 26 Zoll; das Weibchen ist kleiner.

Die südlichsten Grafschaften Großbritanniens, in welchen das schottische Schneehuhn ständig lebt, sind Derbyshire, Lancashire und Yorkshire; von hier an findet es sich überall bis zu den äußersten Hebriden und Orkneyinseln, fehlt jedoch auf den Shetlandsinseln und in Irland.

In seiner Lebensweise unterscheidet es sich kaum von dem Moorschneehuhne. Im Frühjahr trifft man es paarweise, später, wenn die sechs bis zehn Jungen schon einigermaßen erwachsen sind, in Gesellschaften; im Winter hingegen schlägt es sich zu Ketten von vierzig bis funfzig Stück zusammen und wird dann auffallend scheu und vorsichtig. Gebirgsbeeren aller Art, die Spitzen des Haidekrautes und die Knospen verschiedener Pflanzen bilden seine Nahrung. Eine ausführliche Beschreibung dürfte nach dem Vorhergegangenen unnöthig sein.

Auf den Alpen und den Pyrenäen, sowie auf den Gebirgen des Nordens der ganzen Erde, welche das Gepräge des Alpengürtels an sich tragen, ja selbst in den nördlichen Ebenen leben Schneehühner, welche in Gestalt und Wesen von den Morast- und schottischen Schneehühnern so verschieden sind, daß auch das blödere Auge sie sofort als besondere Art unterscheidet, welche jedoch unter sich ebenfalls abweichen und deshalb verschiedene Ansichten der Forscher veranlaßt haben. Während die Einen alle diese Hühner für ein und dieselbe Art erklären, ja, Wallengreen sogar ganz genau weiß, daß ihre Verbreitung während der Eiszeit statt fand, sind Andere der Meinung, daß sie es mit verschiedenen, aber sich sehr nahe stehenden Arten zu thun haben. Es wird nöthig sein, hierüber noch einige Worte zu sagen; doch kann Dies erst geschehen, nachdem wir das betreffende Huhn oder eines dieser Hühner selbst kennen gelernt haben werden.

Das Alpen-, Felsen- oder Bergschneehuhn (Lagopus alpinus) der Schweiz ist, laut Schinz, nach der Jahreszeit so verschieden, daß man sagen kann, im Sommer sei seine Färbung in



Das Alpenschneehuhn (Lagopus alpinus), Sommer. 1/3 der nat. Größe.

jedem Monat verändert. Zu allen Jahreszeiten sind beim Männchen der Bauch, die untern Deckfedern des Schwanzes, die vordern Deckfedern der Flügel, die Schwungfedern und die Läufe weiß; die Schwungfedern haben schwärzliche Schäfte, und der Schwanz ist schwarz. Im Sommer aber sehen die übrigen Theile sehr verschieden aus. Die Frühlingsmauser beginnt Mitte Aprils, dann kommen hin und wieder schwärzliche Federn zum Vorscheine, und der Vogel ist weißlich und bunt gescheckt; Anfangs Mai sind Kopf, Hals, Rücken, die obern Deckfedern der Flügel und die Brust schwarz, rostfarben und weißbunt, die Federn nämlich entweder ganz schwarz mit ganz undeutlichen rostfarbenen Querstreifen, oder schwarz hellrostgelb und weißlich gebändert; an Kehle und den Seiten des Halses tritt das Weiße am meisten hervor. Die Federn selbst stehen bunt unter einander, nicht selten mit einigen ganz weißen gemischt; alle aber bleichen nach und nach so ab, daß Ende Augusts oder Septembers besonders der Rücken schön hellaschgrau und schwärzlich punktirt

erscheint, die rostfarbenen Bänder an Hals und Kopf fast ganz weiß geworden sind, meist aber noch einige ganz unregelmäßige rostgelb und schwarz gebänderte unter den andern sich finden. Beim Weibchen sind alle diese Theile schwarz und rostgelb gewellt, die Bänder viel breiter und deutlicher.

Im Winter werden, mit Ausnahme der schwarzen, jetzt licht gesäumten Steuerfedern, beim Männchen auch derjenigen, welche den Zügel bilden, alle Federn blendend weiß; doch kommt es vor, daß einzelne bunte Federn stehen bleiben. Während der Herbstmauser, welche im Oktober beginnt, sehen die Schneehühner ganz bunt aus; schon im November aber sind sie schneeweiß geworden. Die mittleren Oberdeckfedern des Schwanzes verlängern sich so, daß sie bis zum Ende des Schwanzes



Das Alpenschneehuhn (Lagopus alpinus), Winter. 1/2 der nat. Größe.

reichen, und es scheint, als ob die Mitte des Schwanzes weiß sei. Ueber den Augen steht eine rothe, warzige, am obern Rande ausgezackte Haut, die aber am Männchen viel stärker ist. Die Länge des Männchens gibt Schinz zu 13 Zoll an, und deswegen will ich ergänzend hinzufügen, daß nach meinen eigenen Messungen beim norwegischen Schneehuhne die Länge 13 bis 13¼, die Breite 23, die Fittiglänge 7 und die Schwanzlänge 4 Zoll betrug, sowie ich auch noch zu bemerken habe, daß das Auge dunkelbraun, der Schnabel aber schwarz ist.

Von diesem Schneehuhne weichen aber nun die übrigen ab, und nicht blos in Färbung und Größe, sondern wohl auch in der Lebensweise. Die Abweichung hinsichtlich der Größe und Färbung versucht Gloger zu erklären wie folgt: „Auf Island, wo ein gemäßigtes trübes Inselklima die Farbenentwickelung wenig begünstigt, scheinen die Schneehühner minder dunkler und minder rostfarben, als in dem wärmeren Skandinavien; dagegen bewirkt die milde Witterung im Winter ein

starkes Hervortreten des Schwarzen am Kopfe, welches dort nicht allein viel breiter wird beim Männchen, sondern sich auch zu einem oft recht deutlichen Streifen emporhebt beim Weibchen, obwohl er bei jüngeren erst mit Ausgang des ersten Winters ihres Lebens erscheint. Wenn übrigens die isländischen zugleich etwas schlanker gebaut aussehen, so kommt Dies, sofern es nicht bloser Schein ist, wohl von einer nicht so umfangreichen Befiederung her. — Weiter nach Osten, wie in Skandinavien, ist das Sommerkleid im allgemeinen schöner; das Winterkleid der Weibchen dagegen wieder ohne deutliches Schwarz am Kopfe, wie überhaupt außer Island wohl überall, wenn nicht etwa mit Ausnahme von Schottland. Noch tiefer im festländischen Osten, wo die Winterkälte im gleichen Maße wächst, wie die Sommerwärme steigt, scheinen auch die Männchen ihr Schwarz aus dem Streifen zu verlieren. — So scheint ferner den minder heißen und wenig heiteren Sommern unserer süddeutschen Alpen, im Vergleiche mit allen nordeuropäischen, auch ein helleres Sommerkleid der schweizer Schneehühner zu entsprechen. Auf den deutschen, nordeuropäischen und schottischen Gebirgen scheinen diese Vögel das hellgrauliche zweite oder Spätsommerkleid oft zu tragen, im höheren Norden Amerikas dagegen es wegen Kürze des Sommers selten oder gar nicht mehr anlegen zu können; denn dort findet man z. B. auf der Melvilleinsel noch mitten im Juni manche Männchen in voller reiner Wintertracht. Von den südlicheren aber, z. B. auf dem Felsengebirge, unter 54 Grad nördlicher Breite, scheinen manche die eigentliche grauere Sommertracht vollständig zu bekommen. Hierzu kommt sogleich eine merkwürdige Abänderung oder Ausartung vor mit einem an den vierzehn Hauptfedern ganz weißen Schwanze, der selbst im Sommer so bleibt."

Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß diese Auslassung Manches für sich hat; aber ebenso wenig wird man verkennen dürfen, daß sie einstweilen nur ein Phantasiegebilde ist. Faber und Holboell, welche auf Island und in Grönland viele Jahre lang Schneehühner beobachteten, sind anderer Ansicht: sie sehen im isländischen und grönländischen Schneehuhne eigene Arten. Doch darf auch auf ihre Ansicht zur Zeit noch kein besonderes Gewicht gelegt werden: bis jetzt sind wir noch nicht im Stande, über die Arteinheit oder Artverschiedenheit dieses Vogels endgültig zu entscheiden. Nur Derjenige, welcher viele von allen den in Frage kommenden Schneehühnern während ihres Freilebens und (wo möglich gleichzeitig) in der Gefangenschaft beobachten könnte, würde befähigt erscheinen, ein Urtheil abzugeben, welches, wenn auch nicht entscheidend, so doch von Gewicht sein möchte. Wir unsererseits dürfen, unbeschadet der Wissenschaftlichkeit, alle Alpenschneehühner der Erde als gleichartig ansehen und demgemäß ein allgemein giltiges Lebensbild zu gewinnen suchen.

Die Alpenschneehühner bewohnen die Alpenkette in ihrer ganzen Ausdehnung, die Pyrenäen, die schottischen Hochgebirge, alle höheren Berggipfel Skandinaviens, Island, die Gebirge Nordsibiriens oder Nordasiens überhaupt, den Norden des festländischen Amerika und Grönland. Von den Alpen verirren sich einzelne bis auf den Schwarzwald, von den Pyrenäen aus nach den Bergketten Asturiens und Galiziens und von dem Festlande Asiens aus vermuthlich bis nach Nordjapan, falls ein von den dortigen Eingebornen herrührendes Gemälde wirklich nach einem im Lande erbeuteten Alpenschneehuhne gefertigt wurde. Nach Norden hin hat man unseren Vogel überall gefunden, wo man das Festland betrat, in Amerika bis zum 75. Grade, auf Spitzbergen, soweit man vorgedrungen.

Im Gegensatz zum Morasthuhne lebt das Alpenschneehuhn nur auf offenen, d. h. nicht mit Gebüsch bedeckten Stellen, deshalb auf den Alpen immer über dem Gürtel des Holzwuchses, nahe an Schnee und Eis, in Norwegen auf den kahlen mit Geröll bedeckten Berggipfeln und nur in Island und Grönland während der Brutzeit in tieferen Gegenden, selbst in den Niederungen in unmittelbarer Nähe des Meeres. Aber das isländische und das grönländische Alpenschneehuhn, welches jenen entsprechend lebt, bringt wenigstens noch einen großen Theil des Jahres auf den Bergen zu. Aus Radde's Bericht geht hervor, daß es in Ostsibirien ebenfalls nur im Hochgebirge und zwar über der Grenze der Alpenrosen, in Höhen von acht- bis neuntausend Fuß über dem Meere, sich ansiedelt.

Das Alpenschneehuhn unterscheidet sich in seiner Lebensweise auffallend von seinen Verwandten. Sein Wesen ist ruhiger, weil seine Fähigkeiten geringer zu sein scheinen. Im Laufen und im Fliegen kommt es mit ihnen so ziemlich überein, ja diese Bewegungen sind vielleicht noch leichter als beim Morastschneehuhne. Aber nur selten fliegt das Alpenschneehuhn weit in einem Zuge, da, wo es noch nicht verfolgt wurde, niemals. Schinz und Tschudi haben gefunden, daß der Flug Aehnlichkeit mit dem Taubenfluge habe; ich meines Theils bin durch die von mir Beobachteten niemals an Tauben erinnert worden: ich habe sie eben nur mit dem Morastschneehuhne vergleichen können. In einer Fertigkeit scheint unser Huhn seine Verwandten entschieden zu übertreffen: es ist ein recht guter Schwimmer. „Ich habe mehrmals bemerkt", sagt Holboell, „daß das Schneehuhn nicht allein im Nothfall schwimmen kann, sondern zuweilen selbst ohne solchen Grund schwimmt. Im September 1825 lag ich mit einer Galeasse auf der sogenannten Südostbucht bei Grönland; wir hatten einige Tage Nebel, und mehrere Schneehühner kamen auf das Schiff. Eines von ihnen flog so gegen das Segel, daß es ins Wasser fiel. Ich ließ, da es fast stilles Wetter war, ein Boot aussetzen, in der Meinung, es werde mir zur Beute werden; aber es erhob sich mit größter Leichtigkeit vom Wasser und flog davon. Im nächsten Winter sah ich bei zehn Grad Kälte zwei Schneehühner von den Udkigsfelsen bei Godhavn herabfliegen und sich ohne Bedenken auf das Wasser setzen. Gleichfalls habe ich Schneehühner in einem kleinen Gebirgswasser sich baden und auf selbigem herumschwimmen sehen."

Die Stimme ist von der des Morasthuhnes auffallend verschieden und höchst eigenthümlich. Es scheint aber, als ob die nordischen Arten ganz andere Laute hören lassen wie die südlichen. „Bei starkem Nebelwetter", sagt Schinz, „oder wenn Schnee oder Regen fallen will, schreien die Alpenschneehühner unaufhörlich „Krögögögöögrö", oder auch „Oenö-göö, önö, göö". Dagegen wenn sie ihre Jungen locken oder einen Raubvogel erblicken, so schreien die Alten mehr „Gä-gä, gagää", und die Jungen „Zip, zip, zip." Solche Laute habe ich nie vernommen, vielmehr, ebenso wie andere Beobachter, nur ein merkwürdig dumpfes, röchelndes, tief aus der Kehle kommendes „Aah", mit dem sich übrigens noch ein Schnarren verbindet, welches sich mit Buchstaben wohl kaum ausdrücken läßt. Faber, Holboell und Krüper übersetzen diesen Laut durch „Arrr" oder „Orrr"; ich meine aber, daß man den R-Laut nicht so deutlich vernimmt, wie dadurch angedeutet werden soll. Den Lockruf des Weibchens ahmte mein norwegischer Jäger durch einen Laut nach, welcher an das Mianen junger Katzen erinnert, und ungefähr „Miu", aber so eigenthümlich klingt, daß auch mir Buchstaben mangeln, um ihn treu wiederzugeben.

Gelegentlich der Schilderung seiner ersten Jagd auf Alpenschneehühner bemerkt Boje: „Sie erwarteten auf dem mit Alpenpflanzen sparsam bewachsenen Felsen wie versteinert die Herankunft des Jägers und entflohen dann ohne Geschrei mit geräuschvollem Flügelschlage"; später sagt er: „Die unbeschreibliche Trägheit dieser Vögel sticht sonderbar gegen die Morastschneehühner ab. Die Männchen scheinen den ganzen Tag lang in der Nähe ihrer brütenden Weibchen still zu sitzen, und zwar stets auf den höchsten, abhängigsten Plätzen, als erfreuten sie sich neben dem Abgrunde der fernsten Aussicht". Faber bezeichnet das isländische Alpenschneehuhn als „außerordentlich und sicher dumm", Holboell das grönländische als „sehr einfältig". Ich habe bei Niederschrift meiner Beobachtungen fast dieselben Worte gebraucht, wie Boje: „Die beiden ersten Männchen, welche ich erlegte waren merkwürdig unvorsichtig, sie zeigten nicht die geringste Scheu, sondern erwarteten den Jäger, scheinbar mit dem höchsten Erstaunen, ohne wegzufliegen." In der Schweiz betragen sich unsere Hühner nicht anders: „Bei Nebelwetter", bemerkt Schinz, „laufen sie am meisten auf dem Boden herum und glauben sich vor allen Nachstellungen am sichersten; aber auch bei warmem Sonnenscheine sind sie sehr zahm." „Sie lassen dann", wie Tschudi hinzufügt, „auf offenen Gipfeln den Menschen oft bis auf zehn Schritt nahe kommen." Bei kaltem Wetter sollen sie scheuer sein, wahrscheinlich schon deshalb mit, weil sie im Winter sich zu größeren Scharen vereinigen.

Die Nahrung besteht vorzugsweise in Pflanzenstoffen. Auf den Alpen findet man ihren Kropf mit Blättern der Alpenweide und des Haidekrauts, mit Knospen der Tannen, der Alpenrosen, mit Preisel-, Heidel- und Brombeeren, verschiedenen Blumen und dergleichen angefüllt; auf den Landstraßen sieht man sie beschäftigt, Haferkörner aus dem Miste der Pferde und Maulthiere aufzusuchen, und im Sommer stellen sie allerhand Kerbthieren nach. Im Norden bilden die Knospen und Blätter der Zwergweiden und Birkenarten, die Blätter- und Blüthenknospen der verschiedensten Alpenpflanzen wie die auf jenen Höhen noch wachsenden Beeren, im Nothfall auch Flechtentheile, welche sie von den Steinen abklauben, ihre Aeßung. Falls Faber richtig beobachtet hat, tragen sie sich auf bestimmten Plätzen, ihren Lieblingsruhesitzen, Vorräthe von Nahrung für den Winter ein.

Im Mai sieht man alle Alpenschneehühner gepaart, und beide Gatten halten sich, solange die Bebrütung der Eier währt, zusammen. Wenn aber die Jungen ausgeschlüpft sind, entfernt sich der Hahn zeitweilig von der Familie und zieht den höheren Gebirgen zu, um hier die wärmste Zeit des Sommers zu verbringen. Während er früher still und traurig war, wird er lebhaft, läßt oft seine Stimme vernehmen, erhält vom Weibchen Antwort, fliegt sehr geschwind, mit kaum bewegten Flügeln zum Vergnügen in die Luft, indem er schräg emporsteigt, einen Augenblick mit zitternden Flügeln still steht und sich dann plötzlich wieder niederwirft, gefällt sich zuweilen auch in Stellungen, welche einigermaßen an die Balztänze anderer Rauchfußhühner erinnern, ohne ihnen jedoch zu gleichen. Er nimmt weder an dem Brutgeschäfte noch an der Führung der Jungen Theil. Die Henne sucht sich Mitte oder Ende Juni unter einem niedrigen Gesträuch, oder auch wohl einem schützenden Steine, eine passende Stelle zum Neste auf, scharrt hier eine seichte Vertiefung, kleidet sie kunstlos mit welken Blättern aus, legt ihre neun bis vierzehn, auch wohl sechszehn, auf rothgelbem Grunde mit dunkelbraunen Flecken getüpfelten Eier und beginnt mit Hingebung zu brüten. Nach Verlauf von ungefähr drei Wochen sind die Jungen gezeitigt. Nunmehr zeigt sich die Sorgfalt und mütterliche Aufopferung der Henne in glänzender Weise. Sobald die Kleinen einigermaßen abgetrocknet sind, führt sie die Henne vom Neste weg auf Nahrung versprechende Plätze, und hier treibt sich die behende Schar munter umher. Droht Gefahr, so erhebt sich die Alte, um durch ihr Wegfliegen die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu lenken; die Jungen zerstreuen sich auf dieses Zeichen hin augenblicklich und haben sich im Nu zwischen den Steinen verborgen, während jene dem Jäger fast unter die Füße läuft. Steinmüller störte, wie Tschudi erzählt, einst ein Gehecke auf und fing ein Küchlein ein, das jämmerlich piepte; die Mutter schoß in wilder Verzweiflung auf ihn zu und wurde von ihm erlegt. Welden überraschte am Monte Rosa eine Henne mit neun Küchlein; obgleich in der größten Gefahr schwebend, war sie doch nicht zum Auffliegen zu bringen, sondern lief rasch weiter, mit den ausgebreiteten Flügeln die Jungen deckend. Von diesen huschte während der Flucht eins nach dem andern unbemerkt ins Gestein und erst, als die Henne alle geborgen sah, flog sie, auf die eigene Rettung bedacht, auf und davon. Von den versteckten Thierchen war trotz aller Aufmerksamkeit nicht eins aufzufinden. Kaum aber hatte sich Welden in ein Versteck gelegt und ein Weilchen gewartet, so kam die Schneehenne eifrig wieder herbei gelaufen, gluckste leise, und in wenig Augenblicken schlüpften alle neun Küchlein wieder unter ihre Flügel. Auch Professor Hornschuh sah auf einer Schweizerreise eine Familie von Alpenschneehühnern. Die Jungen waren noch klein und die Mutter so um sie besorgt, daß sie vor den Reisenden nicht floh, sondern ganz nahe vor ihren Füßen umherlief; sie hätte mit dem Stocke erschlagen werden können, aber der thierfreundliche Hornschuh behelligte sie selbstverständlich nicht. Wie weit die Aufopferung der treuen Mutter geht, wird aus einer Angabe Faber's ersichtlich. „Wenn man im Herbste nur darauf Acht hat", sagt er, „daß man die Alte schont, so kann man leicht den ganzen Trupp eins nach dem andern wegschießen; denn die Mutter fliegt, von dem Schusse erschreckt, zwar auf, wirft sich aber aus Besorgniß für die Jungen gleich wieder zur Erde, und diese, welche auch öfters bei dem Schusse aufstehen, fallen einen Augenblick später, der Mutter folgend, wieder zum Boden herab."

Das Flaumkleid der Küchlein ist zwar sehr bunt, aber doch in demselben Grade, wie das anderer jungen Hühner mit dem Boden gleichfarbig. Ueber den bräunlichen Rücken verlaufen unregelmäßig schwarze Streifen und ein hellbräunlicher Fleck auf dem Hinterkopfe wird von einem solchen eingeschlossen. Stirn, Kehle, Hals und Bauch sind weißlich, die Brust und die Seiten röthlich überflogen, die Läufe mit graulichen Dunen bekleidet.

Auf Island und Grönland, woselbst die Alpenschneehühner sehr oft in den Thälern brüten, sieht man, laut Faber und Holboell, die Familien Ende Augusts noch in der Tiefe; Anfang Oktobers aber geht die Alte mit ihren nunmehr vollständig ausgewachsenen Jungen auf die hohen Berge, und fortan vereinigen sich die einzelnen Völker, oft zu sehr großen Scharen. Diese verweilen hier gewöhnlich während des ganzen Winters und führen ein ziemlich regelmäßiges Leben. Man sieht sie bereits bei Tagesanbruch mit Futtersuchen beschäftigt, aber bis nach Mittag selten fliegen. Dann erheben sie sich, streichen, zu kleinen Scharen vereinigt, zu Thal, an die Seeküste u. s. w. und kehren wieder zu den Bergen zurück. Sind jedoch die Thäler schneefrei, so verweilen sie hier längere Zeit, und ebenso flüchten sie sich zur Tiefe herab, wenn oben in der Höhe sogenannter Eisschlag fällt und sie im Aufsuchen ihrer Nahrung gehindert werden. Unter solchen Umständen müssen sie oft weit umherstreifen und sich recht kümmerlich ihr Leben fristen. Faber versichert, daß sie, ausgehungert, sogar in die Wohnungen der Menschen kommen oder über meilenbreite Meeresarme hinweg nach kleinen schneearmen Inseln fliegen, welche ihnen ein ergiebiges Weidefeld versprechen. In der Schweiz findet etwas Aehnliches statt. „Wenn der Spätherbst", sagt Tschudi, „die Kuppen der Berge mit Schnee bedeckt, ziehen sie sich gegen die milderen Flühen und Weiden, ja mit Vorliebe auch bis zu den Paßstraßen herab und überwintern da bis in den Frühling hinein." Doch muß es schon hart kommen, wenn sie sich zu derartigen Streifereien entschließen; denn bei regelmäßigem Verlauf der Dinge wissen sie sich auf ihren Höhen vortrefflich zu bergen. Die dicke Schneedecke, welche ihnen ihre Aeßung überschüttet, ficht sie wenig an; sie graben sich mit Leichtigkeit tiefe Gänge im Schnee, bis sie zum Gesuchten gelangen, kümmern sich überhaupt gar wenig um die Unbill des Wetters; denn dieselbe Schneedecke dient ihnen auch als Schutz gegen rauhe Winde und dergleichen: sie lassen sich, wenn es arg stürmt und weht, mit Behagen einschneien, sodaß blos die Köpfe hervorschauen, und der geübte Jäger ihr Vorhandensein dann nur an den schwarzen Zügelstreifen bemerken kann. Sehr wahrscheinlich ist, daß sie sich förmlich Winterwohnungen errichten, tiefe Löcher im Schnee nämlich, welche über oder neben ihren Vorrathshaufen angelegt werden. Ein solches Loch fand Krüper auf einem großen Schneefelde Islands; es war ganz mit Blättern eines dort wachsenden Grases förmlich ausgelegt.

Abgesehen von jenen unregelmäßigen Streifzügen treten die Alpenschneehühner im Winter, namentlich im Norden Amerikas, auch größere Wanderungen an. Obgleich viele der grönländischen Schneehühner auch dann noch auf ihren Standorten verweilen, wenn die lange Winternacht dort eingetreten ist, treffen doch in jedem Spätherbste, und zwar gegen anderer Vögel Art, nicht bei reisefördernden Gegen-, sondern bei Nordwind, große Massen im Süden der Halbinsel ein und siedeln sich hier auf den Bergen an. Dasselbe findet, laut Audubon, auf Labrador statt: hier kommen, wie unserem Forscher erzählt wurde, allwinterlich Tausende von Alpenschneehühnern an und bedecken alle Berge und Gehänge. Aber auch in Skandinavien hat man ähnliche Fälle beobachtet: auf den Lofodden erzählte man Boje, in Tromsö Liljenborg, daß einmal bei starkem Ostwinde viele unserer Hühner erschienen wären.

Ueber den Federwechsel der Alpenschneehühner ist man ebenfalls noch nicht im Klaren. Während die schweizer Forscher der Meinung sind, daß dieser Wechsel zweimal im Jahre vor sich geht, im Herbste auf alle, im Frühjahre nur auf kleinere Federn sich erstreckend, glaubt Holboell, daß wenigstens eine dreimalige und Macgillivray, daß sogar eine viermalige Mauserung des Gefieders stattfindet. Faber dagegen meint beobachtet zu haben, daß „die weißen Federn des Winters keine Folge einer neuen Mauser im Späthjahre, sondern des Ablassens der Sommerfedern sind", da er in der Blut-

feder stets die bunte Sommerfeder, nie die weiße Winterfeder fand, und oft Gelegenheit hatte, zu beobachten, daß jene Winterfeder nach und nach von der Wurzel zur Spitze weiß wurde. Radde berichtet die ihm auffallende Thatsache, daß einige von ihm erlegte Alpenschneehühner im östlichen Sajangebirge schon am 12. Juni Federn der Unterseite, des Bauches und der Brust erneuerten und bereits die Wintertracht anlegten. „Man sah besonders auf der Brust und am Halse die weißen frischen, meistens noch blutspuligen Federn das bunte Sommerkleid durchsetzen; dagegen schoben sich auf dem Rücken immer noch viel blutspulige Federn vor.“ Ich glaube, daß sich die scheinbar sich widersprechenden Beobachtungen vereinigen lassen; denn ich habe neuerdings erfahren, daß gleichzeitig mit der Mauser auch eine Verfärbung der Federn stattfinden kann, und wage es, diese Erfahrungen auf das Schneehuhn zu beziehen, selbstverständlich ohne mir im Entferntesten den Anschein der Unfehlbarkeit geben zu wollen. Somit nehme ich an, daß die Hauptmauser des Alpenschneehuhnes in den Herbst fällt, daß jedoch wahrscheinlich nicht alle Federn neu gebildet, sondern die im Laufe des Sommers hervorgesproßten wenigstens theilweise umgefärbt werden; im Frühling erneuert sich dann das Kleingefieder, und zwar geschieht Dies bei den Weibchen früher, als bei den Männchen. Die Färbung dieser jetzt neugebildeten Federn ist jedoch keine bleibende, sondern im Gegentheil einem mehrfachen Wechsel unterworfen. Uebrigens scheint soviel festzustehen, daß die Heimat des Schneehuhnes allerdings einen Einfluß auf die Mauser ausübt, da das Winterkleid mit Beginn des Winters, das Sommerkleid mit Beginn des Sommers, das eine wie das andere also, je nach der Oertlichkeit, früher oder später angelegt wird. Kurz vor der Herbstmauser wechseln die Alpenschneehühner auch ihre Krallen.

Die Armuth und Unwirthlichkeit der Wohnplätze des Alpenschneehuhnes wird diesem nicht selten verderblich. So anspruchlos es auch sein mag, so geschickt es Sturm und Wetter zu begegnen weiß: aller Unbill der Witterung ist es doch nicht gewachsen. Wenn im Winter bei ruhiger Luft Tage lang Schnee herunterfällt, wird unser Huhn kaum gefährdet: es läßt sich, wie schon bemerkt, einschneien, oder es gräbt sich seine Gänge unter der weißen Decke, welche ihm dann noch zum Schutze werden muß; wenn aber Lauinen von den Bergen herabrollen, wird manches von den Schneemassen erdrückt, und wenn sich eine harte Eiskruste über die Schneedecke legt, muß manches verkümmern und dem Hunger erliegen. Aber nicht blos die Natur tritt den harmlosen Vögeln hart, ja fast feindlich entgegen, sondern auch und in viel höherem Grade der Mensch und das gesammte Raubgezücht. Im Auge der nordischen Völkerschaften erscheinen die Schneehühner als ein ihnen gespendeter Segen, wie vom Himmel herabgeträufeltes Manna oder vom Ostwind herbeigewehte Wachteln einstmals den Kindern Israels. Tausende und Hunderttausende werden alljährlich gefangen und zwar auf die leichteste Art, welche es geben kann, dadurch, daß der Fänger sie einfach in die von ihm aufgestellte Schlinge treibt; nicht wenige fallen dem mit dem Gewehre ausgerüsteten Jäger zur Beute, und ebensoviele, wie die Menschen für sich beanspruchen mögen, müssen unter dem Zahne der Füchse und des Vielfraßes oder in der Klaue der Jagdfalken und Schneeeulen verbluten. Ein Glück für die Hühner, daß ihre Heimat ihnen ein großes Gebiet sichert, nach dem sich wenigstens ihr Hauptfeind, Mensch, nicht verirrt.

Alt eingefangene Alpenschneehühner lassen sich zähmen, d. h. an ein Ersatzfutter und an den Käfig gewöhnen, halten auch längere Zeit in der Gefangenschaft aus; junge hingegen sollen eine so sorgfältige Pflege beanspruchen, daß ihre Aufzucht selten gelingt. Mehr weiß ich hierüber nicht mitzutheilen; denn ich selbst habe niemals ein lebendes Alpenschneehuhn im Käfige gesehen.

* * *

Die Feldhühner (Perdices), welche eine der zahlreichsten Familien oder wenigstens Gruppen der Ordnung bilden, unterscheiden sich von den Rauchfußhühnern durch ihre gestreckte Gestalt, den verhältnißmäßig kleinen Kopf und die unbefiederten Läufe. Der Flügel, in welchem die dritte oder

vierte Schwinge die längste zu sein pflegt, ist ebenfalls noch sehr kurz und abgerundet, aber nicht mehr so gewölbt, wie bei den Rauchfußhühnern, der aus zwölf bis sechszehn Federn bestehende Schwanz immer kurz. Der Schnabel pflegt verhältnißmäßig gestreckt zu sein, wölbt sich auf der Firste nur mäßig und ist seitlich nicht zusammengedrückt. Der Lauf wird oft durch einen, auch wohl durch zwei Sporen bewehrt. Um das Auge findet sich zuweilen, jedoch nicht immer, eine nackte Stelle, ausnahmsweise ist auch wohl ein Kehlfeld unbefiedert; dagegen fehlen die für die Rauchfußhühner so bezeichnenden Brauenwülste stets. Das Gefieder liegt meistens ziemlich glatt an; seine Färbung unterscheidet die Geschlechter gewöhnlich nicht.

Nach den Untersuchungen von Nitzsch unterscheiden sich die Feldhühner von ihren nächsten Verwandten, den Rauchfußhühnern, vorzüglich durch Folgendes. Der Vorderarm ist meist oder immer etwas kürzer als der Oberarm, das Becken eben so schmal und länglich wie bei den meisten verwandten Familien und hat nicht jene auffallende Breite und Flachheit, welche die der Rauchfußhühner auszeichnet; der Dorn am Seitenrande jedes Darmbeines, welcher letzteren fehlt, ist hier deutlich und zumal bei den Frankolinen ausnehmend entwickelt, der Oberschenkelknochen markig und nicht luftführend. Die Schwanzwirbel sind in Gemäßheit der Kürze und Schwäche der Schwanzfedern sehr schwach und viel kleiner als bei den Rauchfußhühnern. Die sonderbare gallertartige Masse, welche sich jederseits am unteren Ende der Luftröhre der männlichen Rauchfußhühner befindet, fehlt hier, die Blinddärme, obgleich lang, sind doch weit kürzer als bei jenen, die Nieren dagegen mehr in die Länge gezogen und hinterwärts weit weniger entfernt als dort.

Mit Ausnahme des hohen Nordens bewohnen die Feldhühner alle Länder der alten Welt und alle Gegenden vom Meeresgestade an bis zu den bedeutendsten Berghöhen empor. Ihrem Namen entsprechend bevorzugt die große Mehrzahl allerdings offene, waldlose Stellen; demungeachtet gibt es viele, welche gerade in Waldungen sich ansiedeln und hier ebenso versteckt leben, wie irgend ein anderes Huhn.

In ihrem Wesen zeichnen sich die Feldhühner in mancher Hinsicht aus. Sie sind behender und gewandter als viele ihrer Ordnungsverwandten, fliegen zwar etwas schwer, aber doch noch ziemlich rasch, wenn auch selten hoch und weit, laufen ganz vorzüglich und verstehen sogar in einem gewissen Grade zu klettern, d. h. sich auf abschüssigen Felswänden mit einer Fertigkeit zu bewegen, welche in Erstaunen setzt; alle aber vermeiden es soviel als möglich, sich auf Bäumen niederzulassen, und die wenigen, welche bäumen, gehören entschieden zu den Ausnahmen. Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten scheinen sie wenigstens die Rauchfußhühner zu übertreffen. Sie sind scharfsinnig und verhältnißmäßig klug, fügen sich leicht in die verschiedensten Verhältnisse, zeigen eine gewisse List, wenn es gilt, Gefahren auszuweichen, andererseits auch wieder Muth und Kampflust, und bekunden viele Eigenschaften, welche uns ansprechen. Soviel bis jetzt bekannt, leben alle unserer Familie angehörigen Arten in Einweibigkeit, die meisten wohl auch in sehr treuer Ehe, während einzelne freilich sich vom Pfade der Tugend ablocken und durch ein ihnen vorkommendes Weibchen zur Untreue gegen die gewählte Gattin verleiten lassen. Am Brutgeschäfte nehmen die Männchen keinen Theil; wohl aber bekümmern sie sich später angelegentlich um ihre Jungen. Die Henne legt eine große Anzahl einfarbiger oder auf lichtgilblichem und bräunlichem Grunde dunkel gefleckte Eier in ein einfaches Nest und erweist sich ihren Küchlein als treue, aufopfernde Mutter. Während der Brutzeit lebt jedes Paar für sich, erobert sich ein Gebiet und vertheidigt dieses gegen andere derselben Art, auch wohl gegen fremdartige Eindringlinge. Nachdem die Jungen erwachsen sind, schlagen sich oft mehrere Familien in zahlreiche Ketten zusammen.

Hinsichtlich der Nahrung unterscheiden sich die Feldhühner insofern von den Rauchfußhühnern, als sie fast nur zarte Stoffe verzehren, pflanzliche wie thierische. Von Kiefernadeln und ähnlichem schlechten Futter, wie das Auerhuhn, lebt gewiß kein Mitglied dieser Familie; alle Arten jagen aber den verschiedensten Kerbthieren und deren Larven eifrig nach, und die meisten scheinen Körnern andere Pflanzentheile, namentlich Blätter und dergleichen, vorzuziehen.

Nur ein mißgünstiger Bauer wird die Feldhühner zu den schädlichen Thieren zählen. Die Südländer bezeichnen allerdings einzelne Arten als eine Landplage, nehmen aber den Ausdruck nicht so genau; denn im Grunde ist man den zierlichen Geschöpfen allerorten zugethan und fürchtet nicht, von ihnen gebrandschatzt zu werden. Diese Zuneigung gründet sich freilich auch zum großen Theile mit auf das Vergnügen, welches die Feldhühner insgesammt den Jagdfreunden bereiten. Es gibt keine einzige Art der Familie, auf welche nicht mehr oder weniger leidenschaftlich gejagt würde. Alle Mittel setzt man in Bewegung, um das eine oder das andere Feldhuhn zu erlangen: Feuergewehr und andere Waffen, Netz und Schlinge, abgerichtete Falken und Hunde. Allerorten werden alljährlich Tausende dieser Hühner erlegt, und fast überall ersetzen sich die Verluste rasch wieder. Die Bedeutung solcher Vögel darf man gewiß nicht unterschätzen.

An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Feldhühner sehr leicht; viele von ihnen halten bei einigermaßen geeigneter Pflege jahrelang im Käfige aus. Manche schließen sich so innig dem Menschen an, daß sie ihm wie ein Hund auf dem Fuße nachfolgen, sich förmlich als Mitglieder des Hauses zu betrachten scheinen und mehr oder minder an den Leiden und Freuden ihrer Pfleger Antheil nehmen; die meisten schreiten im Käfige auch zur Fortpflanzung.

Als Verbindungsglieder der Rauchfuß- und Feldhühner kann man die Felsenhühner (Tetraogallus) ansehen; denn sie vereinigen in der That beider Familienmerkmale in sich. Bezüglich der Größe nehmen sie die erste Stellung in ihrer Familie ein, da sie dem Auerhuhne kaum nachstehen. Der Leib ist gedrungen gebaut, der Hals kurz, der Kopf klein, der Flügel mittellang, aber etwas zugespitzt, weil die zweite und dritte Schwinge sich über die andern verlängert, der aus achtzehn Federn gebildete Schwanz mäßig lang, sanft abgerundet, der Schnabel länglich, aber gleichzeitig kräftig und breit, der Fuß kurz, derb, die Fußwurzel mit einem stumpfen Sporen bewehrt. Das Gefieder bekleidet den Leib in reicher Fülle, und namentlich die Ober- und Unterschwanzdeckfedern sind sehr entwickelt, wenn auch nicht besonders verlängert. Ein kleiner Flecken hinter dem Auge ist unbefiedert.

Alle Felsenhühner bewohnen die Hochgebirge Asiens; die am längsten bekannte Art kommt aber noch auf dem Kaukasus vor und darf deshalb unter die europäischen Vögel gezählt werden. Doch fehlt uns gegenwärtig noch eine genauere Kunde ihres Lebens, und deshalb ist es nothwendig, daß wir auch eine der südasiatischen Arten berücksichtigen.

Das Königsrebhuhn der Perser (Tetraogallus caspius) ist auf Kopf, Nacken und Oberbrust aschgrau, auf dem Rücken grau und fahlgelb gewässert und gesprenkelt, auf der übrigen Unterseite grau, rothgelb in die Länge gestreift, weil hier die einzelnen Federn, welche eine Mischung von Dunkelaschgrau und Fahlröthlich zeigen, gelbe Schaftflecke haben, die sich mit denen anderer Federn zu langen Streifen ordnen, sodaß es aussieht, als ob diese Streifen über alle Federn der Brust, des Bauches und der Weichen ohne Unterbrechung weglaufen; zwei dunkle, aschgraue Bänder ziehen sich vom Winkel des Unterschnabels nach der Vorderbrust herab, wodurch drei weiße Felder entstehen: eins an der Kehle und eins zu jeder Seite des Gesichts und Oberhalses; die Deckfedern des Oberflügels sind ebenfalls schwarz und fahlgelb gewässert, aber an der Außenfahne breit röthlich gesäumt, sodaß diese letztere Färbung hier zur Geltung kommt, die Schwingen hingegen, bis auf ihre grauliche Spitze, blendendweiß; dieselbe Färbung zeigen auch die Bauch- und Unterdeckfedern des Schwanzes. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel blaßhornfarben, der Fuß röthlichgelb. Die Länge beträgt ungefähr 24 Zoll.

Das Felsenhuhn, welches den westlichen Himalaya bewohnt (Tetraogallus himalayensis), wird von den englischen Jägern Schneefasan oder Hochlandshuhn, von den Eingebornen Kabak oder Jer-Monal genannt. Auf der Oberseite herrscht ein mehr oder weniger ins Bräunliche ziehendes Aschgrau vor; Oberkopf, Wangen und Nacken sind grau, fast alle Federn des Rückens röthlicher, fein schwarz gesprenkelt, und diejenigen, welche den Mantel bilden, dunkel- oder

röthlichbraun gestreift, die des Kinns und der Gurgel weißlich, die der Brust graulichweiß, durch schwärzliche Mondflecken gezeichnet, die der Unterbrust weißlich, die übrigen grau, fein braun gesprenkelt, auch mit zwei braunen Flecken geziert. Auf den Seiten verblaßt das Grau, auf den unteren Deckfedern geht es in Weiß, auf den Schenkeln in Dunkelgrau über. Das Auge wird von zwei braunen Bändern eingeschlossen, welche sich an den Halsseiten vereinigen. Die Handschwingen sind weiß, ihre Spitzen auf grauem Grunde braun gefleckt, die Steuerfedern röthlich, auf der Außenfahne fein schwarz, auf der Innenfahne grau gesprenkelt; das Auge ist dunkelbraun, die nackte Stelle hinter ihm gelb, der Schnabel blaßhornfarben, der Fuß gilblichroth. Die Länge beträgt 29, die Breite 40, die Fittiglänge 13, die Schwanzlänge 8 Zoll. Das Weibchen ist kleiner, ungefähr 24 Zoll lang.

Vom Königsrebhuhne wissen wir, daß es auf dem Kaukasus, sowie auf den höchsten Bergen Armeniens und Kurdistans gefunden wird, vielleicht auch noch auf den persischen Hochgebirgen vorkommt. In den Schriften der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Petersburg findet sich eine kurze Angabe über die Lebensweise, welche ungefähr folgendermaßen lautet: „Das Huhn hält sich nur im Schneegürtel auf, und verläßt diese Höhe niemals. Es erträgt auch die Tiefe nicht; denn junge Küchlein, welche wir in dem ebenen Kahetia aufziehen wollten, überlebten das erste Jahr nicht. Es läuft gesellig auf den Felsen und namentlich auf den vorspringenden Gesimsen der Bergwände mit größter Behendigkeit umher, steht mit einem lauten Schrei auf, sobald es Gefahr merkt und ist so scheu, daß es auch dem vorsichtigsten Jäger nur selten gelingt, sich schußrecht zu nähern. Man findet es in Ketten von sechs bis zehn Stücken, meist in Gesellschaft der wilden Ziegen, deren Koth es während des Winters mit genießen soll. Gegen den Herbst hin wird es sehr fett; sein Wildpret gleicht dem des gemeinen Rebhuhnes. Im Kropfe wurden unter den Sämereien aller möglichen Alpenpflanzen eine große Menge von Sand und Steinen gefunden."

Radde hat über das Felsenhuhn des Altai ebenfalls nur wenig in Erfahrung bringen können. „Wie die kaukasischen Steinböcke", sagt er, „in dem dort lebenden Felsenhuhne einen Begleiter finden, so sollen auch die des Altai mit dem sibirischen Steinbocke in Gesellschaft leben. Ich glaube, daß dieser Erscheinung eine gemeinsame, in der Lieblingsnahrung begründete Ursache zu Grunde liegt. Vornehmlich suchen beide die Gebiete auf, wo alpine Potentillen wachsen, deren Knospen sie gern fressen. Indessen ist dieses Zusammenleben so auffallend, daß es den Sojoten und Burjäten im obern Irkut- und Okathale allgemein bekannt war. Leider gelang es mir nicht, eines dieser großen Hühner zu erbeuten. Vor Sonnenaufgang sollen sie, nach den Erzählungen der Jäger, eine Zeitlang fliegen, am Tage sich aber vornehmlich ruhig verhalten. Bei Regenwetter sollen sie eine verschiedentönige Lockstimme, welche mit zischendem Pfeifen beginnt, hören lassen. Zum Nisten und Nächtigen suchen sie kleine Höhlen in den Felsen auf. Die Eier wurden mir als auf bläulichem Grunde schwarz gefleckt beschrieben."

Zum Glück für unsere Wißbegierde haben uns Hutton und Mountaineer ausführlicher über den Schneefasan unterrichtet. „Dieser prächtige Vogel findet sich im ganzen Höhengürtel des westlichen Himalaya bis nach Nepal hin und ebenso an geeigneten Orten der chinesischen Tartarei, oder in Tibet; wahrscheinlich ist es dieselbe Art, welche Vigne auch in Kaschmir beobachtete. Er ist allen Gebirgsbewohnern wohl bekannt, wird vielfach gejagt und oft auf die Märkte gebracht."

„Der Aufenthalt", sagt Mountaineer, „beschränkt sich ausschließlich auf die mit Schnee bedeckten Höhen und Berge und die von ihnen auslaufenden Züge bis zur oberen Waldgrenze herab; doch treibt der Schnee im Winter auch diese harten Vögel zur Tiefe hernieder, und zwingt sie, jährlich zweimal Wanderungen zu unternehmen. In Kunawur sind sie zu jeder Jahreszeit häufig, auf den Gangesbergen jedoch nur vom Juni bis zum August; gleichwohl wandert gar mancher Forscher oder Jäger über die höchsten ersteiglichen Gipfel und sieht ihrer doch nur wenige. Deshalb glaube ich, daß viele, wo nicht alle, welche zu gewissen Jahreszeiten sich hier herumtreiben, zeitweilig sich nach der Tartarei zurückziehen, um dort zu brüten. Gegen Anfang Septembers sieht man sie zuerst auf den grasigen Plätzen unter der Schneelinie, nahe dem Berggipfel, auch wohl noch tiefer, an der oberen

Grenze des Holzwuchses. Nach dem ersten, allgemeinen und bedeutenderen Schneefalle kommen sie scharenweise auf unbewachsene, freistehende Bergkuppen des Waldgürtels herab, und hier verweilen sie bis zum Ende des März. Diese Streifzüge werden wahrscheinlich in der ersten Nacht nach dem Schneefalle ausgeführt; denn ich habe sie unabänderlich frühestens am nächsten Morgen, nach solchem Vorgange in ihrer Winterherberge gesehen. Es muß aber viel Schnee gefallen sein, bevor sie niederkommen; denn im milden Winter erscheinen sie, mit Ausnahme Einzelner, nicht in der Tiefe. Wahrscheinlich wählt sich die Bewohnerschaft eines Berges auch eine gewisse Winterherberge, zu welcher sie alljährlich herunterkommt."

„Der Schneefasan ist gesellig und schlägt sich in Flügen zusammen, welche zuweilen aus zwanzig bis dreißig Stück bestehen, obwohl man gewöhnlich nicht mehr als ihrer fünf bis zehn bei einander findet. Mehrere solcher Flüge bewohnen ein und dasselbe Berggebiet. Im Sommer sieht man die wenigen, welche auf der indischen Seite blieben, in einzelne Paare zersprengt; gegen den Winter hin aber, bevor die Masse wandert, habe ich stets mehrere von ihnen vereinigt gefunden. Selten verlassen sie das Gebiet, auf welchem sie sich angesiedelt haben, sondern fliegen vielmehr, wenn sie aufgescheucht werden, vorwärts und rückwärts. Niemals besuchen sie den Wald oder das Dickicht, ja, sie meiden selbst solche Stellen, wo das Gras lang ist, oder wo irgend welches Gestrüpp den Boden bedeckt, und es ist deshalb fast unnöthig, zu sagen, daß sie niemals bäumen. Wenn das Wetter schön und warm ist, sitzen sie während des Tages auf den Felsen oder auf rauhen Stellen der Gehänge, ohne sich, mit Ausnahme der Morgen- und Abendstunden, viel zu bewegen. Ist es aber kalt, neblig oder regnerisch, so sind sie rege und munter, laufen beständig auf und nieder und äßen sich während des ganzen Tages. Beim Fressen gehen sie langsam bergauf und picken dann und wann nach zarten Blattspitzen von Gräsern, jungen Schoten verschiedener Pflanzen, unterbrechen ihren Gang auch wohl gelegentlich und schnappen nach irgend einer zwiebelartigen Wurzel, welche sie sehr lieben. Erreichen sie den Gipfel eines Gebirgszugs, so pflegen sie hier ein wenig zu verweilen; dann fliegen sie nach einer andern Stelle, fallen zu Boden und laufen wiederum nach der Höhe empor. Ihr Gang ist sehr ungeschickt; sie erheben dabei ihren Schweif und machen, wenn sie sich in einiger Entfernung befinden, den Eindruck einer grauen Gans. Ganz besonders lieben sie solche Weideplätze, auf denen Schafheerden genächtigt haben; wahrscheinlich, weil hier das Gras, auch wenn das übrige lange trocken und dürr ist, noch im frischesten Grün prangt. Ihre Nachtherberge wählen sie auf Felsen über Abgründen; zu solchen Plätzen kommen sie viele Nächte nach einander."

„Ihr Geschrei, ein leises, sanftes Zischen, vernimmt man dann und wann während des Tages, am lautesten aber bei Tagesanbruch und sehr häufig bei nebligem Wetter. Der Ruf beginnt mit einem lang ausgezogenen Tone und endigt mit einer Folge von raschen Pfiffen. Er ist bei weitem der angenehmste von allen, welche irgend ein Federwild vernehmen läßt. Uebrigens hört man diesen vollen Ruf nur dann, wenn der Vogel still sitzt; denn wenn er aufgestört wurde und wegläuft, stößt er in kurzen Zwischenräumen ein einfaches, leises Pfeifen aus. Er schreit, wenn er aufsteht, schnell, schrillend und heftig, gewöhnlich auch, solange er fliegt und selbst noch einige Sekunden, nachdem er wieder zu Boden gekommen ist; dann aber geht sein Ruf in einige wenige Noten über, welche in einer auffallenden Weise Befriedigung darüber auszudrücken scheinen, daß er glücklich wieder Grund und Boden gewonnen. Ich glaube, daß ich das Pfeifen dieser Vögel, welches sie beim Aufstehen und Fliegen vernehmen lassen, mit Nichts besser vergleichen kann, als mit dem Geräusche, welches eine Taubenschar hervorbringt, wenn sie fliegt und wenn sie sich auf einer gewissen Stelle niederlassen will, um hier zu fressen."

„Der Schneefasan ist nicht besonders wild oder scheu. Wenn man von unten anschleicht und sich bis auf ungefähr achtzig oder hundert Ellen genaht hat, geht er langsam bergauf oder seitwärts, dreht sich oft um, um zurück zu sehen, läuft aber, falls er nicht verfolgt wird, selten weit weg; naht man sich ihm dagegen von obenher, so steht er auf, ohne erst weit zu laufen. Ueberhaupt geht er selten weit bergab, und niemals beschleunigt er seinen Lauf bis zum Rennen, es sei denn auf wenige Ellen

hin vor dem Aufstehen. Die ganze Kette erhebt sich stets zu gleicher Zeit, raschen Fluges, senkt sich zuerst regelmäßig in die Tiefe herab, wendet sich dann und steigt wieder bis zu ungefähr derselben Höhe empor. Wenn ein Gehänge auf eine größere Strecke hin dasselbe Gepräge zeigt, fliegen die Schneefasanen oft über eine Meile weit und erheben sich dabei hoch in die Luft, während sie auf kleineren Berggipfeln, namentlich auf solchen, welche sie im Winter besuchen, selten weit und meist nur um die nächste Ecke herum streichen."

„Sie fressen die Blätter verschiedener Pflanzen und Gras, gelegentlich wohl auch Mos, Wurzeln und Blumen; Gras bildet aber immer die Hauptmahlzeit. Jung aufgeschossenen Weizen und Gerste lieben sie sehr, und wenn sie ein vereinzeltes Feld in der Nähe ihres Standortes wissen, besuchen sie dasselbe während der Nacht und am Morgen; niemals jedoch kommen sie in das regelmäßig bebaute Land herab. Gewöhnlich sind sie unmäßig fett; ihr Wildpret ist aber nicht besonders gut, und hat, wenn der Vogel in bedeutenden Höhen erlegt wurde, oft einen unangenehmen Geruch, welcher von gewissen Nährpflanzen herrührt."

„Obgleich ich manchen Sommer im Schneegürtel des Gebirges zubrachte, habe ich doch niemals Nest oder Eier dieses Vogels gefunden; dagegen bin ich in Tibet oft Familien mit Jungen begegnet. Bei diesen Ketten waren aber immer mehr alte Vögel und möglicher Weise mehr als ein Volk zusammen, sodaß ich mir keine bestimmte Meinung über die Anzahl einer Brut habe bilden können. Die Eier, welche von Reisenden gefunden wurden, haben ungefähr die Größe von denen des Truthahnes, sind aber, wie die der Rauchfußhühner, von einer länglicheren Gestalt; ihre Grundfärbung ist ein helles Olivenbraun; die Zeichnung besteht aus einzelnen kleinen lichtnußbraunen Flecken."

Die bedeutende Höhe, in welcher die Felsenhühner leben, sichert sie vor vielen Verfolgungen, denen ihre Verwandten ausgesetzt sind. Demungeachtet haben auch sie ihre Feinde; denn alle größeren und stärkeren Adler sehen in ihnen eine willkommene Beute. Die Schneefasanen sollen, wie Mountaineer noch erzählt, vorzüglich vom spitzschwänzigen Adler (Haliaëtos fulviventer) belästigt werden, obwohl dieser zum Glück für die Hühner in jenen Höhen nicht gerade häufig ist und auch niemals im Fluge fängt. Aber seinem Auge entgeht ein so großer Vogel selbstverständlich nicht, und wenn er ernstlich Jagd machen will, ermüdet er das schwerfällige Huhn durch fortgesetztes Auftreiben schließlich doch so, daß es unter seinen Klauen bluten muß. Von Seiten des Menschen haben die Felsenhühner schwerlich viel zu leiden: die Jagd in jenen Höhen ist nicht Jedermanns Sache, ganz abgesehen davon, daß die Jagdfertigkeit der Morgenländer wenig zu bedeuten hat.

Die Gefangenschaft scheinen die Felsenhühner ohne Beschwerde zu ertragen. Mountaineer sagt, daß sie sich bald an das Leben im Käfig gewöhnen und dann auch Körnerfutter zu sich nehmen, bezweifelt aber, und gewiß mit Recht, daß man sie mit solchem Futter allein auf die Dauer erhalten könne und räth deshalb, sie in einen beweglichen Käfig zu sperren, dessen Boden aus Gitterwerk besteht, und diesen Käfig von einer begrasten Stelle zur andern zu rücken, um so dem Vogel immer passende Weide zu verschaffen. Die englischen Naturforscher und die von Einbürgerung fremdländischer Thiere schwärmenden Franzosen betrachten schon gegenwärtig das eine oder das andere Felsenhuhn als einstige Bewohner des schottischen Hochlandes oder unserer Alpen; wir haben jedoch alle Ursache, einstweilen noch bescheidenere Wünsche zu hegen. Soviel mir bekannt, ist bis jetzt nur eine einzige Art der Gruppe, und zwar das Königsrebhuhn, einmal lebend nach England gekommen und hat hier einige Zeit im Thiergarten zu London ausgehalten. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß die Zukunft uns nicht Rosen bringen könne. Man wird gewiß einen so viel versprechenden Vogel nicht aus dem Auge verlieren und früher oder später so viele Felsenhühner bei uns einführen, als zu einer vortheilhaften Züchtung in der Gefangenschaft erforderlich sind. Ich will allen Jüngern Dianas und den zünftigen Grünröcken insbesondere von Herzen

wünschen, daß ihnen noch die Freude zu Theil werde, auf den Alpen oder unserm Riesengebirge eines dieser gewaltigen Feldhühner zu erlegen.

In Europa kommen drei Hühnerarten vor, welche gegenwärtig mit andern Verwandten in einer Sippe vereinigt und Rothhühner (Cacabis) genannt werden. Ihr Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf verhältnißmäßig groß, der Flügel mittellang, in ihm die dritte und vierte Schwinge die längste, der aus zwölf bis sechszehn Federn gebildete Schwanz ziemlich lang, von den Oberschwanzdeckfedern nicht vollständig bedeckt, der Schnabel länglich, aber doch kräftig, der Fuß mittelhoch, und entweder mit stumpfen Sporen oder wenigstens mit einer die Sporen andeutenden Hornwarze versehen, das Gefieder reichhaltig, aber knapp anliegend. Ein röthliches Grau, welches bei einzelnen Arten ins Schieferfarbene zieht, ist die vorherrschende Färbung; der Vorderhals und die Oberbrust, sowie die Weichen sind durch lebhaft hervortretende Farben ausgezeichnet.

Die hierher gehörigen Hühner bewohnen Südeuropa, West- und Mittelasien und Nord- und Westafrika, einschließlich Madeira und die kanarischen Inseln. Sie leben, ihrem felsenfarbenen Kleide entsprechend, vorzugsweise auf Gebirgen oder in wüstenhaften Ebenen und meiden den Wald ebenso ängstlich wie die Felsenhühner.

Unter den erwähnten drei Arten gehört eine unserm Vaterlande an: das Steinhuhn (Caccabis saxatilis oder Caccabis graeca). Die Oberseite und die Brust sind blaugrau mit röthlichem Schimmer; ein die weiße Kehle umschließendes Band und ein solches, welches sich unmittelbar an der Schnabelwurzel über die Stirn zieht, sowie ein kleiner Flecken am Kinn sind schwarz, die Federn der Weichen abwechselnd gelbrothbraun und schwarz gebändert, die übrigen der Unterseite rostgelb, die Schwingen schwärzlichbraun mit gelblichweißen Schäften und rostgelblichen Streifen an der Kante der Außenfahne, die äußeren Steuerfedern rostroth. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel korallenroth und der Fuß blaßroth. Die Länge beträgt 13 bis 14, die Breite 19 bis 20, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge 4 Zoll; das Weibchen ist, wie gewöhnlich, kleiner.

Im sechszehnten Jahrhunderte lebte das Steinhuhn in den felsigen Bergen am Rheine, namentlich in der Gegend von Goar; gegenwärtig findet man es nur noch im Alpengebiete, und zwar in Oberösterreich, Oberbayern, Tyrol und der Schweiz. Häufiger ist es auf der südlichen Seite des Gebirges und gemein in ganz Griechenland, der Türkei, Kleinasien, Palästina und Arabien. In Vorder- und Hinterindien, sowie in Südchina, wird es durch eine ihm höchst ähnliche Art, welche viele Naturforscher nur als Abart betrachten, vertreten. Nach Westen hin scheint das rothe Meer die Grenze seines Verbreitungskreises zu bilden; denn es kommt in Afrika wahrscheinlich nur auf den zwischen dem rothen Meere und dem Nile gelegenen Gebirgen vor.

Es ist wenigstens der Beachtung werth, daß dasselbe Steinhuhn, welches auf den Alpen die Höhe der Tiefe entschieden vorzieht und sich am häufigsten auf sonnigen, etwas begrasten Schutthalden zwischen der Holz- und Schneegrenze findet, im Süden auch die Ebene bevölkert. Zwar trifft man es in Griechenland nur da, wo der Boden felsig oder wenigstens wüstenhaft ist, aber keineswegs ausschließlich in Höhen, welche jenem Alpengürtel entsprechen, sondern auch auf kleinen Inseln, deren höchste Spitzen kaum dreihundert Fuß über den Meeresspiegel sich erheben. Lindermayer behauptet sogar, daß es nie auf die hohen Kuppen der Gebirgskämme steige, sondern sich mehr in der Mitte derselben aufhalte, und scheint damit die Angabe Von der Mühle's, daß es auch in dem strengsten Winter zwischen dem Schnee der Gebirge Rumeliens zu finden sei, berichtigen zu wollen. Auf dem Sinai haben wir es, bezüglich seinen asiatischen Vertreter, noch in einer Höhe von sechstausend Fuß über dem Meere bemerkt, und von dem indischen sagt Mountaineer, daß es in den

unbewohnten hohen Gegenden am häufigsten gefunden wird. In der Schweiz lebt es, laut Tschudi, „am liebsten auf sonnigen Gehängen zwischen Krummholz und Alpenrosenstanden, unter den hohen Mauern der Felsenwände, in Geröllschluchten und Schneebetten, zwischen Steinblöcken und Kräutern", und geht blos im Winter aus dem hohen Gürtel nach den tieferen Steinhalden herab, oft bis in die Nähe der Bergdörfer und selbst der Ortschaften des Tieflandes. Diesen Angaben entsprechen die Beobachtungen, welche Mountaineer am Himalaya anstellte: auch hier erscheint es um die Mitte des September in zahlreichen Ketten auf den bebauten Feldern, nahe bei den Dörfern des tieferen Landes.

Das Steinhuhn zeichnet sich, wie alle seine Verwandten, deren Lebensweise uns bekannt geworden ist, durch Behendigkeit, Scharfsinnigkeit, Klugheit, Muth, Kampflust und leichte Zähmbarkeit vor andern Hühnern sehr zu seinem Vortheile aus. Es läuft außerordentlich rasch und mit bewunderungswürdigem Geschick über den Boden dahin, gleichviel, ob derselbe eben oder uneben, steinigt oder mit Gras bestanden ist, klettert mit Leichtigkeit über Felsblöcke hinweg oder an seitlichen Abhängen empor und vermag sich noch auf Flächen zu erhalten, welche dem Anschein nach einen so schwerleibigen Vogel in seinem Fortkommen auf das Aeußerste behindern. Im Vergleich mit andern Hühnerarten hat es einen leichten, geraden, schnellfördernden und auffallend geräuschlosen Flug; demungeachtet streift es selten weit in einem Zuge fort, sondern läßt sich sobald als möglich wieder auf dem Boden nieder, weil es auf die Kraft seiner Schenkel doch noch mehr vertraut, als auf die verhältnißmäßig sehr starken Brustmuskeln. Ungezwungen fliegt es nie auf höhere Bäume, wie es überhaupt alle waldigen Stellen fast ängstlich meidet; im Nothfall verbirgt es sich aber doch in den Nadelzweigen der Wettertanne. Unter den Sinnen steht das Gesicht, dessen Schärfe jedem Jäger wohl bekannt ist, obenan. Daß die geistigen Fähigkeiten sehr ausgebildet sind, lehrt die Beobachtung des freilebenden, wie des zahmen Steinhuhnes. Es ist unter allen Berghühnern das scheueste und vorsichtigste, achtsam auf Alles, was rundum vorgeht; es unterscheidet den Schützen sehr wohl von dem ihm ungefährlichen Hirten, wie es überhaupt seine Feinde genau kennen lernt; es versteht es meisterhaft, den verschiedensten Nachstellungen sich zu entziehen und beweist zu jeder Zeit einen hohen Grad von Klugheit; aber es fügt sich gezwungen auch sehr leicht in veränderte Umstände und wird gerade deshalb in überraschend kurzer Zeit zahm und zutraulich gegen seinen Pfleger.

Die Stimme erinnert in mancher Hinsicht an das Gackern der Haushühner. Der Lockruf ist ein schallendes „Gigigich" oder „Chazibiz", der Laut, welcher beim Auffliegen ausgestoßen wird, ein eigenthümliches Pfeifen, welches man durch die Silben „Pitschii, pitschii" ungefähr wiedergeben kann. Da, wo es viele Steinhühner gibt, glaubt man sich, wie Von der Mühle sagt, zur Paarungszeit in einen Hühnerhof versetzt, so vielfältig erschallt der Ruf dieser anmuthigen Geschöpfe von allen Seiten her.

Die Nahrung besteht aus verschiedenen Pflanzenstoffen und aus Kleingethier mancherlei Art. Im Hochgebirge nähren sich die Steinhühner von den Knospen der Alpenrose und anderen Hochgebirgspflanzen, von Beeren, zarten Blättern und verschiedenen Sämereien, nebenbei aber auch von Spinnen, Kerfen, deren Larven und dergleichen; in der Tiefe besuchen sie die Felder, namentlich solange das Getreide noch niedrig und frisch ist, und dann verzehren sie zuweilen nichts Anderes, als die Spitzen von jungem Weizen und anderm grünenden Getreide; im Winter gehen sie auch wohl die Wachholderbeeren an oder nehmen selbst mit Fichtennadeln vorlieb.

Da, wo Steinhühner häufig sind, vereinigen sich, wie schon bemerkt, im Spätherbste oft mehrere Völker zu zahlreichen Ketten, in Indien, laut Mountaineer, zu solchen, welche bis hundert Stück zählen können. Mit dem Beginn des Frühlings sprengen sich diese Vereine wieder, und nunmehr wählt sich jedes einzelne Paar einen besondern Standort, inmitten welchem es zu brüten gedenkt. Der Hahn vertheidigt das Gebiet mit dem größten Heldenmuthe: er bekämpft jeden Eindringling in sein Gehege mit wahrer Leidenschaftlichkeit, und zwar auch dann noch, wenn die Henne bereits brütet.

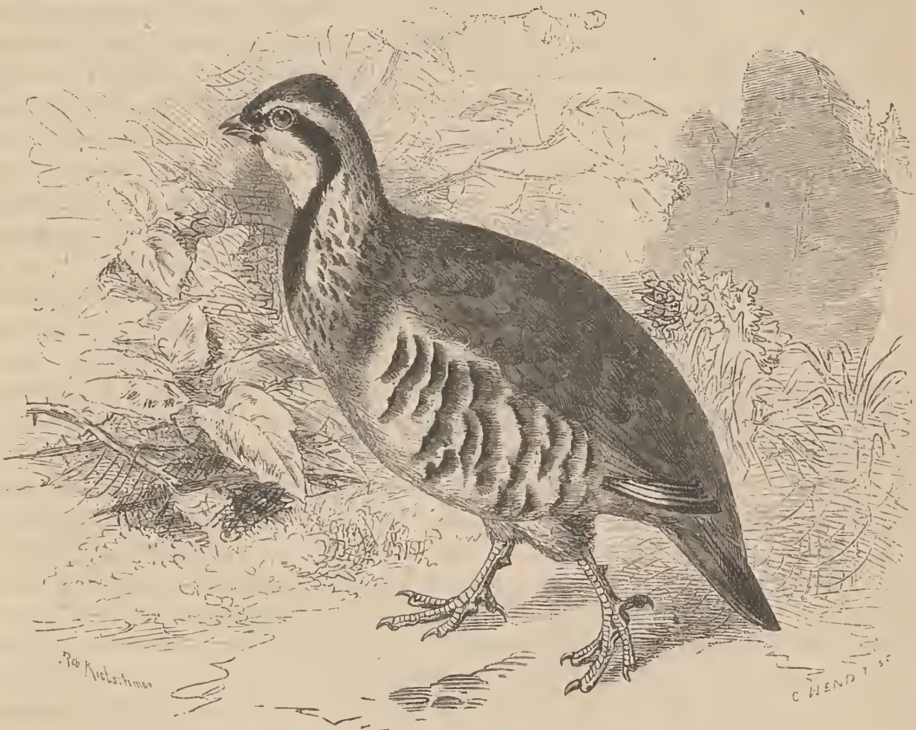
Nach Lindermayer's Beobachtungen legt das Steinhuhn in Griechenland schon Mitte Februars, nach den Angaben der schweizer Forscher in den Alpen erst Ende Mais, Anfangs Juni und selbst im Juli seine Eier. Das Nest ist eine einfache Vertiefung, welche unter niedrigen Zwergtannen oder Gesträuch, unter vorragenden Steinen und an andern geschützten und verborgenen Orten ausgescharrt, und mit etwas Mos, Heidekraut, Gras und dergleichen ausgekleidet wird. Die Ausfütterung geschieht im Hochgebirge mit viel größerer Sorgfalt als in tieferen Gegenden und zumal im Süden, wo die Henne zuweilen eine einfache Mulde im Sande schon für hinreichend hält. Zwölf bis funfzehn, auf blaßgelblichweißem Grunde, mit sehr feinen, blaßbräunlichen Strichen gezeichnete Eier bilden das Gelege. Die Henne brütet ungefähr achtzehn Tage lang sehr eifrig und führt dann die Küchlein in Gesellschaft ihres Gatten auf die ersten Weideplätze. „Die Jungen", sagt Tschudi, „haben, wie die Alten, eine außerordentliche Fertigkeit im Verstecken und sind verschwunden, ehe man sie recht gewahrt. Stört man eine Familie auf, so stürzt sie nach verschiedener Richtung, fast ohne Flügelschlag mit dem ängstlichen Ruf „Pitschii, pitschii", seitwärts oder abwärts, meist blos vierzig Schritte weit, und doch ist man nicht im Stande, in den Steinen oder Sträuchern auch nur eines wieder zu entdecken. Hat aber der Jäger etwas Geduld, und versteht er es, mit einem Lockpfeifchen den Ruf der Henne nachzuahmen, so sammelt sich bald das ganze Volk der geselligen Thiere wieder." In Griechenland, wo das Steinhuhn, wie überall, ein sehr geschätztes und gesuchtes Wildpret ist, zieht man schon im Monat Juni zur Jagd desselben aus; diese aber hat, laut Powys, insofern besondere Schwierigkeit, als das aufgescheuchte Volk sich nach allen Richtungen hin zerstreut, ohne daß eins sich um das andere zu bekümmern, vielmehr jedes darauf bedacht scheint, sich möglichst schnell und sicher zu verstecken. Gelingt es dem verfolgten Steinhuhne, einen guten Versteckplatz, eine dichte Hecke z. B., aufzufinden, so läßt es sich so leicht nicht wieder auftreiben, und der Jäger hat dann gewöhnlich das Nachsehen. Da, wo die Hühner häufig sind, gewährt die Jagd aber trotzdem reiche Ausbeute und großes Vergnügen.

Die leichte Zähmbarkeit des Steinhuhnes ist den Griechen wie den Schweizern, den Indiern wie den Persern wohl bekannt; daher findet man gerade diesen Vogel sehr häufig im Käfige. „Es ist merkwürdig", sagt Schinz, „daß diese wilden Vögel so leicht gezähmt werden können. Sie fressen oft schon nach wenigen Tagen aus den Händen, lassen sich auch wohl berühren, beißen aber tapfer und schmerzhaft, wenn man sie fassen will. Gezähmt sind es muntere und schöne Thiere; allein frei darf man sie nicht laufen lassen, sie fliegen gleich davon, und wenn sie auch den Menschen nicht mehr scheuen, so fliehen sie doch die Nähe desselben, solange sie können. Andern Vögeln gegenüber sind sie sehr zänkisch, und mit Hühnern beißen sie sich weidlich herum." Aber die Männchen kämpfen nicht blos mit fremdartigen Hühnern, sondern auch mit Ihresgleichen, und zwar auf Leben und Tod. Ein Pärchen verträgt sich, zwei Männchen liegen in beständigem Streit mit einander, und gar nicht selten beißt eins das andere todt. Diese Unverträglichkeit und Kampflust war schon den Alten wohl bekannt; denn man hielt die gefangenen Steinhühner hauptsächlich deshalb, weil man sie zur Belustigung der Zuschauer mit einander kämpfen ließ. Dasselbe geschieht heutigen Tages noch in Indien und China: hier werden sehr oft Kämpfe zwischen zwei Steinhühnern veranstaltet.

Im Widerspruch zu dem von Schinz Gesagten wird versichert, daß man in Indien Steinhühner in sehr hohem Grade zähmt, ja sie zu förmlichen Hausthieren macht. Sie laufen frei im Hause herum, gehören förmlich zu der Familie und folgen ihrem Gebieter durch Hof und Garten. Einzelne dieser Gefangenen werden so dreist, daß sie sich allerlei Neckereien herausnehmen gegen Fremde oder die Diener des Hauses, deren untergeordnete Stellung sie zu erkennen scheinen. An der Küste von Vessa und Elata will sie Murhard als wirkliche Hausthiere, welche in der Gefangenschaft gezüchtet und von besonderen Hirten zur Weide getrieben werden, kennen gelernt haben. In Griechenland gelten sie als Wesen, welche Schutz gegen Bezauberung gewähren können, und werden deshalb häufig gefangen gehalten. Hier aber gönnt man ihnen keine Freiheit, sondern sperrt sie in

kegelförmige Weidenkäfige ein, welche so eng sind, daß sie sich kaum herum zu wenden vermögen. Dessenungeachtet halten sie viele Jahre in so engem Gewahrsam aus.

In Südwesteuropa wird das Steinhuhn durch seinen nächsten Verwandten, das Rothhuhn (Caccabis rubra) ersetzt. Dieser schöne Vogel unterscheidet sich von jenem hauptsächlich durch die vorherrschend röthliche Färbung der Oberseite und durch das breitere, nach unten hin in Flecken aufgelöste Halsband. Das Rothgrau der Oberseite ist auf Hinterkopf und Nacken am lebhaftesten, fast rein rostroth, auf dem Scheitel grau, Brust und Oberbauch sind rein aschgraubräunlich, der Unterbauch und die Unterschwanzdeckfedern brandgelb; die verlängerten Weichenfedern zeigen auf hellaschgrauem Grunde weißrostfarbene und kastanienbraune Querbänder, welche durch tiefschwarze Striche schärfer begrenzt werden. Ein weißes Band, welches auf der Stirn beginnt, bildet in seiner



Das Rothhuhn (Caccabis rubra). ⅓ der nat. Größe.

Verlängerung einen deutlich hervortretenden Brauenstreifen; das von dem Halsbande eingefaßte, nach innen scharf begrenzte, fast reinweiße Kehlfeld tritt lebhaft hervor. Das Auge ist hellbraun, der Augenring zinnoberroth, der Schnabel blut- und der Fuß blaßkarminroth. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch etwas geringere Größe und das Fehlen der sporenartigen Warze auf dem Hinterlaufe von dem Männchen. Die Länge beträgt 14¼, die Breite 20, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge 4½ Zoll.

Erst durch die Beobachtungen der neueren Zeit ist die Heimat des Rothhuhnes mit einiger Sicherheit festgestellt worden; früher hat man es mit seinen beiden Verwandten oft verwechselt. Es bewohnt nur den Südwesten unseres heimatlichen Erdtheils, von dem mittägigen Frankreich an, die nach Süden hin gelegenen Länder und Inseln, namentlich Spanien, Portugal und die Atlasländer; auf Malta gehört es bereits zu den Seltenheiten; weiter nach Osten hin wird es wahrscheinlich

gar nicht mehr gefunden. Vor etwa hundert Jahren hat man es in Großbritannien eingebürgert, und gegenwärtig lebt es hier zahlreich in einigen östlichen Grafschaften.

Während meiner Reise in Spanien habe ich das Rothhuhn vielfach beobachtet, schon deshalb, weil mir eine ausführliche Beschreibung seiner Lebensweise damals nicht bekannt war; inzwischen hat mein Bruder eine solche gegeben, und da ich sein Erstlingsrecht zu wahren habe, werde ich das von ihm Gesagte hier wiederholen und nur hier und da einige Worte des trefflichen A. von Homeyer hinzufügen.

„Das Rothhuhn liebt bergige Gegenden, welche mit Feldern abwechseln. In Spanien findet man es fast auf allen Gebirgen, mit Ausnahme vielleicht der Züge längs der Nordküste, bis zu sechstausend Fuß über dem Meere empor. Den dichten Wald meidet es; dagegen siedelt es sich gern in den Parks oder auf dünn bewaldeten Strecken an, deren Pflanzenwuchs hauptsächlich aus hoher Haide, immergrünem Eichengebüsch, Rosmarin und Thimiansträuchen besteht." Auf den Balearen fand es Homeyer am häufigsten in den Haferfeldern der Abhänge des Gebirges, eben da zwischen den mit Cistenrosen und Lentiskengesträuch bewachsenen Steinhalden, endlich auch mitten zwischen den Felsen selbst, und zwar im Innern der Insel ebenso häufig wie an der Küste. Es ist ein Standvogel, welcher ein ziemlich beschränktes Gebiet bewohnt und in unmittelbarer Nachbarschaft mit andern seiner Art lebt. Schinz behauptet, daß sich das Rothhuhn in seinen Sitten vom Steinhuhne sehr unterscheide. Es soll minder gesellig sein, nicht in eigentlichen Ketten leben, auch gepaart minder treu zusammenhalten, sich schwer zähmen lassen u. s. w. Ich kenne die Quellen nicht, aus welchen genannter Forscher geschöpft hat, glaube aber behaupten zu dürfen, daß vorstehende Angaben nicht begründet sind.

„In seinen Bewegungen", fährt mein Bruder fort, „hat das Rothhuhn viel mit unserm Rebhuhne gemein; doch darf man es wohl auch in dieser Hinsicht zierlicher und anmuthiger nennen. Sein Lauf ist ungemein rasch und im hohen Grade gewandt; es rennt mit gleicher Schnelligkeit zwischen Felsblöcken und Steinen dahin, klettert sogar mit vielem Geschick auf diesen umher und nimmt dabei nur selten seine Schwingen zu Hilfe. Sein Flug ist bedeutend schneller als der unseres Rebhuhnes, verursacht auch weit weniger Geräusch als dieser. Das Rothhuhn erhebt sich leicht, steigt rasch in eine gewisse Höhe, streicht in ihr mit schwirrenden, wenig vernehmlichen Flügelschlägen dahin und schwebt oft auf große Strecken fort, ohne einen Flügel zu bewegen. Von Felswänden stürzt es sich förmlich raubvogelartig zur Tiefe herab. Demungeachtet fliegt es nur ungern weit und noch weniger wiederholt nach einander auf, sondern sucht sich soviel als möglich durch Laufen zu helfen." Auch Homeyer sagt, daß es in allen Lebensverrichtungen viele Aehnlichkeit mit dem Rebhuhne hat: „es weidet, läuft und drückt sich vor dem Hunde wie vor dem Menschen oder von selbst während des Tages, um auszuruhen oder sich zu verbergen, und ist hauptsächlich abends rege. Dabei liegt es jedoch nicht so fest, geht vielmehr gern heraus. Wenn es auf den Beinen ist, läßt es sich weit treiben, ohne aufzufliegen; ist es jedoch des Verfolgens überdrüssig, so erhebt es sich nicht außer Schußweite, wie unser Rebhuhn so oft thut, sondern drückt sich und läßt den Jäger schußgerecht herankommen." Bezeichnend für unsern Vogel ist, daß er gern bäumt; er thut Dies auch keineswegs blos im Fall der Noth, sondern da, wo es Bäume gibt, regelmäßig, unzweifelhaft in der Absicht, von der Höhe aus zu sichern. Den Lockruf des Männchens übersetzt Homeyer durch die Worte: „Schick scherna", während wir geglaubt haben, daß ein schnarrendes „Tack tackerack" oder „Kerekekek" dafür gebraucht werden könne; ich muß jedoch genanntem Forscher beistimmen, wenn er sagt, daß der Ruf in derselben Art und Weise wie von unserm Rebhuhne ausgestoßen wird, nur daß der Ton nicht so kreischend, durchdringend, sondern mehr lispelnd, zischend und rund ist. Um zu warnen, stoßen beide Geschlechter ein leises „Reb reb", beim Aufstehen ein schallendes „Scherb" aus.

„Den größten Theil des Jahres hindurch lebt das Rothhuhn in Ketten oder Gesperren von zehn bis dreißig Stücken; denn jedenfalls schlagen sich oft mehrere Familien zu einem Volke zusammen. Das Gesperre treibt sich in demselben Gebiete umher, obwohl nicht eben regelmäßig; es kommt auch,

weil das Rothhuhn sehr wenig Wasser bedarf, niemals zur bestimmten Stunde zur Tränke. Seine Thätigkeit beginnt mit dem ersten Morgengrauen und währt bis nach Sonnenaufgang; wenigstens vernimmt man dann den Ruf des Hahnes nur noch selten. Während der Mittagsstunden ist das Volk sehr still; wahrscheinlich liegt es jetzt im Halbschlummer, wohlverdeckt zwischen dem Gestein oder im niedern Gestrüpp. Gegen Sonnenuntergang wird es von neuem rege und treibt sich nun bis in die Nacht hinein, mehr spielend als Nahrung suchend, umher. Die Zeit der Liebe ändert selbstverständlich auch das Betragen des Rothhuhnes. Schon im Februar trennt sich das Volk in Paare, die Spanier behaupten, bereits am Tage des heiligen Antonius:

Al dia de San Anton
Cada perdiz con su perdicon."

„Je nach den verschiedenen Provinzen Spaniens ist die Paarungszeit übrigens verschieden: in Südspanien fällt sie in den Anfang des März, in Mittelspanien oder in den Gebirgen zu Ende dieses Monats, auch wohl in den Anfang des April. Die Hähne führen dabei hitzige Kämpfe um die Hennen aus und geben Gelegenheit zu einer sehr anziehenden, weiter unten zu beschreibenden Jagd. Brütet die Henne bereits, so überlassen sie dieselbe ihrem Schicksale und schleichen, Minne suchend, noch weiter umher, freilich gewöhnlich zu ihrem Verderben. Das Nest findet sich in Getreidefeldern, Weinbergen u. s. w. unter einem Rosmarin- oder Thimianbusche, und besteht aus einer muldenförmigen Vertiefung, welche die Henne in den Boden scharrt. Es enthält zwölf bis sechszehn Eier, welche sich durch Größe und Färbung von denen unseres Rebhuhnes unterscheiden. Ihre Gestalt ist stumpfer und gerundeter, die feste Schale glänzend, obgleich man die vielen Poren deutlich erkennen kann, die Grundfarbe ein lichtes Rostgelb, welches mit zahllosen, braunen Punkten und Flecken überstreut ist. Sobald die Jungen dem Eie entschlüpft sind, laufen sie geschwind umher, sorgsam behütet von der jetzt besonders vorsichtigen Mutter. Bei Gefahr benimmt sich die Familie wie unser Rebhuhn unter gleichen Umständen... Auch die jungen Rothhühner lernen wenige Tage nach dem Auskriechen flattern, wechseln rasch die Schwingen, welche für die Last des Leibes bald zu schwach werden, und sind bereits in der dritten Woche ihres Lebens äußerst bewegliche und gewandte Geschöpfe. Ihre Ausbildung beansprucht zwischen vier und fünf Wochen. Anfänglich äßen sie sich von Kerbthieren, Larven, Würmern und feinem Gesäme; später halten sie sich, wie die Alten, gänzlich an letztere und an Grünzeug mancherlei Art, welches ihnen, wie es scheint, zugleich die Tränke ersetzen muß."

„Die Rothhühner werden in Spanien eifrig gejagt. Ihre Verfolgung beginnt bereits, wenn die Jungen die Größe einer Wachtel erreicht haben. Man sucht die Völker entweder mit Hühnerhunden oder durchstreift auf gut Glück die von ihnen bewohnte Strecke. Im Herbste bedient man sich mit Erfolg eines Lockvogels. Am eifrigsten betreibt man die Jagd während der Paarungszeit; sie ist dann auch unbedingt die anziehendste, welche man auf diese Vögel ausüben kann, und dabei ganz eigenthümlich."

„Der Jäger begibt sich mit einem Lockvogel „Reclamo", den er in einem sogenannten Glockenbauer mit sich führt, dahin, wo er Rothhühner vermuthet, und errichtet aus umherliegenden Steinen eine ungefähr drei Fuß hohe Mauer, welche ihm als Versteck dienen soll. Zehn oder funfzehn Schritte davon entfernt, stellt er den Käfig auf einen erhöhten Punkt und bedeckt ihn leicht mit Reisern, nachdem er vorher den Ueberzug, welcher das Gebauer bis dahin verhüllte, abgenommen hat. Ist der Lockvogel gut, so beginnt er sogleich seinen Ruf mit einem wiederholten „Tacktack", dem dann der eigentliche Lockruf, ein „Tackterack", folgt. In der Regel währt es nur einige Minuten, und es erscheint ein Rothhuhn in der Nähe des Käfigs. Da man zu Anfang der Paarungszeit Hähne als Lockvögel benutzt, so kommt es vor, daß sowohl Hähne wie Hennen sich bei dem Schützen einstellen, häufig auch das Paar. Sie sehen sich nach dem Gefährten um, antworten auf seinen Ruf, und da sie sich dem Schützen frei zeigen, werden sie auf leichte Weise erlegt. Diese Jagd währt ungefähr vierzehn Tage. Haben die Hennen bereits gelegt und bebrüten ihre Eier, so nimmt der Jäger

anstatt des Hahnes eine Henne als Lockvogel und verfährt ganz in der eben beschriebenen Weise. Es erscheinen jetzt nur die ungetreuen oder unbeweibten Hähne, nähern sich mit hängenden Flügeln und gesträubten Kopf- und Nackenfedern, kurz, in der Balzstellung, dem Verstecke des Schützen, führen vor der Henne, die sie wohl hören, aber nicht sehen können, zierliche Tänze auf und werden dabei in der vollsten Jubellust des Lebens meuchlings getödtet. Der Jäger wartet, wenn ein Hahn erlegt wurde, ob sich ein zweiter zeigen will, und kann sicher darauf rechnen, daß, wenn noch ein Hahn im Umkreise einer Viertelstunde vorhanden ist, derselbe ebenfalls bald erscheinen wird; ja, es kommt vor, daß zwei, drei Hähne zu gleicher Zeit erscheinen, sich heftig bekämpfen und oft zugleich dem tödtlichen Schrot erliegen. Antwortet kein Hahn auf das fortgesetzte Rufen des Lockvogels, so verläßt der Jäger ruhig seinen Anstand, nähert sich langsam dem Käfige und zieht die Hülle darüber, liest die todten Hähne zusammen und sucht einen andern Platz zur Jagd auf. Man muß sorgfältig vermeiden, unmittelbar nach dem Schusse aus dem Verstecke hervorzuspringen, um etwa den getödteten Hahn aufzunehmen; denn dadurch wird der Lockvogel scheu, ruft in der Regel nicht wieder, verliert sogar zuweilen seine Brauchbarkeit für immer. Hauptsächlich dieser Jagdart wegen wird das Rothhuhn in Spanien allgemein zahm gehalten. In gewissen Gegenden fehlt wohl in keinem Hause eine „Perdiz“, und eifrige Jäger halten deren mehrere nach den Geschlechtern in verschiedenen Räumen und Käfigen. Ein guter Lockvogel wird theuer bezahlt, oft mit 140 bis 150 Thaler unseres Geldes; in ihm besteht zuweilen der gesammte Reichthum eines Jagdkundigen; denn gar nicht selten kommt es vor, daß ein einziger Schütze während der Zeit der „Reclamo“ sechszig bis achtzig Paare Rothhühner erlegt. Zwar ist diese Jagd verboten; doch kümmert sich der Spanier um jedes andere Gesetz noch mehr als um das, welches gegeben wurde, um seiner Vernichtungswuth entgegenzutreten.“

„Die zur Jagd bestimmten Rothhühner werden jahraus, jahrein in denselben kleinen Gebauern gehalten, in denen man sie später mit sich zur Jagd hinaus nimmt, und nur die eifrigsten Jäger lassen ihnen eigentliche Pflege angedeihen. Die große Menge behandelt sie nach unserer Ansicht ganz erbärmlich. Demungeachtet halten die Lockvögel jahrelang in solcher traurigen Gefangenschaft aus.“

„Wirklich auffallend ist, daß man während des Hochsommers die so gewandten und behenden Rothhühner mit den Händen fangen kann. Ein mir bekannter Jäger verstand es ausgezeichnet, sich in dieser Weise ihrer zu bemächtigen. Er näherte sich in den Mittagsstunden einem vorher erkundeten Volke, jagte es auf, beobachtete dessen Flug und lief dann eilig nach der Gegend hin, auf welcher die Rebhühner einstiebten. Hier verfolgte er sie von neuem, brachte sie wiederum zum Fluge, ging ihnen zum zweiten Male nach und fuhr so fort, bis die Hühner gar nicht mehr sich erhoben, sondern laufend ihr Heil versuchten oder angstvoll sich zu Boden drückten und sich greifen ließen. Dieses Ergebniß wurde gewöhnlich schon nach drei- oder viermaligem Auftreiben erreicht!“

Leider hat man bei uns zu Lande dem Rothhuhne die Beachtung, welche es verdient, noch nicht geschenkt. Es ist durch den in Großbritannien angestellten Versuch zur Genüge bewiesen, daß dieses schöne, nützliche Wild sich in ihm ursprünglich fremden Gegenden einbürgern läßt; man hat auch erfahren, daß die Eier, wenn sie gut verpackt werden, den Versand von Südfrankreich bis zu uns aushalten, und ebenso die Fortpflanzung von Südeuropa eingeführter Paare im Käfige erzielt. Zwar hat man mehrere Male alte und junge Rothhühner bei uns ausgesetzt, sich aber durch die ersten ungünstigen Versuche abschrecken lassen. Die wenigen Vögel dieser Art, welche man freiließ, wurden regelmäßig schon nach einigen Tagen nicht mehr gesehen; sie hatten sich auf dem ihnen fremden Boden nicht zurechtfinden können oder waren durch Raubzeug verstört und gesprengt worden. Meiner Ansicht nach sind diese Versuche für die Möglichkeit der Einbürgerung in keiner Weise entscheidend, und deshalb kann es nur wünschenswerth sein, wenn sie bald und in großartigem Maßstabe erneuert werden. Diese Angelegenheit verdient mit Eifer betrieben zu werden, weil Roth- und Rebhühner einander wahrscheinlich nicht vertreiben oder stören, sondern im Gegentheile friedlich neben und zwischen einander leben dürften, und weil die Rothhühner gerade diejenigen Stellen, welche das Rebhuhn meidet, bevorzugen, also Gebiete, welche bis jetzt keinen Jagdertrag gaben, für uns nutzbar

machen könnten. Man thut Unrecht, von unsern Thiergärten zu verlangen, daß in ihnen die zur Einbürgerung nöthigen Rothhühner gezüchtet werden, müßte sich vielmehr eine hinlängliche Anzahl von Eiern aus Südfrankreich zu verschaffen suchen, und diese Eier brütenden Rebhühnern, deren Nester auszukundschaften wären, unterlegen, damit die glücklich ausgeschlüpften Jungen in ihrer frühen Jugend der ihnen unbedingt nöthigen Führung eines freilebenden Huhnes versichert wären. Rothhühner, welche in dieser Weise bei uns zu Lande das Licht der Welt erblicken, würden, wie ich annehmen darf, sehr bald sich geeignete Oertlichkeiten aussuchen und bei erforderlicher Hegung rasch sich vermehren. Bei der Vortrefflichkeit unserer gegenwärtigen Verkehrsanstalten unterliegt die Einbürgerung dieser Vögel kaum nennenswerthen Schwierigkeiten; aber sie muß freilich von Sachverständigen in die Hand genommen und mit etwas mehr Eifer betrieben werden als bisher.

Auf Sardinien, in Griechenland und einzeln hier und da in Südfrankreich, häufiger aber in Nordwestafrika, haust die dritte Art unserer Sippe, welche wir zu berücksichtigen haben, das Klippenhuhn (Caccabis petrosa). Es kennzeichnet sich hauptsächlich durch das auf kastanienbraunem Grunde weiß getüpfelte Halsband. Die Stirn und der Kopf sind hell aschgrau, die Scheitelmitte, der Nacken und Hinterhals kastanienbraun, die übrigen Federn der Oberseite rothgrau, auf den Flügeln ins Bläuliche spielend, die Kehle und ein Augenbrauenstreifen weißlichgrau, die der Unterseite blaugrau, Brust- und Weichengegend denen des Steinhuhnes ähnlich; einzelne Federn der Oberseite zeigen rostgraue Einfassungen; Auge, Schnabel und Fuß kommen in der Färbung mit den entsprechenden Theilen der Verwandten überein. In der Größe steht das Klippenhuhn hinter dem Stein- und Rothhuhne etwas zurück; ich bin jedoch nicht im Stande, genaue Maße anzugeben.

Auch über dieses Huhn haben uns erst die neuzeitlichen Forschungen einigermaßen unterrichtet; früher hat man es fortwährend mit dem Roth- oder Steinhuhne verwechselt, sein Vorkommen in Europa auch wohl gänzlich geleugnet. Auf Sardinien ist das Klippenhuhn, laut Salvadori, sehr häufig; in Griechenland kommt es, den übereinstimmenden Angaben Von der Mühle's und Lindermayer's zufolge, nur auf den südlichsten Gebirgen und hier auch blos auf den höchsten Kuppen vor; auf Malta wird es, wie Sperling angibt, alljährlich in Menge aus Afrika eingeführt; in Spanien hingegen scheint es gänzlich zu fehlen, obgleich gerade dieses Land von vielen Forschern als seine Heimat angesehen wird.

Im Widerspruche zu den Behauptungen Von der Mühle's und Lindermayer's sagt Salvadori, daß man unserm Huhne sehr unpassender Weise seinen Namen beigelegt habe, da es niedrige Hügel und die Ebene weit mehr liebe als die Berge, ja in zerrissenen Gebirgen gar nicht gefunden werde; „dagegen ist man sicher, es auf den Hügeln anzutreffen, welche Kornfelder umgeben und mit Cistenrosen, Schlehen und niederem Gebüsch bewachsene Stellen vorhanden sind". Auch Tristam bemerkt, daß das Klippenhuhn in Nordwestafrika in Ebenen sich aufhalte, unter andern in solchen, in denen es blos während dreier Monate im Jahre Wasser gibt. Dagegen versichert nun wieder Bolle, daß es auf den kanarischen Inseln auf den hochgelegenen, dürren Bergstrecken wie in der Tiefe lebt, ja sogar in einigen Thälern noch am Fuße des Teydekegels brütet. „Mit diesem wohlschmeckenden Wildpret", sagt dieser sehr sorgfältig beobachtende Forscher, „sind vier der Inseln vom Meeresstrande und den heißesten Thälern an bis ins tiefste Hochgebirge reich gesegnet: keine aber mehr, als Gomera, wo die Hühner, nach dem Ausdrucke der Landleute, zu einer Plage, freilich einer nicht allzuschwer zu ertragenden, geworden sind und das Stück gewöhnlich mit sechs spanischen Kupferdreiern verkauft wird. In Canaria gibt es ihrer hinlänglich; so sind sie u. A. auf der Insel Isleta nicht selten; die meisten aber erzeugt im Innern der Insel die weite Caldera von Tirajana, wo man, hinter einer Steinmauer verborgen, in den Tennen soviel dieser herrlichen Hühner schießen kann, als Einem nur immer gelüstet. Es sind sehr schöne Geschöpfe, recht eigentliche Felsenvögel, die, je wilder und bergiger die Gegend ist, in desto größerer Menge sich zeigen." Später bemerkt Bolle, daß das Klippenhuhn auf den Kanaren wahrscheinlich erst eingeführt worden ist. „Die Jagdlust der alten

Grafen von Gomera scheint die früheste Veranlassung hierzu gewesen zu sein; denn dem Pater Galindo zufolge, war es Sancho de Herrera, der sie in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zuerst aus der Barbarei nach Gomera brachte, wo sie sich bald so ungeheuer vermehrten, daß sie wirklich zu einer Landplage geworden und die Geistlichkeit mehr als einmal zu dem seltsamen Mittel seine Zuflucht nahm, sie durch Beschwörungen in die Steinwüste des Gebirges zurückzubannen."

In seinem Wesen hat das Klippenhuhn mit seinen Verwandten große Aehnlichkeit. Es ist ebenso behend wie diese, fliegt ungern auf und geräuschvoll in fast wagrechter Richtung dahin, zeigt sich nicht scheu und läßt einen sehr sonderbaren Lockruf vernehmen, welchen man, wenn auch nicht gerade genau bezeichnend, durch das mehrmals wiederholte, langsam ausgesprochene Wort „Kai" (mit sehr gedehntem i) ausdrücken kann. Salvadori fand schon in der ersten Hälfte des Februar Männchen und Weibchen gepaart; Bolle gibt an, daß die funfzehn bis zwanzig Eier in zweiundzwanzig Tagen ausgebrütet werden. Nach der Brutzeit halten sich die Klippenhühner in Gesellschaften beisammen, ohne daß gerade die Verbindung eine innige wäre. Wenn gejagt, fliegt ein jedes nach seinem eigenen Belieben davon, und sie geben sich später wenig Mühe, sich wieder zusammenzufinden.

Unser Reb- oder Feldhuhn (Perdix cinerea oder Starna cinerea) unterscheidet sich von den Rothhühnern, abgesehen von der Färbung, durch die Beschilderung der Füße, welche an der Vorder- und Hinterseite zwei Reihen bildet, das Fehlen einer Sporenwarze und durch den Bau des Flügels, in welchem die dritte, vierte und fünfte Schwinge die längsten sind; auch besteht der Schwanz aus 16 bis 18 Federn. Das Kleid steht an Schönheit dem der Rothhühner zwar nach, ist aber doch sehr ansprechend. Die Stirne, ein breiter Streifen über und hinter dem Auge, die Kopfseiten und die Kehle sind hellrostroth; den bräunlichen Kopf zeichnen gelbliche Längsstriche, den grauen Rücken rostrothe Querbänder, lichte Schaftstriche und schwarze feine Zickzacklinien; ein breites, auf aschgrauem Grunde schwarz gewelltes Band ziert die Brust und setzt sich zu beiden Seiten des Unterleibes fort, wird hier aber durch rostrothe, beiderseitig weiß eingefaßte Querbinden unterbrochen; auf dem weißen Bauche steht ein großer, hufeisenförmiger Flecken von kastanienbrauner Farbe; die Schwanzfedern zeigen die in der Familie gewöhnliche rostrothe Färbung, die mittleren Federn aber sind, wie die Bürzelfedern, rostbraun und braunroth quergestreift und die Handschwingen auf mattbraunschwarzem Grunde rostgelblich quergebändert und gefleckt. Das Auge ist nußbraun, ein schmaler, nackter Ring um dasselbe und ein Streifen, welcher sich von ihm aus nach hinten verlängert, roth, der Schnabel bläulichgrau, der Fuß röthlichweißgrau oder bräunlich. Das kleinere Weibchen ähnelt dem Männchen, ist aber minder schön, der braune Fleck auf dem Bauche nicht so groß und nicht so rein, der Rücken dunkler. Die Länge beträgt 12, die Breite 20, die Fittiglänge 6, die Schwanzlänge 3 Zoll.

Mitteleuropa und ein Theil von Mittelasien sind als das Vaterland des Rebhuhnes anzusehen; denn im Süden findet es sich nur hier und da, und im Norden hat man es erst eingebürgert. Es bewohnt Deutschland, Dänemark, Großbritannien, Holland, Belgien und Nordfrankreich, ganz Ungarn, die Türkei, einen Theil von Griechenland, Norditalien und ebenso Asturien, Leon, Hochcatalonien und einige Gegenden von Aragonien, ist häufig in Mittel- und Südrußland, in der Krim, in Kleinasien, und wird in Taurien durch eine ihm sehr ähnliche Art, vielleicht Abart, vertreten. Ebenen zieht es unter allen Umständen den Gebirgen vor; in der niedern Schweiz z. B. begegnet man ihm häufig, in den Berghöhen bis zu dreitausend Fuß über dem Meere. „Fundorte, wie am Himmelberge in Appenzell", sagt Tschudi, „und am Kamor, wo es bis gegen viertausend Fuß über dem Meere hinaufsteigt, gehören zu den Ausnahmen. Das Gebirge ist so reich an Hühnern, daß es die der Ebene nicht zu borgen braucht." Zu seinem Wohlbefinden beansprucht es gut angebaute, wechselreiche Gegenden; es siedelt sich zwar im Felde an, bedarf aber Buschdickicht zu seinem Schutze und liebt

deshalb Striche, in denen es hier und da ein Wäldchen, einen bebuschten Hügel, oder wenigstens eine dichte Hecke gibt. Den eigentlichen Wald meidet es, nicht aber seine Ränder und die Vorgehölze, und ebensowenig scheut es sich vor nassen, sumpfigen Stellen, vorausgesetzt nur, daß diese hier und da mit Holz bestanden sind, und kleine Inselchen, welche sich etwas über dem Wasser erheben, umschließen. In Frankreich hat man neuerdings die Beobachtung gemacht, daß Rebhühner gerade in sumpfigen Gegenden sich aufhalten, und da man nun außerdem fand, daß diese sich durch die geringe Größe und einen nur aus sechszehn Federn bestehenden Schwanz auszeichnen, glaubte man, in ihnen eine eigene Art zu erkennen, somit also eine von meinem Vater und gar manchem Jäger schon längst ausgesprochene Behauptung bestätigt zu finden.



Das Reb- oder Feldhuhn (Perdix cinerea oder Starna cinerea). 1/3 der nat. Größe.

Es gibt wenige Vögel, welche strenger an dem einmal gewählten Gebiete festhalten als das Rebhuhn. Erfahrungsmäßig bleiben die in einer Gegend, ja, die auf einer Flur erbrüteten Jungen hier wohnen, und wenn einmal ein Revier verödet, währt es oft lange Zeit, bevor sich von den Grenzen her wieder einzelne Paare einfinden und die verlassene Gegend neu bevölkern. Gleichwohl hat man im nördlichen Deutschland beobachtet, daß fast in jedem Herbste wandernde Rebhühner erscheinen, zuweilen in großen Gesellschaften. So sah ein Bruder Naumann's einst eine Schar von vielleicht fünfhundert Stücken, welche in größter Eile, halb fliegend, halb laufend, nach Westen zog, dabei über einen etwa dreihundert Schritte im Durchmesser haltenden Raum sich ausdehnte und unaufhaltsam so weiter rückte, daß alle in derselben Richtung fortrannten, die hintern über die vordern wegflogen, und

der ganze Schwarm rasch dem Gesichtskreise des Beobachters entschwand. Man will bemerkt haben, daß diese Hühner, welche von den Jägern Zughühner genannt werden, kleiner als die sogenannten Standhühner sind, sich übrigens aber von diesen nicht unterscheiden. Ob man beide genau verglichen hat, weiß ich jedoch nicht, und deshalb erscheint es mir nicht so ganz unmöglich, daß wirklich zwei von einander abweichende Arten der Sippe bei uns gefunden werden. Möglicherweise sind es gerade jene Sumpfhühner, welche wandern, und die geringere Anzahl der Steuerfedern, welche bei diesen beobachtet wurde, wäre dann vielleicht nicht als zufällig anzusehen, sondern als ein bestimmtes Merkmal zu betrachten. Die Feldhühner, welche das östliche Sibirien bewohnen, verlassen die nördlichen Striche allwinterlich und suchen in den südlichen Steppen der Tartarei, auf Sandhügeln und in den Sümpfen, wo der Schnee niemals dauernd liegen bleibt, eine Herberge; sie sollen sich in Taurien auch wohl unter die Haushühner mischen und vor den Scheuern einfinden. In Schweden hat man die Rebhühner erst eingeführt, und zwar, wie es heißt, vor etwa 350 Jahren. Nach Nilsson's Versicherung verbreiten sie gleichzeitig mit dem fortschreitenden Anbau des Landes sich immer weiter, sodaß sie nunmehr nach Gegenden vorgedrungen sind, in denen sie vor ein oder zwei Jahrzehnten nicht gesehen wurden. Von den großen, an Saatfeldern reichen Ebenen Schoonens, wo sie vordem am zahlreichsten vorhanden waren, haben sie sich aufwärts gezogen und kommen jetzt nicht blos auf den größeren Ackerfeldern und Flächen in den übrigen Landschaften bis nach Upland und Gestrickland, sondern auch in Helsingland vor. In Norwegen haben sie sich gleichfalls nicht blos in der Nähe von Christiania eingefunden, sondern bereits das Dovrefjeld überstiegen. Auf den in der Ostsee liegenden Inseln sind sie gemein. Bemerkenswerth ist, daß sie sich auch auf den erst neu angebauten Stellen angesiedelt haben und im Winter zuweilen in Gegenden erscheinen, in denen sie bisher noch niemals beobachtet worden waren.

Das Rebhuhn wird gern gesehen von Forschern und Laien, von Jägern und Nichtjägern. Es hat ein anmuthiges Wesen und viele gute Eigenschaften. In seinen Bewegungen ähnelt es den Rothhühnern. Ruhigen Ganges schreitet es mit eingezogenem Halse und gekrümmtem Rücken gebückt dahin; wenn es Eile hat, trägt es sich hoch und den Hals vorgestreckt. Das Versteckenspielen versteht es ebensogut wie seine Verwandten; es benutzt jeden Schlupfwinkel und drückt sich im Nothfalle auf den flachen Boden nieder, in der Hoffnung, wegen der Gleichfarbigkeit seines Gefieders mit jenem übersehen zu werden. Der Flug ist zwar nicht gerade schwerfällig, erfordert aber doch bedeutende Anstrengungen und ermüdet bald. Beim Aufstehen arbeitet sich das Rebhuhn mit lebhaftem Flügelschlag empor; hat es jedoch einmal eine gewisse Höhe erreicht, so streicht es streckenweit mit unbewegten Flügeln durch die Luft und gibt sich nur zeitweise durch rasche Schläge wieder einen neuen Anstoß. Uebrigens erhebt es sich ungern hoch und fliegt auch selten weit in einem Zuge, am allerwenigsten bei heftigem Winde, welcher es förmlich mit sich fortschleudert. Abweichend von seinen Verwandten bäumt es nie, wenigstens solange es gesund ist; es gehört schon zu den größten Seltenheiten, wenn ein Rebhuhn sich einmal auf dem Dache eines Gebäudes niederläßt. Dagegen übt es unter Umständen eine Fertigkeit, welche man ihm nicht zutrauen möchte: es versteht nämlich zu schwimmen. Wodzicki beobachtete zwei Ketten, welche bei Gefahr jedes Mal einem wasserreichen Bruche oder Flusse zuflogen und schwimmend ihre Sicherheit suchten. „Als wir diese Erfahrung gemacht hatten", erzählt er, „ließen wir eines Tages die Hühner auftreiben und legten uns am entgegengesetzten Ufer platt nieder. Bald sahen wir denn auch die Vögel in das seichte Wasser waten, ohne Zögern dem alten Hahne folgend, dann dicht neben einander schwimmend, scheinbar ohne Anstrengung. Sie trugen dabei die Schwänze in die Höhe gehoben, die Flügel etwas vom Leibe entfernt. Als sie herauskamen, schüttelten sie das Gefieder, wie Haushühner nach einem Sandbade, und schienen gar nicht ermüdet zu sein."

Die Stimme, welche man gewöhnlich vernimmt, ist ein lautes, weittönendes „Girrhik" und wird ebensowohl im Fluge, wie im Sitzen ausgestoßen. Der alte Hahn ändert diesen Lockton in ein „Girrhäk" um, und gebraucht ihn ebensowohl, um seine Gattin und Kinder herbeizurufen, als um

einen Gegner zum Kampfe aufzufordern. Geängstigte Hühner lassen ein gellendes „Ripripriprip" oder ein scharrendes „Tärt" vernehmen; junge piepen wie zahme Küchlein und rufen später ein von der Stimme der Alten wohl zu unterscheidendes „Tüpegirr tüp." Der Ausdruck der Behaglichkeit ist ein dumpfes „Kurruck", der Warnungsruf ein sanftes „Kurr".

An Sinnesschärfe und geistigen Fähigkeiten steht das Rebhuhn hinter den Verwandten schwerlich zurück. Es ist klug und verständig, vorsichtig und scheu, unterscheidet seine Feinde und Freunde wohl, wird durch Erfahrung gewitzigt und zeigt viel Geschick, sich in verschiedene Lagen des Lebens zu fügen. Es ist gesellig, friedliebend, treu und aufopferungsfähig, äußerst zärtlich gegen den Gatten oder gegen die Kinder, bekundet aber alle diese guten Eigenschaften mehr innerhalb der Familie im strengsten Sinne des Worts als anderen Thieren und selbst anderen der gleichen Art gegenüber. Wenn es gilt, den Besitz zu vertheidigen, kämpft ein Hahn gar wacker mit dem andern, und wenn sich zwei Familien verbinden wollen, geht es ohne Beißereien nicht ab; dagegen nimmt sich eine Familie verwaister Jungen sehr oft an und die Eltern erzeigen den Fremdlingen dieselbe Zärtlichkeit wie den eigenen Kindern.

Mit dem Schmelzen des Schnees regt sich der Paarungstrieb. Schon im Februar sprengen sich die Völker, welche während des Winters treu zusammenhielten, in Paare, und jedes von diesen erwählt sich einen ihm passenden Standort. Tritt nochmals winterliches Wetter ein, so vereinigen sich die Paare wohl auch wieder auf kurze Zeit; jedenfalls aber trifft sie der kommende Frühling vereinzelt. Jetzt vernimmt man in den Morgen- und Abendstunden das herausfordernde Rufen der Hähne, sieht auch wohl zwei von ihnen in ernstem Streite um ein Weibchen begriffen. Dabei springen beide wie kämpfende Haushähne gegen einander und versuchen sich mit Krallen und Schnabel gegenseitig zu schädigen. Der Schwächere muß weichen, und der Sieger kehrt frohlockend zur Gattin zurück. Es wird behauptet, daß die einmal geschlossene Ehe eines Paares unauflöslich sei; doch läßt sich schwerlich bestimmen, ob der aus solchen Kämpfen hervorgehende Sieger wirklich immer der rechtmäßige Gatte ist, wie man gern annimmt. Das Eine ist freilich richtig, daß sich die wirklich gepaarten Hühner einigermaßen aus dem Lärm der Welt zurückziehen, d. h. daß sich die Hähne mit andern möglichst wenig in Kampf und Streit einlassen. Aber nicht die Beweibten sind die Störenfriede, sondern diejenigen, welche auf Freiers Füßen gehen; sie kümmern sich wenig um die Rechte Anderer und sind jederzeit geneigt, ihren Muth und ihre Kampflust zu erproben. Zuweilen werden die Zänkereien so arg, daß der Waidmann eingreifen muß, um den Frieden herzustellen.

Ende Aprils, gewöhnlich erst Anfangs Mai, beginnt die Henne zu legen. Ihr Nest ist eine einfache Vertiefung auf dem flachen Boden, welche mit einigen weichen Halmen ausgefüttert und oft an recht unpassenden Plätzen angelegt wird. Bisweilen deckt es ein Busch; in den meisten Fällen aber steht es mitten im frühaufschießenden Getreide, namentlich in Weizen, Erbsen und Rübsen, im Klee oder im hohen Grase der Wiese, auch wohl auf jungen Schlägen am Rande kleiner Feldhölzer u. s. w. Das Gelege zählt neun bis siebzehn Eier; wenigstens nimmt man an, daß diejenigen Nester, in denen man mehr fand, nicht von einer einzigen Henne allein benutzt wurden. Hat eine Henne weniger als neun Eier, so läßt sich hieraus, laut Diezel, mit Wahrscheinlichkeit folgern, daß das erste Gelege durch irgend einen Zufall verunglückte. Die Eier sind birnförmig, glattschalig, wenig glänzend und blaßgrünlich braungrau von Farbe. Die Henne brütet ungefähr drei Wochen lang mit unglaublicher Hingebung, so anhaltend, daß ihr nach und nach fast alle Bauchfedern ausfallen, und verläßt das Nest nur solange als unbedingt erforderlich, um die nothwendige Nahrung aufzusuchen. Während sie brütet, weicht das Männchen nicht aus der Nähe, hält vielmehr gute Wacht, warnt die Gattin vor jeder Gefahr, gibt sich auch gewöhnlich dieser preis und kehrt, so wie es verscheucht wurde, wieder zur alten Stelle zurück. Diese Wachsamkeit bewahrt die Henne vor den meisten Gefahren, welche ihr drohen, soweit der Hahn sie zu sichern vermag. Wird dieser getödtet, so steht auch ihr ziemlich sicher der Untergang bevor.. Fortgesetzte Nachstellung kann ein Rebhuhnpaar übrigens, so sehr es die Brut auch liebt, doch vom Neste verscheuchen.

Die Jungen sind allerliebste Geschöpfe, schon soweit es sich um das Aeußere handelt. Ihr Dunenkleid zeigt auf der Oberseite eine Mischung von Gelbbraun, Rostgelb, Rostbraun und Schwarz, während auf der Unterseite lichtere Farben vorherrschen; die Zeichnung besteht aus unterbrochenen Fleckenstreifen. Sie bewegen sich vom ersten Tage ihres Lebens an mit vielem Geschick, verlassen das Nest sogar schon, ehe sie vollkommen trocken geworden oder von allen Anhängseln der Eierschalen befreit sind, und lernen es sehr rasch, sich den Unterweisungen ihrer Eltern zu fügen. Vater und Mutter nehmen an ihrer Erziehung gleichen Antheil; der Vater bewacht, warnt und vertheidigt, die Mutter führt, ernährt und hudert sie. Verliert eins der Eltern sein Leben, so übernimmt das andere die Pflege, also auch der Vater die Pflichten der Mutter. „Rührend ist es", sagt Naumann, die „unbegrenzte Sorgfalt der Eltern um ihre lieben Kleinen zu beobachten. Aengstlich spähend, von welcher Seite Unglück drohe oder ob es abzuwenden sei, läuft der Vater hin und her, während ein kurzer Warnungslaut der Mutter die Jungen um sich versammelt, ihnen befiehlt, sich in ein Versteck zu begeben und schnell einem jeden ein solches im Getreide, Grase, Gebüsche, hinter Furchen, in Fahrgeleisen und dergleichen anweist und, sobald sie alle geborgen glaubt, mit dem Vater Alles aufbietet, um den Angriff zu vereiteln oder abzuwenden. Muthig stellen sich beide Eltern nun dem Feinde entgegen, greifen ihn, im Gefühle ihrer Schwäche, jedoch nicht an, sondern suchen seine Aufmerksamkeit von den Jungen ab und auf sich zu lenken, ihn weiter und weiter von den Jungen abzuziehen, bis sie glauben, ihn weit genug entfernt zu haben. Dann fliegt zuerst die Mutter zu den Jungen, die ihr angewiesenes Versteck unterdeß um keinen Fuß breit verlassen haben, zurück, und versucht, diese eiligst ein Stück weiter fortzuschaffen. Sieht endlich der Vater alle seine Lieben in Sicherheit, so enttäuscht auch er seinen Verfolger und fliegt davon. Sobald nun rings umher Alles wieder ruhig und die feindselige Störung verschwunden ist, läßt er seinen Ruf hören, welchen die Mutter sogleich beantwortet, worauf er sofort zu seiner Familie eilt. Kein Raubthier kann die Wachsamkeit der zärtlichen, sorgsamen Eltern hintergehen, weder bei Tage noch bei Nacht, wenn nicht besondere Umstände den Feind begünstigen. Aber auch die unbedingte Folgsamkeit, die liebenswürdige Anhänglichkeit der Kinder zu den Eltern hat man oft zu bewundern Gelegenheit." Wenn die Küchlein erst etwas erwachsen sind, verändern sie und ihre Eltern das Betragen. Die gegenseitige Anhänglichkeit hat sich nicht vermindert; aber die Kleinen sind inzwischen selbständiger geworden, und jedes einzelne lernt mehr nach eigenem Ermessen handeln. Kommt ihnen jetzt ein Feind zu nahe, so erheben sie sich, fliegen zusammen ein Stück fort und fallen wieder ein; werden sie nochmals aufgestört, so sprengt sich das Volk, d. h. jedes einzelne Stück fliegt nach einer andern Richtung hin von dannen, läßt sich nieder und drückt sich entweder platt auf den Boden hin oder sucht sich durch Laufen oder anderweitiges Verstecken zu retten. Meint der Vater, daß die Gefahr vorüber sei, so beginnt er zu locken; eins um das andere von den Kindern antwortet, und die treuen Eltern versammeln nun nach und nach wieder die ganze Schar, indem der Vater eins von den Jungen nach dem andern herbeiholt und zur Mutter bringt, welche die bereits vereinigten unter ihre Führung genommen hat. Später müssen die Jungen dem Vater einen Theil seiner Sorge abnehmen, nämlich auf Vorposten treten und Umschau halten. Dieses Wachestehen, welches, wie es scheint, abwechselnd von allen jungen Hähnen geübt wird, befördert ihre Ausbildung sehr wesentlich. Verlieren junge Rebhühner ihre Eltern, so versuchen sie sich mit fremden Völkern zu vereinigen; denn sie haben inzwischen gelernt, daß das Vereinzeln eines Volkes den sichern Untergang desselben zur Folge hat.

In der frühesten Kindheit fressen die Rebhühner fast nur Kerbthiere, später, wie ihre Eltern, auch viel Pflanzenstoffe und zuweilen diese ausschließlich. Bis zur Ernte hin treiben sich die Völker hauptsächlich auf den Getreidefeldern umher; nach der Ernte fallen sie auf Kartoffel- oder Krautäckern ein, weil sie hier die beste Deckung finden. Im Spätherbste suchen sie Stoppeln und noch lieber Sturzäcker auf, in deren Furchen sie sich verstecken können. Naheliegende Wiesen werden der Heuschrecken, benachbarte Schläge der Ameisenpuppen halber gern besucht; die Nachtruhe aber hält das Volk immer auf freiem Felde. Es verläßt am Morgen sein Lager und begibt sich zunächst auf trockene

Stellen im Felde, sucht sich hier sein Frühstück, wendet sich sodann den Wiesen zu, auf denen der Nachtthau nunmehr abgetrocknet ist, legt sich, wenn die Mittagssonne drückt, in die Büsche und nimmt auch wohl ein Staubbad, geht nachmittags in die Stoppeln zurück und fliegt gegen Abend der Schlafstelle wieder zu. In dieser Weise währt das Leben fort, bis der Winter eintritt. Er ist eine schlimme Zeit für unser Huhn und bringt ihm oft den Hungertod. Nicht die Kälte schadet ihm, sondern der Schnee, weil dieser die Aeßung zudeckt und zuweilen so hart wird, daß die Hühner nicht im Stande sind, sich bis zur nahrungbergenden Erde durchzugraben. Solange sie scharren können, geht Alles gut: sie kennen die Feldflächen, auf denen Wintersaat oder Raps steht, sehr genau und nähren sich hier immer noch ziemlich leicht; wenn aber wechselndes Wetter eine Eiskruste auf die Schneedecke legt, kommen sie in die größte Noth, ermatten mehr und mehr, werden leicht eine Beute der Raubthiere und sterben buchstäblich den Hungertod. In strengen Wintern vergessen sie alle Scheu gegen die Menschen, nahen sich den Dörfern, suchen in den Gärten Schutz und Nahrung, kommen selbst ins Gehöft, in die Hausfluren herein und stürzen sich gierig auf die Körner, welche eine mildthätige Hand ihnen zuwarf. Zuweilen werden die Hasen ihre Retter, indem sie durch Scharren verborgene Nahrung bloslegen. In mehr als einem Reviere stirbt während eines harten Winters der ganze Hühnerbestand aus. Doch ebenso schnell, wie das Elend eintritt, kann es sich wieder zum Guten wenden. Sowie der Thauwind und die Sonne im Verein nur hier und da offene Stellen schaffen, sind die Hühner geborgen, und haben sie erst einige Tage nach einander sich satt gefressen, kehrt auch die frohe Lebenslust, welche sie so sehr auszeichnet, bald wieder in ihr Herz zurück.

Die Anzahl der Feinde unseres Rebhuhnes ist erstaunlich groß. Alle vierfüßigen Raubthiere bedrohen namentlich die Eier und die junge Brut; Habicht und Edelfalk sind Alt und Jung fortwährend auf den Fersen; Sperber, Bussard, Weih, die Raben und die Heher schnappen ihnen die Eier weg. Wenn man sich die Gefahren vergegenwärtigt, denen ein Rebhuhn ausgesetzt ist, bevor es sein volles Wachsthum erreicht hat, und bedenkt, daß es der bösen Witterung noch außerdem Stand halten muß, begreift man kaum, wie es möglich, daß es überhaupt noch Feldhühner gibt. Deshalb muß es das Bestreben aller vernünftigen Menschen sein, den allgemein schädlichen Feinden soviel als möglich Abbruch zu thun und noch außerdem durch geeignete Schutzmaßregeln für das Wohlbefinden und Gedeihen der nützlichen Vögel zu sorgen. Dichte Hecken oder kleine Dickichte, sogenannte Remisen, dazu bestimmt, dem Rebhuhne eine Zuflucht zu gewähren, sollten in allen Fluren angelegt und aufs beste unterhalten werden, und außerdem sollte man noch überall bedacht sein, die Noth, welche jeder strenge Winter bringt, möglichst zu mildern, indem man in der Nähe solcher Remisen Futter ausstreut und den Tisch auch für diese Hungrigen deckt. Das Rebhuhn bringt nirgends und niemals Schaden, trägt zur Belebung unserer Fluren wesentlich mit bei, erfreut Jedermann durch die Anmuth seines Betragens, gibt Gelegenheit zu einer der anziehendsten Jagden und nützt endlich durch sein vortreffliches Wildpret. Dafür sollte man sich doch dankbar zeigen!

Man nimmt an, daß es schwer sei, Rebhühner zu zähmen; es sind aber doch viele Beispiele bekannt, daß jung Aufgezogene sich den Menschen innig anschlossen. Ganz neuerdings wurden zwei hierauf bezügliche Geschichten erzählt, welche zur Seelenkunde dieses Thieres beitragen und deshalb auch hier Erwähnung finden mögen. Ein Huhn, von dem Brucklacher berichtet, hatte sich an einen Knaben angeschlossen. Wenn dieser einige Stunden abwesend war und von der Schule oder Kirche nach Hause kam, begrüßte es ihn durch Entgegeneilen, Zupfen an den Kleidern u. s. w.; wenn er weggehen wollte, begleitete es ihn bis zur Thüre, flog an dieser empor, rief laut, kehrte unruhig zurück, ging nochmals dorthin, geberdete sich oft eine Viertelstunde lang untröstlich, begann manchmal, wenn man schon glaubte, daß es Alles vergessen habe, seine Klagen von neuem, belauschte die Tritte, hörte achtsam auf das Geräusch einer aufgehenden Thüre, blieb stehen, um zu horchen und eilte, wenn es die Tritte des Knaben erkannt hatte, freudig der innern Zimmerthüre zu, um ihn zu empfangen. „Als das Huhn, gerade mit Sanden sich vergnügend, den Knaben einst weinen hörte,

kam es von seinem Aufenthaltsorte quer durch das Zimmer gestürzt, lief sehr schnell und ersichtlich höchst besorgt um jenen herum, flog ihm auf den Arm, schaute ihm unter hastigen Bewegungen des Kopfes ins Gesicht und stieß ein sanftes „Tak" aus, unverkennbar in der Absicht, den Knaben zu beruhigen." Diese Zuneigung hatte sich ohne alles Zuthun seitens des Knaben herausgebildet. Ein anderes Rebhuhn, welches Jex aufgezogen hatte, wurde sehr bald zutraulich und gewöhnte sich an seine Pfleger, sodaß es in Aufregung gerieth, wenn es Niemanden von der Familie um sich hatte. „Eines Tages", sagt unser Gewährsmann, „als ich mit meiner Familie die Wohnung verlassen hatte, um einen Spaziergang zu machen, rief mich mein Hauswirth mit dem Bemerken zurück, daß das eingeschlossene Rebhuhn sich im Zimmer wie rasend geberde. Ich ging hierauf in meine Wohnung zurück, und sobald ich die Thüre des Zimmers geöffnet hatte, worin der Vogel eingesperrt war, sprang derselbe hoch an mich heran unter steten Freudenbezeigungen. Ich nahm ihn nun mit ins Freie. Dort blieb er stets an meiner Seite, und nur erst, als ein Hund in unserer Nähe erschien, wurde er ängstlich und unruhig und drohte davonfliegen zu wollen. Nachdem ich jedoch den Hund entfernt hatte, kehrte die Ruhe bei dem Vogel wieder zurück, und er vollendete mit uns den kurzen Spaziergang. Späterhin habe ich ihn nicht wieder mit ins Freie genommen, fürchtend, daß er möglicherweise durch einen Hund oder sonstwie zu Schaden kommen könnte. Es mußte jedoch von dieser Zeit an, der Beruhigung des Vogels halber, stets ein Mitglied meiner Familie zu Hause bleiben."

„Sein größtes Vergnügen bestand, zum Verdruß meines weiblichen Personals, darin, sich des Morgens in sandigem Kehricht zu tummeln, und eine besondere Eigenthümlichkeit wohnte ihm insofern noch bei, als er, sobald mittags und abends die Speisen aufgetragen waren, auf den Tisch geflogen kam und nachsah, ob dort wohl irgend ein Leckerbissen für ihn vorhanden sei. War eine Schüssel mit Nudeln, eines seiner Lieblingsgerichte, aufgesetzt, so holte er sich einige heraus. Fand er, daß solche zu heiß waren, so legte er sie behutsam auf den Rand der Schüssel und ließ sie dort bis zur Erkaltung liegen, worauf sie dann verzehrt wurden."

„Um nun aber auch dem Vogel in geschlechtlicher Beziehung gerecht zu werden, fahndete ich in seinem zweiten Lebensjahre nach einem Weibchen und war so glücklich, recht bald eine, wenn auch nicht ganz zahme, so doch völlig gesunde und kräftige Henne zu erlangen. Die erste Begegnung beider war in der That belustigend. Sobald nämlich der Hahn die Henne bemerkt hatte, näherte er sich ihr langsam mit langgestrecktem Halse, gesträubten Federn und unter dem fortwährenden Lockrufe „Kack! kack! kierreck!" Als sodann eine beiderseitige Zuneigung und Verständigung erzielt zu sein schien, tanzte der Hahn vor lauter Lust und Freude förmlich um die Henne herum, während letztere sich dabei setzte und ein leises „Krrr" hören ließ. Nach Verlauf von ungefähr vierzehn Tagen — es war gegen Ende Mai's — und nachdem die Henne inzwischen etwas zahmer geworden war, fand eines Nachmittags mitten in unserm Wohnzimmer die Begattung statt. Einige Zeit darauf wurde die Henne ungewöhnlich unruhig und lief hastig aus einem Zimmer in das andere, indem sie dabei fortwährend den Lockton „Kack" ausstieß. Dieser aufgeregte Zustand dauerte ununterbrochen einige Tage lang an. Plötzlich flog sie, obgleich ihr die Flügel etwas verschnitten waren, auf das Dach des Nachbarhauses und verschwand von dort aus spurlos. Wie ich vermuthe, lag die Ursache ihrer Unruhe und spätern Entweichung darin, daß sie befruchtet war und einen passenden Brüteort suchte, solchen aber in unserer Wohnung nicht aufzufinden vermochte und deshalb anderwärts suchte. Sehnsucht nach seinem verschwundenen Weibchen habe ich übrigens beim Hahne nicht wahrgenommen; er schmiegte sich vielmehr seitdem noch weit inniger als früher an mich und die Meinigen an, und ich fand deshalb auch keine Veranlassung zur Beschaffung eines zweiten Weibchens."

„Nachdem wir uns an diesem beispiellos zahmen Vogel drei Jahre lang wahrhaft erfreut hatten, besuchte mich eines Tages ein Bekannter. Dieser sieht das liebe Thierchen auf dem Sopha liegen, wo es seine Mittagsruhe hält, nimmt es von dort weg, um es zu liebkosen und setzt es sodann wieder auf sein Ruheplätzchen zurück. Kurze Zeit darauf schlägt es krampfhaft mit den Flügeln um sich, dann

verdreht es den Kopf, das Auge bricht, die Füße strecken sich zitternd und — leblos liegt unser kleiner Liebling, mit einer Thräne von mir benetzt, in meiner Hand."

In Südasien und Afrika kommen neben den Rebhühnern Verwandte vor, welche Frankoline (Francolinus) genannt werden. Sie unterscheiden sich von den Rebhühnern durch den längeren Schnabel, den höheren und in der Regel mit einem, auch wohl mit zwei Sporen bewehrten Fuß, durch den längeren Schwanz und ein dichteres, oft sehr buntes Gefieder. Der Schnabel ist mäßig oder ziemlich lang, kräftig und etwas hakig; der Schwanz besteht in der Regel aus vierzehn Federn und ist entweder gerade abgeschnitten oder leicht zugerundet; im Fittig überragt die dritte oder vierte Schwinge die übrigen an Länge. Männchen und Weibchen ähneln sich gewöhnlich in Größe, Färbung und Zeichnung, obwohl auch das Entgegengesetzte vorkommen kann.

Ueber die Lebensweise der Frankoline sind wir noch keineswegs genügend unterrichtet, und namentlich die Art, welche in Europa lebt und uns also am nächsten angeht, ist noch sehr unbekannt. Falls ich von eigener Beobachtung der afrikanischen Arten und den Mittheilungen, welche wir über die indischen erhalten haben, auf die Lebensweise anderer Feldhühner dieser Gruppe schließen darf, kann ich Folgendes berichten: Die Frankoline leben paar- oder familienweise in buschreichen Gegenden, auch wohl im eigentlichen Walde, jedoch schwerlich in solchem, welcher aus hohen Bäumen besteht, sondern lieber da, wo niederes Gebüsch vorherrscht und nur hie und da einzelne höhere Bäume sich darüber erheben. Unter dem Gebüsch finden sie ihre Zufluchtsstätten und auch wohl einen Theil ihrer Nahrung. Da, wo ihnen der Mensch nicht sehr nachstellt, sind sie häufig: einzelne Arten habe ich in Afrika in großer Anzahl gefunden, zahlreicher vielleicht als jedes andere dort vorkommende Huhn, da ein Paar dicht neben dem andern steht und jedes sich mit einem kleinen Wohnkreise begnügt. Diese Häufigkeit erklärt sich theilweise durch die Anspruchslosigkeit der Hühner, hinsichtlich ihrer Nahrung. Die Frankoline sind nämlich Allesfresser im buchstäblichen Sinne des Worts und entnehmen, wie unsere Haushühner, ihre Aeßung ebensowohl dem Pflanzen-, wie dem Thierreiche. Knospen, Blätter, Grasspitzen, Beeren, Körner, Kerbthiere, Schnecken und kleine Wirbelthiere bilden ihr Futter, und an derartigen Stoffen sind jene Wälder unendlich reich, sodaß es ihnen also nicht schwer wird, den nöthigen Bedarf an Nahrung zu erwerben. In ihren Begabungen stehen die Frankoline wenig andern Mitgliedern ihrer Ordnung nach. Sie laufen ausgezeichnet, verstehen es meisterhaft, sich durch das dichteste Gestrüpp hindurchzuarbeiten oder zwischen dem verworrensten Steingeklüft hindurchzustehlen, und fliegen, wenn es sein muß, leicht und schön dahin, obgleich selten über weite Strecken in einem Zuge. Die Arten, welche ich beobachtet habe, bäumen nicht; andere sollen ausnahmsweise auf Bäumen Zuflucht suchen.

Mit Beginn des Frühlings der betreffenden Länder, in Mittelafrika also zu Anfang der Regenzeit, sucht sich die Henne eines Paares einen geeigneten Busch, scharrt hier eine kleine Vertiefung, kleidet diese mit Genist, Blättern und Halmen aus und legt in das wenig kunstvolle Nest ihre acht bis zehn, vielleicht auch funfzehn Eier. Ob sich der Hahn am Brutgeschäft oder an der Erziehung der Kinder betheiligt, weiß ich nicht; das Letztere glaube ich jedoch annehmen zu dürfen, da ich beobachtet habe, daß er die Leitung der Kette, welche sich später zusammenfindet, übernimmt.

In Mittelafrika werden die Frankoline sehr eifrig gejagt, auch oft gefangen. Die Jagd geschieht fast nur mit Hilfe der ausgezeichneten Windhunde, welche die laufenden Hühner verfolgen und greifen, ja, selbst den aufstehenden noch gefährlich werden, indem sie mit einem gewaltigen Satze nachspringen und sehr oft die ins Auge gefaßte Beute wirklich erreichen. Zum Fangen gebraucht man Netze, welche quer durch die Büsche gestellt, und Schlingen, welche so zwischen dem Gebüsch angebracht werden, daß das durchschlüpfende Huhn sich entweder am Halse fängt und erwürgt oder mit den Läufen fesselt.

Die Gefangenen werden von den Eingebornen in der Regel sofort getödtet; auf Verlangen kann man jedoch Lebende erhalten, soviel man will. An den Käfig und ein einfaches Körnerfutter gewöhnt sich auch der alt eingefangene Frankolin ohne alle Umstände, und wenn man anfangs die Vorsicht gebraucht, seinen Bauer mit einer weichen Decke zu versehen, sodaß er sich den Kopf nicht wund stoßen kann, mäßigt sich sein im Anfange sehr ungestümes Wesen bald; er wird rasch zahm und schreitet bei geeigneter Pflege auch wohl zur Fortpflanzung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch vor etwa dreißig Jahren ein Mitglied dieser Sippe, der Frankolin (Francolinus vulgaris), in mehreren Ländern Europas gefunden wurde: so namentlich auf Sicilien, auf einigen Inseln des griechischen Meeres und in der Nähe des Sees Albufera in Valencia. Gegenwärtig ist der Vogel aber allem Anschein nach hier wie dort gänzlich ausgerottet, und möglicherweise wird er in ganz Europa nicht mehr gefunden. Dagegen lebt er noch in ziemlicher Anzahl auf Cypern, in Kleinasien, zumal in Syrien, im Süden des schwarzen Meeres und im Norden Indiens, — vorausgesetzt, daß diejenigen Forscher, welche zwischen dem indischen und europäischen Frankolin keinen Unterschied fanden, richtig beobachtet haben.

Malherbe sagt, daß der Frankolin auf Sicilien die Ebenen zwischen Caltagirone und Terranova bewohne, feuchte Gegenden oder doch die Nähe von Bächen bevorzuge, sich oft mitten im Binsicht aufhalte und ein einsames Leben führe; Sperling hat ihn oft in Syrien gesehen und zwar gewöhnlich einsam oder in Paaren, immer unter den Myrthengebüschen, welche um die Flußufer sich finden, oder auf den feuchten, sumpfigen Stellen in den Ebenen; Jerdon berichtet, daß er in ganz Nordindien, vom Himalaya an bis zum Gangesthale herunter, südlich bis nach Sindh und Guzurate, östlich bis Dacca und Assam hin vorkommt, und im Gebirge bis zu ungefähr viertausend Fuß über dem Meere emporsteigt, hier ebenfalls feuchte, grasige Wiesen, angebaute Felder, kleine Buschdickichte, auch wohl die Dschungeln bevorzugt und sich immer und überall in kleinen Gesellschaften in der Nähe des Wassers aufhält.

Der männliche Frankolin ist ein sehr schöner Vogel. Vorderkopf, Wangen und Brust sind tiefschwarz, die Federn des Hinterkopfes röthlich gesäumt und weiß längs gestreift, die Ohrfedern reinweiß, die des Mittelhalses rothbraun, sodaß ein breites Halsband entsteht, die des Rückens schwarz, röthlich gesäumt und weiß gefleckt, die des Unterrückens feinschwarz und weiß quer gestreift, die der Brust dunkelschwarz, nach dem Bauche zu mehr oder weniger mit Weiß gefleckt oder gestreift, die Schenkel und die Unterschwanzdeckfedern endlich bräunlich, die Schwingen roth und schwarz, die Mittelfedern ihrer ganzen Länge nach, die äußeren an der Wurzel schwarz und grau gestreift, die übrigen schwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel schwarz, der Fuß gelbroth. Die Länge beträgt 13 bis 14, die Breite 20, die Fittiglänge 5¾, die Schwanzlänge 3½ Zoll.

Das Weibchen trägt ein viel bescheideneres Gewand. Bei ihm ist ein lichtes Gelbbraun die Grundfärbung; die Scheitelfedern sind braun, jederseits mit einem großen gilblichen Flecken gezeichnet, die des Halses und der Brust mit kleinen braunen Flecken getüpfelt, die der übrigen Unterseite ähnlich gebändert, die des Rückens und der Flügeldecken matt graubraun, weißgelb gesäumt.

„In der kalten Jahreszeit", sagt Jerdon, „nachdem die Jungen flügge und selbständig geworden, findet man den Frankolin über einen größeren Theil des Landes verbreitet als während der heißen Monate und insbesondere während der Regenzeit. Man begegnet ihm dann auch oft in Feldern fern vom Wasser. Gelegentlich sieht man einen oder den andern auch bäumen, das aber ist immer ein seltener Fall."

Während der Paarzeit läßt der Hahn bei Sonnenaufgang und gegen Abend fleißig seine Lockstimme hören, ein Geschrei, welches Malherbe wohlklingend nennt und durch die Silben „Tre, tre, tre" zu übertragen versucht. Ein sicilianisches Sprüchwort sagt, der Vogel wolle damit seinen eigenen Werth angeben, da sein Wildpret mit tre — drei — Paris (einer sicilianischen Münze) oder 10 Sgr. verkauft werde. Jerdon nennt das Geschrei mißtönend und bemerkt, daß man es auch in

Indien in verschiedene Sprachen zu übersetzen versucht, „ohne daß jedoch diese Nachahmung Dem, welcher es nicht hörte, eine wirkliche Vorstellung geben könnte. Die Mahammedaner sagen, daß der Frankolinhahn das Gebet „Dobahn teri kudrut“, Andere, daß er die Worte „Lussun, piaz, udruk“ (Knoblauch, Zwiebel, Ingwer) hören lasse; Adams versucht das Geschrei durch „Lohi wah witsch“, und ein Anderer glaubt die Silbe „Suk schuk ti-titur“ vernommen zu haben; ein Beschreiber endlich meint, jene Stimme klinge wie ein Laut, welcher auf einer zerbrochenen Trompete hervorgebracht wird. Der Ruf selbst ist nicht besonders laut, obgleich man ihn immerhin auf eine ziemliche Strecke vernimmt. Da, wo Frankoline häufig sind, antwortet ein Männchen dem andern, und jedes pflegt dabei eine kleine Erhöhung zu besteigen, um vonhieraus sich hören zu lassen. Nach Regenwetter oder bei trübem Himmel schreien die Vögel öfter als sonst“.

Der Frankolin ist nicht besonders scheu; aber er pflegt, wenn er sich verfolgt sieht, immer in einer gewissen Entfernung vor dem Jäger hinzulaufen, sich dabei möglichst zu verbergen, und nur dann eine freie Stelle zu überschreiten, wenn er Dies unbedingt thun muß. In dieser Weise läuft er manchmal zwei bis drei Minuten lang vor dem Jäger her, ehe er sich zum Aufstehen entschließt. Der Flug ist kräftig und verursacht ein lautes Geräusch, fördert aber nur langsam und wird auch niemals weit ausgedehnt. In der Regel fliegt der aufgescheuchte Vogel blos dem nächsten Gebüsch zu und läßt sich hier sofort wieder zum Boden herab.

In Indien brütet die Henne, laut Jerdon, in den Monaten Mai bis Juni. Das Nest wird gewöhnlich im hohen Grase, zuweilen in einem Indigofelde, gelegentlich wohl auch im Zuckerrohre angelegt. Zehn oder zwölf, manchmal sogar funfzehn blaßbläuliche, weiße oder blaßgrünliche Eier bilden das Gelege. Sie werden wahrscheinlich von der Mutter allein bebrütet.

Noch vor wenig Jahren wurden auf Sicilien viele Frankoline erlegt; gegenwärtig scheint es hier mit der Jagd so ziemlich vorbei zu sein. Anders ist es in Syrien und insbesondere in Indien. Die Jagdzeitung von Bengalen erwähnt, daß im Jahre 1841 ein Jäger an einem einzigen Tage fünfundsiebenzig Paare erlegte. Diese Zeiten sind vorüber; immerhin aber macht der geschickte Jäger an geeigneten Orten noch reichliche Beute. Das Wildpret soll ziemlich gut sein, namentlich wenn es vorher einige Tage gehangen hat und kalt aufgetragen wird. In einigen Theilen des Landes verfertigt man Halskragen aus den Schwanzfedern des Männchens.

Gefangene Frankoline sind in unseren Thiergärten nicht eben häufig; ich habe sie namentlich in den französischen und belgischen gesehen. Die beste Bezugsquelle für sie ist Marseille. Hier sollen sie zuweilen in großer Menge ankommen und zwar von Algerien ebensogut wie von Syrien her. Bei geeigneter Pflege halten sie sich sehr gut, pflanzen sich auch ohne sonderliche Umstände im Käfige fort.

Unter den afrikanischen Frankolinen gibt es einige, welche sich durch ein nacktes, lebhaft gefärbtes Kehlfeld von den übrigen unterscheiden und deshalb neuerdings in einer eigenen Sippe vereinigt worden sind, der wir den Namen Nackthalshühner (Pternistes) geben wollen. Ihr Leib ist verhältnißmäßig schlank, der Hals mittellang, der Kopf klein, der Fittig, in welchem die vierte Schwinge die längste, sehr abgerundet, der Schwanz, welcher nicht vom Flügel bedeckt wird, fast gerade abgeschnitten, der Schnabel mittellang und gestreckt, der Fuß hoch und sein Lauf beim Männchen mit einem Sporen bewehrt.

Die allgemeine Färbung des Küstenhuhnes (Pternistes rubricollis), wie ich die durch eigene Beobachtung mir bekannt gewordene Art nennen will, ist ein verwaschenes Graubraun; fast alle Federn aber, mit Ausnahme derer des Oberkopfes, zeigen in der Mitte einen langen, nach der Spitze zu sich verbreiternden gilblich- weißen Keilflecken, auch wohl weiße Ränder, und hierdurch entsteht eine sehr gleichartige Fleckung; unser Huhn ist also eigentlich braun und weißlich gescheckt. Die Handschwingen

haben die allgemeine Färbung des Gefieders, sind aber an der äußeren Fahne gelb gerändert und tragen an der inneren eben solche breite längliche Flecken, während auf den Schwanzfedern eine aus Gelb und Braun bestehende unregelmäßige Bandzeichnung zum Vorschein kommt. Das Auge ist lichtbraun, die nackte Stelle um dasselbe zinnoberroth, das Kehlfeld gelb, dunkelroth eingefaßt und gefleckt, der Schnabel dunkelbraungrau, an der Wurzel und auf der Nasendecke roth, der Fuß dunkelbraungrau. Die Länge beträgt 16, beim Weibchen 14½, die Breite 25, beim Weibchen etwa 24, die Fittiglänge 7⅔, die Schwanzlänge 4 Zoll.

Soviel bis jetzt bekannt, reicht der Verbreitungskreis des Küstenhuhnes von der Nordgrenze Abyssiniens an bis zu den Somaliländern herab; überall aber findet es sich nur im Küstenlande und bezüglich in der Tiefe, niemals in Gebirgen. „Wenn man von der Küste des rothen Meeres dem Gebirge sich zuwendet", so habe ich in meinen „Ergebnissen" u. s. w. gesagt, „begegnet man zunächst diesem Huhne. Es bewohnt paar- und familienweise sehr zahlreich die Dickichte und die Ufersäume der Regenbetten und wird um so häufiger, je verschlungener und ausgedehnter dieselben sind. Im eigentlichen Gebirge habe ich es nie bemerkt; wohl aber lebt es noch einzeln unmittelbar am Fuße des ersten Gebirgswalles."

„Ebensowenig als andere Frankoline zeigt sich das Küstenhuhn frei; es läuft vielmehr bei Annäherung eines Menschen so eilig als möglich dem nächsten Gebüsche zu und stiehlt sich in ihm weiter, mit meisterhafter Gewandtheit jede günstige Stelle sich aussuchend, pfeilschnell über eine Blöße von einem Busche zum andern rennend, immer bedacht, sich bestmöglichst zu decken und gewiß überzeugt, daß sein Kleid der vorherrschenden Bodenfärbung in jeder Hinsicht auf das genaueste sich anpaßt. Blos wenn man es auf einem freien Platze überrascht oder einen Hund auf seine Spur hetzt, steht es unter geräuschvollem Flügelschlage auf und wendet sich einem entfernten Dickichte zu, in welchem es dann die Flucht laufend fortsetzt. Der Flug ist ziemlich leicht, anfangs allerdings flatternd, in einer gewissen Höhe aber viel schwebend: er hat mich am meisten an den unseres Birkhuhnes erinnert. So leicht er übrigens genannt werden kann, so weit steht er hinter dem Laufe zurück; denn unser Huhn rennt mit unglaublicher Gewandtheit und Schnelligkeit dahin."

„Wie die Verwandten, welche mir bekannt wurden, lebt auch das Küstenhuhn in Einweibigkeit. Man trifft Paar bei Paar in treuer Gemeinschaft, und wenn man einer größeren Anzahl begegnet, sind es zwei oder drei Paare, welche sich zufällig vereinigten oder Familien im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. die Eltern mit ihren fünf bis sechs Jungen. Ungeachtet dieses trauten Zusammenhaltens der Gatten, ist die Eifersucht der Hähne ebenso groß, wie bei andern Mitgliedern ihres streitbaren Geschlechts. Wenn ich auch selbst die Kämpfe nicht mit angesehen habe, welche die Männchen ausfechten mögen, so sprach doch das herausfordernde Geschrei des einen und die trotzige Antwort des andern Hahnes deutlich genug für meine Behauptung."

„Der Ruf des Küstenhuhnes ist ein echtes Waldhuhngeschrei, obgleich er mich manchmal mehr an die Stimme des Perlhuhnes oder unseres Rebhuhnes erinnert hat, als an das Kollern und Balzen unseres Birk- und Auerwildes. Am häufigsten vernahm ich die Laute „Girrää, Nirrää", welche in einiger Entfernung dem Locktone des Rebhuhnes täuschend ähnlich klingen. Im April und Mai hatte die Fortpflanzung begonnen; unsere Hühner waren aufs äußerste erregt und riefen und schrien in den Abendstunden ohne Ende. Ein Nest fand ich in einem dichten und dunklen Busche, zwischen mehreren Stämmen, unmittelbar über dem Boden. Es war eine tiefe, mit etwas Laub und einigen Federn ausgelegte Mulde, welche sechs reinweiße, in Gestalt, Größe und Färbung denen eines kleinen Haushuhnes ähnliche Eier enthielt. Die Henne selbst machte mich auf das Nest aufmerksam. Sie lief bei meiner Ankunft aus dem Busche heraus, ging etwa funfzig Schritte weit fort, stellte sich dort auf eine Blöße hin, breitete die Flügel, schlug mit ihnen und schrie „Hihärr," unzweifelhaft in der Absicht, mich vom Neste abzuführen. Ich bezeichnete mir den Busch und folgte ihr. Sie ging weiter und weiter, huschte und flatterte, schrie beständig vor mir her, führte mich wirklich fast fünfhundert Schritte ihr nach, stieg plötzlich auf und kehrte nun im großen Bogen zum Neste zurück, ganz nach Art

ihrer Verwandten. Der Hahn ließ sich nicht sehen; doch zweifle ich nicht, daß auch er sich in der Nähe befand."

„Die Küstenbewohner stellen gerade dieses Huhn sehr häufig, und zwar in Schlingen, wie man mir sagte. In den Häusern mancher Europäer findet man es in der Gefangenschaft. Diese erträgt es recht gut, bleibt aber immer wild und unbändig. Ich brachte einen Hahn mit mir nach Europa. Die Jagd hat keine besonderen Schwierigkeiten und dürfte vor dem Hunde noch leichter sein, als sie uns wurde. Wenn man im Halbmonde die Regenstrombetten abgeht, kann man dieses Huhn in Menge erlegen; denn soviele auch in den Büschen sich wegstehlen, soviele kommen im Aufstehen dem Jäger vors Rohr. Sie vertragen aber einen sehr starken Schuß und entkommen selbst todtwund noch häufig. Ihr Wildpret ist im höchsten Grade schmackhaft: es steht dem des Perlhuhnes vollständig gleich."

* * *

Die Stelle der altweltlichen Feldhühner vertreten in Amerika die ihnen sehr ähnlichen Baumhühner (Odontophori). Mit diesem Namen bezeichnen wir eine zahlreiche Familie, deren Mitglieder, bei aller Aehnlichkeit mit den altweltlichen Verwandten, doch etwas Selbständiges haben, obgleich sich Das leichter ersehen als beschreiben läßt.

Die Baumhühner sind klein oder mittelgroß, zierlich gebaut, mittellang- oder kurzschwänzig, durch kurzen, sehr hohen, seitlich zusammengedrückten, an der Schneide des Kiefers oft gezahnten Schnabel und den hochläufigen, langzehigen, unbespornten Fuß ausgezeichnet. In dem mittellangen, aber noch sehr zugerundeten Flügel pflegt die vierte, fünfte oder sechste Schwinge die längste zu sein; der Schwanz wird gebildet von zwölf Federn, deren äußere mehr oder weniger verkürzt sind. Warzige, lebhaft gefärbte Augenbrauen fehlen den Mitgliedern dieser Familie; eine nackte Stelle ums Auge findet sich bei vielen. Das Gefieder ist reichhaltig, bei den meisten Arten nicht besonders lebhaft, bei vielen aber doch sehr schön gefärbt und immer ansprechend gezeichnet.

Bis in die neuere Zeit war die Familie der Baumhühner noch wenig bekannt, und wir verdanken erst Gould eine genügende Kunde der verschiedenen Arten. In einem Prachtwerke des genannten Forschers, welches die Schilderung unserer Hühner bezweckt, sind fünf und dreißig verschiedene Arten dargestellt, und wenn auch die Selbständigkeit einiger von ihnen angezweifelt werden kann, so steht uns doch andererseits die Entdeckung bisher noch unbekannter mit Sicherheit bevor: die angegebene Artenzahl dürfte also eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein.

Mittelamerika ist als die eigentliche Heimat der Baumhühner zu betrachten; im Süden und im Norden kommen verhältnißmäßig wenige von ihnen vor. Auch sie bewohnen die verschiedensten Oertlichkeiten. Einige leben im Felde und in der Ebene, andere im Gebüsch, einzelne auch im Hochwalde; diese erinnern durch ihre Lebensweise an das Haselwild, jene an die Rebhühner, obwohl hierbei fest gehalten werden muß, daß sie sämmtlich ihren Namen verdienen. Wesen und Eigenschaften kennzeichnen den Kern der Familie als nahe Verwandte der Feldhühner, während diejenigen, welche in ihrer Gestalt an die Haselhühner erinnern, diesen auch in der Lebensweise ähneln. Alle Baumhühner, ohne Ausnahme, sind hochbegabte, bewegliche, scharfsinnige und geistig befähigte Geschöpfe. Sie laufen rasch und gewandt, fliegen leicht, wenn auch nicht ausdauernd, benehmen sich im Gezweig der Bäume mit Geschick, sehen und hören scharf, bekunden eine verständige Beurtheilung wechselnder Verhältnisse, lassen sich deshalb auch ohne besondere Schwierigkeit zähmen und an den Menschen gewöhnen. Ihre Anmuth und Zierlichkeit wirbt ihnen in Jedem, der sie kennen lernt, einen Freund; ihre Fruchtbarkeit und Unschädlichkeit hat bereits wohl begründete Hoffnungen für weitere Nutzung erweckt. Mit vollständigem Rechte richtet sich gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Hühner. Man versucht diejenigen, welche den Norden Amerikas bewohnen, bei uns heimisch zu

machen und hat eine Art von ihnen bereits in Großbritannien eingebürgert; andere Arten gereichen einstweilen mindestens unseren Thiergärten zur Zierde. Ihrer sind freilich noch sehr wenige; aber jedes Jahr fast bringt uns in dieser Hinsicht eine neue Erwerbung. Die Baumhühner erfüllen alle Anforderungen, welche man an derartige Vögel zu stellen berechtigt ist: sie sind anspruchlos, wie wenig andere Arten ihrer Zunft und belohnen jede auf sie verwandte Mühe reichlich. Ihnen steht ganz gewiß eine große Zukunft bevor.

Brasiliens Waldungen bewohnt die Capuere (Odontophorus dentatus), das Urbild einer der zahlreicheren Sippen und eine der größeren Arten der Familie. Sie und ihre Verwandten kennzeichnen sich durch kräftigen Bau, verhältnißmäßig langen Hals und mittelgroßen Kopf, einen aus weichen Federn gebildeten, kurzen, etwas abgerundeten Schwanz, kurze, stark gerundete Flügel, in denen die fünfte und sechste Schwinge die anderen überragen, einen kräftigen, seitlich zusammengedrückten, ungemein hohen, auf der Oberfirste stark gewölbten, hakig übergebogenen Schnabel, dessen Unterkieferrand zwei deutliche Zähne besitzt, langläufige und langzehige Füße, welche vorn groß getäfelt, hinten geschildert und sporenlos, aber mit scharfen, spitzigen, wenig gebogenen Krallen bewehrt sind, sowie ein beiden Geschlechtern gleichfarbiges Gefieder, welches sich auf dem Kopfe haubenartig verlängert, und einen ziemlich breiten, lebhaft gefärbten Ring um das Auge frei läßt.

Das Gefieder der Capuere ist auf dem Oberkopfe braun, ein Zügelstreifen, welcher sich bis zum Nacken herabzieht, rostrothgelb, jede Feder fein rostgelb punktirt; Nacken, Rücken, Flügel und Schwanz sind gelbbraun, die Federn des Halses und Oberrückens abwechselnd schwarz und braun gefleckt und gelb längsgestreift, die der Schultern auf der Innenseite der Fahne mit einem großen, schwarzen, dreieckigen, die Deckfedern an der Spitze mit blaßgelben, herzförmigen Flecken, die unteren Schulterfedern und letzten Armschwingen am Innenrande rostgelb gesäumt und daneben schwarz gestreift, während die Mitte aller Federn rostgelbgrau und rothbraun marmorirt erscheint; die braunen Handschwingen zeigen am Außenrande weiße Flecken, die bleifarbigen Armschwingen auf der Außenfahne rostgelbe Querbänder, alle Federn des Unterrückens, des Bürzels und des Schwanzes in der Mitte auf rostgelbem Grunde marmorartige Tüpfelflecken, einen blaßgelben Saum und einen schwarzen Flecken vor der Spitze; die der Unterseite sind schiefergrau, bräunlich gerandet. Das Auge ist braun, der nackte Augenring dunkelfleischroth, der Schnabel schwarz, der Fuß graulich fleischroth. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die mattere Färbung und die verloschenere Zeichnung seines Gefieders; das Kleid des jungen Vogels spielt mehr ins Rostbraune, und seine Zeichnung ist noch undeutlicher. Die Länge beträgt 16½, die Breite 17¾, die Fittiglänge 5⅙, die Schwanzlänge 3 Zoll.

Ueber die Lebensweise hat meines Wissens nur der Prinz von Wied ausführlich berichtet. Die Capuere ersetzt in Brasilien vollkommen unser europäisches Haselhuhn, mit dem sie etwa einerlei Lebensweise hat; der Prinz weiß deshalb nicht, warum Sonnini ihre Lebensweise mit der des Rebhuhnes vergleicht: wahrscheinlich kannte dieser das Haselhuhn nicht hinlänglich. Sie lebt, gepaart und später in Ketten oder Völkern, im dichten Urwalde. Hier geht sie auf dem Boden in dem trocknen Laube ihrer Nahrung nach oder liest von den Bäumen die Beeren und Früchte auf. Sie ist über den größten Theil von Südamerika verbreitet und in manchem der Urwälder an der Ostküste sehr zahlreich. Der Prinz fand sie besonders am Mucuri, Alcobaça, Belmonte, Ilhéos und in anderen Gegenden, wo oft viele von ihnen geschossen wurden. In den Gesträuchern der offenen Seeküste kommen diese Vögel nicht vor; dagegen hört man in den geschlossenen Waldungen, besonders in der Abend- und Morgendämmerung, ihre laute, weit durch die Wildniß schallende Stimme.

Prinz Max glaubte, daß blos der Hahn ruft, obgleich Azara das Gegentheil sagt. Die Stimme ist ein aus drei oder vier Tönen zusammengesetzter Ruf, welcher sehr oft und schnell hinter einander wiederholt wird. In der Morgen- und Abenddämmerung sitzen diese Vögel sämmtlich in einer Reihe, dicht an einander geschlossen auf einem niedern Baumaste, und die Hähne lassen dann sich hören. „Das Nest haben wir auf dem Boden im dichten Walde gefunden. Es enthält zehn bis funfzehn weiße Eier. Ich habe nicht gehört, daß mehrere solcher Vögel gemeinschaftlich nisten, und die Behauptung Virey's, daß man das Nest auf einem Baume finde, kann ich nicht bestätigen."

„Die Jagd der Capuere ist etwa dieselbe, wie die auf unser Haselhuhn. Wenn meine Hühnerhunde eine Kette solcher Hühner fanden, so standen diese unter lautem Geräusche ihrer Flügel auf und setzten sich sogleich auf einem Aste nieder. Man konnte sie alsdann von den Bäumen herabschießen; doch gehört eine gewisse Uebung dazu, die graubraunen Vögel in den dichten Zweigen aufzufinden. Das Fleisch ist wohlschmeckend." Burmeister sagt, daß man die Capuere oft höre, aber selten zu sehen bekomme, daß es jedoch dem Jäger, welcher den Lockton nachzuahmen versteht, leicht gelinge, den Vogel zu erlegen. Das Wildpret fand letztgenannter Forscher nicht so wohlschmeckend, wie das unseres Rebhuhnes.

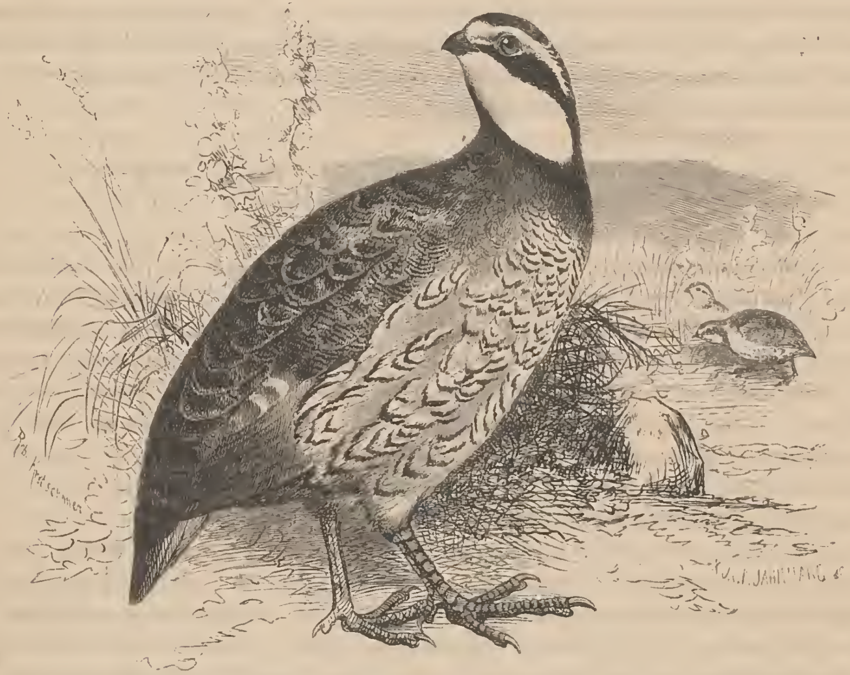
Das Baumhuhn, welches sich gewissermaßen europäisches Bürgerrecht erworben hat, ist die Baum- oder virginische Wachtel, auch wohl Colinhuhn genannt (Ortyx virginianus), neben drei oder vier Verwandten der Vertreter einer besondern Sippe, welche sich ungefähr durch folgende Merkmale kennzeichnet: Der Leib ist kurz und kräftig, der Hals mittellang, der Kopf mittelgroß, der Schnabel kurz, kräftig, stark gewölbt, sein Obertheil hakig übergebogen, die Schneide seines Untertheiles vor der Spitze zwei- oder dreimal eingekerbt, der Flügel gewölbt, mäßig lang, in ihm die vierte Schwinge die längste, der zwölffedrige Schwanz kurz abgerundet, der Fuß mittelhoch, vorn mit zwei Längsreihen glatter Horntafeln, seitlich und hinten mit kleinen Schuppen bedeckt; das etwas glänzende Gefieder verlängert sich auf dem Kopfe ebenfalls zu einer kleinen Haube.

Die männliche Baumwachtel gilt, obgleich ihr Gefieder nicht in lebhaften Farben prangt, mit Recht als ein schmucker Vogel. Alle Federn der Oberseite sind röthlichbraun, schwarz gefleckt, getüpfelt und gebändert, gelb gesäumt, die der Unterseite weißlichgelb, rothbraun längs gestreift, und schwarz in die Quere gewellt; ein weißes Band, welches auf der Stirn beginnt und über das Auge weg nach dem Hinterhalse läuft, die weiße Kehle, eine über dem lichten Bande sich dahinziehende schwarze Stirnbinde und eine solche, welche, vor dem Auge entspringend, die Kehle einschließt, sowie endlich die aus Schwarz, Weiß und Braun bestehende Tüpfelung der Halsseiten bilden vereinigt einen zierlichen Kopfschmuck; auf den Oberflügeldeckfedern herrscht Rothbraun vor; die dunkelbraunen Handschwingen sind an der Außenfahne blau gesäumt, die Armschwingen unregelmäßig brandgelb gebändert, die Steuerfedern mit Ausnahme der mittleren graugelblichen, schwarz gesprenkelten, graublau. Das Auge ist nuß-, der Schnabel dunkelbraun, der Fuß graublau. Das Weibchen unterscheidet sich durch blässere Färbung und undeutlichere Zeichnung des Gefieders, hauptsächlich aber durch das Gelb der Stirne, der Brauen, der Halsseiten und der Kehle. Das Geschlecht der Jungen, welche dem Weibchen ähneln, läßt sich an der mehr oder minder deutlichen Zeichnung bereits erkennen. Die Länge beträgt 9, die Breite 13⅚, die Fittiglänge 4½, die Schwanzlänge 2½ Zoll.

Canada bildet die nördliche, das Felsengebirge die westliche, der Meerbusen von Mejiko die südliche Grenze des Verbreitungskreises der Baumwachtel. Auf einigen Inseln im Golfe von Mejiko, wo sie ebenfalls vorkommt, soll sie erst eingebürgert worden sein. Ihren Aufenthaltsort wählt sie sich in ähnlicher Weise wie unser Rebhuhn. Sie bevorzugt das Feld, verlangt aber Buschdickichte, Hecken

und dergleichen Schutzorte, scheint auch gelegentlich die Tiefe des Waldes aufzusuchen. Im Süden der Vereinigten Staaten ist sie ein Standvogel, im Norden tritt sie alljährlich Streifzüge an, welche zu förmlichen Wanderungen werden können.

Die Schilderungen der amerikanischen Forscher beweisen zur Genüge, daß die Baumwachtel in ihrer Lebensweise und ihrem Betragen unserm Rebhuhne ähnelt. Der Lauf ist ebenso behend, der Flug wohl noch etwas rascher; die übrigen Begabungen stehen ungefähr auf derselben Höhe; die Stimme aber besitzt mehr Klang und Wechsel als die des Rebhuhnes. Sie besteht aus zwei Lauten, welche zuweilen noch durch einen Vorschlag eingeleitet, meist oft nach einander wiederholt werden und wie „Bobweit" klingen. Diese Laute können leicht nachgeahmt werden und haben der Baumwachtel den volksthümlichen Namen „Bob white" verschafft. Der Ausdruck der Zärtlichkeit ist ein sanft zwitschernder Laut, der Angstruf ein ängstliches Pfeifen.



Die Baum- oder virginische Wachtel (Ortyx virginianus). ½ der nat. Größe.

Mit Beginn des Frühlings sprengen sich die Schwärme oder Völker, welche während des Winters zusammengelebt hatten. Jeder Hahn erwirbt sich, oft erst nach langem Kampfe, eine Henne, und erwählt sich nun ein passendes Wohngebiet. In diesem geht es jetzt lebhaft zu; denn die Aufregung des Männchens bekundet sich nicht blos durch fortwährendes Rufen, sondern auch durch Streit mit andern. Gegen Abend sieht man auf allen Umzäunungen, gewöhnlich auf den höchsten Spitzen der Pfähle, Baumwachteln sitzen, welche, vonhieraus laut rufend, sich bemerklich zu machen suchen, durch ihr Schreien andere Hähne herbeilocken, mit diesen kämpfen und nach beendigtem Streite wieder auf ihre hohen Sitze zurückkehren. Wenig später, jedoch selten vor Anfang Mai's, schreitet die Henne zum Nestbau. Sie zeigt sich hierin sorgsamer als unser Rebhuhn; denn nicht blos der Standort des Nestes wird stets mit Vorsicht gewählt, sondern dieses auch mit einer gewissen Kunstfertigkeit in dem Boden ausgescharrt und ziemlich ordentlich mit Gräsern, Halmen und Blättern ausgekleidet. Gewöhnlich ersieht sie sich einen dichten Grasbusch und scharrt in der Mitte desselben eine halbkugelige Grube aus,

welche so tief zu sein pflegt, daß sie den sitzenden Vogel fast vollständig aufnimmt. Wenn das umstehende Gras emporwächst, umhüllt und verdeckt es das Nest in erwünschter Weise und wölbt sich zugleich an der Seite, welche zum Aus- und Einschlüpfen benutzt wird, zu einem thorartigen Ausgange. Die Eier sind rundlich, dünnschalig und reinweiß von Farbe oder auch wohl mit schwachen lehmgelben Tüpfeln gezeichnet. Ihre Anzahl schwankt zwischen zwölf und zwanzig: man hat sogar dreißig in einem und demselben Neste gefunden. Beide Eltern brüten, und das Männchen übernimmt noch außerdem das Amt eines treuen Wächters. Nach dreiundzwanzigtägiger Bebrütung schlüpfen die niedlichen, auf rostbraunem Grunde lichtfahlbräunlich längsgestreiften, unten, mit Ausnahme der gelben Kehle, fahlgrauen Jungen aus, und nunmehr theilen sich beide Eltern in deren Leitung und Pflege; wenigstens habe ich an Gefangenen beobachtet, daß sich der Hahn vom ersten Tage ihres Daseins an mit ebensoviel Liebe und Zärtlichkeit ihrer annimmt wie die Henne. Beide Alten pflegen sich dicht neben einander niederzulassen, gewöhnlich so, daß der Kopf des einen nach dieser, der des andern nach jener Richtung sieht, und beide zusammen hudern in dieser Stellung die zahlreiche Brut. Wenn die Familie umher läuft, geht der Vater regelmäßig voraus, weil er sich auch jetzt das Wächteramt nicht nehmen lassen will, und die Mutter mit den Kleinen folgt erst in einer gewissen Entfernung. Stolzen Ganges schreitet jener dahin, und unablässig wendet er den Kopf bald nach einer, bald nach der anderen Seite. Jeder harmlose Vogel, welchen er sieht, flößt ihm jetzt Besorgniß ein; aber sein Muth ist ebenso groß wie seine Vorsorge für das Wohl der Kinder: er stürzt sich auf jeden Gegner, welchem er gewachsen zu sein glaubt, in der Absicht, den Weg frei zu halten. Eine solche Familie dieser schmucken Vögel gewährt ein überaus anziehendes Bild! Bei wirklicher Gefahr gibt sich der Vater dem Feinde preis, und während er ihn beschäftigt, schafft die Mutter die Kinderschar in Sicherheit. Schon in der dritten Woche ihres Lebens vermögen die Baumwachteln sich flatternd zu erheben, und sobald sie Dies können, vermindern sich die Gefahren, welche sie bedrohen; denn jetzt stiebt beim Erscheinen eines Feindes das ganze Volk aus einander, und jedes einzelne Küchlein rennt und flattert weiter, einem sichern Zufluchtsorte zu, während die Eltern nach wie vor ihre Verstellungskünste treiben. Später bäumt die plötzlich erschreckte Familie regelmäßig, sofern Bäume in der Nähe stehen.

Einige Schriftsteller glauben, daß die Baumwachtel zweimal im Jahre brütet; es scheint mir jedoch aus der Schilderung der andern hervorzugehen, daß Dies nur dann geschieht, wenn die erste Brut zu Grunde ging. Ein Freund von Wilson hat die Baumwachteln auch als treue Pflegeeltern kennen gelernt. Er machte sich den Spaß, in eins ihrer Nester mehrere Hühnereier zu legen; diese wurden trotz ihrer Größe eifrig bebrütet, und alle Jungen kamen aus. Der Beobachter überraschte die Familie später in verschiedenen Theilen seines Geweses und bemerkte bald, daß die jungen Haushennen unter Leitung der Baumwachteln alle Scheu und Vorsicht junger Rebhühner annahmen, bei der geringsten Gefahr laufend flüchteten, sich gelegener Zeit platt auf die Erde drückten und sich ganz wie wilde Vögel geberdeten. Leider wurden diese Jungen bald die Beute der Raubthiere oder mordsüchtiger Jäger.

Während des Sommers nährt sich die Baumwachtel von Kerbthieren und allerlei Pflanzenstoffen, namentlich auch von Getreidekörnern; im Herbste bilden letztere die hauptsächlichste Speise. So lange die Fluren grün sind, lebt Alt und Jung herrlich und in Freuden; wenn aber der Winter eintritt, leidet auch dieses Huhn oft bittere Noth, und dann geschieht es, daß es sich zum Wandern nach südlicheren Gegenden entschließen muß. Auf solchen Reisen finden viele den Untergang: denn das Raubzeug ist ihnen ununterbrochen auf den Fersen, und der Mensch setzt alle Mittel in Bewegung, um sich des leckern Wildprets zu bemächtigen. An den Ufern der großen Ströme siedeln sich schon im Oktober Tausende von Baumwachteln an, alle Gebüsche belebend und tagtäglich von einem Ufer zum andern schweifend, wobei gar manche in den Wellen ihren Tod findet. Später verlassen sie diese beliebten Zufluchtsorte und kommen auf die befahrenen Straßen, um hier den Mist der Pferde zu durchsuchen, und endlich, wenn tiefer Schnee ihnen draußen überall den Tisch verdeckt, erscheinen sie, getrieben vom Hunger, in unmittelbarer Nähe der Ansiedelungen, ja selbst inmitten des Gehöftes, mischen

sich unter die Haushühner, vertrauen sich gleichsam deren Führung an und nehmen die Brosamen auf, welche von dem Tische ihrer glücklicheren Verwandten fallen. Finden die liebenswürdigen und anmuthigen Bettler gastliche Aufnahme von Seiten der Menschen, so nehmen sie während der bösen Zeit gern in der Nähe der Wohnung ihres Gastfreundes Herberge, und je mehr ihr Vertrauen steigt, um so zutraulicher werden sie: einzelne von solchen Wildlingen sollen zu halben Hausthieren geworden sein.

Die Baumwachtel eignet sich ebenso sehr zur Zähmung, wie zur Einbürgerung in andere Gegenden. Gefangene, welche anfänglich mit einiger Sorgfalt behandelt und vor allen Dingen in Käfige mit weicher Leinwanddecke gesperrt wurden, söhnen sich schon nach einigen Tagen mit ihrem Loose aus, verlieren bald alle Scheu und gewöhnen sich in überraschend kurzer Zeit an ihre Pfleger. Noch leichter freilich lassen sich diejenigen zähmen, welche unter dem Auge des Menschen groß geworden sind. Die Amerikaner versichern, daß man zuweilen Baumwachteleier in den Nestern derjenigen Hühner finde, welche außerhalb des Gehöftes brüten, daß solche Eier auch wohl gezeitigt und die jungen Baumwachteln mit den eigenen Küchlein der Pflegemutter groß gezogen werden. Anfänglich sollen sie sich ganz wie ihre Stiefgeschwister betragen, d. h. jedem Lockrufe der Henne folgen, mit ihr ins Innere des Gehöftes kommen; später aber pflegt doch der Freiheitstrieb in ihnen zu erwachen, und wenn der Frühling kommt, fliegen sie regelmäßig davon. Von zwei Baumwachteln, welche auf solche Weise erbrütet worden waren, erzählt Wilson, daß sie, nachdem sie der Stiefmutter bereits entwachsen, eine eigenthümliche Zuneigung zu Kühen zeigten. Sie begleiteten diese überall hin, auf die Weide hinaus und wieder nach dem Gehöfte zurück, und als im Winter die Heerde eingebracht wurde, folgten sie ihren Freunden bis in den Stall. Aber auch diese beiden flogen mit Beginn des Frühlings hinaus auf ihre Felder. Bachmann versuchte eine größere Anzahl von Baumwachteln zu zähmen. Er ließ im Felde Eier suchen und legte diese Bantamhühnern unter. Die ausgeschlüpften Jungen folgten ihrer Pflegemutter, als ob sie deren eigene Kinder wären, bald darauf auch ihrem Gebieter, welcher die Vorsicht gebraucht hatte, ihnen das äußerste Flügelgelenk wegzuschneiden. Sie wurden so zahm, daß sie ungescheut in das Innere des Hauses kamen, auf den Tisch flogen, an welchem ihr Pfleger schrieb, und diesem in die Hände pickten. Ihre Nachtruhe verbrachten sie in einem Hühnerkorbe, welchen man in den Garten gestellt hatte. Leider holten die Katzen der Nachbarschaft so viele von ihnen weg, daß im nächsten Frühjahre nur noch zwei Weibchen und eine größere Anzahl von Männchen übrig waren. Diese belebten jetzt die Umgegend durch ihr lautes und wohltönendes Rufen, welches sich, obgleich sie doch keine Anleitung gehabt, von dem der freilebenden nicht im geringsten unterschied. Sie kämpften unter einander, aber auch mit Tauben und jungen Hühnern, welche gelegentlich ihr Gebiet betraten. Im Mai legten beide Weibchen in ein und dasselbe Nest, und die Eier wurden von einer Haushenne ausgebrütet. Bachmann konnte diese Versuche nicht weiter verfolgen; andere Beobachter aber waren glücklicher und erzogen, namentlich in geschlossenen Räumen, ohne alle Mühe viele dieser niedlichen Vögel. In unsern Thiergärten brüteten die Baumwachteln am sichersten, wenn man sie angemessen füttert, sich sonst aber möglichst wenig um sie bekümmert. Ihre erstaunliche Fruchtbarkeit ist der Vermehrung überaus günstig. Wollte man bei uns zu Lande denselben Versuch wagen, welchen die Engländer bereits ausgeführt haben: es würden wenige Paare genügen, um zunächst eine Fasanerie und von dieser aus ein Revier mit dem vielversprechenden Wilde zu bevölkern. Ein solcher Versuch wird, wie ich mir zu behaupten getraue, wenn er von Sachverständigen unternommen wird, nicht fehl schlagen; denn selbst die Zucht unseres gemeinen Fasanen verursacht größere Mühe und Sachkenntniß als die der Baumwachteln.

Die Jagd der letzteren wird von den Amerikanern gern betrieben, obgleich sie nicht so leicht ist, wie die auf unser Rebhuhn. Die Baumwachtel läßt sich nämlich nicht vom Hunde stellen, sondern sucht, wenn sie Gefahr sieht, sich laufend zu retten; dann, im äußersten Nothfalle, steht eine hier, die andere dort auf, gewöhnlich dicht vor den Füßen des Jägers, welcher ein guter Schütz sein muß, wenn er der rasch dahineilenden Beute habhaft werden will. Noch schwieriger wird die Jagd, wenn ein Volk Baumwachteln glücklich den Wald erreicht hat; denn dann pflegen alle, welche sich erheben, zu

bäumen und sich auf den starken Aesten platt niederzudrücken, wodurch sie sich regelmäßig auch dem scharfen Auge entziehen. Dagegen folgen sie dem Locke, und Derjenige, welcher den Ruf des einen oder andern Geschlechtes nachzuahmen versteht, macht gute Jagd. In Amerika wendet man übrigens Netz und Schlinge viel lieber an als das Feuergewehr, und namentlich der Garnsack scheint eine große Rolle zu spielen. Um in ihm Baumwachteln zu fangen, zieht man in Gesellschaft zu Pferde durch die Felder, lockt von Zeit zu Zeit, vergewissert sich über den Standort eines Volkes, stellt das Netz und reitet nunmehr, einen Halbmond bildend, lachend und plaudernd auf das Volk zu. Dieses läuft möglichst gedeckt auf dem Boden weg und, wenn geschickt getrieben wird, regelmäßig in's Garn. In dieser Weise fängt man zuweilen sechszehn bis zwanzig Stück mit einem Male.

Das Wildpret der Baumwachtel wird als vortrefflich gerühmt; es soll selbst in dem wildreichen Amerika Seinesgleichen nicht haben.

Von allen Hühnern Amerikas, welche ich kenne, wünsche ich zwei in Gestalt, Färbung und Wesen sich außerordentlich ähnelnde bei uns eingebürgert zu sehen: Die Schopf- oder kalifornische Wachtel und ihre Verwandte, die Helmwachtel, wie wir die letztere, um beide zu unterscheiden, nennen wollen. Und dieser Wunsch würde leichter zu erfüllen sein, als so mancher ähnliche, welchen ich hege; ja, ich wage vorauszusagen, daß er erfüllt werden wird. Wer die beiden genannten Vögel kennen lernt, muß sie lieb gewinnen, und wer sie einmal lieb gewonnen hat, muß wünschen, sie als freie Bewohner unserer Waldungen zu sehen. Ich kann noch mehr sagen; denn ich darf mittheilen, daß mir von einflußreicher Seite die nöthige Hilfe versprochen worden ist, daß zwei unserer Fürsten sich bereit erklärt haben, in ihren Fasanerien die Züchtung und Einbürgerung gedachter Hühner oder wenigstens der Schopfwachtel versuchen zu wollen. Aber ich möchte den anmuthigen Geschöpfen noch mehr Freunde werben, und deshalb lege ich jedem meiner Leser die Bitte ans Herz, Bestrebungen, welche darauf abzielen, jene bei uns heimisch zu machen, nach besten Kräften unterstützen zu wollen.

Die Schopfwachtel (Lophortyx californianus) und die Helmwachtel (Lophortyx Gambelii) bilden eine besondere Sippe der Baumhühner, welche sich vornehmlich durch die Beschaffenheit des Kopfschmuckes auszeichnet. Der Leib ist kräftig, der Hals kurz, der Kopf mäßig groß, der Fittig kurz, gewölbt und gerundet, in ihm die vierte und fünfte Schwinge über die übrigen verlängert, der aus zwölf Federn bestehende Schwanz ziemlich kurz und merklich abgestuft, der Schnabel kurz und kräftig, auf der Firste scharf gebogen, der Fuß mittelhoch, seitlich ein wenig zusammengedrückt, das Gefieder voll, aber fest anliegend und glänzend. In der Mitte des Scheitels erheben sich zwei bis zehn, in der Regel vier bis sechs Federn, welche an ihrer Wurzel sehr verschmälert, an der Spitze aber verbreitert, sichelartig nach vorn übergebogen und beim Männchen, wie zu erwarten, mehr entwickelt sind als beim Weibchen. Die Färbung ist zwar nicht besonders prachtvoll, aber ungemein ansprechend, weil die Farbenvertheilung eine im hohen Grade gefällige, und deshalb darf man wohl mit Gould, welcher diese beiden Baumhühner als die schönsten von allen erklärt, übereinstimmen.

Bei der männlichen Schopfwachtel ist die Stirn strohgelb, jede Feder dunkel geschäftet, diese Farbe durch ein Stirnband, welches, sich verlängernd, einen Brauenstreifen bildet, begrenzt, der Oberscheitel dunkel-, der Hinterscheitel umberbraun, der Nacken, welcher von Längsfedern bekleidet wird, blaugrau, jede Feder schwarz gesäumt und geschäftet, mit zwei weißlichen Flecken an der Spitze, der Rücken olivenbraun, die Kehle schwarz, ein sie umschließendes Band weiß, die Oberbrust blaugrau, die Unterbrust gelb, jede Feder lichter an der Spitze und schwarz gesäumt, der mittlere Theil des Bauches braunroth und jede Feder ebenfalls dunkel gesäumt, so daß eine schwarze Muschelzeichnung entsteht; die Seitenfedern sind braun, breit weiß, die Unterschwanzdeckfedern lichtgelb, dunkel

geschäftet, die Schwingen braungrau, die Armschwingen gelblich gesäumt, die Steuerfedern reingrau. Das Auge ist dunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkelbleigrau.

Das Kleid des Weibchens ist selbstverständlich einfacher gefärbt, die Stirn schmuzigweißbraun gestrichelt, der Scheitel braungrau, die Kehle gilblich, dunkler gestrichelt, die Brust schmuziggrau, die übrige Unterseite und die Zeichnung der Federn blässer, schmuziger und minder deutlich ausgesprochen. Die Länge beträgt 9, die Fittiglänge $4^1/_3$, die Schwanzlänge $3^1/_2$ Zoll.

Das Gefieder der Helmwachtel zeigt eine ähnliche Farbenvertheilung; das schwarze Gesichtsfeld ist aber größer, — denn es erstreckt sich auch auf den Vorderscheitel, und nur ein kleiner Theil der Stirn erscheint weißlich —, der Hinterkopf lebhaft rothbraun, die Unterseite gelb, ohne Muschelzeichnung, der



Die Schopfwachtel (Lophortyx californianus). $1/_3$ der nat. Größe.

Bauch schwarz und das Seitengefieder, anstatt auf olivenfarbenem, auf prächtig rothbraunem Grunde lichtgelb in die Länge gestreift, wie überhaupt alle Farben lebhafter und glänzender sind.

Die Schopfwachtel wurde gelegentlich der Reise der Fregatte „La Perouse" in Kalifornien entdeckt und in dem über diese Reise herausgegebenen Werke abgebildet, später aber an allen geeigneten Oertlichkeiten des Landes in Menge aufgefunden; die Helmwachtel entdeckte Gambel, zu dessen Ehren sie später benannt wurde, im Jahre 1841 auf der östlichen Seite der kalifornischen Gebirge; ihr eigentliches Vaterland aber ist das Gebiet von Arizona, woselbst sie ihre Verwandte ersetzt.

Alle Berichte über die Lebensweise der Schopfwachtel sind auffallender Weise noch sehr dürftig. „Dieser prachtvolle Vogel", sagt Gambel, „so außerordentlich häufig in ganz Kalifornien, vereinigt

sich im Winter zu zahlreichen Schwärmen, welche zuweilen tausend und mehr Stück zählen, vorausgesetzt, daß die Waldungen geeignet sind, um so vielen Deckung zu gewähren. Ebenso häufig, als im Walde, findet man sie auf den buschigen Ebenen und Gehängen des Hügellandes. Sie bekundet dieselbe Wachsamkeit wie die Baumwachtel, ist aber viel besser zu Fuße und vereitelt die Verfolgung dadurch, daß sie mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit davon läuft und sich verbirgt. Wird sie plötzlich aufgescheucht, so fliegt sie gewöhnlich den Bäumen zu, und hier drückt sie sich auf wagrechten Aesten wie ein Eichhorn nieder; dann erschwert die Aehnlichkeit ihres Gefieders mit der Baumrinde ihre Auffindung sehr."

„Das Nest wird auf dem Boden angelegt, gewöhnlich am Fuße eines Baumes oder unter dem Gezweige eines Busches; das Gelege pflegt zuweilen sehr reichzählig zu sein. In einer seichten Vertiefung, welche am Fuße eines Eichenbaumes ausgescharrt und mit einigen wenigen Blättern und trocknem Grase belegt, in der Mitte der Mulde aber unbekleidet war, fand ich vierundzwanzig Eier. Möglicherweise hatten zwei Hennen in dasselbe Nest gelegt, da funfzehn Eier die gewöhnliche Anzahl des Satzes zu sein scheint."

Freyberg, welcher die Schopfwachtel ebenfalls in ihrem Vaterlande beobachtete, sagt, daß sie Standvogel sei oder doch wenigstens nur unbedeutend streiche, von Gras, Sämereien, Zwiebeln, Lauch, Knollengewächsen und ähnlichen Pflanzen, Beeren aller Art, sowie von Kerbthieren sich nähre, junge Haue oder überhaupt dichtes Gestrüpp jeder andern Oertlichkeit bevorzuge, und sie selten und niemals über vierzig bis funfzig Schritte weit verlasse, sich also kaum über den Schatten des Waldes hinaus ins Freie verirre, vor dem Hunde ziemlich lange aushalte, beim Aufstehen unfehlbar dem ersten alten Baume zufliege und hier das Gebahren des Haselhuhnes annehme, im Winter aber sich lange Gänge unter dem Schnee grabe. In Kalifornien schießt man sie mit einer kleinen Büchse von den Bäumen herab, jagt sie aber auch mit Hilfe des Hundes; denn ihr Fleisch ist kostbar und dem des Haselhuhnes bestimmt gleichzustellen.

Andere Schilderungen des Freilebens sind mir nicht bekannt geworden. Dagegen haben wir in der neuesten Zeit durch Coues eine ganz vortreffliche Lebensbeschreibung der Helmwachtel erhalten, und da wir annehmen dürfen, daß die beiden nahen Verwandten sich in der Freiheit ebenso ähneln werden, wie in der Gefangenschaft, wird uns Coues wahrscheinlich auch das Leben der Schopfwachtel durch Nachstehendes, einen Auszug seines Berichtes, kennen lehren.

„Wer die Sitten der Helmwachtel erforschen will, muß alle Bequemlichkeit eines geregelten Lebens hinter sich lassen und von Westen aus gegen tausend Meilen ins Innere wandern. Er gelangt dann in eine wilde Gegend, in welcher der Apaché-Indianer noch immer Herr ist, und in welcher sich der weiße Mann nur durch tagtäglich erneuerte Kämpfe zu erhalten vermag. Es ist eine Gegend, von welcher man sagen kann, daß sich die Einöde in ihrer ganzen Großartigkeit zeigt. Das Land wird zerrissen von gähnenden Abgründen, tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten, neben denen sich riesige Berge aufbauen, und bedeckt von Lavamassen, welche längst verkühlte und unkenntlich gewordene Feuerspeier auswarfen. Flüsse gibt es hier, in deren trocknem Bette der Reisende vor Durst umkommen mag, und weite Ebenen, bestanden mit einem trocknen scharfen Grase und niederm Buschwerke, welche unter beständigem Wassermangel leiden. Aber diese Gegend ist ein Land der Gegensätze und Wunder. Von den wildesten Bergen werden liebliche, feuchte, grüne und fruchtbare Thäler eingeschlossen; weite Waldungen edler Fichten und Kiefern und Cedern wechseln mit dürren und verödeten Lavafeldern ab; die Gehänge der Hügel sind mit der Eiche, der „Mezquite" und „Manzanita" bedeckt, während die Ufer der Ströme von Wollpappeln, Weiden und Nußbäumen eingefaßt und durch beinahe undurchringliche Wälle von Reben, Stachelbeeren, „Grün-Dornen", Rosen und, wie es scheint, jeder andern Art rankender Gewächse eingehegt werden. Thier- und Pflanzenwelt, ja selbst die Felsen zeigen ein fremdartiges neues Gepräge, sogar die Luft scheint anders als daheim zusammengesetzt zu sein."

Diese Gegend ist das eigentliche Vaterland unseres Baumhuhnes.

„Schön für das Auge, sanft für das Gefühl, süß duftend für den Geruch und schmackhaft für den Gaumen — in der That, die Helmwachtel ist ein herrlicher Vogel! Seitdem ich sie zum ersten Male sah, vor vielen Jahren, ausgestopft, tölpelhaft aufgenagelt auf ein Brett, um einem Museum als Zierde zu dienen, habe ich sie bewundert: jetzt aber, nachdem ich sie im Leben, in ihrer Heimat beobachtet, mit ihr verkehrt habe, bevor der Glanz ihrer Augen gebrochen war, nachdem ihre Küchlein meine Schoßthiere geworden, bewundere ich sie mehr und meine, daß es kaum einen andern Vogel in Amerika geben kann, welcher so schön ist wie sie. Ihre vollen und runden Formen erscheinen keineswegs plump; denn Hals und Schwanz sind lang, der Kopf ist klein, und die zierlich gebogene Feder verleiht eine außerordentliche Anmuth. Ihr Lauf sieht leicht und gemächlich aus: es ist ein wundervoller Anblick, einen Hahn zu sehen, wie er stolz dahinschreitet, mit erhobenem Haupte, leuchtenden Augen und schwankender Helmfeder, über den am Boden liegenden Stamm, unter welchem sich seine kleine Familie versteckt hat. Er ist so muthig und so schwach, so willensstark und so unfähig dazu!“ ....

„Solcher Vogel muß den Forscher, den Künstler, den Jäger in gleichem Grade entzücken. Aber er hat noch andere Vorzüge; denn der angenehme Geruch und kostbare Geschmack seines zarten, weißen Fleisches muß selbst dem Gutschmecker der anspruchvollsten Sorte genügen.“

„Es war spät im Juni, als ich in meinem Bestimmungsorte, in Arizona, eintraf. Ich erfuhr bald, daß die Helmwachtel überaus häufig ist. Schon beim ersten Jagdausfluge strauchelte ich so zu sagen über ein Volk junger Küchlein, welche eben dem Ei entschlüpft waren; aber die kleinen behenden Thierchen rannten davon und verbargen sich so wunderbar, daß ich nicht ein einziges von ihnen finden konnte. Ich erinnere mich, daß ich sie mit der Bergwachtel (Oreortyx pictus) verwechselte und mich wunderte, noch so spät Junge von dieser zu finden. Aber es war noch nicht spät für die Helmwachtel; denn ich traf noch im August viele Bruten, welche erst wenige Tage alt waren. Im folgenden Jahre beobachtete ich, daß die alten Vögel Ende Aprils sich gepaart hatten, und Anfangs Juni sah ich die ersten Küchlein. Ich wurde also belehrt, daß das Brutgeschäft dieser Art während der Monate Mai, Juni, Juli und August vor sich geht, und ich glaube, es ist wahrscheinlich, daß sie zwei, möglicherweise drei Bruten in einem Jahre ausbrüten. Die größte Anzahl der Küchlein einer Brut, welche ich kennen lernte, war zwischen funfzehn und zwanzig, die kleinste sechs bis acht. Am ersten Oktober traf ich zwar gelegentlich auch noch halb erwachsene Küchlein an; die Mehrzahl aber war bereits fast oder ganz so groß wie die Eltern und so flügge, daß sie wohl die Aufmerksamkeit eines ehrlichen Waidmannes auf sich ziehen konnten.“

„Solange als die junge Brut die Vorsorge der Eltern bedarf, hält sie sich in einem eng geschlossenen Volke zusammen, und wenn dieses bedroht wird, rennt jedes einzelne so schnell davon und drückt sich an einem so passenden Orte nieder, daß es sehr schwer hält, sie zum Aufstehen zu bringen. Gelingt es, so fliegt die Gesellschaft in geschlossenem Schwarme auf, fällt aber gewöhnlich bald wieder nieder, in der Regel auf die niedern Zweige von Bäumen oder Büschen, oft aber auch auf den Boden. Hier pflegen die Vögel still zu sitzen, manchmal förmlich auf einem Haufen und, weil sie meinen, gut versteckt zu sein, gestatten sie eine Annäherung bis auf wenige Schritte. Später im Jahre, wenn sie ihre volle Größe erreicht haben, bäumen sie seltener, sind vorsichtiger und lassen sich dann schwer nahe kommen. Die erste Andeutung, daß man sich einem Volke genähert hat, gibt ein einziger Laut, welcher zwei- oder dreimal nach einander rasch wiederholt wird; ihm folgt ein Rascheln auf den dürren Blättern, und die ganze Gesellschaft eilt so schnell als möglich davon — noch einen Schritt weiter, und alle erheben sich mit einem schnurrenden Geräusche und zertheilen sich nach den verschiedensten Richtungen hin.“

„Mit Ausnahme zusammenhängender Nadelwälder ohne Unterholz bevölkern diese Hühner jede Oertlichkeit, scheinen jedoch dichtes Gestrüpp und namentlich jene Weidendickichte, welche die Ufer einfassen, zu bevorzugen. Hier zu Lande freilich trifft man sie fast ebenso häufig an den zerrissenen Gehängen zwischen dem Gestrüpp, welches diese bedeckt, ja selbst in dem Gebüsche der dürren Ebene, und da ich ihnen auf jeder Oertlichkeit begegnet bin, kann ich eigentlich kaum sagen, daß sie einer den Vorzug geben.“

„Wie ihre Verwandte, nährt sich auch die Helmwachtel vorzugsweise von Sämereien und Früchten, obschon Kerbthiere einen nicht geringen Theil ihrer Aeßung ausmachen. Sämereien aller denkbaren Grasarten, Beeren der verschiedensten Art, Trauben u. dgl., Heuschrecken, Käfer, Fliegen und andere Kerbthiere, Alles findet man in ihren Kröpfen, und zweifelsohne werden sie, wenn Arizona angebaut sein wird, Weizen, Roggen und anderes Getreide auch nicht verschmähen. In den ersten Frühlingsmonaten fressen sie gern die Weidenknospen, und dann bekommt ihr Fleisch einen bittern Beigeschmack."

„Ich habe drei verschiedene Laute von der Helmwachtel vernommen. Der erste, der gewöhnliche Ruf, welcher bei jeder Gelegenheit ausgestoßen wird, ebensowohl um das Volk zusammenzuhalten, oder um es zu warnen, ist ein einfaches, klares, wohllautendes, zuweilen unzählige Male wiederholtes „Tsching, tsching", der zweite Laut ein klares, kräftiges Pfeifen, welches in meinem Ohre wie die Silben „Kilink" tönte: diesen Ruf vernimmt man während der Paarungszeit, wenn das Männchen um die Gunst des Weibchens wirbt; der dritte Laut, ein im hohen Grade klangloser Ruf, wird, wie ich glaube, nur vom Männchen ausgestoßen und, meiner Meinung nach, auch blos dann, wenn das Weibchen brütet oder seine Küchlein führt: ihn vernimmt man namentlich bei Sonnenauf- und Sonnenniedergang. Das Männchen pflegt dabei auf den Kronenzweigen eines Eichen- oder Weidenbusches zu sitzen, streckt den Hals lang aus, läßt die Flügel hängen und schreit nun seine rauhen, kräftigen Kehltöne in den Wald hinein."

„Die zierliche Kopfhaube, welche so wesentlich zum Schmucke dieser Art beiträgt, bildet sich schon in frühester Zeit aus; denn man bemerkt sie bereits bei Küchlein, welche nur wenige Tage alt sind. Bei ihnen besteht sie freilich nur aus einem kleinen, kurzen Busche von drei oder vier Federn, welche eher braun als schwarz, gegen ihre Spitze nicht verbreitert und gerade aufgerichtet sind. Erst wenn der Vogel vollkommen flügge ist, richtet sie sich vorwärts. Die Anzahl der Federn, aus welcher sie besteht, schwankt erheblich. Zuweilen wird sie von einer einzigen und dann wiederum von acht bis zehn Federn gebildet. — Unmittelbar nach der Fortpflanzung tritt die Mauser ein; sie aber geht so langsam und allmählich vor sich, daß ich höchst selten ein Stück geschossen habe, welches zum Ausstopfen unbrauchbar gewesen wäre. Auch die Helmfedern werden nur nach und nach gewechselt, sodaß man kaum einen Vogel ohne diesen prächtigen Kopfschmuck findet."

„Die Jagd der Helmwachtel ist schwieriger als die der Baumwachtel. Sie erhebt sich zwar nicht plötzlich, fliegt auch nicht schneller als jene; aber wenn ein Volk aufgestanden ist und ein oder zwei Stück von ihnen erlegt worden sind, hält es überaus schwer, noch einen dritten Schuß anzubringen. Sie liegen, gewisse Umstände ausgenommen, sehr schlecht, und wenn sie aufgescheucht wurden und wieder einfallen, drücken sie sich oft, ohne sich wieder aufscheuchen zu lassen, oder laufen so schnell und so weit als nur möglich, sodaß man sie, wenn es überhaupt geschieht, erst in ziemlicher Entfernung von der Einfallsstelle wieder findet. Ihre Gewohnheit, sich laufend davon zu stehlen, ermüdet nicht blos den Jäger, sondern auch den Hund in so hohem Grade, daß selbst der am besten abgerichtete wenig oder gar nicht nutzen kann. Freilich bietet sich dem Schützen oft Gelegenheit, auf das laufende Huhn einen Schuß anzubringen: aber welcher Waidmann würde wohl in dieser ruhmlosen Weise seine Jagdtasche mit einem so edlen Wilde zu füllen suchen! Der Flug ist überraschend schnell und kräftig, stets eben und geradeaus, sodaß es dem geübten Schützen nicht eben schwer hält, sie zu erlegen."

Im Jahre 1852 wurden sechs Paar Schopfwachteln von Hrn. Deschamps in Frankreich eingeführt. Schon im folgenden Jahre erzielte man von ihnen Nachkommenschaft, und später zogen die Herren Pomme, von Rothschild und Saulnier viele Junge. Im Frühlinge des Jahres 1858 ließ Deschamps zwei Paar auf einer geeigneten Oertlichkeit frei und bemerkte zu seiner Freude schon im Juni, daß sie eine zahlreiche Familie um sich hatten. Andere Versuche fielen ebenfalls günstig aus. Trotzdem scheint die Angelegenheit in Frankreich nicht mit dem nöthigen Eifer und der genügenden Sachkenntniß betrieben worden zu sein. Dies geht unter Anderem aus einer Angabe

von Bussière de Nercy hervor, welche, obgleich sie zur Aufmunterung und Nachahmung erwecken soll, eben nur beweist, daß die Sache falsch angegriffen wurde. Baron von Freyberg, welcher bis jetzt die günstigsten Ergebnisse erzielt hat, äußert sich hierüber wie folgt: „In einem Zeitraume von drei Jahren, 1863, 1864 bis 1865, wurde eine Anzahl von 732 Stück Eiern erzielt, diese stiefmütterlich von Haushennen bebrütet und nur 154 Junge großgezogen. Der Verlust beläuft sich auf die auffallende Höhe von 578 Stück. Es wird nicht bemerkt, wie stark die Anzahl von Weibchen war, von denen die Eier gewonnen wurden, und gerade in jener Anzahl ist wahrscheinlich die Ursache der vielen unfruchtbaren Eier zu finden. Auch von Mutterbruten ist Nichts zu lesen; diese aber sind die Grundlagen der Züchtung."

„Da durch genaue Angabe der Verluste bei Manchem gerechte Bedenken statt Aufmunterung hervorgerufen werden möchten, so wird ebenfalls hier eine Liste der Ergebnisse in gleicher Weise wie oben vorgelegt, mit dem besondern Bemerken, daß diese Versuche mitten in Deutschland unternommen und mit deutscher Pünktlichkeit und Ausdauer zum glücklichsten Ausgange gebracht wurden. Die Aufgabe war, von eingeführten Schopfwachteln die Züchtungsfähigkeit im Gefangenleben nachzuweisen, ferner darzuthun, ob die in Züchtung gewonnenen Jungen das nächste Jahr als züchtungsfähig sich bewährten, und endlich, ob die Nachkommen der ersten Jungen ebenfalls züchtungsfähig wären. Nicht nur alle jene Versuche glückten vollkommen, sondern die Vögel wurden dahin gebracht, daß ein Paar sogar zwei Bruten ins Leben rief und groß zog, sodaß im ersten Jahre von zwei Paar Mutterbruten neununddreißig Junge erzielt wurden. Im zweiten Jahre kam ein Männchen und ein Weibchen, Sohn und Tochter der vorjährigen, zur Züchtung, erzeugten eine Brut von siebzehn Jungen, und auch diese wurden großgezogen. Im dritten Jahre kamen Enkel zur Zucht, ebenfalls Bruder und Schwester; auch hier glückte Alles: eine Mutterbrut mit dreizehn Jungen wurde aufgezogen. Ein derartiges Verfahren muß einen so tüchtigen Untergrund legen, daß mit Leichtigkeit eine Züchtung von beliebiger Ausdehnung darauf aufgebaut werden kann." Aus der Liste, welche Freyberg aufgestellt hat, ersehen wir, daß in den drei Jahren von drei Männchen und vier Weibchen in fünf Bruten siebenundsiebzig Eier erzeugt, von diesen neunundsechzig Junge ausgebracht und diese sämmtlich großgezogen wurden. Die früheren Mittheilungen Freyberg's sind sehr anziehend. Dieser Forscher kaufte im März 1863 schlecht gehaltene kalifornische Wachteln, brachte sie in einen entsprechenden Zuchtkäfig und fand sehr bald Eier in demselben. Die ersten wurden hier und da abgelegt; aber die Henne ging nicht ans Brüten, sodaß etwa fünfundzwanzig Eier einer Haushenne untergelegt werden mußten. Vier Tage nach Wegnahme der Eier wurde beobachtet, daß die Schopfwachtelhenne an einem verborgenen Platze bereits wieder vier Eier gelegt hatte; sie fuhr im Legen fort, und als das Nest vierzehn Eier enthielt, begann sie zu brüten. Nunmehr erst ging sie daran, das Nest zierlich zu ordnen. Es war zwar nicht kunstgerecht, sondern nur aus den in allernächster Nähe liegenden Gräsern und Hälmchen nachlässig zusammengebaut, aber doch entsprechend vertieft. Nach einundzwanzig Tagen schlüpften von den vierzehn Eiern zwölf Junge aus, wurden von den Eltern geführt, bäumten mit dem neunten Tage und schliefen am sechszehnten bereits wie die Eltern auf hohen Punkten der Bäumchen. Neunzehn Tage nach ihrer Geburt begann die Henne nochmals zu legen, und als sie es bis auf sechszehn Stück gebracht, zu brüten. Alle diese Eier kamen aus. Die Beobachtung ergab, daß das Nest in einer Vertiefung der Erde, wenn möglich unter vorspringenden Wurzeln angebracht und aus Mos, Hälmchen und Blättern kunstlos gebaut wurde, daß die Henne regelmäßig gegen Mittag legte, allein brütete, aber von dem Hahne bewacht und von jedem Vorgange unterrichtet wurde, daß sie es nicht leiden mochte, wenn man ein Ei berührte, ja selbst, wenn ein kleiner Vogel in der Nähe des Nestes betroffen worden war, erst mehrere Male ums Nest ging und die Eier sorgfältig betrachtete, bevor sie sich wieder zum Brüten niederließ.

Minder günstig waren die Ergebnisse, wenn die Eier Haushennen untergelegt wurden. Diese zerdrückten viele von den Eiern oder auch selbst die schon ausgeschlüpften Jungen, fraßen jene und diese, führten nicht ordentlich, kurz, erwiesen sich als wenig brauchbar. „Bei der außerordentlichen

Rührigkeit der jungen Schopfwachteln schon gleich nach dem Ausschlüpfen", sagt Freyberg, „gewährt es viel Vergnügen, ihnen zuzusehen. Die von Haushennen Ausgebrüteten bekümmerten sich nicht um den Lockruf der Pflegemutter; sie gehen ihren eigenen Weg, suchen ihr Futter selbst und kehren nur wieder, wenn sie sich wärmen wollen. Ich sah dieser Tage gleichalte Fasanen neben Wachteln — wie Simpel oder Dummköpfe erschienen sie gegen diese rührigen, sehr behenden Thiere." Von besonderer Wichtigkeit scheint mir die Erfahrung Freyberg's zu sein, daß die Jungen, welche von den Enkeln der ersterwähnten Schopfwachteln herrühren, ihren Eltern an Größe, Lebhaftigkeit und Munterkeit bei weitem nachstanden, und sicherlich hat der scharfsinnige Beobachter Recht, wenn er annimmt, daß ohne Kreuzung oder Zuführung frischen Blutes ein günstiges Ergebniß in der Gefangenschaft nicht erzielt werden kann. Im Freien thut die Natur das Ihrige; in der Gefangenschaft zeigen sich alle Uebelstände, welche Vermischung von so nahen Verwandten zur Folge hat.

Da es mir vor allen Dingen daran gelegen ist, Schopfwachteln in unsern Waldungen einzubürgern, rieth ich meinem Freunde Becker in Ludwigslust, dem Großherzoge von Mecklenburg hierauf bezügliche Vorschläge zu machen. Letzterer, welcher derartige Bestrebungen mit größter Theilnahme verfolgt und so viel als möglich unterstützt, ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, und so wurde denn zunächst mit fünf Paaren ein Versuch gemacht. Von einem Ergebniß dieses Versuches kann ich noch nicht berichten; denn die Ungunst des letztvergangenen Sommers (1866) und die geringe Kenntniß, vielleicht auch geringe Willigkeit des betreffenden Wärters, welchem die Zucht anvertraut war, haben die Ausführung einstweilen noch verhindert. „Als die Schopfwachteln", so schreibt mir mein Freund, „denen der Fasanenwärter zunächst die Schwingen abgeschnitten hatte, nach Ausziehen und Neubilden derselben, wieder fliegen konnten, suchte sich jeder Hahn eine Henne aus; denn ich hatte, Ihrem Rathe folgend, alle in einem der fünf neben einander und unter sich verbundenen Zuchtkäfige freigelassen. Es sonderte sich zunächst ein Paar ab und machte sich in einer Abtheilung des Zwingers heimisch; darauf folgte ein zweites, drittes und viertes Paar, und innerhalb wenig Tagen waren sämmtliche Räume besetzt. Am 18. April hatten alle Paare sich gefunden, häuslich eingerichtet und waren anscheinend wohl zufrieden; am 11. Mai begann das Eierlegen. Die ersten Eier, welche gefunden wurden, waren unvollkommen, d. h. sehr klein, nur halb so groß als die später gelegten, kugelrund und auf erdfarbenem Grunde mit vielen dunklen Pünktchen bespritzt, während die späteren die schöne Eiform und die regelmäßige, kräftigere Zeichnung hatten. Die ersten Eier wurden auch nicht an einen bestimmten Ort; sondern hier und dorthin gelegt, und ebensowenig hielten die Hennen eine bestimmte Zeit zwischen dem Legen des einen und andern Eies ein. Ein Weibchen legte jeden dritten Tag, ein anderes einen Tag um den andern, ein drittes, wie ich bestimmt anführen kann, in Pausen von fünf bis sechs Tagen. Erst das dritte und vierte Ei war vollkommen ausgebildet; aber auch diese wurden noch ohne weiteres auf den Sand gelegt. Nunmehr grub ich unter einer kleinen Fichte eine Mulde aus, sammelte in ihr die umherliegenden Eier, und siehe da: die jungen Mütter nahmen Lehre an und legten die folgenden Eier ohne Ausnahme dahinein. Auch ich machte jetzt die Bemerkung, daß drei Hennen ihr Nest zu verschönern suchten, indem sie Würzelchen, Heuhälmchen 2c. herbeisuchten und einen runden Kranz um das Nest durch beständiges Sichumdrehen herstellten. Wenn sie die Eier verließen, deckten sie dieselben ausnahmslos mit dürren Blättern zu."

„Das Eierlegen ging ohne Unterbrechung vorwärts, und bald war eine namhafte Anzahl derselben vorhanden. Verschiedene und starke Regengüsse, welche zuweilen das ganze Nest unter Wasser setzten, schienen nicht viel geschadet zu haben."

„Am 1. Juli endlich hatte ich die Freude, zu sehen, daß das Weibchen, welches sich zuerst von den übrigen absonderte und zuerst legte, fest sitzen blieb und brütete. Ganz allerliebst war es zu beobachten, wie der Hahn dieses Paares aufbäumte und jeden Herannahenden durch helle, warnende Töne anmeldete, und wie die Henne sich dann sofort fest niederdrückte, sodaß sie vom Erdboden kaum oder wirklich nicht zu unterscheiden war. Ich schloß daraus, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Schopfwachteln auch ihre Nester besser zu verbergen wissen, als unsere Rebhühner, sowie sie diesen an

Schnelligkeit, Gewandtheit, Behendigkeit und Klugheit weit übertreffen. Näherte man sich der brütenden Henne mehr als dem Hahne gut dünkte, so warnte derselbe besonders eindringlich, und die Henne ging verstohlen davon, niemals aber früher, als bis sie mit einem Scharrtritte das umherliegende trockene Laub über die Eier gestreut hatte."

„Leider machten die übrigen Hennen keine Anstalt zum Brüten; es wurde deshalb nöthig, deren Eier Truthennen und Haushühnern zu übergeben."

„Das selbst brütende Weibchen brachte nach dreiundzwanzig Tagen zwölf Stück gesunde, kräftige Junge aus. Sie wurden in den ersten Tagen ihres Lebens von der Mutter viel gehudert, zum Füttern angeleitet und beim Nahen eines Menschen gewarnt. Die Henne ließ einen einzigen Laut ertönen, und augenblicklich darauf waren die kleinen reizenden Küchlein verschwunden, sodaß es uns auch bei der größten Aufmerksamkeit nicht möglich wurde, eines oder das andere aufzufinden. Ihr Wachsthum ging überaus schnell von statten. Schon Anfangs September waren sie vollständig flügge, einige trugen bereits fast ganz das Kleid ihrer Eltern."

„Die übrigen Eier, ungefähr siebzig an der Zahl, hatten ein schlimmes Schicksal. Ein Theil der ausgeschlüpften Jungen wurde von den Truthennen zerdrückt, ein anderer Theil von den Haushühnern beim Ausschlüpfen gefressen, ein anderer starb nach wenig Tagen. Die Eier, welche in eine Brutmaschine gelegt worden waren, kamen gar nicht aus. — Uebrigens brauche ich wohl kaum zu erwähnen, daß das theilweise Mißlingen von weiteren Versuchen nicht abschrecken, die Zucht vielmehr eifrig fortgesetzt werden wird."

Aus diesen Beobachtungen geht wieder zur Genüge hervor, daß das Zuchtergebniß nur dann ein günstiges ist oder sein wird, wenn man Mutterbruten erzielt. Doch muß ich hervorheben, daß ich auch mehrfach das Gegentheil beobachtet habe, daß ich Hühner sah, welche ihre kleinen, behenden Pflegekinder mit großer Sorgfalt führten und ein überaus anziehendes Schauspiel gewährten, weil man ihnen so recht die Verlegenheit anmerkte, welche ihnen das rege, lebendige und unruhige Volk verursachte. Schopfwachteln, welche von gut brütenden Haushennen ins Leben gerufen wurden, zeigen gewöhnlich gar keine Scheu gegen den Menschen, in welchem sie ihren Pfleger erkennen lernen, laufen in Hof und Garten herum, kommen ins Haus oder zu bestimmten Futterplätzen zurück und werden zu halben Hausthieren. Aber gerade solche Halbwilde wollen wir nicht erzielen. Der erste Zweck, welchen wir zu verfolgen haben, ist, unsere Waldungen mit den prächtigen Hühnern zu bevölkern, und Das hat, meines Erachtens nach, durchaus keine Schwierigkeiten. Auch ich habe dieselbe Ueberzeugung wie Freyberg, daß diesem Vogel im deutschen Reiche eine große Zukunft werden muß, weil die Vortheile, welche seine Einbürgerung gewährt, von Niemandem bestritten werden können, auch die Zucht selbst durchaus keine unüberwindlichen Schwierigkeiten verursacht. Vielleicht trägt das Vorstehende dazu bei, einen oder den andern Forstmann und Thierfreund überhaupt zu Versuchen zu veranlassen; deshalb will ich zum Schluß noch meine durch eigene Beobachtung und Berücksichtigung der Erfahrung Anderer gewonnenen Ansichten über die Wahrscheinlichkeit des Gelingens einer Einbürgerung unserer Hühner hier folgen lassen.

Bevor man sich Schopfwachteln verschafft, wird man sich erst die nöthigen Zuchtgehege herzustellen haben. Es genügt, wenn diese bei zehn Fuß Breite eine Tiefe von zwanzig und eine Höhe von acht bis neun Fuß haben; doch wird es vortheilhaft sein, wenn man die Bodenfläche des Gebauers größer annimmt. Die Nord- und Ostseite müssen durch feste Wände geschützt, die einzelnen Gehege durch enge Gitter getrennt werden, die Decken derselben aus Drahtnetzen bestehen. Das senkrechte Gitterwerk kann aus Holz hergestellt werden; Eisenwerk ist aber vorzuziehen, weil es gegen Raubthiere besseren Schutz gewährt. Man darf auch nicht vergessen, daß Marder sich zuweilen durch Garnnetze einen Eingang zu verschaffen wissen, während ihnen Eisendrahtnetze selbstverständlich jeden Weg abschließen. Ein Theil des Fußbodens wird mit reinem Sande, ein anderer mit Rasen belegt, ein dritter möglichst dicht mit immergrünen Sträuchern, deren Aeste bis zum Boden herabreichen, bepflanzt; ein Theil kann auch durch ein Dach gegen Regen geschützt werden, obgleich Dies nicht unbe-

dingt nothwendig ist. Dagegen halte ich es für sehr wichtig, daß man kleine Thürchen anbringt, durch welche Futter- und Trinkgefäße heraus- und hineingebracht werden können, ohne daß man die Vögel dadurch beunruhigt. Freyberg räth, einen dick mit Flußsand überdeckten Weg im Gebauer anzulegen, von welchem aus der Wärter Alles untersuchen kann, ohne den Weg zu verlassen, und ebenso, hier und da einen kleinen Hügel aufzubauen, weil solche dem Hahne einen Lieblingssitz bieten und, wenn sie mit Buschwerk bestanden sind, von der Henne regelmäßig zur Anlage des Nestes benutzt werden, falls man auf ihrer Spitze eine kleine Vertiefung ausgräbt und in dieser die zerstreut gelegten Eier sammelt. Die Höhe schützt das Nest bei Regen vor Unterwasser und fördert schon deshalb das Gelingen der Brut. Ein alter knorriger Wurzelstock, welcher Platz genug zum Neste freiläßt, macht solchen Hügel noch anziehender für unsere Baumhühner.

Erfahrungsmäßig weiß man, daß Schopf- und Helmwachtel die Gesellschaft anderer Vögel lieben, thut also wohl, ihnen einige Lerchen, Ammer und Finken beizugesellen.

Die Nahrung muß möglichst verschiedenartig gewählt werden. Ein Hauptfutter bleibt guter Hirse; es ist aber vortheilhaft, wenn man ihm Getreide aller Art, Wicken, Erbsen, Hanf und überhaupt möglichst verschiedene Körner beimischt, namentlich auch Heuschlag und die beim Aufwurfe des Getreides zurückbleibenden, sogenannten Scheuerngesäme zum Ueberfluß beigibt. Alle Körner müssen trocken gehalten, die naßgewordenen aus den Futternäpfen entfernt, Hülsenfrüchte dürfen nur in geringer Gabe gereicht werden; jene schaden der Gesundheit, diese verursachen nach längerem Genuß Unfruchtbarkeit. Grünfutter darf niemals mangeln: im Winter also wird man Kohl, Salat u. dgl., im Frühling ausgestochenen Rasen mit dem frischen Grase, ebenso gewonnene Weizen- und Roggenpflanzen, und im Sommer alles übrige Kraut, welches man haben kann, zur Verfügung stellen müssen. Man thut wohl, allen Kohl oder Salat hochzuhängen, um die Vögel zu zwingen, darnach zu hüpfen, sich so also die ihr Wohlsein fördernde Bewegung zu verschaffen. Vor und während der Brutzeit darf Kerbthiernahrung nicht fehlen: sie ist den Jungen unbedingt nothwendig, und einige Pfund frische Ameiseneier tragen hundertfältige Zinsen. In Ermangelung dieses vortrefflichen Futters kann man sich die nöthigen Kerbthiere mit einem sogenannten Schöpfer, mit welchem man das Gras der Wiesen ausbeutet, verschaffen. Doch darf man von dieser Nahrung nicht zuviel auf einmal reichen, muß auch die Kerfe oder Puppen immer möglichst im Käfige zerstreuen.

Die zur Zucht bestimmten Schopfwachteln müssen an verschiedenen Oertlichkeiten gekauft werden. Man wendet sich also an die deutschen oder belgischen Thiergärten, verschreibt sich eine beliebige Anzahl von Paaren, hält die zuerst eingetroffenen streng gesondert, bis man die erwünschte Anzahl beisammen hat, und wechselt dann die Paare, indem man zu den aus dem einen Thiergarten stammenden Hähnen die aus dem andern bezogenen Hennen setzt und umgekehrt. Nun aber überläßt man die verschiedenen Pärchen sich selbst, sorgt für reichhaltiges und verschiedenartiges Futter, feuert die Paarungslust durch Ameiseneier, Hanf und andere erregende Nahrung an und greift blos dann vermittelnd ein, wenn eine Henne beständig Eier legt, ohne zu brüten. Thut sie das Gegentheil, so überläßt man ihr auch die Pflege ihrer Kinder soviel als thunlich, unterstützt aber die Ernährung bestmöglichst, indem man in genügender Anzahl pflanzliche und thierische Stoffe möglichst vereinzelt in den Käfig streut. Legt die Henne eine ungewöhnlich hohe Anzahl von Eiern, so deutet Dies auf Schwäche des Hahnes; in diesem Falle also muß man einen andern zu ihr bringen.

Am zehnten oder zwölften Tage ihres Lebens sind die Küchlein zu einem freieren Leben befähigt, und nunmehr ist es an der Zeit, sie in einem Waldestheile, welcher dem natürlichen Aufenthaltsorte unserer Baumhühner möglichst entspricht, frei zu lassen; denn es kommt sehr viel darauf an, daß man die Familie noch während der günstigen Jahreszeit in den Wald bringt und ihr dadurch es erleichtert, sich weiter fortzuhelfen. Die Jungen dürften unter der vortrefflichen Leitung ihrer Eltern bald so scheu und vorsichtig werden, daß sie den meisten Nachstellungen entgehen; sie werden sich die ihnen am besten zusagenden Oertlichkeiten selbst auswählen, den nächsten Winter zweifelsohne

gut überstehen und im folgenden Frühjahre selbst zur Fortpflanzung, die Eltern aber wahrscheinlich noch in demselben Jahre zu einer zweiten Brut schreiten.

Es leuchtet ein, daß die Einbürgerung um so besser gelingen muß, jemehr Familien gleichzeitig an einem und demselben Orte frei gelassen werden. Ein etwaiges Fehlschlagen darf und kann nicht abschrecken; denn die Einbürgerung wird ebenso sicher gelingen, wie die des Rothhuhnes und der Baumwachtel in England gelungen ist. „Bei den verhältnißmäßig geringen Ankaufskosten dieser Vögel“, so schreibt mir Freyberg, „darf schon Etwas gewagt werden; ich bin jedoch überzeugt, daß schon zehn Paare mit Jungen, welche dann mindestens theilweise zu einer zweiten Brut schreiten, innerhalb zwei Jahren den ersten Stand übervölkert haben werden.“

* *
*

Mehrere Naturforscher sehen in den Wachteln (Coturnices) eine besondere Unterfamilie, obgleich sie nicht verkennen, daß die Unterschiede zwischen den hierher zu zählenden Scharrvögeln und den Feldhühnern unerheblich genannt werden müssen. Andererseits spricht Manches für die Trennung der beiden Gruppen, und jedenfalls kann es nicht als ein Fehler angesehen werden, wenn man sich der Ansicht jener Forscher anschließt.

Als Kennzeichen der Wachteln gelten geringe Größe, aber kräftiger, gedrungener Leibesbau, verhältnißmäßig lange, spitzige Flügel, ein aus zwölf weichen Federn bestehender, sehr kurzer, abgerundeter, unter den auffallend verlängerten, überhängenden Bürzelfedern versteckter Schwanz, kleiner, an der Stirn erhöhter Schnabel, mittellanger oder kurzer, unbespornter Fuß und ziemlich reichhaltiges Gefieder, welches den Kopf vollständig bekleidet und dessen Färbung sich hinsichtlich der Geschlechter wenig unterscheidet, auch nach der Jahreszeit nur unmerklich sich verändert.

Selbst wenn man alle kleineren Hühner, über deren Verwandtschaft man Zweifel hegen kann, zu den Feldhühnern rechnet, muß man jedem Erdtheile der östlichen Halbkugel eine oder mehrere ihm eigenthümliche Wachteln zugestehen. Gerade diese Gruppe ist weiter verbreitet als alle gleichwerthigen Abtheilungen der Ordnung. Sie zeigt sich besonders reichhaltig in den malayischen Ländern und in Australien; wir kennen derzeit aber noch keineswegs alle Arten, welche hier leben, und dürfen mit Sicherheit annehmen, daß ihrer noch mehrere werden entdeckt werden. Ebenso ausgedehnt wie der Verbreitungskreis der Gesammtheit ist auch das Wohngebiet der einzelnen Arten oder wenigstens die Strecke, innerhalb welcher eine und dieselbe Art vorkommt: unsere deutsche Wachtel z. B. wird buchstäblich auf der halben Erde gefunden; ihre langen Flügel befähigen sie, Reisen zu unternehmen, welche für einen Hühnervogel als großartig bezeichnet werden müssen.

Die Lebensweise unterscheidet die Wachteln in mehrfacher Hinsicht von den Feldhühnern. Ihre Reisefähigkeit und die damit zusammenhängende Wanderlust übt einen bedeutenden Einfluß auf das Leben aus. Aber unsere Vögel zeigen auch in geselliger Hinsicht, rücksichtlich der Fortpflanzung u. s. w. manches Eigenthümliche. Ungewöhnlich unter den Scharrvögeln ist ihre geringe Geselligkeit, welche sich besonders darin ausspricht, daß sie nur in lockerer Ehe leben und sich sonst wenig um einander kümmern, auch nur dann zu größern Scharen vereinigen, wenn der Wandertrieb und die Wandernoth sie zusammenführt. Nicht minder eigenthümlich ist ferner, daß sie sich überall wohl befinden, wo ihre Anforderungen an das Leben einigermaßen erfüllt werden, daß sie sogar in Ländern, welche man als ihnen fremde bezeichnen muß, zur Fortpflanzung schreiten. Ihre leiblichen und geistigen Begabungen stehen hinter denen anderer Scharrvögel nicht zurück: in vieler Hinsicht, und so namentlich in der Beweglichkeit, übertreffen die Wachteln, mit Ausnahme der Flughühner, alle übrigen Scharrvögel. Die Nahrung, welche sie zu sich nehmen, ist ungefähr dieselbe anderer kleiner Hühner; doch darf man vielleicht sagen, daß sie sich mehr an thierische als an pflanzliche Stoffe halten. Ungeachtet der lockeren Ehe, in welcher sie leben, vielleicht gerade deshalb, vermehren sie sich

sehr stark; gleichwohl reicht diese Vermehrung kaum aus, die Verluste zu decken, welche jede Art dieser reiselustigen Geschöpfe zu erleiden hat. Eine Menge von Feinden lauert ihnen auf im Norden wie im Süden; der Mensch allein vernichtet in jedem Herbste und in jedem Frühlinge Hunderttausende von ihnen, und das Meer, welches sie alljährlich zweimal überfliegen, verschlingt mindestens ebenso viele. Dem entsprechend schwankt ihre Anzahl in einer gewissen Gegend sehr bedeutend: in manchen Jahren begegnet man allerorts Wachteln in Menge, in andern sieht man sie selten und spärlich.

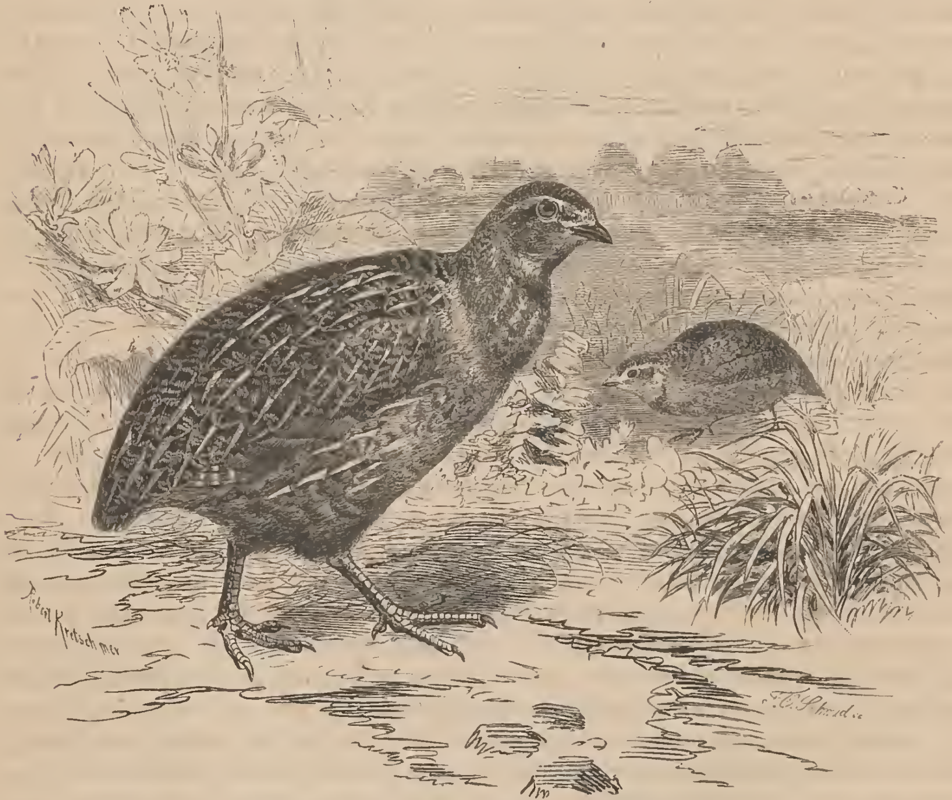
Die Wachtel, auch Schnarr-, Sand- und Schlagwachtel genannt (Coturnix communis), ist auf der Oberseite braun, rostgelb quer- und längsgestreift, auf dem Kopfe dunkler als auf dem Rücken, an der Kehle rostbraun, am Kropfe rostgelb, auf der Bauchmitte gilblichweiß, an den Brust- und Bauchseiten rostroth, hellgelb in die Länge gestreift; ein lichtgelbbrauner Streifen, welcher an der Wurzel des Oberschnabels beginnt, zieht sich über dem Auge dahin, am Halse herab und umschließt die Kehle, wird hier aber durch zwei schmale, dunkelbraune Bänder begrenzt; die Handschwingen zeigen auf schwärzlichbraunem Grunde röthlich rostgelbe Querflecken, welche zusammen Bänder bilden; die erste Schwinge wird außen durch einen schmalen, gilblichen Saum verziert; die rostgelben Steuerfedern haben weiße Schäfte und schwarze Bindenflecke. Beim Weibchen sind alle Farben viel blässer und unscheinbarer, auch tritt das Kehlfeld wenig hervor. Das Auge ist hellbraunröthlich, der Schnabel horngrau, der Fuß röthlich oder blaßgelb. Die Länge beträgt 7½, die Breite 13, die Fittiglänge 4, die Schwanzlänge 1¾ Zoll.

Man kennt wenig Länder der alten Welt, in denen unsere Wachtel noch nicht beobachtet worden ist. In Europa kommt sie vom sechszigsten Grade nördl. Breite an nach Süden hin überall vor, wenn auch erst vom funfzigsten Grade an regelmäßig. In Mittelasien lebt sie in einem etwas südlicher gelegenen Gürtel an geeigneten Orten nicht minder häufig, vielleicht noch massenhafter als in Europa, und da sie nun von hier- wie von dortaus alljährlich Wanderungen nach dem Süden antritt, durchstreift sie auch ganz Nordafrika bis in die Gleicherländer dieses Erdtheils und ganz Südasien; ja, es ist wahrscheinlich, daß sie den warmen Gürtel durchzieht und den südlichen gemäßigten besucht: denn diejenigen Wachteln, welche im Kaplande erlegt und gefunden worden, stimmen so genau mit der unserigen überein, daß man eine Artverschiedenheit kaum annehmen kann.

Die Wanderungen der Wachtel sind in jeder Beziehung merkwürdig. Sie geschehen alljährlich, weichen aber gleichwohl von dem Zuge anderer Vögel nicht unwesentlich ab. Einzelne Wachteln scheinen fast während des ganzen Jahres auf der Wanderung zu sein, und auch diejenigen, welche sich während des Sommers der Fortpflanzung halber eine Zeitlang fest ansiedeln, verlassen das gewählte Gebiet keineswegs alle zu gleicher Zeit. Einzelne erscheinen schon Ende Augusts in Egypten; eine größere Anzahl trifft hier im September ein: in demselben Monate aber findet man, und keineswegs selten, in Deutschland noch brütende Weibchen oder Junge im Dunenkleide. Der Hauptzug geschieht allerdings im September; er währt aber den ganzen Oktober hindurch und in einzelnen Fällen sogar bis in den November hinein. Versammlungen vor der Reise scheinen nicht stattzufinden, die einzelnen Wachteln sich vielmehr ohne Rücksicht auf die andern zur Reise aufzumachen; unterwegs aber gesellt sich eine zur andern, und bis die Reisenden nach Südeuropa gelangt sind, haben sich bereits zahlreiche Flüge zusammengeschart. Vom Anfange September an wimmelt es in allen Feldern längs der Küste des Mittelmeers von Wachteln. „In den Gesträuchen längs der Abgründe, Gräben und Wiesen, in jedem Gestrüpp, hinter jeder Scholle", sagt Von der Mühle, rücksichtlich Griechenlands, „fliegt vor dem Jäger eine Wachtel auf, und wenige Stunden genügen, um die Waidtasche zu füllen. Manchen Morgen trifft man, wenn nachts Sirocko geblasen, keine Wachteln mehr an denselben Plätzen, wo tags zuvor ganze Scharen lagen; plötzlich aber erscheinen wieder große Flüge von ihnen, und so wechselt es ab, bis Nachtfröste den letzten Durchreisenden

verscheucht haben.“ Genau ebenso ist es in der Türkei, in Süditalien und Spanien, nicht anders rings um das schwarze und kaspische Meer und ebenso an der Küste des japanischen und chinesischen Meeres. Aber schon in Südfrankreich und noch häufiger auf den drei südlichen Halbinseln Europas überwintern alljährlich viele Wachteln; ja, man hat selbst in Deutschland während den eigentlichen Wintermonaten einzelne gefunden.

Alle reisenden Wachteln benutzen das Festland soweit sie können, und deshalb kommen an der Spitze der südlichen Halbinsel so zahlreiche Scharen zusammen. Bei widrigem, d. h. in der Reiserichtung wehendem Winde stockt der Zug; sowie aber Gegenwind eintritt, erhebt sich der Schwarm und fliegt nun ins Meer hinaus und in südwestlicher Richtung weiter. Wenn der Wind beständig bleibt



Die Wachtel (Coturnix communis). 1/2 der nat. Größe.

und nicht zum Sturme anwächst, geht die Reise glücklich von statten; denn bei ruhiger Witterung kommt kaum eine nennenswerthe Anzahl unserer Reisenden im Meere um. Die Wanderschar fliegt ihren Weg dahin, solange die Kraft ihrer Schwingen es möglich macht; tritt übergroße Ermüdung ein, so läßt sich, wie ich von glaubwürdigen Schiffern versichert worden bin, die ganze Gesellschaft auf den Wellen nieder, ruht hier eine Zeitlang aus, erhebt sich von neuem und fliegt weiter. Anders verhält es sich freilich, wenn während der Reise der Wind umschlägt oder zum Sturme anwächst. In der Zugrichtung wehender Wind erschwert den ungeschickten Fliegern ihr Weiterbewegen im hohen Grade, Sturm macht es unmöglich. Unter solchen Umständen stürzen sich die zum Tode ermatteten Wachteln wie besinnungslos auf einzelne Klippen oder auf das Deck der Schiffe, und hier liegen sie lange Zeit ohne sich zu regen. Sie werden durch solches Mißgeschick so ängstlich und verwirrt, daß

sie, auch wenn das Wetter umgeschlagen und der Wind wiederum günstig geworden ist, noch Tage lang auf solchem Zufluchtsorte verweilen, bevor sie sich zur Weiterreise entschließen. Dies hat man beobachtet: — wie viele von ihnen aber in die Wellen geschleudert und hier ertränkt werden mögen, weiß man nicht.

Wenn man während der eigentlichen Zugzeit an irgend einem Punkte der nordafrikanischen Küste auf die Wachteln achtet, ist man nicht selten Zeuge ihrer Ankunft. Man gewahrt eine dunkle, niedrig über dem Wasser schwebende Wolke, welche sich rasch nähert und dabei mehr und mehr sich herabsenkt. Unmittelbar am Rande der äußersten Fluthwelle stürzt sich die todtmüde Masse zum Boden herab. Hier liegen die armen Geschöpfe anfangs mehrere Minuten lang wie betäubt, unfähig fast, sich zu rühren. Aber dieser Zustand geht rasch vorüber. Es beginnt sich zu regen; eine der Angekommenen macht den Anfang, und bald huscht und rennt es eilfertig über den nackten Sand, günstigeren Versteckplätzen zu. Es währt geraume Zeit, bis eine Wachtel sich wieder entschließt, die erschöpften Brustmuskeln von neuem anzustrengen; in der Regel sucht jede jetzt ihr Heil im Laufen; während der ersten Tage nach ihrer Ankunft erhebt sie sich gewiß nicht ohne die dringendste Noth. Für mich unterliegt es sogar keinem Zweifel, daß die Reise von dem Augenblicke an, wo die Schar wieder festes Land unter sich hat, zum größten Theile laufend fortgesetzt wird.

Von nun an begegnet man den Wachteln überall in Nordostafrika, nirgends aber in Scharen, sondern überall nur vereinzelt, wenn auch hier und da in ziemlicher Anzahl. Zu ihren Wohnsitzen erwählen sie sich Oertlichkeiten, welche ihren Wünschen entsprechen, namentlich Stoppelfelder, die mit Halfa bedeckten und die bebauten Gelände, vor allem jedoch die Steppe, welche ihnen ganz besonders zuzusagen scheint. Es ist mir wahrscheinlich, daß alle Wintergäste, solange sie in Afrika verweilen, umherwandern, sich also nicht an einem und demselben Orte zeitweilig ansiedeln. Mit Beginn des Frühlings treten sie allgemach den Rückzug an, und im April sammeln sie sich an der Küste des Meeres, nie aber zu so zahlreichen Scharen, wie im Herbste. Die Abziehenden scheinen übrigens zum Rückwege nicht immer dieselbe Straße wie im Herbste zu wählen; wenigstens sah Erhard auf den Cycladen gelegentlich des Frühlingszuges niemals eine Wachtel, während im Herbste auch hier jede günstige Oertlichkeit von ihnen wimmelt. Dagegen versichern andere Beobachter, daß die Wachteln auf anderen Inseln während der Hin- und Herreise gesehen werden, so z. B. auf Malta. Die Weiterreise scheint langsam von statten zu gehen; denn man beobachtet, daß die Wachteln, welche in Südeuropa Ende Aprils massenhaft sich einstellen, nach und nach bis auf diejenigen Paare, welche zum Nisten hier bleiben, sich verlieren.

Ihren Sommerstand nimmt die Wachtel am liebsten in fruchtbaren, getreidereichen Ebenen. Hoch gelegene, gebirgige Länderstriche meidet sie, und schon im Hügellande ist sie seltener als in der Tiefe. Das Wasser scheut sie ebenso wie die Höhe; daher fehlt sie in der Nähe von Sümpfen oder Brüchen gänzlich. Unmittelbar nach ihrer Ankunft hält sie sich zunächst im Weizen- oder Roggenfelde auf; später zeigt sie sich weniger wählerisch; demungeachtet darf als Regel gelten, daß sie sich da, wo kein Weizen gebaut wird, nicht heimisch fühlt und hier höchstens in der Zugzeit angetroffen wird. Während der Reise fällt sie zuweilen in niedriges Gebüsch ein; im Laufe des Sommers aber verläßt sie das Feld nicht.

Man kann die Wachtel weder einen schönen noch einen begabten Vogel nennen; gleichwohl ist sie beliebt bei Jung und Alt. Dies dankt sie ihrem hellen, weitschallenden Paarungsrufe, dem bekannten „Bückwerwück", welcher von Jedem gern vernommen wird und zur Belebung der Gegend entschieden mit beiträgt. In ihren Eigenschaften und Sitten, in ihrer Lebensweise und im Betragen unterscheidet sie sich in vieler Hinsicht von dem Rebhuhne. Sie geht rasch und behend, aber mit schlechter Haltung, weil sie den Kopf einzieht und den Schwanz gerade herabhängen läßt, also kugelig erscheint, nickt bei jedem Schritte mit dem Kopfe und nimmt nur selten eine edlere Haltung an; sie fliegt schnell, schnurrend und ruckweise fortschießend, viel rascher und gewandter als das Rebhuhn, schwenkt sich zuweilen auch sehr zierlich, durchmißt aber nur ungern fliegend größere Strecken, erhebt

sich blos während des Zuges in bedeutendere Höhen und wirft sich baldmöglichst wieder zum Boden herab, um laufend weiter zu flüchten. Ihre Sinne, zumal Gesicht und Gehör, dürfen als wohl entwickelt bezeichnet werden; ihr Verstand aber scheint sehr gering zu sein. Man kann sie nicht gerade schen nennen; furchtsam und ängstlich zeigt sie sich jedoch stets, und wenn sie sich hart verfolgt sieht, läßt sie sich wahre Tollheiten zu Schulden kommen, sodaß es scheint, als ob sie sich gesichert glaubt, wenn sie nur ihren Kopf verborgen hat. Gesellige Tugenden sind ihr fremd; nur die Noth, nicht die Neigung vereinigt sie. Der Hahn scheint Anhänglichkeit an andere Seinesgleichen gar nicht zu kennen, verfolgt jeden andern mit blinder Wuth, kämpft mit ihm bis zum letzten Athemzuge und mißhandelt oft auch die Henne, welche seine Begierde im allerhöchsten Grade entflammt. Die Henne zeigt sich als gute Mutter und nimmt sich verwaister Küchlein mit großer Liebe an, wird aber von diesen schnöde verlassen, sobald sie ihrer nicht mehr bedürfen. Um andere Thiere bekümmert sich die Wachtel nur insoweit sie dieselben fürchtet; ein geselliges oder freundschaftliches Verhältniß geht sie mit keinem einzigen ein.

Außer dem erwähnten Paarungsrufe läßt die Wachtel noch mehrere andere Laute vernehmen, welche jedoch meist so leise ausgestoßen werden, daß man sie nur in großer Nähe hört. Der Lockton beider Geschlechter ist ein leises „Bübiwi“, der Liebesruf ein etwas lauteres „Prickick“ oder „Brübrüb“, der Ausdruck der Unzufriedenheit ein schwaches „Gurr, gurr“, die Furcht ein unterdrücktes „Trülilil, trülil“, der Laut des Schreckens ein ebenfalls nicht weit vernehmbares „Trül reck reck reck“, welches bei größter Angst in ein Piepen umgewandelt wird. Dem Paarungsrufe des Männchens pflegt ein heißeres „Wärre wärre“ vorauszugehen; diesem Vorspiele folgt das „Bückwerwück“ mehremal nach einander, und je öfter es ausgestoßen wird, umsomehr schätzt man den Hahn.

Solange die Sonne am Himmel steht, hält sich die Wachtel möglichst still und verborgen zwischen den Halmen und Ranken der Felder auf; während der Mittagsstunden pflegt sie ein Sandbad zu nehmen, behaglich hingestreckt sich zu sonnen oder auch zu schlafen; gegen Sonnenuntergang wird sie munter und rege. Dann vernimmt man ihren Schlag in fast ununterbrochener Folge und sieht sie laufend oder fliegend außerhalb ihrer Versteckplätze, welche sie nunmehr verläßt, um der Nahrung nachzugehen oder um sich zum andern Geschlecht zu gesellen und bezüglich mit einem Nebenbuhler einen Strauß auszufechten. Die Nahrung besteht aus Körnern verschiedener Art, aus Blattspitzen, Blättern und Knospen und zu gleichen Theilen etwa aus allerhand Kerbthieren. Letztere scheinen den Pflanzenstoffen stets vorgezogen zu werden, aber zum Gedeihen des Vogels wenigstens nicht unbedingt nothwendig zu sein, da erfahrungsmäßig feststeht, daß sich Wachteln monatelang mit Weizenkörnern ernähren lassen. Kleine Steine, welche die Verdauung befördern, und frisches Wasser zum Trinken sind ihr Bedürfniß; aber es genügt ihr zur Stillung ihres Durstes schon der Thau auf den Blättern, und deshalb sieht man sie auch nur selten an bestimmten Tränkstellen sich einfinden.

Höchst wahrscheinlich lebt die Wachtel in Vielehigkeit; es deuten mindestens alle Beobachtungen darauf hin, daß an ein wirkliches Eheleben der verschiedenen Geschlechter nicht gedacht werden kann. Der Hahn übertrifft an Eifersucht womöglich alle Verwandten, versucht, aus seinem Gebiete sämmtliche Nebenbuhler zu vertreiben und streitet um die Alleinherrschaft mit andern Gleichgesinnten auf Leben und Tod. Gegen die Henne zeigt er sich begehrlich und stürmisch, wie kaum ein anderer Vogel: er mißhandelt sie, wenn sie sich seinen Anforderungen nicht gutwillig und sofort fügen will; er begattet sich sogar mit irgend einem andern beliebigen Vogel, welcher hierzu aufzufordern scheint. Naumann sah, daß ein Wachtelmännchen in verliebter Raserei einen jungen Kukuk, welcher gefüttert sein wollte, betrat, erwähnt, daß man beobachtet habe, wie ein paarungslustiger Hahn auf todte Vögel sprang, und hält deshalb die alte Sage, daß der Hahn sich sogar mit Kröten begatte, wenigstens für erklärlich. Die Henne macht erst spät, d. h. kaum vor Anfang des Sommers, Anstalt zum Nestbau, scharrt sich am liebsten auf Erbsen- und Weizenfeldern eine seichte Vertiefung, kleidet diese mit einigen trocknen Pflanzentheilen aus und legt auf letztere ihre acht bis vierzehn verhältnißmäßig großen, birnförmigen, glattschaligen, auf lichtbräunlichem Grunde glänzenden, dunkel-

oder schwarzbraun gefleckten, in Färbung und Zeichnung vielfach abweichenden Eier. Sie brütet mit Eifer achtzehn bis zwanzig Tage lang, läßt sich kaum vom Neste scheuchen, wird deshalb auch oft ein Opfer ihrer Hingebung. Währenddem schweift der Hahn noch ebenso liebestoll wie früher im Felde umher und treibt es mit einer Henne wie mit der andern, ohne sich wegen der Nachkommenschaft zu sorgen. Die Jungen laufen sofort nach dem Ausschlüpfen mit der Alten davon, werden von ihr sorgsam auf die Weide geführt und zum Fressen angehalten, anfänglich bei schlechtem Wetter auch gehudert und überhaupt bestens abgewartet. Sie wachsen auffallend rasch heran und werden bald so selbständig, daß sie des Lockrufes der Mutter kaum mehr achten und nöthigenfalls sich allein durch's Leben zu schlagen suchen. Schon in der zweiten Woche ihres Daseins flattern sie, in der fünften oder sechsten haben sie ihre volle Größe und genügende Flugfertigkeit erlangt, um die Herbstreise antreten zu können.

Nicht selten findet man noch zu Ende des Sommers eine alte Wachtel mit kleinen, unreifen Jungen, denen der herannahende Herbst schwerlich noch genügende Zeit zu ihrer Entwicklung läßt. Solche Bruten gehen wohl regelmäßig zu Grunde. Aber auch die früher ausgekommenen haben von allerlei laufendem und fliegenden Raubzeug viel zu leiden, und jedenfalls darf man annehmen, daß kaum die Hälfte von allen Wachteln, welche geboren werden, bis zum Beginn der Herbstreise leben bleibt. Die Reise selbst bringt noch größere Gefahren mit sich; denn nunmehr tritt der Mensch als schlimmster aller Feinde auf. Längs der nördlichen, westlichen und östlichen Küste des Mittelmeeres wird mit Beginn dieser Reise ein Netz, eine Schlinge, eine Falle an die andere gestellt. Die Insel Capri ist berühmt geworden wegen der Ergiebigkeit des Wachtelfanges; frühere Bischöfe, zu deren Sprengel das Eiland gehörte, hatten einen bedeutenden Theil ihres Einkommens dem Wachtelfange zu danken. In Rom sollen, wie Waterton berichtet, zuweilen an einem Tage 17,000 Stück unserer Vögel verzollt werden. An der spanischen Küste ist der Fang, welcher hier übrigens hauptsächlich im Frühjahre stattfindet, nicht minder bedeutend. „In der Maina", sagt Von der Mühle, „zumal aber auf den Inseln, ist während ihres Durchzuges Jung und Alt mit der Jagd und Bereitung der Vögel beschäftigt. Man fängt sie mit Fuß- und Halsschlingen, mit Klebe- und Steckgarnen, vorzüglich mit einem Tiraß, welcher sehr groß und aus Fischernetzen gemacht wird; ja, die Knaben erschlagen sogar die recht fetten und sehr fest liegenden mit Stöcken. Sie werden gerupft, die Köpfe und Füße abgeschnitten, das Eingeweide herausgenommen, auf der Brust gespalten, wie Heringe verpackt und versendet. Diese Erwerbsquelle ist für manche Gegend so bedeutend, daß der ehemalige Minister Coletti, als im Jahre 1834 beim Aufruhr in der Maina aller Pulververkauf dorthin verboten werden sollte, sich im Ministerrathe gegen diese Maßregel erklärte, weil dadurch den Einwohnern ihre wichtigste Nahrungsquelle geraubt oder doch geschmälert würde." Erwägt man, daß von denen, welche den Menschen und den Raubthieren entrinnen, noch Tausende im Meere ihr Grab finden, so begreift man kaum, wie die starke Vermehrung alle die entstehenden Verluste ausgleichen kann.

Gefangene Wachteln gelten mit Recht als liebenswürdige Stubengenossen. Sie verlieren mindestens theilweise ihre Scheu, lassen sich leicht erhalten und verunreinigen die Zimmer oder ihr Gebauer nur wenig. Wenn man ihnen die nöthigsten Erfordernisse zu einem behaglichen Leben gewährt, machen sie sich sehr bald in dem umgitterten Raume heimisch, und dann hält es auch nicht schwer, sie zur Fortpflanzung zu bringen. In den Bauerstuben brüten viele gefangene Wachteln, aber nur wenige sehen hier ihre Brut groß werden; in dem Gesellschaftsbauer unserer Thiergärten hingegen nisten sie fast regelmäßig und mit bestem Erfolge; doch gewähren sie hier trotzdem weit weniger Vergnügen als im Zimmer, wo sie sich durch ihr munteres Wesen, die Vertilgung manches Ungeziefers und ihre Vertraulichkeit gegen Hunde, Katzen und andere Hausthiere regelmäßig die ungetheilte Freundschaft der Familie erwerben und die unangenehmen Eigenschaften, welche sie auch hier bekunden, leicht vergessen machen.

Die kleinsten Wachteln werden gegenwärtig in einer besonderen Sippe vereinigt, weil ihre Flügel mehr abgerundet sind als bei andern Arten der Familie, und beide Geschlechter in Färbung und Zeichnung sich merklich unterscheiden. Im Fittig überragen die dritte, vierte und fünfte Schwinge die übrigen, und die erste erscheint gegen die zweite beträchtlich verkürzt. Man hat dieser Sippe einen Namen gegeben, welcher auffallen muß, wenn man die Ursache nicht kennt: unsere Hühnchen, welche wir Zwergwachteln nennen wollen, heißen wissenschaftlich Excalfactoria, weil — sie von den Chinesen während des Winters benutzt werden, um sich mit ihnen die Hände zu erwärmen! So wenigstens versichert Latham, mit dem Hinzufügen, daß man diese chinesische Thierquälerei oft auf Tapeten abgebildet sieht. Die hierher zu zählenden Arten verbreiten sich über Indien, die malayischen Eilande und Australien.

Dank der gedachten Abbildung war die chinesische Zwergwachtel (Excalfactoria chinensis) schon Linné bekannt. Sie gehört zu den schmuckvollsten Arten der Familie, und namentlich das



Die chinesische Zwergwachtel (Excalfactoria chinensis).

Männchen ist ein allerliebster Vogel. Sein Gefieder zeigt auf der Oberseite eine olivenbräunliche Färbung, jede einzelne Feder einen blassen Schaftstrich und gewöhnlich nur auf einer Seite des Schaftes ein dunkles Band, während auf den Schwingen und den Flügeldeckfedern diese Zeichnung verschwindet und blos einige wenige Schulterdeckfedern tiefroth gebändert erscheinen. Der Vorderkopf, die Wangen, die Brust und die Seiten prangen in einem schönen Dunkelaschgrau, diese Färbung umschließt ein weißes, außen schwarz gesäumtes Kehlfeld, dessen Inneres, wie auch die Kehle und die Gurgelgegend, ebenfalls schwarz ist; Mittelbrust, Bauch, die untern Schwanzdeckfedern und die meisten Steuerfedern sehen prächtig braunroth aus. Beim Weibchen sind Zeichnung und Färbung einfacher; das Kinnfeld wird nur durch eine weißliche Stelle angedeutet, und die lichtbräunliche Brust ist bandartig gezeichnet. Das Auge ist tiefdunkelbraun, der Schnabel schwarz, der Fuß lebhaft gelb. Die Länge beträgt 5¼, die Breite 9, die Schwanzlänge 1 Zoll. Beim Weibchen sind Maße geringer.

Gould hat neuerdings eine in Australien lebende Zwergwachtel, welche er früher für die chinesische hielt, von dieser getrennt, — ob mit Recht oder Unrecht, mag dahin gestellt bleiben; denn der kleine Vogel verbreitet sich über einen so ausgedehnten Kreis, daß es nicht Wunder nehmen dürfte, wenn er auch in Neuholland vorkäme. Er findet sich in vielen Gegenden Indiens und der benachbarten Länder, in ganz China, bis nach Canton hin, und auf den malayischen Inseln. In Assam und Burmah soll er sehr häufig, im übrigen Indien aber selten sein; das Letztere wird auch hinsichtlich einzelner Provinzen Chinas gesagt, obwohl frühere Reisende von Schwärmen sprechen, welche in denselben Gegenden alljährlich vorkommen sollen. Beide Angaben lassen sich vereinigen, wenn man sich erinnert, daß etwas Aehnliches bei unserer Wachtel stattfindet, und die Mittheilung Jerdon's berücksichtigt, daß die Jungen, sobald sie erwachsen, sich über das ganze Land vertheilen und dann auch an Stellen erscheinen, an denen man die Zwergwachtel früher nicht bemerkte. „Auf Java bewohnt sie", laut Bernstein, „vorzüglich die dichten ausgebreiteten Wildnisse, in denen sie sich zwischen den hohen Halmen leicht verbergen kann, kommt jedoch auch auf Triften und Feldern in der Nähe der Dörfer vor."

„Bei ihrer stillen und verborgenen Lebensart", sagt dieser Forscher, „ist es schwierig, die Sitten und die Lebensweise zu beobachten. Die Zwergwachtel fliegt nur ungern und sucht einer ihr drohenden Gefahr lieber durch Laufen oder Sichdrücken zu entgehen. Ihre Lockstimme ist ein sanftes, anfangs lautes und allmählich schwächer werdendes „Düdüdü" oder „Dühdüdi". Die Nahrung besteht in Kerbthieren, Würmern und verschiedenen Sämereien; ich selbst habe mehrere mit kleineren Heuschrecken und andern Kerbthieren längere Zeit am Leben erhalten. Das Nest habe ich mehrmals gefunden. Es besteht in einer kleinen vom Weibchen ausgescharrten Vertiefung in den Erdboden, in welcher sich die eigentliche aus lose zusammengetragenen trockenen Grashalmen und Wurzeln hergerichtete Niststelle befindet. In keinem dieser Nester fand ich mehr als sechs Eier. Sie sind auf graulich olivengrünem oder olivenbraunem Grunde mit feinen, bald mehr, bald weniger zahlreichen olivenbraunen Punkten gesprenkelt."

Bernstein sagt, daß die gefangene Zwergwachtel stets scheu bleiben und sich durch ungestümes Flattern öfters beschädigen, Swinhoe hingegen, daß sie in Canton gerade für den Käfig sehr gesucht und hoch geachtet, daher auch ziemlich regelmäßig auf dem dortigen Markte gefunden wird. Nach Europa scheint bis jetzt kein einziger dieser niedlichen Vögel lebend gekommen zu sein.

* *
*

Bonaparte und Gray sehen in einer Familie höchst zierlicher und in vieler Hinsicht auffälliger Scharrvögel nahe Verwandte der Rebhühner und Wachteln; andere Naturforscher sind geneigt, sie mit den südamerikanischen Steißhühnern zu vereinigen; Gould, welcher sehr viele von ihnen beobachtete, meint, daß sie in ihrer äußern Erscheinung allerdings an die Wachteln und Rebhühner erinnern, daß aber eine wirkliche Aehnlichkeit zwischen beiden Gruppen doch nicht stattfinde, ebensowenig wie er zwischen ihnen und gedachten Steißhühnern irgend welche Verwandtschaft entdecken könne, daß unsere Hühnchen vielmehr gewissermaßen als Uebergangsglieder von den Scharrvögeln zu den Regenpfeifern und Strandläufern anzusehen wären.

Die Laufhühner (Turnices) kennzeichnen sich durch geringe Größe, gestreckten Leib, mittellangen, dünnen, geraden, zusammengedrückten, auf der Firste erhabenen, gegen das Ende leicht gebogenen Schnabel, dessen Nasenlöcher seitlich liegen und zum Theil durch eine kleine, nackte Haut bedeckt werden, langläufige, schwache Füße mit drei, ausnahmsweise auch vier Zehen, mittellange, abgerundete Flügel, in welchen entweder die erste Schwinge alle übrigen überragt oder die drei ersten unter sich ziemlich gleich lang sind, und kurzen, aus zehn bis zwölf schmalen, schwachen Federn bestehenden und zwischen den Ober- und Unterdeckfedern fast gänzlich verdeckten Schwanz. Ueber den innern Leibesbau sind genügende Untersuchungen noch nicht angestellt worden.

Die Laufhühner verbreiten sich über alle Theile der Osthälfte der Erde, fehlen aber in der Westhälfte gänzlich. Australien scheint die große Herberge der Familie zu sein; denn hier finden sich mehr Arten als in den übrigen Erdtheilen zusammengenommen: sie bewohnen, laut Gould, nicht allein alle Theile des Festlandes, welche man bis jetzt entdeckt hat, sondern dehnen ihre Verbreitung über die Inseln aus, welche der Küste oder selbst Tasmanien nahe liegen. Einzelne Arten kommen im Osten und Westen des Festlandes vor, während andere sehr beschränkt zu sein scheinen. Hier, wie überall, wählen sie sich Ebenen und steinigte, dicht mit Gestrüpp und Gräsern bewachsene Thalwände und Gehänge zu ihrem Aufenthalte; ihre Lebensweise ist aber eine so verborgene, daß man sie außer der Brutzeit nur gelegentlich wahrnimmt, falls man nicht darauf ausgeht, sie zu jagen. In ihren Bewegungen, in ihrem Wesen und in ihren Sitten unterscheiden sie sich beträchtlich von den Wachteln und Rebhühnern; sie kommen hierin eher mit den Strandläufern oder Regenpfeifern überein. Solange als irgend möglich suchen sie sich in ihren Graswäldern zu verstecken; werden sie aufgescheucht, so erheben sie sich, dicht vor den Füßen des Störenfrieds auffliegend, nur in eine geringe Höhe, streichen in dieser gerade und pfeilschnell auf ungefähr hundert Ellen weit dahin und lassen sich plötzlich wieder zu Boden herabfallen. Um die Paarungszeit werden sie lebendiger, lassen sich jedoch auch jetzt nur hören, nicht sehen. Die Paarungslust erregt beide Geschlechter aufs höchste und treibt sie an, mit andern ihrer Art auf Tod und Leben zu kämpfen. Aber das Sonderbare dabei ist, daß nicht blos die Männchen streiten, sondern auch die Weibchen erbitterte Zweikämpfe führen, ja, bei einigen Arten die alleinigen Kämpfer zu sein scheinen. Wegen dieser Eigenschaft werden einige Arten von den Asiaten schon seit uralten Zeiten gefangen gehalten und zu Kampfspielen benutzt. Das Nest besteht aus einigen Gräsern, welche in einer Höhlung am Boden zusammengetragen wurden; das Gelege scheint unveränderlich vier spitzbirnenförmige, denen der Strandläufer ähnliche Eier zu zählen.

Viel früher als wir die einzige Art der Familie, welche in Europa vorkommt, kennen gelernt, hielten Indianer, Malayen und Chinesen die bei ihnen einheimischen Laufhühnchen im Käfige, weil sie schon längst auf das genaueste von deren Sitten und Gewohnheiten unterrichtet waren. Man hat in der Neuzeit viele in Asien lebende Arten unserer Hühnchen unterschieden; es fragt sich aber noch sehr, ob man hierzu berechtigt war oder nicht. In der Lebensweise und im Betragen scheinen alle, welche denselben Erdtheil bewohnen, übereinzukommen, und so dürfte es für uns unnöthig sein, auf die Gesammtheit näher einzugehen; es wird im Gegentheil genügen, wenn wir eine einzige Art, das berühmte Streitlaufhuhn (Turnix pugnax), welches auf den Sundainseln heimisch ist, kennen zu lernen suchen. Dieses niedliche Geschöpf, eine der größeren Arten seiner Familie, zeigt die angegebenen Merkmale derselben und besitzt namentlich den dreizehigen Fuß, welcher für die Gesammtheit der Gruppe bezeichnend ist. Das Gefieder hat eine bunte, aber ansprechende Zeichnung. Die Federn der Oberseite tragen auf dunkelbraunem Grunde an der Spitze schwarze und rostfarbene Halbmondflecken, sodaß hier eine bandartige Zeichnung entsteht, die der Augengegend, Zügel und Wangen sind auf weißem Grunde schwarz, die der Flügel auf graubraunem schwarz und weiß gefleckt, die Schwungfedern an der äußern Fahne weiß gesäumt, die der Kehle und des Vorderhalses reinschwarz, die der Unterbrust und des Bauches lebhaft rostfarben. Beim Weibchen sind Gurgel und Kehle weiß, die Ränder des Kehlfeldes weiß und schwarz punktirt, Vorderhals und Brust schwarz und weißlich gestreift, die Mitte der Brust und der Bauch weißlich rostfarben, alle übrigen Theile wie beim Männchen. Das Auge ist weiß, der Schnabel lichthornfarben, der Fuß dunkelgelb. Die Länge beträgt 6, die Fittiglänge 3, die Schwanzlänge 1 Zoll. Das Weibchen ist beträchtlich größer.

Das Streitlaufhuhn ist, laut Bernstein, auf Java sehr gemein und überall auf Triften, Angern und brachliegenden Feldern zu finden, kommt auch zuweilen in den Alang-Alang-Wildnissen,

wohl nie aber im Walde oder im Gebüsche vor. In andern Gegenden bewohnt es grasige Stellen in den Wäldern und Dschungeln, ebenso auch solche Strecken, wo die Büsche nur dünn stehen, und endlich gewisse Felder, niemals aber diejenigen, welche vom Wasser überschwemmt werden; denn es bevorzugt unter allen Umständen dürres Land. Hier lebt es so verborgen, daß man es nur selten wahrnimmt, auch wenn Paarungslust und Eifersucht es erregen und seine herausfordernde Stimme oft laut wird. „Drohenden Gefahren", sagt Bernstein, „sucht es womöglich dadurch zu entgehen, daß es in gerader Richtung schnell davon läuft, und nur wenn ihm ein Feind ganz unerwartet auf den Hals kommt, entfliegt es in niedrigem, wachtelähnlichen, schnurrenden Fluge, läßt sich jedoch bald wieder nieder und setzt seine Flucht nun laufend weiter fort." Gewöhnlich treibt der Jäger blos ein einziges oder zwei dieser Hühnchen auf; doch kann es während und nach der Paarungszeit vorkommen, daß sich ihrer fünf bis sechs zusammengesellen. Die Nahrung besteht in mancherlei Sämereien und ebenso in verschiedenen Kerbthieren. Man darf annehmen, daß es letztere bevorzugt, weiß aber aus Erfahrung, daß Gefangene, denen erstere allein gereicht werden, sehr lange aushalten, die Kerbthiernahrung also wenigstens zeitweilig entbehren können.

Besonders anziehend wird das Streitlaufhuhn, wie alle seine Verwandten, während der Brutzeit. Beide Geschlechter scheinen von gleichen Gefühlen beseelt, das Weibchen aber noch erregter als das Männchen zu sein. Wenn die Brutzeit herannaht, vernimmt man an geeigneten Orten fortwährend den schnurrenden Ruf der Henne; denn diese ist es, welche gleichgesinnte Schwestern zum Kampfe fordert. Alle Weibchen, so erzählt Jerdon, von einer verwandten Art, sind im höchsten Grade kampflustig, und diese Eigenthümlichkeit wird im Süden Indiens zu ihrem Verderben wohl benutzt. Man steckt eine zahme Henne in einen kleinen Fangbauer, setzt diesen an einer geeigneten Stelle auf den Boden nieder; die Gefangene beginnt zu locken, und jedes Weibchen, welches Dies vernimmt, rennt eilig herbei, in der Absicht, mit der aufdringlichen Nebenbuhlerin eine Lanze zu brechen, betritt den gefährlichen Theil des Bauers, schnellt in der Hitze des Gefechtes das Stellholz weg und sieht sich plötzlich allseitig von Gitterwerk umschlossen. Ein Glöckchen, welches durch das Zuschlagen der Fallthür geläutet wird, setzt den Fänger in Kenntniß; dieser eilt herbei, nimmt die Gefangene aus dem Käfige und stellt den Bauer von neuem auf; eine zweite, dritte Henne kommt herzu, und der Fänger kann, wenn er glücklich ist, im Laufe des Tages bis zwanzig Stück der eifersüchtigen Thiere fangen. Alle Laufhühnchen, welche in dieser Weise erbeutet werden, sind, laut Jerdon, Weibchen und in den meisten Fällen solche, welche ein legreifes Ei bei sich tragen. „Mehr als einmal habe ich erfahren, daß von acht oder zehn auf diese Weise gefangenen Hennen Eier gelegt worden, noch ehe sie der Fänger bis nach Hause gebracht."

Man hat früher angenommen, daß die Laufhühnchen in Vielehigkeit leben; alle neueren Beobachter erwähnen hiervon aber Nichts, und so scheint es, daß man über das Eheverhältniß der Vögel noch nicht recht ins Klare gekommen ist. Nest und Eier hingegen sind wohlbekannt. Zur Anlage des ersteren benutzt das Weibchen gern eine kleine Vertiefung des Bodens oder sonst eine verdeckte Stelle hinter einem Steine, einer Erdscholle u. s. w.; das Nest selbst besteht aus einer einfachen Lage von trocknen Halmen und Grasblättern; die vier Eier, welche in der Färbung nicht unbedeutend abweichen, sind auf schmuzigweißem Grunde mit braungelben, braunen und schwärzlichen, mehr oder weniger ins Grauliche spielenden Punkten, Schmitzen und kleinen Flecken dicht gesprenkelt. Ob beide Geschlechter brüten oder ob dem Weibchen allein diese Last zufällt, weiß man nicht; wohl aber steht soviel fest, daß sich das Männchen an der Führung der Jungen betheiligt. „Am 14. Mai", so erzählt Swinhoe, „störte ich ein Laufhühnchen auf, welches durch sein eigenthümliches Betragen kund gab, daß ich es entweder von den Eiern, oder von seinen Jungen vertrieben haben mußte. Ich sah nach und bemerkte bald ein Küchlein, später auch die drei übrigen, welche sich unter dürrem Laube verborgen hatten. Eins von den Jungen steckte ich in den Fangbauer und befahl einem chinesischen Knaben, darauf zu achten. Der alte Vogel entdeckte das Küchlein bald, wollte jedoch nicht in den Käfig laufen. Als das Junge schrie, antwortete ein ärgerlich knurrender Laut von dem benachbarten Gebüsche her, und

bald darauf lief der alte Vogel herbei, gluckend wie eine Henne. Er kam bis zum Käfige heran, wollte aber auch jetzt noch nicht eintreten, sondern lief unter beständigem Locken rückwärts und vorwärts, nach den Büschen zu. Wenn mein Gehilfe ihn mit seinem Hute zu überdecken versuchte, kroch er förmlich auf dem Boden dahin; aber nur selten entschloß er sich zu fliegen. Es wurde endlich dunkel, und ich mußte ihn, um ihn nicht zu verlieren, tödten. Zu meiner größten Verwunderung fand ich bei der Zergliederung, daß ich ein Männchen erlegt hatte. Es war das einzige von den beiden Eltern gewesen, und so kann ich nur annehmen, daß das Weibchen entweder zu Grunde gegangen oder beschäftigt sein mußte, ein zweites Gelege zu bebrüten; denn die erwähnten Jungen waren bereits fast vollständig ausgefiedert.

Das Streitlaufhuhn wird von den Javanern oft in Gefangenschaft gehalten und zu diesem Zwecke entweder jung aus dem Neste genommen oder alt eingefangen; denn es gewöhnt sich unter allen Umständen leicht an den Käfig. Man ernährt es mit Reis, thut aber wohl, wenn man ihm nebenbei Kerbthiere, namentlich kleine Heuschrecken, welche es sehr gern verzehrt, zur Aeßung reicht. Bei gewissen Gelegenheiten werden die Gefangenen zu Kampfspielen verwendet und zwar, da beide Geschlechter gleich muthig und fechtlustig sind, die Hennen ebensowohl wie die Hähne.

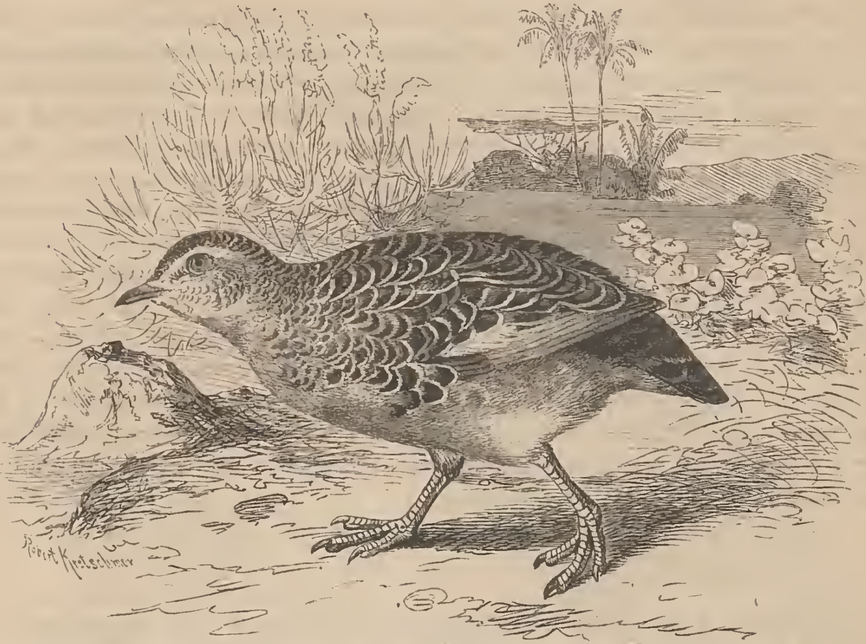
Es will scheinen, als ob Afrika unsern heimischen Erdtheil mit einem Laufhühnchen beschenkt habe, da es nur in den Theilen Südeuropas vorkommt, welche so zu sagen an Afrika grenzen und dessen Gepräge tragen. Man hat es bisher blos im südlichsten Spanien und auf Sicilien gefunden, hier noch häufiger als dort, wo es, nach meinen Erfahrungen, zu den seltensten Vögeln des Landes gehört, oder doch nur dann und wann erlegt und zu Markte gebracht wird, während es auf genannter Insel, laut Temminck, wenigstens in gewissen Gegenden gemein sein soll. Von hier hat es sich nicht nach Norden hin verbreitet, obwohl man einmal ein wahrscheinlich verflogenes in Orfordshire erlegt haben will. Viel häufiger als in Europa begegnet man ihm längst der Südküste des mittelländischen Meeres, von Marokko an bis Tunis hin. Laut Tristram wurde es hier zwar erst im Jahre 1847 von französischen Sammlern aufgefunden; seitdem aber hat man erfahren, daß es alle mit niederem Buschwerk bewachsene Gegenden Algeriens in Menge bevölkert und nunmehr auch einige Beobachtungen über die Lebensweise sammeln können.

Das Fausthühnchen, wie wir es nennen wollen (Turnix africanus oder Turnix gibraltariensis), gehört zu den größeren Arten seiner Familie; denn seine Länge beträgt ungefähr sechs Zoll. Beide Geschlechter ähneln sich, soweit bis jetzt bekannt, in der Färbung; aber das Weibchen ist beträchtlich größer und um ein Drittel schwerer als das Männchen. Ueber den dunkelbraunen Kopf verlaufen drei gelbe Längsstreifen; auf dem Rücken bilden schwarze und rothbraune Zickzackbinden eine unregelmäßige Zeichnung; die Flügeldeckfedern sind gelblich, auf der Außenfahne mit einem schwarzen, auf der innern mit einem rostgelben Flecken geziert; die Kehle ist weiß, der Kropf rothbraun, jede Feder hier licht gerandet; das spärlich dunkel gefleckte Rothbraun der Seiten geht auf dem Bauche in Reinweiß über; die Schwingen zeigen außen lichte Säume. Das Auge ist gelb, der Schnabel gilblich, der Fuß bleifarben.

Tristram sagt, daß er das Fausthühnchen niemals in den Ebenen der Wüste, sondern immer nur in Dickichten und niederen Büschen gefunden habe. „Wenn es aufgescheucht wird, ist es kaum zum Fliegen zu bringen: es rennt halb und fliegt halb dem nächsten Dickichte, fast nach Art der Rohrhühnchen, zu. Niemals vereinigt es sich zu Scharen, wie die Wachteln, von deren Betragen das seinige überhaupt wesentlich abweicht.“ Unser Forscher bezweifelt, daß es Algerien jemals verläßt und bestätigt also die Angaben früherer Beobachter, welche versichern, daß man es in Sicilien noch im November und Dezember erlegt hat. Ein Nest, welches in Algerien gefunden wurde, stand auf dem Boden, in der Mitte eines verfilzten Dickichts von Unterholz, höchst verborgen und so tief zwischen

dem Gesträuche, daß nicht einmal ein Hund bis dahin vordringen konnte. Das Gelege enthielt sieben (?) zart- und dünnschalige Eier, welche auf purpurblauem Grunde spärlich gefleckt waren.

Die spanischen Forscher scheinen keine eigenen Beobachtungen über die Lebensweise des Fausthühnchens gesammelt zu haben. Machado, ein Andalusier, ist der einzige von ihnen, welcher es überhaupt gesehen hat oder gesehen zu haben vorgibt. „Unsere Jäger", sagt er, „wollen wissen, daß das Fausthühnchen die Wachteln in unsere Gegenden führt, und daß der Tod eines dieser Führer die ihm folgende Bande zerstreut und es ihr unmöglich macht, Afrika zu erreichen, weshalb man denn



Das Fausthühnchen (Turnix africanus oder Turnix gibraltariensis). ½ der nat. Größe.

auch im Winter einzelne Wachteln in Spanien finde: ich weiß aber nicht, ob diese Angabe wirklich begründet ist." — Vortrefflicher Andalusier, wie sorgfältig hast Du den Zug der Wachteln beobachtet!

Eine Art der Familie hat Gould unter dem Namen Trappenwachtel (Pedionomus torquatus) von dem Kern der Familie getrennt, weil die Füße vierzehig sind. Der Schnabel ist fast kopflang, gerade, spitzenwärts zusammengedrückt, der Flügel kurz und muschelförmig, in ihm die erste, zweite und dritte Schwinge gleichlang, der Schwanz ziemlich verkümmert, der Lauf lang, vorn quer beschient, die Hinterzehe schwach und hochstehend.

Der Oberkopf ist röthlichbraun, schwarz quergefleckt, der Vorderkopf wie die Halsseiten hell fahlschwarz gesprenkelt, das breite weiße Halsband schwarz gefleckt, die Oberseite röthlichbraun, jede Feder mit mehreren schwarzen Linien gebändert und fahl gesäumt, die Mittelbrust roth, die übrige Unterseite fahl, jede Brustfeder in ähnlicher Weise gezeichnet, wie die der Oberseite, während die seitlichen breite, unregelmäßige, schwarze Flecken zeigen; die Schwanzfedern sind fein schwarzbraun gebändert. Das Auge ist strohgelb, der Schnabel gelb, gegen die Spitze hin schwarz, der Fuß grünlichgelb. Auch bei dieser Sippe weichen die Geschlechter in der Größe beträchtlich ab; das Weibchen ist ebenfalls das größte und am schönsten gezeichnete. Beim Männchen beträgt die Länge

$4\frac{1}{2}$, die Fittiglänge $3\frac{1}{4}$ Zoll, beim Weibchen die Länge 7, die Fittiglänge $3\frac{1}{2}$, die Schwanzlänge $1\frac{1}{4}$ Zoll.

„Wenige Entdeckungen", sagt Gould, „sind mir wichtiger erschienen, als die dieses Vogels, dessen Bau für die ausgedehnten sonnigen Ebenen, welche mehrere Theile Australiens auszeichnen, ungemein geeignet erscheint. Die langen Trappenbeine sind ganz zum Laufen eingerichtet, die kurzen, runden und gehöhlten Flügel wenig zum Fliegen geeignet. Der allgemeine Umriß führt die Vorstellung eines kleinen Trappen herbei, und hätten die Beine nicht eine Hinterzehe, man würde geneigt sein, unser Vögelchen zu jenen Laufvögeln zu zählen."

„Die Trappenwachtel", sagt Gray, „gehört zu denjenigen Zugvögeln, welche im Juni in der Gegend von Adelaide erscheinen und im Januar wieder wegziehen — man weiß nicht, wohin. Sie fliegt nicht, so lange sie es vermeiden kann, und wird deshalb oft von Hunden gefangen. Aufgeschreckt, duckt sie sich nieder oder versteckt sich in einen Grasbüschel. Während des Laufens hält sie sich aufrecht auf den Zehenspitzen, sodaß das Hintertheil des Fußes den Grund nicht berührt und sie immer einen freien Umblick behält, ganz so, wie es der Emu zuweilen thut. Die Lockstimme von denen, welche ich gefangen hielt, ähnelt dem hohltönenden Geräusche, welches der Emu hören läßt, ist aber selbstverständlich verhältnißmäßig schwächer. Ich besaß einmal vier zu gleicher Zeit, ein Männchen und drei Weibchen: sie alle waren in demselben Netze gefangen worden, und ich vermuthete deshalb, daß mehrere Weibchen um ein Männchen sich sammeln. Die Gefangenen fraßen geschrotenen Weizen, rohen, ungekochten Reis, Brot und Kerbthiere, letztere besonders gern. Sie wurden vollständig zahm und hielten sich mehrere Monate lang." Ueber das Brutgeschäft fehlen noch Berichte. Strange erhielt ein Ei, welches aus dem Legschlauche eines Weibchens geschnitten wurde: es ähnelte im allgemeinen dem anderer Laufhühner, war am dünnen Ende etwas zusammengezogen und auf grauweißem Grunde mit kleinen grauen, umbrabraunen und weinrothen Flecken gesprenkelt, vornehmlich am dickeren Ende.

* * *

In der dritten Zunft der Familie vereinigen wir die Fasanenvögel (Phasianidae). Auch bei ihnen ist der Leib noch gedrungen, aber doch gestreckter gebaut als bei den Waldhühnern, der Flügel mittellang oder kurz, stark gerundet, der Schwanz gewöhnlich lang und breit, zwölf- bis achtzehnfederig, der Schnabel mittellang, stark gewölbt, sein Oberkiefer über den unteren herabgebogen, zuweilen auch an der Spitze verlängert und nagelförmig verbreitert, der Fuß mäßig oder ziemlich hoch, langzehig und beim Männchen fast immer bespornt, der Kopf theilweise nackt, oft mit Kämmen und Hautlappen, zuweilen auch mit Hörnern und ebenso mit Federbüschen geziert, das Gefieder farbenprächtig und glänzend, nach Geschlecht und Alter regelmäßig verschieden.

Nitzsch fand nach Untersuchung des gemeinen, des Gold- und des Silberfasanes, daß die den echten Hühnern überhaupt eigenthümlichen Bildungsverhältnisse des Knochengerüstes, der Muskeln, Eingeweide und Sinneswerkzeuge auch dieser Abtheilung zukommen. Die Wirbelsäule besteht aus dreizehn bis vierzehn Halswirbeln, sieben Rücken- und fünf bis sechs Schwanzwirbeln, deren letzter dem starken Schwanze durch seine Form entspricht, indem der sehr lange, spitze Dornfortsatz mehr nach hinten als nach oben sich richtet und oben eine platte, wagrechte Fläche zeigt. Der Oberarmknochen ist so lang wie das Schulterblatt, der Vorderarm etwa halb so lang. Die Seitenfortsätze des Brustbeins sind lang und gerade, die hinteren gabelförmig getheilt; der Körper hat vorn jederseits eine sehr dünne, oft unverknöcherte Stelle. Das Becken ist verhältnißmäßig hoch und schmal; der Oberschenkelknochen luftführend. Die Luftröhre besteht aus häutigen Knorpelringen. Der Mastdarm ist lang, die Länge der Blinddärme verschieden.

Man pflegt zu den Fasanenvögeln auch einige Hühner Afrikas und die in Amerika heimischen Truthühner zu rechnen; doch dürfte es vielleicht richtig sein, diese wie jene gesondert aufzuführen. In

letzterem Falle würde man Südasien als das eigentliche Vaterland unserer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Geschöpfe anzusehen haben.

Unter den Gruppen, Unterfamilien oder, wie wir sagen, Familien, in welche die Zunft zerfällt, stellen wir die Prachthühner (Lophophori) obenan. Sie unterscheiden sich von den übrigen hauptsächlich durch kurzen, sanft gerundeten Schwanz, dessen Federn nicht wie bei den meisten übrigen Fasanenvögeln dachartig gestellt sind, sondern in einer Ebene liegen. Die Familie ist auf das Hochgebirge Süd- und Hinterasiens beschränkt, eine allgemeine Schilderung derselben aber unnöthig, da wir der beiden ausgezeichnetsten Sippen derselben nothwendigerweise Erwähnung thun müssen.



Der Monaul oder Glanzfasan (Lophophorus resplondens). 1/6 der nat. Größe.

Hoch oben in den Waldungen des Himalaya von den Vorbergen an, welche gegen Afghanistan abfallen, bis nach Sikim und Bhutan, dem äußersten Osten des Gebirges hin, bewohnt die zwischen 6000 bis 10,000 Fuß über dem Meere liegenden Höhen ein prachtvolles Huhn, vielleicht der schönste aller Scharrvögel, welcher von den Bewohnern des Himalaya Monaul, von den Forschern gewöhnlich Glanzfasan genannt wird (Lophophorus resplendens). Er und sein einziger Verwandter — welcher erst in diesem Jahre (1866) in den Gebirgen Chinas aufgefunden wurde — kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig kräftigen Leib, mittellange Flügel und kurzen, fast gerade abgeschnittenen oder wenigstens nur schwach gerundeten, aus sechszehn Federn bestehenden Schwanz, ziemlich verlängerten, an der Spitze des Oberschnabels nagelförmig verbreiterten und vorgezogenen Schnabel,

mittelhohen Fuß, dessen Lauf beim Männchen mit einem Sporen bewehrt ist, und das in den prachtvollsten Metallfarben prangende und schimmernde Gefieder des Hahnes, welches eine Stelle um das Auge unbekleidet läßt. Den männlichen Monaul schmückt noch außerdem eine aus vielen, an der Wurzel fahnenlosen, an der Spitze bebarteten Federn gebildete Kopfhaube.

Von der Farbenpracht des Monaul ist schwer eine Beschreibung zu geben. Der Kopf, einschließlich des wie aus goldschimmernden Aehren zusammengesetzten Busches und die Kehle sind metallischgrün, der Oberhals und Nacken schimmernd purpur= oder karminroth, mit Rubinglanz, der Unterhals und Rücken bronzegrün, goldglänzend, der Mantel und die Flügeldeckfedern, der Oberrücken und die Oberschwanzdeckfedern violet= oder bläulichgrün, ebenso glänzend wie das übrige Gefieder, einige Federn des Unterrückens weiß, die Untertheile schwarz, auf der Brustmitte grün und purpurn schimmernd, auf dem Bauche dunkel und glanzlos, die Schwingen schwarz, die Steuerfedern zimmtroth. Das Auge ist braun, die nackte Stelle um dasselbe bläulich, der Schnabel dunkelhornfarben, der Fuß düstergraugrün. Die Länge beträgt 26, die Breite 33, die Fittiglänge 11 bis 11½, die Schwanzlänge 8¼ Zoll.

Beim Weibchen sind Kehle und Gurgelgegend weiß, alle übrigen Federn auf blaßgelbbraunem Grunde dunkelbraun gefleckt, gewellt und gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen und die Steuerfedern schwarz und braungelb gebändert. An Größe steht die Henne, wie zu erwarten, hinterm Männchen zurück.

Der neuentdeckte Glanzfasan, zu Ehren des bekannten französischen Ministers Lophophorus Lhuysii genannt, unterscheidet sich von dem Monaul hauptsächlich dadurch, daß dem Männchen der Kopfschmuck fehlt und die Steuerfedern anstatt zimmtroth, grünlich aussehen. Sein Weibchen ähnelt dem weiblichen Monaul.

Ueber das Freileben des letztgenannten haben wir neuerdings einen ausführlichen Bericht durch Mountaineer erhalten, müssen jedoch bedauern, daß dieser treffliche Beobachter mehr den Standpunkt des Jägers als den des Forschers vertritt. „Von dem ersten höheren Kamme über den Ebenen bis zur Waldgrenze hinauf, bemerkt man den Monaul in jeder Höhe, und im Innern des Gebirges ist er einer der häufigsten Jagdvögel. Als die Berge in der Nähe von Mussuri zuerst von Europäern besucht wurden, war er auch hier häufig, und noch jetzt kommt er in dieser Gegend wenigstens einzeln vor. Während des Sommers begegnet man ihm selten, weil die üppig grünenden Schlingpflanzen dann das Innere des Waldes dem Auge verschließen; dagegen gewahrt man ihn um diese Zeit in ziemlicher Anzahl in der Nähe der Schneefelder, namentlich morgens und abends, wenn er hier erscheint, um sich zu äßen. Doch würde Niemand im Stande sein, von denjenigen, welche er sieht, auf die Anzahl der wirklich vorhandenen zu schließen. Wenn die kalte Jahreszeit heranrückt, die Rankengewächse und die den Boden deckenden Pflanzen verdorren, scheint der Wald von ihnen erfüllt zu sein. Sie schlagen sich jetzt in stärkere Ketten zusammen, und in mancher Gegend kann man mehr als hundert im Laufe eines Tages aufjagen. Im Sommer steigen fast alle Männchen und einige von den Weibchen ins Gebirge empor; im Herbste wählt sich Alt und Jung diejenigen Stellen des Waldes, wo der Boden dick mit abgefallenem Laube bedeckt ist, weil jetzt hier die meisten Larven und Maden gefunden werden, und jemehr der Winter herannaht und das Gebirge mit Schnee bedeckt, um so tiefer und tiefer ziehen sie sich nach unten. In strengen Wintern und bei tiefem Schnee vereinigen sie sich in Waldungen auf südlichen Gehängen des Gebirges, wo der Schnee noch am ersten schmilzt, kommen selbst bis ins Hügelland herab, wo der Schnee nicht so tief liegt oder bald wegthaut, und sie im Stande sind, unter Büschen oder beschirmten Stellen sich bis zum Boden durchzuarbeiten. Weibchen und Junge verweilen dann gern in der Nachbarschaft von Walddörfern und werden oft haufenweise in den Feldern gesehen; doch bleiben auch viele, aber wohl nur alte Männchen, selbst während des kältesten Wetters, wenn ein Schneefall nach dem andern den Boden dick belegt hat, in den höheren Waldungen zurück. Im Frühlinge ziehen alle, welche ins Thal herabgedrückt wurden, allmählich, so wie der Schnee schmilzt, wieder nach oben.“

„Die Gesellschaften oder Völker, welche in den Herbst- und Wintermonaten sich in einem gewissen Theile des Waldes vereinigen, vertheilen sich über einen so großen Raum, daß jeder Vogel allein zu sein scheint. Zuweilen kann man eine Meile weit durch den Wald gehen, ohne einen einzigen zu sehen, und plötzlich trifft man auf eine Stelle, wo in einem Bezirke von wenig hundert Ellen Durchmesser mehr als zwanzig nach und nach aufstehen. Zu andern Zeiten oder in andern Strichen haben sie sich über das ganze Gebiet vertheilt; man treibt hier einen auf, dort einen andern, zwei oder drei an einer dritten Stelle, und so kann es meilenweit fortgehen. Die Weibchen bilden geschlossenere Schwärme als die Männchen, gehen auch tiefer in das Gebirge herab und vertauschen die schützenden Wälder früher mit Plätzen, welche den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind, oder mit der Nachbarschaft der Dörfer. Beide Geschlechter werden oft getrennt von einander und dann in namhafter Anzahl gefunden. In größeren Tiefen oder auf gethauten Bergseiten trifft man Dutzende von Weibchen und jungen Vögeln, ohne ein einziges altes Männchen, während man in der Höhe oder im Walde nur diese sieht. Im Sommer vertheilen sie sich mehr, halten sich aber nicht eigentlich paarweise; denn man begegnet auch dann oft mehreren zusammen. Ob diese sich überhaupt gepaart haben, bleibt fraglich; möglich ist, daß die Vereinigung gelöst wurde, nachdem das Weibchen zu brüten begann; denn das Männchen scheint der Henne, so lange sie sitzt, keine Aufmerksamkeit zuzuwenden, oder sich ebensowenig um die ausgeschlüpften Jungen zu bekümmern, da man es so selten bei ihnen findet.“....

„Vom April bis zum Beginn der kalten Jahreszeit ist der Monaul sehr vorsichtig und scheu; aber diese Eigenschaften verlieren sich unter dem Alles bezähmenden Einflusse der winterlichen Kälte und des die Nahrung bedeckenden Schnees sehr bald, obgleich man auch jetzt eine gewisse Zurückhaltung nicht verkennen kann. Vom Oktober an findet man unseren Vogel schon häufig auf Stellen, welche frei von Unterholz sind, und er zeigt sich nicht mehr so ängstlich bedacht, der Beobachtung sich zu entziehen, indem er sich durch das Gras oder die dichteren Gebüsche dahinstiehlt; immerhin aber wird er früher aufmerksam und steht in größerer Entfernung auf als jeder eigentliche Fasan. Im Frühjahre fliegt er, aufgescheucht, oft weit in einem Zuge dahin und läßt sich, wenn er zum zweiten Male aufstand, kaum nahe kommen, während er im Winter nicht selten im Laufen erlegt oder, wenn er sich erhoben und auf einem Baume niedergelassen hatte, ohne große Mühe beschlichen werden kann. Wenn man ihn im Walde auftreibt, erhebt er sich gewöhnlich stumm und ohne auf dem Boden wegzulaufen, während er auf Blößen oder grasigen Gehängen, wenn er sich nicht hart verfolgt sieht, gern davon rennt oder auch davon schleicht, anstatt aufzufliegen. Muß er sich zum Aufstehen entschließen, so geschieht Dies unter polterndem Geräusche und unter Ausstoßen eines schrillenden und pfeifenden Geschreies, welches in rascher Folge und oft bis zum Niedersetzen wiederholt wird, worauf er dann unter Umständen seinen gewöhnlichen klagenden Ruf ertönen läßt und eine Zeitlang fortsetzt. Wenn man im Winter ein oder zwei Monauls aufgetrieben hat, werden alle, welche Dies hören, aufmerksam, und wenn jene zu einem Schwarme gehören, erhebt sich dieser in rascher Folge; ist die Gesellschaft mehr vereinzelt, so steht ein Vogel langsam nach dem andern auf. Der Schrei des ersten, welcher auffliegt, bewegt einen zweiten, sich zu erheben, und so geht es fort, bis alle in der unmittelbaren Umgebung aufgestanden sind. Im Winter zeigen sie sich weniger abhängig von einander und wenn auch scheuer, doch eher geneigt, zu warten, bis sie selber aufgescheucht werden. Längere Verfolgung macht sie sehr scheu, flüchtig und unstet, zumal im Frühlinge, weil sie dann überall im Walde ohne Mühe hinlängliches Futter finden, während sie im Winter auf ein beschränkteres Gebiet angewiesen sind und zu ihm zurückkehren müssen. Die Weibchen scheinen übrigens jederzeit weniger furchtsam zu sein als die Männchen. Der Flug der letzteren ist eigenthümlich. Der Monaul pflegt nämlich, wenn er eine größere Strecke durchmessen will, ohne Flügelschlag, aber mit einer zitternden Bewegung der Schwingen dahin zu schweben. Diese Bewegung gereicht ihm zum größten Vortheile; denn er erscheint so, im Widerspiel der Sonne auf seinem prachtvollen Gefieder, unbedingt als der schönste aller Fasanen.“

„Den Lockruf des Monaul, jenes lautklagende Pfeifen, hört man im Walde zwar zu allen Stunden des Tages, am häufigsten aber doch vor Tagesanbruch und gegen Abend. In der kalten Jahreszeit tönt der Wald wieder von dem Geschrei der jetzt zahlreich Versammelten, insbesondere kurz bevor sie sich auf einzelne hohe Bäume oder auch wohl Felszacken zum Schlafen aufsetzen wollen.“

„Der Monaul nährt sich von Wurzeln, Blättern, jungen Schößlingen, verschiedenen Grasarten und Kräutern, Beeren, Nüssen und anderen Sämereien, aber auch von Kerbthieren aller Art. Im Herbste suchte er letztere unter den abgefallenen Blättern zusammen, im Winter äßt er sich oft in den Weizen- und Gerstenfeldern. Er beschäftigt sich, seinen hierzu besonders geeigneten Schnabel angemessen verwendend, jederzeit eifrig mit Graben, nicht selten mehrere Stunden nach einander. In den höher gelegenen Wäldern sieht man zuweilen auf Blößen oder offenen Stellen, welche frei von Unterholz sind, Massen von Monauls in voller Arbeit.“

„Die Brutzeit beginnt bald nach Eintritt des Frühjahres. Die Henne bereitet ihr Nest unter einem kleinen deckenden Busche oder einem Grasbüschel und legt fünf Eier, welche auf düsterweißem Grunde mit röthlichbraunen Punkten und Flecken getüpfelt sind. Die Küchlein kommen Ende Mai's aus.“

Manche Jäger achten das Wildpret des Monaul dem Fleische des Truthahnes an Güte gleich, andere behaupten, daß es kaum eßbar wäre; Mountaineer versichert, daß namentlich Weibchen und Junge im Herbste und Winter einen ausgezeichneten Braten liefern, während das Wildpret gegen Ende des Winters sehr an Güte verliert. Entsprechend der Jahreszeit bietet die Jagd größere oder geringere Schwierigkeiten; bei der Häufigkeit dieses prachtvollen Wildes macht der geschickte Jäger aber doch regelmäßig reiche Beute. Mountaineer erzählt, daß er im Herbste, wenn die entlaubten Bäume einen Ueberblick des Waldes gestatten, oft viele Monauls nach einander erlegt habe. Er wartete bis die aufgetriebenen oder schlaflustigen Vögel aufgebäumt hatten, beschlich dann den ersten, schoß ihn herab, ging einem zweiten zu, erlegte denselben ebenfalls und konnte mit seiner Jagd oft lange Zeit fortfahren, da die Thiere sich wenig um den Knall des Schusses zu kümmern schienen.

Es ist leicht, altgefangene Monauls im Käfige längere Zeit zu unterhalten. Demungeachtet zählt der prachtvolle Vogel in unsern Thiergärten noch zu den Seltenheiten und wird demgemäß sehr theuer bezahlt. In Indien kann man geeigneten Orts soviel Gefangene erhalten, als man will; die Kinder der luftigen Höhe vertragen aber die Hitze der Tiefe nicht, und die meisten sterben während der Reise. Lady Impey brachte die ersten lebenden Monauls nach England und ließ es sich Mühe und Geld genug kosten, sie hier einzubürgern. Die Gefangenen führen, wie mir Bodinus schreibt, ein möglichst verstecktes Leben, verbergen sich gern vor dem Beobachter und zeigen sich immer etwas ängstlich. Sie graben beständig, bearbeiten die Rasenplätze in ihrem Käfige ohne Unterlaß und verunstalten sehr bald ihr Gebauer. Den Winter überstehen sie ebenso leicht wie unsere Fasanen. In dem Thierpark des Lord Derby gelang es zuerst, Gefangene zur Fortpflanzung zu bringen; später haben solche in den Thiergärten zu London und Antwerpen gebrütet. Da man den Gefangenen hier die Eier wegnimmt, um diese von Haushennen ausbrüten zu lassen, erzielt man in der Regel zehn bis vierzehn Eier von einem Paare, selten aber mehr als fünf bis sieben Junge — ein deutlicher Beweis, daß wir ein geeignetes Ersatzfutter noch nicht gefunden haben; denn im entgegengesetzten Falle würden nicht so viele Eier unbefruchtet sein. Die Küchlein ähneln denen anderer Hühner in Gestalt und Färbung, lassen sich aber an ihrer bedeutenden Größe leicht erkennen. Ihr Dunenkleid ist auf dunkelbraunem Grunde lichter gestreift und dunkel marmorirt; die Unterseite pflegt einfarbig gilblich weiß zu sein. Sie wachsen rasch heran, sind aber zärtlich, und viele gehen während der letzten Mauser zu Grunde; ihre Einbürgerung auf unsern Hühnerhöfen wird also schwerlich in Bälde bewerkstelligt werden können. Doch geben wir selbstverständlich die Hoffnung noch nicht auf, einstmals diesen Prachtvogel wenigstens in allen unsern Thiergärten zu besitzen.

Als die nächsten Verwandten der Glanzhühner sehe ich die Hornfasanen (Ceriornis) an. Der Leib ist kräftig, der Flügel mittellang, der aus achtzehn Federn bestehende Schwanz kurz und breit, der Schnabel sehr kurz und ziemlich schwach, der Fuß niedrig, aber kräftig, gespornt; zwei kleine aufrichtbare, fleischige Fortsätze, sogenannte Hörner, erheben sich am hintern Ende des nackten Augenringes, dessen Fortsetzung sie bilden, und das nackte Kehlfeld vergrößert sich seitlich durch zwei Hautlappen. Das Gefieder ist sehr reich, auf dem Hinterhaupte hollenartig verlängert, seine Färbung eine prächtige, seine Zeichnung eine überaus zierliche. Das Weibchen trägt, wie üblich, ein bescheidenes, obschon immer noch hübsches Kleid. Der Verbreitungskreis beschränkt sich auf den Himalaya und die südchinesischen Gebirge.



Das Satyrhuhn (Ceriornis Satyra). 1/4 der nat. Größe.

Erst in neuerer Zeit hat man mehrere Arten dieser Sippe unterschieden. Noch vor wenig Jahren gehörte ein Hornfasan unter die seltensten Vögel in unseren Thiersammlungen; gegenwärtig sieht man hier und ebenso in einigen unserer reichhaltigsten Thiergärten vornehmlich zwei Arten: Das Satyrhuhn und den Jewar.

Bei ersterem (Ceriornis Satyra) sind Stirn, Scheitel, ein ziemlich breites Band, welches über die Schläfe weg zum Hinterhaupte läuft, und ein schmaler Saum, welcher die Lappen umgibt, schwarz, Hinterkopf, Nacken, Oberhals und Flügelbug einfarbig karminroth, Oberrücken, Brust und Bauch auf rothem Grunde mit weißen, schwarz gesäumten Augenflecken gezeichnet, Mantel und Oberschwanzdeckfedern braun, fein schwarz gebändert und alle Federn an der Spitze ebenfalls mit einem Augenflecken geziert, einige Oberflügeldeckfedern auch röthlich gefleckt, die Schwingen auf dunkelbraunem Grunde schmuziglehmgelb gesäumt und gebändert, die Steuerfedern schwarz, dunkelbraundgelb-quergestreift.

Das Auge ist tiefbraun, die nackte Augengegend, die Hörner, die Gurgel und die Lappen sind blau, hier und da orangengelb gefleckt, die Füße gelbbraun. Die Länge beträgt ungefähr 27, die Fittiglänge 11½, die Schwanzlänge 11 Zoll. Beim Weibchen herrscht ein ansprechendes Braun vor; dasselbe ist auf der Oberseite dunkler als auf der Unterseite und wird durch zahlreiche schwärzliche und röthliche Querbänder und Flecke, sowie weißliche Schaftstriche und Schaftflecke gezeichnet. Die Länge beträgt 24, die Fittiglänge 10 Zoll, die Schwanzlänge ebenfalls 10 Zoll.

Der Jewar (Ceriornis melanocephala) unterscheidet sich hauptsächlich durch seine schwarze Unterseite. Beim Männchen sind die Federn des Oberkopfes schwarz, roth an der Spitze, Nacken, Vorderhals und Flügelbug scharlachroth, die Federn des Mantels auf dunkelbraunem Grunde äußerst fein, aber unregelmäßig schwarz gebändert und mit kleinen weißen, schwarzumsäumten Augenflecken verziert, die Federn der Brust und des Bauches schwarz, wie mit Düsterroth überhaucht, alle weiß gefleckt, die Schwingen schwärzlich, braun gefleckt und gebändert, die Steuerfedern schwarz, bis gegen die einfarbigen Spitzen hin weißlich braun und schwarz gebändert. Das Auge ist nußbraun, die nackte Stelle um dasselbe glänzend roth, das Horn blaßblau, die Kehllappen in der Mitte purpurn, seitlich blaßblau gefleckt und fleischfarben gesäumt, der Schnabel dunkelhornfarben, der Fuß röthlich. Die Länge beträgt 27 bis 28, die Breite 35 bis 36, die Fittiglänge 10½, die Schwanzlänge 10 Zoll.

Beim Weibchen herrscht auf der Oberseite ein Farbengemisch von Dunkelbraun, Lichtbraun und Schwarz, auf der Unterseite ein solches von Aschgraubraun, Schwarz und Weiß vor. Kleine, zugespitzte Längsstreifen von blaßgelber Färbung zeichnen die Federn des Rückens, unregelmäßige weiße Flecken die der Unterseite. Die Länge beträgt 23, die Breite 31½, die Fittiglänge 9½, die Schwanzlänge 8½ Zoll.

Der Osten des Himalaya, Nepal und Sikim sind die Heimat des Satyrhuhnes, der Nordwesten desselben Gebirges von Nepal an die des Jewars. Zwei andere Arten bewohnen China. Ueber die Lebensweise scheinen noch wenig Beobachtungen angestellt worden zu sein; nur über den Jewar wurden wir durch Mountaineer unterrichtet.

„Die gewöhnlichen Aufenthaltsorte dieses Prachtvogels sind dichte und dunkle Waldungen, hoch oben im Gebirge, nicht weit unter der Schneegrenze. Im Winter zieht er sich tiefer herab und siedelt sich dann in den dichtesten Stellen der Eichen-, Wallnuß- und Morendawaldungen an, wo Buchsbaum vorherrscht und der Bergbambus unter den höheren Bäumen undurchdringliche Dickichte bildet. Hier begegnet man ihm in Gesellschaften von zwei oder drei Stücken bis zu einem Dutzend und mehreren, nicht aber in geschlossenen Völkern, sondern über einen beträchtlichen Theil des Waldes vertheilt, obschon ein solches Volk, solange es nicht gestört wird, sich immer noch zusammenhält. Es scheint, daß eine und dieselbe Kette alljährlich dieselbe Oertlichkeit wieder aufsucht, oder auf einer und derselben wohnen bleibt, auch wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist. Wird ein Volk durch einen heftigen Sturm oder andere Ursachen von seinem Stande vertrieben, so wendet es sich gewöhnlich bewaldeten Thälern, kleinen Wäldchen oder auch Dickichten zu, welche aus niederm Buschholze bestehen.“

„Im Winter ist der Jewar, solange er nicht geängstigt wird, gänzlich stumm; wenigstens habe ich ihn um diese Zeit aus freiem Antriebe niemals schreien hören. Wird er aufgescheucht, so stößt er klägliche Schreie aus, welche dem Blöken eines jungen Lammes nicht unähnlich klingen und sich durch die Silben „Wä, wä, wä“ ungefähr ausdrücken lassen. Anfänglich folgen sich diese Laute so langsam, daß man sie bestimmt unterscheiden kann; später werden sie rasch nach einander herausgeschrien, und unmittelbar darauf pflegt der Vogel sich zu erheben. Da, wo er nicht wiederholt gestört wird, zeigt er sich nicht besonders scheu und steht selten eher auf, als bis sein Verfolger ihm sehr nahe gekommen ist, kriecht vielmehr lieber langsam durch das Unterholz oder fliegt, wenn er sich erhebt, zu einem Baume empor. Im ersteren Falle schreit er, solange er läuft, in letzterem solange,

bis er sich in dem Gezweige verborgen hat. Sind mehrere bei einander, so beginnen sie alle zu gleicher Zeit zu schreien und eilen in verschiedenen Richtungen dahin, einige auf dem Grunde fortlaufend, andere zu den Bäumen sich erhebend. Nach dem ersten Aufscheuchen fliegen sie nur bis zum nächsten Baume; werden sie jedoch öfter aufgetrieben, so streichen sie gewöhnlich eine ziemliche Strecke weit weg und dann am liebsten bergab. Ihr Flug zeichnet sich durch Schnelligkeit und durch ein eigenthümliches Schwirren aus, sodaß man den Jewar, auch wenn man ihn nicht sieht, leicht erkennen und von den andern Wildhühnern unterscheiden kann. Da, wo seine Aufenthaltsorte oft von Jägern und den Eingebornen besucht werden, ist er vorsichtiger, und wenn solche Besuche regelmäßig stattfinden, wird er zuletzt so scheu und listig, daß er jeden andern Vogel übertrifft. Er pflegt unter solchen Umständen, sobald er die Anwesenheit eines Menschen merkt, nach ein- oder zweimaligem Lockrufe, auch wohl ohne solchen, aufzubäumen, und weiß sich so geschickt in die dichtesten Laubwerke der Kronen zu verbergen, daß man ihn nicht oder wenigstens nur dann findet, wenn man sich den Zweig, zu welchem er sich erhob, genau merken konnte. — Seine Nachtruhe hält er nur auf Bäumen."

„Mit Frühlingsanfang, sobald der Schnee in den höheren Gebirgen zu schmelzen beginnt, verlassen die Hornfasanen ihre Winterherberge, vereinzeln sich nach und nach und vertheilen sich in den stilleren und zurückliegenden Wäldern des Gürtels der Birke und weißen Alpenrose, wo sie gewöhnlich die äußerste Grenze des Waldes beziehen. Schon im April paaren sie sich, und jetzt trifft man öfter als je mit den Männchen zusammen. Viele von diesen scheinen auf der Wanderschaft zu sein, wahrscheinlich, um sich eine Gefährtin zu suchen. Sie schreien viel und während des ganzen Tages, setzen sich dabei in die dichten Zweige der Bäume oder auf einen zu Boden gefallenen Baumstamm und scheinen nicht so ängstlich bedacht, sich zu verstecken. Der Paarungsruf ähnelt dem Laute, welchen man vernimmt, wenn man ein Volk aufscheucht, ist aber viel lauter und besteht nur aus einer einzigen Silbe, einem kräftigen „Wä", welches dem Blöken einer verirrten Ziege sehr ähnlich klingt und mehr als eine Meile weit vernommen werden kann."

Ueber das Brutgeschäft berichtet Mountaineer nicht; er sagt blos, daß nach der Brutzeit jede Familie sich auf einem bestimmten Platze aufhält und allgemach der Winterherberge zuwandert, in dieser aber, da, wo die oberen Waldungen dickbuschig und hochgrasig sind, selten vor dem November erscheint.

„Die hauptsächlichste Nahrung des Jewar besteht in Baumblättern und Knospen, namentlich solchen der verschiedenen Eichen und Buchsbaumarten; nebenbei werden aber auch Wurzeln, Blumen, Beeren, Sämereien und Körner und ebenso Käfer und andere Kerbthiere mit aufgenommen, immer aber verhältnißmäßig wenige im Vergleich zu den Blättern."

So zurückgezogen die Hornfasanen leben und so scheu und vorsichtig sie sich in der Freiheit zeigen, so rasch gewöhnen sie sich an den Käfig. Die alt Eingefangenen verlieren bald alle Furcht, nehmen ohne Umstände das verschiedenste Futter an und werden, wenn sich der Pfleger mit ihnen beschäftigt, schließlich so zahm, daß sie aus der Hand fressen. In geeigneten Räumlichkeiten schreiten sie zur Fortpflanzung, wie die Gefangenen des londoner Gartens zur Freude aller Thierkundigen bewiesen haben; die Aufzucht der Jungen verursacht auch kaum größere Mühe als die unserer gewöhnlichen Fasanenarten. Wir dürfen also hoffen, auch mit diesen prachtvollen Hühnern bald bekannter zu werden, als wir gegenwärtig es sind.

* * *

Unter den verschiedenen Gruppen, in welche die uns beschäftigende Zunft zerfällt, geht uns keine näher an, als die, welche uns das Huhn gegeben hat. Hinsichtlich des Ursprungs dieses nützlichsten aller Hausvögel sind wir übrigens noch nicht im Klaren: wir wissen nicht, welcher von den bekannten

Arten der wildlebenden Hühner wir ihn zu danken haben, dürfen sogar mit einer gewissen Berechtigung annehmen, daß alle hier in Frage kommende Arten betheiligt sind.

Es mag zweifelhaft bleiben, ob man die Kamm- oder Wildhühner (Galli) mit andern Fasanenvögeln in einer und derselben Abtheilung vereinigen darf oder nicht. Diejenigen Arten, von denen unser Haushuhn stammt, ähneln sich sämmtlich im hohen Grade und scheinen deshalb eine jener Gruppen zu bilden, welche wir natürliche nennen; zwischen ihnen und den Fasanen gibt es aber Glieder, welche beider Kennzeichen in sich vereinigen. Will man die Kammhühner sondern, so lassen sich folgende Merkmale zu ihrer Kennzeichnung angeben: Der Leib ist kräftig, der Flügel kurz und stark gerundet, der Schwanz mittellang, wenig abgestuft und dachförmig, da die vierzehn Federn, welche ihn bilden, in zwei einander berührende Ebenen gegen einander stehen, der Schnabel mittelmäßig lang, stark, sein Oberkiefer gewölbt und gegen die Spitze herabgebogen, der Fuß ziemlich hoch und bespornt. Auf dem Kopfe erhebt sich ein fleischiger Kamm; vom Unterschnabel fallen schlaffe, fleischige Hautlappen herab; die Wangengegend ist nackt. Das Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib; die Bürzel- oder Oberschwanzdeckfedern verlängern sich, überdecken die eigentlichen Steuerfedern und fallen, sichelförmig sich krümmend, über sie und den Hinterleib herab. Eine prächtige und glänzende Färbung ist Gemeingut der bekannten Arten.

Indien und die malayischen Länder sind die Heimat dieser Hühner. Jede Art hat einen besonderen Verbreitungskreis, eine sogar einen sehr beschränkten; die übrigen kommen neben einander vor, obwohl sich jede einzelne Art in einem gewissen Höhengürtel zu erhalten pflegt. Alle Arten bewohnen den Wald, den dichtesten, undurchdringlichsten am liebsten, und alle führen, obgleich sie sich durch ihre Stimme sehr bemerklich zu machen wissen, ein verstecktes Leben. Ob Dies der Grund ist, daß wir über ihre Sitten und Gewohnheiten noch so wenig wissen, oder ob die Beobachter fanden, daß sich das Betragen der freilebenden Hühner wenig von dem ihrer gezähmten Abkömmlinge unterscheidet, mag dahin gestellt bleiben. Soviel ist gewiß, daß wir über die Lebensweise vieler für uns sozusagen bedeutungsloser Vögel weit ausführlichere Berichte erhielten als über jene.

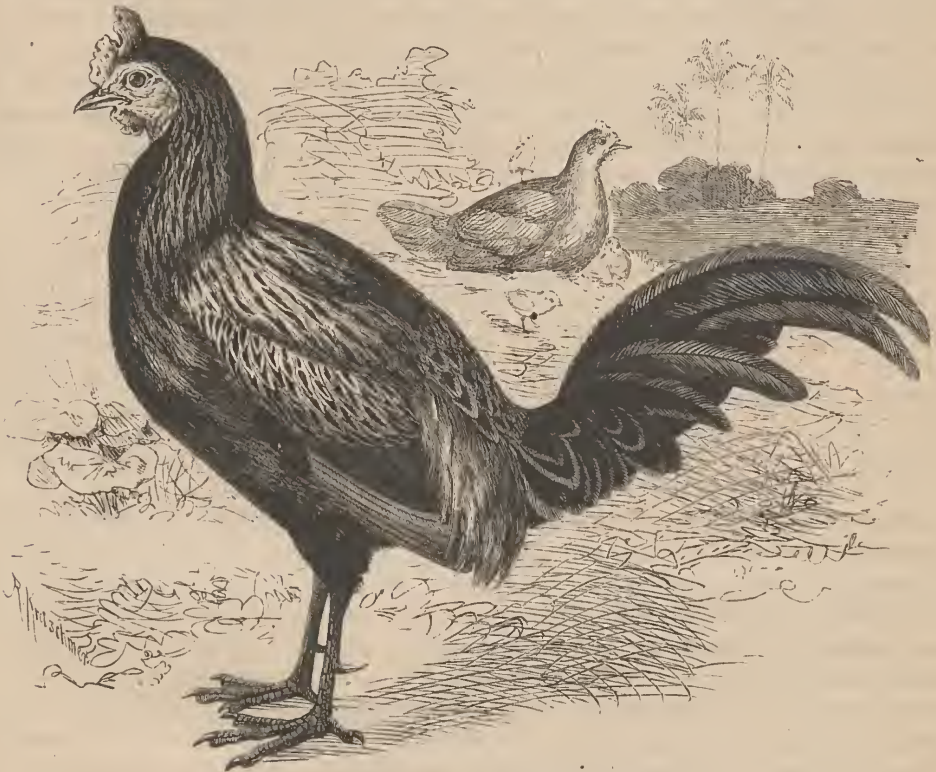
Ich halte es für angemessen, die vier Hühnerarten, welche man unterschieden hat, wenigstens ihrem Aeußern nach kurz zu beschreiben.

Die nächste Anwartschaft auf die Ehre, Erzeuger unseres Haushuhnes zu sein, gebührt dem Bankivahuhn oder Kasintu der Malayen (Gallus Bankiva). Der Hahn ist ein prächtiger Vogel. Kopf, Hals und die langen, herabhängenden Federn des Nackens schimmern goldgelb; die des Rückens sind purpurbraun, in der Mitte glänzend orangenroth, gelbbraun gesäumt; die ebenfalls verlängerten, herabhängenden Oberdeckfedern des Schwanzes ähneln in der Färbung denen des Kragens; die mittleren Deckfedern der Flügel sind lebhaft kastanienbraun; die großen schillern schwarzgrün, die dunkler schwarzen Brustfedern goldgrün, die Handschwingen sind dunkelschwarzgrau, blässer gesäumt, die Armschwingen auf der Außenfahne rostfarben, auf der inneren schwarz, die Schwanzfedern ebenfalls schwarz, die mittleren schillernd, die übrigen glanzlos. Das Auge ist orangenroth, der Kopfschmuck roth, der Schnabel bräunlich, der Fuß schieferschwarz. Die Länge beträgt 25, die Fittiglänge 8½, die Schwanzlänge 14 Zoll.

Bei der kleineren Henne steht der Schwanz mehr wagrecht, Kamm und Fleischlappen sind eben nur angedeutet, die länglichen Halsfedern schwarz, weißgelblich gesäumt, die des Mantels braunschwarz gesprenkelt, die der Untertheile isabellfarben, Schwingen und Steuerfedern braunschwarz.

Von dieser Art unterscheidet sich das auf Ceylon lebende Dschungelhuhn (Gallus Stanleyii), äußerlich hauptsächlich durch seine röthlichbraune, dunkelschwarz gestrichelte Oberbrust; auch fehlt ihm das bräunliche Schild auf der Mitte der Flügeldeckfedern. Die Henne weicht wenig von der vorstehend beschriebenen ab.

Die Gangégar der Malayen (Gallus furcatus) übertrifft Bankiva- und Dschungelhuhn noch an Schönheit. Die zwar verlängerten, aber nicht zugespitzten Federn des Kragens glänzen dunkelmetallischgrün und werden von einem sammtschwarzen, schmalen Saume eingefaßt; die langen und schmalen Schulter- und Oberflügeldeckfedern zeigen einen ebenfalls schwarzgrün gefärbten, glänzenden Schaftstrich, sind aber sehr breit und lebhaft dunkelgoldgelb gesäumt; die Bürzelfedern verlängern sich noch mehr und haben dieselbe Mittelfärbung, aber lichtgelbe Säume; die großen Deckfedern und alle, welche die unteren Theile bekleiden, sind dunkelschwarz, glänzend, die Handschwingen schwarzbraun, die Armschwingen braun, auf der Außenfahne schmal fahlgelb gesäumt, die Schwanzfedern gleichmäßig metallischgrün, prachtvoll schimmernd. Das Auge ist lichtgelb, das nackte Gesicht roth,



Das Bankivahuhn oder Kasintu (Gallus Bankiva). (S. 442). 1/4 der nat. Größe.

seitlich und unten königsgelb gesäumt, der Kamm am Grunde blau, an der Spitze violet, der Schnabel oben hornschwarz, unten horngelb, der Fuß lichtbläulichgrau.

Das bedeutend kleinere Weibchen hat weder Kamm, noch Kehllappen, und auch die Augengegend ist befiedert. Kopf und Hals sind graubraun, die Federn des Mantels goldgrün, graubraun gesäumt und durch schmale, goldgelbe Schaftstriche geziert, die großen Deckfedern und die Schwingenfedern der zweiten Ordnung auf glänzend dunkelgrauem Grunde gelb gewellt, die Handschwingen graubraun, die Steuerfedern braun, ins Grünliche schillernd und schwarz gesäumt; die Unterseite ist graulich isabellfarben, die Gurgel aber weiß. Genaue Maße finde ich nicht angegeben; ich kann nur sagen, daß unser Huhn kleiner ist als das vorhergehende.

Das letzte Wildhuhn endlich, von uns Sonneratshuhn, von den Indiern Katukoli genannt (Gallus Sonnerati), unterscheidet sich von allen seinen Verwandten durch die Bildung der

Federn seines Halskragens. Diese Federn sind schmal und lang, am Ende jedoch nicht spitzig, sondern abgerundet; ihr Schaft verbreitert sich gegen das Ende hin und bildet eine rundliche Hornscheibe, verschmälert sich hierauf wieder und erweitert sich nochmals in ähnlicher Weise. Die Fahnen der bezüglichen Federn sind dunkelgrau, die Schäfte und die Mittelscheiben glänzendweiß, die Endscheiben lebhaft rothgelb, die langen, schmalen Federn des Rückens braunschwarz, heller gefleckt, die kleinen Deckfedern der Flügel fahnenlos, platt geschaftet und glänzend kastanienbraunroth von Farbe, die des Bürzels grau, lichter gesäumt und geschaftet, die äußersten, seitlich herabhängenden aber roth und gelblich gesäumt und geschaftet, die Schwingen düstergrau, blaß gesäumt und geschaftet, die übrigen schwarz, grünlich glänzend, die sichelförmigen Oberschwanzdeckfedern schimmernd dunkelgrün, die Federn der Unterseite schwarzgrau, die der Weichen in der Mitte und an den Säumen gelb oder rothbraun. Das Auge ist lichtbraungelb, der Kopfschmuck roth, der Schnabel gelblich hornfarben, der Fuß lichtgelb. Die Länge beträgt 24, die Fittiglänge bis 9½, die Schwanzlänge bis 15 Zoll.

Die Henne ist auf der Oberseite ziemlich gleichfarbig dunkelbraun, da die dunklen Säume und Bänder der Federn so wenig hervortreten, daß die durch sie bewirkte Schattirung sichtbar wird; Kehle und Gurgelgegend sind weiß, die übrigen Federn der Unterseite lichtgelblich grau, schwarz gesäumt, die Handschwingen einfarbig dunkelbraun, die Armschwingen braun und schwarz gebändert, die Steuerfedern schwarzbraun, dunkler gepunktet und gewässert.

Alle diese Hühner bewohnen Indien und die malayischen Länder. Auf dem Festlande Indiens kommen das Bankiva- und Sonneratshuhn, auf Java das erstere und die Gangégar neben einander vor; das Dschungelhuhn scheint auf Ceylon beschränkt zu sein. Alle Arten leben vorzugsweise in den Bambusdickichten des Gebirges, ohne jedoch lichteren Wald und bezüglich tiefer gelegene Gegenden zu meiden. Das Bankivahuhn ist in Mittelindien selten, im Osten der Halbinsel und ebenso in dem nördlichen Hügellande dagegen sehr häufig. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich nach Norden hin bis zur Südgrenze von Kaschmir, nach Westen bis zum Rhatgebirge, nach Osten bis Südwestchina, nach Süden bis Java. Es ist gemein in Assam, Silhet und Burmah, auf der Halbinsel von Malaka und ebenso auf den Sundainseln, weicht aber im Süden ziemlich auffallend ab, sodaß man vielleicht zwei verschiedene Arten unterscheiden kann. Die Gangégar gehört dem Süden an und kommt wahrscheinlich nur auf Java und Sumatra, vielleicht auch auf Borneo vor. Von den beiden auf Java einheimischen Wildhühnern hält sich das Bankivahuhn am liebsten an der Grenze des Hochwaldes auf, kommt auch häufig in den in ihrer Nähe gelegenen Kaffeepflanzungen, jedoch selten in einem Gürtel unter dreitausend Fuß Höhe vor; die Gangégar dagegen bewohnt vorzugsweise die Alang-Alang-Wildnisse und Strauchdickichte unterhalb dreitausend Fuß Höhe. Das Dschungelhuhn ist, laut Tennent, auf Ceylon häufig allerorten, gemein aber in dem höheren Gürtel des Gebirges, scheint also die Höhe doch der Tiefe vorzuziehen.

Nicht überall ist es leicht, das Freileben dieser Hühner zu beobachten. Der Wald legt da, wo sie am häufigsten leben, dem Forscher wie dem Jäger oft unüberwindliche Hindernisse in den Weg. In Indien scheint die Beobachtung noch mit den geringsten Schwierigkeiten verbunden zu sein; auf Java hingegen wird sie, wie wir sehen werden, sehr erschwert. Wenn man durch die Wälder reist, trifft man, laut Jerdon, oft mit den Wildhühnern zusammen. Sie halten sich gern in der Nähe der Wege auf, weil sie hier in dem Kothe der Herdenthiere oder Pferde reichliche Nahrung finden; auch treiben die Hunde, wenn sie seitab von den Wegen umherlaufen, viele von ihnen zu Baume; man sieht sie auf den Feldern, welche in der Nähe der Wälder liegen und von ihnen gern besucht werden, oder beobachtet sie endlich gelegentlich der Jagden, zu denen sie Veranlassung geben. Jerdon läßt sich, ungeachtet der ihm vielfach gebotenen Gelegenheit, ihr Leben zu erforschen, nicht weiter über sie aus; andere in Indien lebende Forscher haben uns ebenso wenig durch eine ausführliche Schilderung ihres Freilebens erfreut. Das Meiste berichtet immer noch Bernstein. „Beide Arten der auf Java lebenden Wildhühner sind sehr scheu, und daher im Freien schwierig zu beobachten. Dies gilt zumal für die Gangégar, da die von ihr bewohnten Dickichte sie fast stets den Augen des

Beobachters entziehen und sie außerdem sich beim geringsten verdächtigen Geräusche sogleich verbirgt oder, ohne aufzufliegen, zwischen den Alang-Alanghalmen dahinläuft. Somit würden die Vögel unbemerkt bleiben, verriethe nicht der Hahn oft seine Gegenwart durch seinen Ruf. Trotzdem bekommt man sie, so häufig man sie auch hört, nur selten zu sehen. Am leichtesten glückt Dies noch am frühen Morgen, weil sie alsdann, wenn sie sich sicher glauben, die Dickichte verlassen und an offenen Plätzen ihre Nahrung suchen, welche in mancherlei Sämereien und Knospen, ganz besonders aber in Kerbthieren besteht. Sehr gern fressen sie Termiten und suchen dieselben daher häufig auf."

Andere Beobachter behaupten, daß sich die wilden Hühner wie ihre gezähmten Nachkommen benehmen, müssen aber doch zugestehen, daß sich einige schon durch ihr Geschrei unterscheiden. Das Krähen des Dschungelhahnes klingt, laut Tennent, wie „George-Joye"; das der Gangégar ist, nach Bernstein, zweisilbig und tönt heiser wie „Kükrüü, kukrü", daß des Sonneratshuhnes unterscheidet sich, wie Jerdon ausdrücklich hervorhebt, durchaus von dem des Bankivahuhnes; es ist ein höchst sonderbarer, gebrochener Laut, eine unvollständige, aber unbeschreibliche Art von Krähen. Alle Arten tragen zur Belebung der Wälder wesentlich bei. „Es ist sehr unterhaltend", sagt v. Möckern, „frühmorgens die vielen Hähne krähen zu hören, ihre stolzen Spaziergänge und ihre Gefechte anzusehen, während die Hennen mit ihren Küchlein zwischen Bäumen und Gebüschen umherschweifen." Und ebenso rühmt Tennent, daß ein Morgen auf den Waldbergen Ceylons durch das noch in der Nacht beginnende und lange fortdauernde Krähen des Dschungelhahnes einen Hauptreiz erhalte. Die Hähne aller Arten sollen ebenso kampflustig, ja noch kampflustiger sein als ihre Nachkommen, deshalb auch von den Eingebornen gezähmt werden, weil man gefunden hat, daß die Haushähne wohl stärker sein können, aber niemals eine gleichgroße Gewandtheit und ebensoviel Muth besitzen wie sie.

Ueber die Fortpflanzung liegen mehrere Berichte vor. „Die Bankivahenne", sagt Jerdon, „brütet vom Juni an bis zum Juli, je nach der Oertlichkeit, und legt acht bis zwölf Eier von milchweißer Farbe oft unter einen Bambusstrauch oder in ein dichtes Gebüsch, nachdem sie vorher vielleicht auch einige abgefallene Blätter oder etwas trocknes Gras zusammengescharrt und daraus ein rohes Nest bereitet hatte. Die Sonneratshenne brütet etwas später und legt sieben bis zehn Eier." Das Nest der Gangégarhenne hat Bernstein gefunden. „Es stand mitten im hohen Alang-Alang in einer kleinen Vertiefung des Bodens, bestand einfach aus losen trocknen Blättern und Halmen der genannten Grasart und enthielt vier schon etwas bebrütete gelblichweiße Eier." Der Hahn bekümmert sich nicht um die Aufzucht der Jungen; die Henne aber bemuttert diese mit derselben Zärtlichkeit, wie unsere Haushenne die ihrigen. Jerdon versichert auf das Bestimmteste, daß Vermischungen der neben einander wohnenden Hühnerarten nicht selten vorkommen und unterstützt dadurch die Vermuthung, daß mehrere der als Arten beschriebenen Wildhühner, deren Aufführung ich übrigens unterließ, nur als Blendlinge unserer vier Hauptarten angesehen werden müssen.

Die Wildhühner werden wenig gejagt, weil ihr Wildpret, welches sich vom Fleische des zahmen Huhnes dadurch unterscheidet, daß es bis auf den weißen Schenkelmuskel braun aussieht, nicht besonders schmackhaft sein soll. Dieser Angabe widerspricht Jerdon, welcher versichert, daß das Wildpret junger Vögel den köstlichsten Wildgeschmack habe. Dieser Forscher rühmt auch die Jagd als höchst unterhaltend und sagt, daß sie hauptsächlich da, wo einzelne Dschungeldickichte zwischen Feldern liegen, sehr ergiebig ist.

Alle Wildhühner lassen sich zähmen, gewöhnen sich aber keineswegs so rasch an die Gefangenschaft, als man vielleicht annehmen möchte. Am leichtesten gelingt die Zähmung beim Bankivahuhne; schwerer schon ist sie beim Sonneratshuhne, obgleich man dieses nicht blos in Indien, sondern auch in Europa wiederholt zur Fortpflanzung gebracht und selbst Blendlinge von ihm und dem gemeinen Haushuhne erzielt hat; am schwierigsten scheint sie bei der Gangégar zu sein. „Altgefangene", sagt Bernstein, „werden nie zahm, und selbst wenn man die Eier durch Haushühner ausbrüten läßt, sollen die Jungen, sobald sie erwachsen sind, bei der ersten Gelegenheit sich wieder weg machen. Ob sie sich in Gefangenschaft fortpflanzen oder mit Haushühnern paaren, kann ich aus eigner Erfahrung

nicht mittheilen; man hat mir jedoch von verschiedener Seite versichert, daß jung Aufgezogene wiederholt Eier gelegt haben.“ In Europa ist dieses Huhn meines Wissens bis jetzt noch nicht zur Fortpflanzung gebracht worden, obgleich man sich große Mühe gegeben hat, eine solche zu erzielen.

Es wird uns ewig räthselhaft bleiben, wie es der Mensch anfing, die freiheitliebenden Wildhühner zu vollendeten Sklaven zu machen. Keine Geschichte, keine Sage gibt uns über die Zeit der ersten Zähmung Kunde. Schon die ältesten Schriften erwähnen das Haushuhn als einen Niemand mehr auffallenden Vogel. Von Indien aus wurde es über alle Theile der östlichen Erde verbreitet. Die ersten Seefahrer, welche die Inseln des stillen Meeres besuchten, fanden es hier bereits vor; in geschichtlicher Zeit wurde es nur in Amerika eingeführt. Besonders beachtungswerth scheint mir zu sein, daß es nirgends verwilderte. Man hat Versuche gemacht, es in geeigneten Gegenden einzubürgern, d. h. Waldungen mit ihm zu bevölkern, um in ihm ein Wild zu gewinnen: die Versuche sind jedoch regelmäßig fehlgeschlagen. In den Steppendörfern Innerafrikas und selbst um die mitten im Walde gelegenen Hütten lebt das Haushuhn massenhaft, fast ohne Pflege der Menschen. Es muß sich sein Futter selbst suchen; es brütet unter einem ihm passend scheinenden Busche oft in einiger Entfernung von der Hütte seines Besitzers; es schläft nachts im Walde auf Bäumen: aber nirgends habe ich es verwildert gesehen; es kehrt immer und immer wieder zum Hause des Menschen zurück. Die verschiedensten Umstände erträgt es mit einer bewunderungswürdigen Fügsamkeit. Unter einem ihm eigentlich fremden Klima behält es sein Wesen bei, und nur in sehr hohen Gebirgen oder im äußersten Norden soll es an Fruchtbarkeit verlieren; da aber, wo der Mensch sich seßhaft gemacht hat, kommt es wenigstens fort: es ist eben zum vollständigen Hausthiere geworden.

Die kaum zu bestreitende Thatsache, daß die verschiedenen Arten der Wildhühner unter einander sich vermischen, und die Leichtigkeit, mit welcher sich das Haushuhn verwandten Vögeln, z. B. Fasanen, anpaart, deuten darauf hin, daß nicht alle sogenannten Rassen von einer einzigen Stammart herzuleiten, sondern als Abkömmlinge verschiedener Urarten zu betrachten sind. Im Laufe der Zeit haben die so entstandenen Rassen eine gewisse Selbständigkeit erhalten, und so ist die Manchfaltigkeit der Formen entstanden, welche wir jetzt auf unsern Hühnerhöfen bewundern. Diese Annahme ist zum mindesten wahrscheinlich, und mit ihr müssen wir uns wohl auch begnügen, wenn wir jene Manchfaltigkeit erklären wollen, da uns die auf Beobachtung gestützte Sicherheit gänzlich fehlt. Ich möchte mich gern den vielen Liebhabern unserer vortrefflichen Vögel verpflichten und ihnen wenigstens die ausgezeichnetsten Rassen der Haushühner beschreiben; damit aber würde ich die mir gesteckten Grenzen weit überschreiten. Dagegen will ich wenigstens einigen meiner Leser eine kurze Schilderung des Wesens der Haushühner nicht vorenthalten, und wenn ich mich dazu der Worte Anderer bediene, so geschieht es einfach deshalb, weil ich jene Worte für ein unantastbares Eigenthum halte, welches ich nicht umgestalten darf.

„Ein recht schöner, stolzer und kühner Hahn“, sagt Lenz, „ist unter allen Vögeln der interessanteste. Hoch trägt er sein gekröntes Haupt, nach allen Seiten spähen seine feurigen Augen, unvermuthet überrascht ihn keine Gefahr, und jeder möchte er Trotz bieten. Wehe jedem Nebenbuhler, der es wagt, sich unter seine Hennen zu mischen, und wehe jedem Menschen, der es wagt, in seiner Gegenwart ihm eine seiner Geliebten zu rauben! Alle seine Gedanken weiß er durch verschiedene Töne und verschiedene Stellungen des Körpers auszudrücken. Bald hört man ihn mit lauter Stimme seine Lieben rufen, wenn er ein Körnchen gefunden hat; denn er theilt mit ihnen jeden Fund; bald sieht man ihn in einem Eckchen kauern, wo er eifrig bemüht ist, ein Nestchen für die Henne zu bilden, die er vor allen liebt. Jetzt zieht er an der Spitze seiner Schar, deren Beschützer und Führer er ist, hinaus ins Freie; aber kaum hat er hundert Schritte gethan, so hört er vom Stalle her den freudigen Ruf einer Henne, welche verkündet, daß sie ein Ei gelegt hat; spornstreichs kehrt er zurück, begrüßt sie mit zärtlichen Blicken, stimmt in ihren Freudenruf ein, und eilt dann in vollem Laufe dem ausgezogenen Heere nach, um sich wieder an dessen Spitze zu stellen. Die geringste Veränderung der Luft fühlt er

und verkündet sie durch ein lautes Krähen. Mit lautem Krähen verkündet er auch den anbrechenden Morgen und weckt den fleißigen Landmann zu neuer Arbeit. Ist er auf eine Mauer oder ein Dach geflogen, so schlägt er die Flügel kräftig zusammen und kräht, und scheint sagen zu wollen: „Hier bin ich Herr; wer wagts mit mir?“ Ist er von einem Menschen gejagt worden, oder hat er sonst eine Gefahr glücklich bestanden, so kräht er wieder aus Leibeskräften und verhöhnt wenigstens den Feind, dem er nicht schaden kann. Am schönsten entfaltet er seine ganze Pracht, wenn er frühmorgens, der langen Ruhe müde, das Hühnerhaus verläßt und vor demselben die ihm nachfolgenden Hennen freudig begrüßt; aber noch schöner und stolzer erscheint er in dem Augenblicke, wo das Geschrei eines ihm unbekannten Hahnes seine Ohren trifft. Er horcht, senkt die Flügel, richtet den Kopf kühn empor, schlägt mit den Flügeln und fordert mit lautem Krähen zum Kampfe. Erblickt er den Feind, so rückt er ihm, sei er groß oder klein, muthig entgegen, oder stürzt in vollem Laufe auf ihn zu. Jetzt treffen sie zusammen; die Kragenfedern sind aufgerichtet und bilden ein Schild, die Augen sprühen Feuer, und jeder sucht den andern niederzuschmettern, indem er mit aller Macht gegen ihn springt. Jeder sucht ein höheres Plätzchen zu gewinnen, um von dort aus mit größerer Gewalt fechten zu können. Lange währt die Schlacht, aber immer kann sie nicht dauern. Die Kräfte nehmen ab; es tritt eine kurze Ruhe ein. Mit gesenktem Haupte, zu Vertheidigung und Angriff jederzeit bereit, mit dem Schnabel Erdkrümchen aufpickend, als wollten sie den Feind dadurch verhöhnen, daß sie mitten im Kampfe sichs wohl schmecken lassen, stehen sie einander gegenüber. Jetzt kräht der eine mit schwankender Stimme; denn er ist noch außer Athem, und augenblicklich stürzt der andere wieder auf ihn los. Mit erneuerter Wuth treffen sie zusammen, sie kämpfen wie früher; aber endlich sind Flügel und Füße vor Mattigkeit zum Kampfe nicht mehr tauglich; da greifen sie zu der letzten und furchtbarsten Waffe. Sie springen nicht mehr; aber hageldicht fallen die Schnabelhiebe, und bald triefen die Köpfe vom Blute. Endlich verläßt den Feind der Muth; er wankt, er weicht zurück, jetzt kriegt er noch einen tüchtigen Hieb, und die heiße Schlacht ist entschieden. Er flieht, sträubt die Nackenfedern empor, hebt die Flügel, senkt den Schwanz, sucht eine Ecke, macht sich klein, und grakelt wie eine Henne; denn für eine Henne gehalten, glaubt er das Mitleid zu finden, welches er als Hahn nicht zu erwarten hat. Doch der Sieger ist durch kein Gegrakel zu bethören; er schöpft erst wieder Athem, schlägt mit den Flügeln, kräht, und macht sich dann zur Verfolgung des Feindes auf, der sich nun nicht mehr wehrt, und wenn er auch unter den Hieben des ergrimmten Gegners sein Leben aushauchen sollte.“

Die Henne hat Scheitlin geschildert, und sicherlich mit ebensoviel Liebe, wie Lenz den Hahn. „Die Henne ist lange nicht so gescheidt, wenigstens nicht so listig wie der Hahn. Aber zum Rechtthun und zur Erfüllung ihrer Mutterpflicht ist sie gescheidt genug. All ihr Verstand ist Mutterliebe, und Mutterliebe hat all ihren Verstand in sich aufgenommen. Nacht und Tag hindurch gibt sie nur wenige feine Töne von sich, es sei denn, sie habe ein Ei gelegt; dann aber thut sie solches der Welt, wie ihr Mann seinen Sieg, laut genug kund. Nimmt man ihr, wie wir es thun, die Eier immer wieder weg, so legt sie immer wieder von Tag zu Tage, immer hoffend, man lasse sie ihr. Läßt man sie ihr, und hat sie einen Haufen beisammen, so fängt sie an zu brüten; denn sie will nicht unsern Tisch mit Eiern versehen, sondern Nachkommen haben. Das ist ihr und aller Frauen Natur und Wesen. Um die Jungen bekümmert sich der Hahn gar nicht, sondern überläßt die Fürsorge und Erziehung unbedingt der Mutter. Er darf es aber; denn diese sorgt für sie vollkommen treuen und sorgfältigen Herzens. Wie seine Wachsamkeit Sprichwort geworden, so der Gluckhenne Mutterliebe. Christus hielt es nicht unter seiner Würde, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Das Bild ist eines der lieblichsten, wohlthuendsten. Wie sie scharrt, wie sie ruft, wie sie so zart ruft, wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor die Schnäbelchen legt, wie sorglich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht, und um sie hergeht, wie sie ihnen ruft, wenn Gefahr droht, wenn ein Raubvogel in der Höhe dräut! Die Jungen verstehen die Mutterstimme wohl, und laufen herbei, und sie verbirgt alle unter ihre ausgebreiteten Flügel, und macht sich zum sichernden Schild und Gewölbe, an welches der Raubschnabel

des Thiers, der nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Fluge und Stoß eines erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Wie unruhig ist sie, wenn er eins hat erwischen können! Freilich kann sie nicht weit hinauf zählen, und merkt bald nicht, ob und daß ihr eins entrissen worden. Sie stellt sich für sie auch gegen Hunde und Menschen. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt alle genau. Wenn mehrere Gluckhennen neben einander weiden, und die eine ruft, so laufen nur die ihrigen zu ihr; rufen beide auf verschiedenen Seiten, so eilen die Küchelchen, wenn sie gemischt waren, schnell aus einander. Zwei Gluckhennen in einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß zwar beide todt gefunden wurden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte, zerpickt und bluttriefend war, und kaum sich noch eine Strecke fortschleppen konnte. Was vermag nicht die Mutterliebe! Hat die Henne Enteneier ausgebrütet, und die jungen Entchen watscheln dem Wasser zu und gehen kühn, ihres Wollens und Könnens wohl bewußt, hinein, so begreift sie es nicht und weiß Nichts von den Schwimmfüßen ihrer Adoptivkinder, obschon sie sie gesehen hat. Kein Thier versteht des andern Natur. Sie haßt und fürchtet das Wasser. Aengstlich läuft sie am Ufer hin und her und warnt sie und ruft ihnen heraus. Aber, es nützt nichts. Es ist ihnen wohl, und das Wohlsein ist größer als die Achtung vor der Warnung der Erzieherin, in der sie nur eine Stiefmutter erkennen zu müssen glauben; wenigstens thun sie solchem Glauben gemäß. Allmählich jedoch merkt diese, daß ihre Kinder Etwas können, das sie nicht kann, was ja etwa einmal der Fall ist, und sein muß; daß sie wieder herauskommen, und ihnen Nichts geschehen sei. Warum Dieses aber, weiß und merkt sie auch nicht, doch kommt sie und thut dann nicht mehr so ängstlich, und geht am Ufer hin und her und wartet. Die Enten bekümmern sich aber gar bald um sie nicht mehr und thun, was sie wollen. Ihre wahren Küchlein hingegen scheuen das Wasser, und ihrer wegen muß sie am Ufer bangen."

Es ließe sich nach diesen Worten der beiden warmen Thierfreunde noch Vieles zum Lobe, Manches auch zum Tadel des Haushuhnes sagen. Ich könnte hier die bekannten Geschichten über die Hahnenkämpfe wiedergeben, den Nutzen hervorheben, jeder Henne die Eier nachzählen, welche sie im Laufe des Jahres legt, über die egyptischen Brutöfen berichten, mich über die beste Fütterung, Pflege und Wartung der Hühner aussprechen u. s. w.: ich ziehe es aber vor, derartige Schilderungen Anderen zu überlassen.

* * *

Die nächsten Verwandten der Hühner sind die Fasanen (Phasiani). Sie bilden eine an Arten zahlreiche Gruppe. Ihr Leib ist etwas gestreckt, der Hals kurz, der Kopf klein, der Flügel sehr kurz und stark gerundet, in ihm die fünfte oder sechste Schwinge die längste, der Schwanz lang oder sehr lang, aus sechszehn bis achtzehn Federn zusammengesetzt, welche sich dachförmig decken und stark keilförmig abstufen, der Schnabel etwas gestreckt, stark gewölbt, schwach, aber hakig, der Fuß mittelhoch und kräftig, glatt, beim Männchen mit einem nicht besonders großen Sporen bewehrt. Das Gefieder bekleidet, mit Ausnahme der nackten Wangen und Fußwurzeln, den ganzen Körper. Die einzelnen Federn sind groß, abgerundet, nur ausnahmsweise schmal und lang und ziemlich weich; sie verlängern sich zuweilen auf dem Hinterkopfe, zuweilen am Nacken zu Hauben und Kragen, sind hier und da auch zerschlissen, glänzen nicht so prachtvoll, wie die der bisher erwähnten Verwandten, prangen aber immer noch in sehr schönen und oft höchst ansprechend vertheilten Farben. Die Weibchen sind kleiner als die Männchen, namentlich bedeutend kurzschwänziger; die Färbung ihres Gefieders ist einfacher und unscheinbarer.

Alle Fasanen sind in Asien heimisch. Sie leben in Hainen und Gebüschen, selten in großen geschlossenen Waldungen, da es für sie Bedürfniß zu sein scheint, auf Felder, Wiesen und Auen hinaus zu schweifen. Einige Arten sind echte Gebirgsvögel, welche sich auch durch den

ärgsten Winter aus einem gewissen Gürtel der Höhe nicht vertreiben lassen; andere hingegen halten sich nur im Tieflande auf. Sie sind Standvögel, welche das einmal gewählte Gebiet nicht verlassen, bei der Wahl aber bedachtsam zu Werke gehen. Ein solches Wohngebiet beschränkt sich übrigens nicht auf einen sehr kleinen Kreis; denn alle Fasanen haben das Bestreben, nach der Brutzeit einigermaßen im Lande umherzuschweifen und dabei Oertlichkeiten zu besuchen, auf welchen man sie sonst nicht findet. Diese Ausflüge kann man kaum Streichen nennen, weil sie sich höchstens auf den Umkreis einiger Meilen erstrecken. Eigentliches Reisen verbietet ihnen die Mangelhaftigkeit ihrer Bewegungswerkzeuge. Sie gehen gut und können, wenn sie wollen, im schnellen Laufe fast mit jedem andern Huhne wetteifern; sie fliegen aber sehr schlecht und erheben sich deshalb auch nur im äußersten Nothfalle. Leibliche Anstrengung scheint sie überhaupt nicht zu vergnügen; selbst während der Paarungszeit benehmen sie sich ruhiger als andere Hühner. Gewöhnlich gehen sie gemächlich und bedachtsam einher, den Hals eingezogen oder geneigt, den schönen Schwanz, ihre hauptsächlichste Zierde, soweit erhoben, daß die Mittelfedern eben nicht auf die Erde schleifen; bei rascherem Laufe beugen sie den Kopf zum Boden herab und heben den Schwanz ein wenig mehr empor, nehmen auch im Nothfalle die Flügel mit zu Hilfe. Erregt, bekunden sie eine Behendigkeit und Gewandtheit, welche mit ihrem übrigen Wesen sehr im Widerspruche steht; die Erregung pflegt aber selten lange zu dauern. Der Flug erfordert schwere Flügelschläge und bringt deshalb, namentlich beim Aufstehen, ein ziemliches Rauschen hervor; hat jedoch der Fasan erst eine gewisse Höhe erreicht, so flattert er wenig, sondern schießt mit ausgebreiteten Flügeln und Schwanz in einer schiefen Ebene abwärts sehr rasch dahin. Gebäumt pflegt er sich aufrecht zu stellen und das lange Spiel fast senkrecht herabhängen zu lassen. Die Sinne sind wohl entwickelt, die übrigen Geistesfähigkeiten durchschnittlich gering. Unser sogenannter Edelfasan scheint keineswegs der edelste oder klügste, sondern vielmehr eines der ungeschicktesten und dümmsten Mitglieder der Familie zu sein; andere Arten, namentlich der Silberfasan, übertreffen ihn in jeder Hinsicht. Unter sich leben die Fasanen in Frieden, doch nur solange die Liebe nicht ins Spiel kommt; denn diese erregt den männlichen Theil der Gesellschaften ebenso wie andere Hähne auch und verursacht Kämpfe der allerernstesten Art.

Bis gegen die Paarungszeit hin verbergen sich unsere Vögel soviel als möglich. Sie bäumen, ungestört, nur kurz vor dem Schlafengehen und halten sich während des ganzen übrigen Tages am Boden auf, zwischen Gebüsch und Gras ihre Nahrung suchend, offene Stellen fast ängstlich meidend, von einem Verstecke zum andern schleichend. Ein Hahn pflegt eine Anzahl von Hennen zu führen; nicht selten aber trifft man auch sehr gemischte Völker, d. h. solche, welche aus mehreren Hähnen und vielen Hennen bestehen. Größere Gesellschaften bilden sich nicht, und wenn wirklich einmal solche zusammenkommen, so bleiben sie in der Regel nur kurze Zeit bei einander. Außer der Brutzeit ist das Aufsuchen der Nahrung ihre größte Sorge. Sie fressen vom Morgen bis zum Abend und ruhen höchstens während der Mittagsstunden von ihrem Tagewerke aus; bei dieser Gelegenheit pflegen sie ihre Staubbäder zu nehmen. Am frühen Morgen und gegen Abend sind sie besonders rege und zum Umherschweifen geneigt; mit Sonnenuntergang begeben sie sich zur Ruhe. Ihre Aeßung besteht in Pflanzenstoffen der verschiedensten Art, von Kern bis zur Beere und von der Knospe bis zum entfalteten Blatte; nebenbei verzehren sie Kerbthiere in allen Lebenszuständen, Schnecken, Weichthiere, auch wohl kleine Wirbelthiere u. dergl.; insbesondere stellen sie jungen Fröschen, Echsen und Schlangen nach.

Die meisten, jedoch keineswegs alle Fasanen, leben in Vielehigkeit. Ein Fasanenhahn sammelt, wenn andere es ihm gestatten, fünf bis zehn Hennen um sich. An Eifersucht steht er hinter andern Hähnen durchaus nicht zurück, kämpft auch mit Nebenbuhlern äußerst muthig und wacker, gibt sich aber ebensowenig wie der Haushahn besondere Mühe, um die Gunst der Henne sich zu erwerben. Wohl tritt auch er auf die Balze und bewegt sich während derselben weit lebhafter als gewöhnlich; niemals aber geräth er in jene verliebte Raserei, welche die männlichen Waldhühner so anziehend macht. Er umgeht die Hennen in verschiedenen Stellungen, breitet die Flügel, richtet die Federholle, Federohren und

den Kragen auf, erhebt den Stoß oder den Schwanz etwas mehr als gewöhnlich, läßt sich auch wohl herbei, einige tanzartige Bewegungen auszuführen, und kräht oder pfeift in einer Weise, daß er jedes Ohr beleidigt. Dies aber ist Alles. Sofort nach geschehener Begattung bekümmert er sich nicht mehr um die Hennen, welche er überhaupt weniger sucht, als sie ihn, sondern streift nach Belieben im Walde umher, gesellt sich vielleicht auch zu anderen Hähnen, kämpft anfänglich noch ein wenig mit dem einen oder dem andern, lebt jedoch, wenn die männliche Gesellschaft anwächst, mit den Theilnehmern derselben in Frieden. Die Henne sucht sich ein stilles Plätzchen, scharrt hier eine Vertiefung aus, belegt sie nachlässig mit Genist und Blätterwerk und beginnt zu brüten, sowie sie ihre sechs bis zehn, vielleicht auch zwölf Eier gelegt hat. Die Jungen sind den Küchlein anderer Scharrvögel ähnlich gezeichnet, ziemlich behend und gewandt, wachsen rasch heran, lernen in der zweiten Woche ihres Lebens flattern, bäumen in der dritten und sind nach Ablauf von zwei bis drei Monaten erwachsen, bleiben jedoch bis gegen den Herbst hin unter der Obhut der Alten.

Die Fasanen sind mehr Gefahren ausgesetzt als andere Hühner gleicher Größe, aus dem einfachen Grunde, weil sie an Verstand den meisten übrigen Scharrvögeln nachstehen. Naturereignisse, langdauernder Regen z. B., Ueberschwemmungen u. dergl., verblüffen sie zuweilen so, daß sie sich den Elementen willenlos preisgeben. Auch den Raubthieren fallen viele zum Opfer, und zumal die Küchlein werden arg mitgenommen. Der Mensch verfolgt sie ihres köstlichen Wildprets halber allerorten.

Als Verbindungsglieder zwischen den Wildhühnern und den eigentlichen Fasanen sehe ich die Fasanenhühner (Euplocamus) an. Ihr Leib ist gestreckt, der Hals kurz, der Kopf klein, der Flügel kurz, der aus sechszehn Federn gebildete Schwanz mittellang, der Schnabel ziemlich schwach, der Fuß mittelhoch und beim Männchen bespornt; die Federn des Oberhalses und des Bürzels sind kaum verlängert und verschmälert, erstere aber mehr oder weniger zerschlissen; die Schwanzfedern ordnen sich dachförmig, ihre mittleren biegen sich gleichzeitig nach unten und außen; die Federn des Kopfes verlängern sich regelmäßig zu einem zierlichen Busche; die Wangen sind nackt und mit einer weichen sammtigen Haut bekleidet, welche während der Paarungszeit so anschwillt, daß sie jederseits eine Art Kamm und kurze Lappen bildet; die Färbung des Gefieders zeichnet sich weniger durch schimmernde Pracht als durch ansprechende Vertheilung der Farben aus. Weibchen und Junge sind regelmäßig von den erwachsenen Männchen verschieden.

Die Gruppe verbreitet sich von der Südseite des Himalaya an von Ost- bis Südchina und Formosa, nach Süden hin bis Sumatra und Borneo.

Unter den hierher gehörigen Fasanen, welche man neuerdings wieder in mehrere Gruppen getrennt hat, gebührt, meiner Ansicht nach, dem Prälat (Euplocamus-Diardigallus-praelatus) die Krone. Der Scheitel und ein schmales Band, welches das nackte rothe Wangenfeld umsäumt, sind schwarz, der Hals, die Vorderbrust und der Oberrücken schön aschgrau, die Federn des Mittelrückens lebhaft gelb, die des Bürzels schwarz, aber breit scharlachroth gesäumt, die der Flügel grau, dunkler gesäumt, gewellt und gestrichelt, die des Schwanzes schwarzgrün glänzend, die der Brust dunkelschwarz, mit grünlichem Schimmer. Der Federbusch besteht aus zwölf bis zwanzig an der Wurzel fahnenlosen, an der Spitze lanzetförmig bebarteten Federn. Die Größenverhältnisse kenne ich nicht.

Bis in die neueste Zeit galt der Prälat als einer der seltensten aller Fasanen: man kannte ein einziges, ausgestopftes Männchen. Gegenwärtig leben mehrere Paare dieser prachtvollen Art im Thiergarten zu London und im Akklimatisationsgarten zu Paris. Durch Schomburgk, welcher in den letzten Jahren seines Lebens britischer Gesandter in Siam war, erfuhren wir zuerst mit Sicherheit das Vaterland des Vogels; die Ausdehnung des Verbreitungskreises aber ist uns freilich noch heutigen Tages unbekannt. Schomburgk kaufte ein Männchen des Prälaten, welcher in Siam

„Kai-Pha" heißt, auf dem Markte zu Bangkok und erfuhr auf Befragen, daß dieser Fasan in den östlichen Theilen des Reiches Lao und insbesondere in der Provinz Phre oder Phé nicht selten ist, wurde auch versichert, daß er in einzelnen Gegenden der malayischen Halbinsel vorkomme. Ueber das Freileben fehlt zur Zeit noch jede Kunde, und auch über das Betragen in der Gefangenschaft hat bisher, soviel ich weiß, nur Schomburgk berichtet. Er nennt die Gefangenen, welche er besaß, zierliche und anmuthige Vögel. „Sie können zwar", meint er, „mit dem Goldfasan an Glanz des Gefieders nicht wetteifern; aber sie haben denselben Anstand und dieselbe ansprechende Weise der Bewegung. Ich erlaubte meinen Gefangenen ihren Käfig zu verlassen und im Hause umherzugehen und sah mit Vergnügen, wie sie hier auf Kerbthiere eifrig Jagd machten, wie sie z. B., wenn sie eine Spinne oder eine Ameise an den Wänden herumkriechen sahen, viele Fuß hoch emporflogen, um solche Beute zu fangen. Sie ziehen Kerbthiere ihrer Alltagsspeise, Reis in Schalen (Paddy), bei weitem vor und lieben nächstdem besonders Pflanzenstoffe, zumal Bananen, überhaupt alle Fruchtarten. Sehr oft vernimmt man von ihnen einen schwachen Laut; werden sie aber erschreckt und aufgescheucht, so stoßen sie einen rauhen Schrei aus. Beim Auffliegen verursachen sie ein schwirrendes, dem eines aufstehenden Rebhuhnes ähnliches, aber kräftigeres Geräusch. Einer meiner Gefangenen war ganz zahm, eine von den Hennen, welche ich besaß, dagegen sehr wild und scheu, sodaß sie nie aus dem Käfige gelassen werden durfte, die andere ebenso zahm wie der Hahn. Ich brachte sie in denselben Käfig mit ihm; er aber begrüßte sie mit Schnabelhieben, sodaß ich sie wieder wegnehmen mußte. Wenn beide in der Vorhalle umherliefen, hielt sie sich in Folge dieser Behandlung in einer gewissen Entfernung von ihm. Ich glaube deswegen, daß sich der Prälat nur zu bestimmten Zeiten mit dem Weibchen vereinigt."

Der Akklimatisationsgarten verdankt, soviel ich weiß, die Prälaten, welche er besitzt, dem Könige von Siam, welcher eine größere Anzahl lebender Thiere als Geschenke an den Kaiser von Frankreich sandte.

Im Jahre 1857 erhielt die zoologische Gesellschaft zu London ein Paar Fasanenhühner vom Himalaya und erlebte schon im darauf folgenden Jahre die Freude, Nachkommenschaft zu erzielen. Später wurden mehrere derselben Art eingeführt, und gegenwärtig findet man nicht nur dieses eine Fasanenhuhn, sondern auch drei oder vier seiner Verwandten in jedem größeren Thiergarten. Alle Arten der Gruppe scheinen so leicht zahm zu werden, daß wir mit aller Sicherheit behaupten dürfen, sie binnen wenig Jahren auf unsern Hühnerhöfen zu sehen, falls wir nicht vorziehen sollten, mit ihnen diejenigen Waldungen, welche jetzt dem Edelfasan Herberge geben, zu bevölkern.

Die Fasanenhühner im engsten Sinne unterscheiden sich vom Prälaten und seinen Verwandten dadurch, daß die Federn des Halses weniger zerschlissen, die der Vorderbrust lanzetförmig verlängert und zugespitzt, die Haubenfedern aber von den Wurzeln an bebartet sind.

Der Kirrik der Indier, welchen wir vorzugsweise Fasanenhuhn nennen wollen (Euplocamus-Gallophasis-melanotus), ist trotz seiner einfachen Färbung ein sehr schmucker Vogel. Beim Männchen sind alle Federn der Oberseite glänzend schwarz, die des Vorderhalses und der Brust weißlich, die des Bauches und der Schwanzdeckfedern düsterbraunschwarz. Das Auge ist braun, der Schnabel blaßhorngelb, das nackte Wangenfeld lebhaft roth, der Fuß horngrau. Die Länge beträgt 23, die Breite 28, die Fittiglänge 8¾, die Schwanzlänge 10 Zoll.

Die Färbung des etwas kleineren Weibchens ist ein düsteres Umberbraun; jede Feder aber zeigt einen lichtgrauen Schaftstrich und ebensolchen Endsaum. Letzterer ist unten und auf dem Oberflügel breiter und lichter als oben: es entsteht daher dort eine fleckige, hier eine bindige Zeichnung. Die

Federn, welche die Kehle bekleiden, sind lichtgrau und ungefleckt, die mittleren Steuerfedern auf umberbraunem Grunde lichtgrau marmorirt, die seitlichen grauschwarz, mit grünlichem Schimmer.

Bei dem nahverwandten, gleichgroßen Kelitsch (Euplocamus - Gallophasis - albocristatus), sind Kopf, Hals, Mantel und Schwanz glänzend blauschwarz, die Federn des Bürzels schmuzigweiß, lichtschwarz quergewellt, die der Haube weiß, die verlängerten der Brust grauweiß, die der übrigen Unterseite dunkelgrau. Das Auge ist braun, die nackte Wange roth, der Schnabel dunkelhornfarben, der Fuß bläulichhornfarben. Das Weibchen ist von dem des Kirrik kaum zu unterscheiden.



Das Fasanenhuhn (Euplocamus - Gallophasis - melanotus). (S. 451.)

Beide Hühner bewohnen den südlichen Theil des Himalaya: der Kirrik findet sich im Osten, der Kelitsch im Westen. In Nepal leben beide Arten neben und unter einander; in Darjiling ist der Kirrik häufig, in den westlichen Theilen des Gebirges der Kelitsch wenigstens nirgends selten. Von dem Freileben jenes wissen wir wenig; diesen hat Mountaineer beobachtet und mit gewohnter Ausführlichkeit geschildert. „Der wohlbekannte Kelitsch“, sagt er, „ist in dem niedern Gürtel des Gebirges sehr häufig. Sein Wohnkreis beginnt am Fuße der Hügel und erstreckt sich bis in eine Höhe von achttausend Fuß über dem Meere; von hier an wird er seltener, obwohl noch einige wenige in größerer Höhe vorkommen mögen. Er scheint den Menschen weniger zu fliehen als jeder andere Fasan, kommt viel näher an dessen Behausung heran und wird so oft in unmittelbarer Nähe der Ortschaften oder seitlich vom Wege gesehen, daß man ihn für den gemeinsten aller Wildhühner hält, obgleich der Monaul in seinem Wohnkreise viel zahlreicher auftritt als er. In dem unteren

Gebirge lebt der Vogel in jeder Art von Wald, bevorzugt aber doch Dickichte oder bewaldete Schluchten; im Innern siedelt er sich in vereinzelten Dschungeln und am liebsten auf früher bebaut gewesenen, aber wieder verlassenen Stellen an; in der Tiefe zusammenhängender und abgelegener Waldungen sieht man ihn selten. Es scheint fast, als ob die Gegenwart des Menschen oder wenigstens die hinterlassenen Spuren desselben zu seinem Leben nothwendige Bedingung seien."

„Der Kelitsch ist nicht gerade sehr gesellig. Drei oder vier von ihm findet man oft zusammen, und zehn oder ein Dutzend bemerkt man wohl auch einmal bei einander; aber jeder einzelne bewegt sich unabhängig von dem andern. Wenn er aufgescheucht wird, rennt er in der Regel davon, und nur, wenn ihm plötzlich eine Gefahr über den Hals kommt oder er sich durch die Hunde verfolgt sieht, steht er auf; außerdem versucht er sich am liebsten im dichten Gebüsche zu drücken. Er ist niemals scheu, ja, falls er nicht unaufhörlich von Jägern oder Hirten belästigt wird, so kirr, als irgend ein Waidmann es nur wünschen mag. Aufgescheucht, fliegt er oft nur bis zum nächsten Baume; hat er sich aber vor dem Aufstehen gedrückt gehabt, so streicht er eine Strecke weit dahin und fällt dann wieder auf den Boden ein. Die Laute, welche man von ihm vernimmt, sind entweder ein pfeifendes Glucksen oder eigenthümliches Gezirp. Er schreit zu jeder Tageszeit, obschon nicht eben oft, am häufigsten noch, wenn er aufsteht und bäumt; wird er durch Katzen oder ein anderes kleines Thier aufgeschreckt, so gluckst er besonders laut und anhaltend."

„Höchst kampflustig wie der Kelitsch ist, liegt er mit anderen Hähnen in beständigem Streite. Als ich einmal einen Hahn erlegt hatte und derselbe, auf dem Boden liegend, mit dem Tode kämpfte, stürzte sich ein anderer Hahn aus dem Dickichte hervor und griff, trotz meiner Gegenwart, den sterbenden mit größter Wuth an. Während der Paarungszeit verursachen die Männchen oft ein sonderbar dröhnendes oder trommelndes Geräusch mit den Flügeln, nicht unähnlich dem, welches man hervorbringt, wenn man ein steifes Leinen durch die Luft bewegt: es geschieht Dies, wie es scheint, um die Aufmerksamkeit des Weibchens auf sich zu ziehen, vielleicht auch, um einen Nebenbuhler zum Kampfe zu fordern. Die Henne legt neun bis vierzehn Eier, welche denen der Haushenne in Farbe und Größe ähneln; die Küchlein schlüpfen Ende Mai's aus."

„Die Aeßung besteht in Wurzeln, Körnern, Beeren, Blättern, Schoten und Kerbthieren verschiedener Art. Alt Eingefangene lassen sich schwer und auch die Küchlein nicht immer leicht an ein Ersatzfutter gewöhnen."

Mit dieser Behauptung Mountaineer's stimmen unsere Erfahrungen nicht überein; es mag aber sein, daß erst eine längere Gefangenschaft die Aufzucht junger Fasanenhühner erleichtert. In den Thiergärten pflegt man die Eier wegzunehmen und sie durch Haushennen ausbrüten zu lassen. Die Küchlein schlüpfen nach vier- bis fünfundzwanzigtägiger, nicht selten erst nach sechsundzwanzigtägiger Bebrütung aus, sind äußerst niedliche, behende und gewandte Geschöpfe, benehmen sich im wesentlichen ganz wie die Küchlein der Haushenne, zeigen sich aber einigermaßen wild und scheu. In der dritten Woche ihres Lebens flattern sie, und von nun an pflegen sie oft zu bäumen, auch ihre Nachtruhe auf erhabenem Sitze zuzubringen. Mit acht Wochen haben sie fast die volle Größe erlangt. Anfangs Oktober, in günstigen Jahren vielleicht schon Mitte Septembers, beginnt die Mauser; im November haben sie das Kleid der Alten angelegt. Wenn man sich viel mit ihnen beschäftigt, verlieren sie ihre Scheu gegen die Pfleger, und wenn man sie mit den Hühnern im Gehöft umherlaufen läßt, kommen sie nach kurzer Zeit zu den gewohnten Futterplätzen und benehmen sich bald wie Haushühner. Bei meinem Freunde Cornely in Belgien habe ich mehrere von ihnen in voller Freiheit gesehen und die feste Ueberzeugung gewonnen, daß man diese schönen Vögel ebensogut wie unsere Haushühner auf dem Hofe halten kann. Trotzdem glaube ich, daß sie sich noch besser zur Aussetzung im Walde eignen dürften. Sie besitzen alle guten Eigenschaften des Fasans, übertreffen ihn aber bei weitem durch Gewandtheit, Klugheit und Fruchtbarkeit, scheinen mir auch für Witterungseinflüsse viel weniger empfänglich zu sein als jener. Ihre Färbung würde zu unserem Walde vortrefflich passen, und die treue Mutterpflege der Henne eine künstliche Aufzucht der Jungen

kaum nöthig machen. Einen Versuch wären diese Vögel gewiß werth; ein solcher läßt sich auch um so eher ausführen, als sie in der letzten Zeit in Folge ihrer Fruchtbarkeit, Dauerhaftigkeit und geringen Ansprüche in der Jugend wie im Alter sehr billig geworden sind.

Der Silberfasan (Nycthemerus argentatus oder Euplocamus nycthemerus) unterscheidet sich von den Fasanenhühnern, denen er übrigens sehr nahe steht, durch einen langen, aus zerschlissenen



Der Silberfasan (Nycthemerus argentatus oder Euplocamus nycthemerus). 1/4 der nat. Größe.

Federn bestehenden hängenden Kopfbusch und keilförmig verlängerten dachartigen Schwanz, dessen mittlere Federn sich nicht mehr seitlich hinausbiegen und nur noch seicht herabkrümmen.

Meiner Ansicht nach wird der Silberfasan von keinem andern an Schönheit übertroffen. Die bei ihm zur vollsten Geltung kommenden Gegenfarben schmücken ihn wahrhaft prächtig. Der lange und dicke Farbenbusch am Hinterkopfe ist glänzendschwarz, der Nacken und der Vordertheil des Oberhalses weiß, die ganze übrige Oberseite weiß, mit schmalen, schwarzen Zickzacklinien quer gewellt, die Unterseite schwarz, stahlblau schimmernd; die Schwingen sind weiß, sehr schmal schwarz quer gesäumt und mit einander gleichlaufenden, breiten Querstreifen gezeichnet, die Schwanzfedern auf weißem Grunde ähnlich gebändert, je weiter nach außen hin, um so dichter und deutlicher, die nackten Wangen schön scharlachroth. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel bläulich weiß, der Fuß lack- oder korallenroth. Die Länge beträgt 32 Zoll.

Das Gefieder des bedeutend kleineren Weibchens zeigt auf rostbraungrauem Grunde eine sehr feine graue Sprenkelung; Kinn und Wange sind weißgrau, Unterbrust und Bauch weißlich, rostbraun gefleckt und schwarz in die Quere gebändert, die Handschwingen schwärzlich, die Armschwingen der Rückenfärbung entsprechend, die äußern Schwanzfedern mit schwarzen Wellenlinien gezeichnet.

Wir kennen die Zeit nicht, in welcher die ersten lebenden Silberfasanen nach Europa gelangten, dürfen aber annehmen, daß es nicht vor dem siebzehnten Jahrhundert geschehen ist, da die Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts, Geßner z. B., den so schönen und auffallenden Vogel nicht erwähnen. Wir haben gewußt, daß dieser aus China stammt, bisher aber wahrscheinlich mit Unrecht nur den Norden dieses Reiches als seine Heimat angenommen; denn Swinhoe's Forschungen haben bewiesen, daß der Silberfasan wild im Süden Chinas lebt und hier die bewaldeten Berge des Innern bewohnt: einzelne sind in der Nachbarschaft von Amoy erlegt worden. Ueber ein Vorkommen in nördlicheren Gegenden mangelt zur Zeit noch bestimmte Kunde. Dagegen wird unser Fasan auch in China und noch mehr in Japan sehr häufig zahm gehalten. In Europa gedeiht er bei einfacher Pflege ausgezeichnet und zwar im Freien ebensogut wie auf dem Hofe oder in einem größeren Gebauer. Daß er noch nicht in unsern Waldungen ausgesetzt worden ist, hat seine guten Gründe. Versucht wurde eine solche Einbürgerung; der Erfolg war aber ein ungünstiger. Das Männchen macht sich wegen seiner weißen Oberseite so bemerklich, daß es dem Raubzeug mehr ausgesetzt ist, als jeder andere Vogel seiner Größe. Aber Das ist nicht das einzige Hinderniß; ein zweites verursacht der Fasan selber. Unter allen Verwandten ist er der muthigste und rauflustigste. Zwei Männchen, welche ein und dasselbe Gebiet bewohnen, liegen mit einander in beständigem Streite; der Silberfasan sucht seine Herrschaft jedoch auch anderen Thieren gegenüber fühlbar zu machen, kämpft mit dem Haushahne auf das äußerste und vertreibt, wenn er im Walde frei umherschweifen kann, jedes andere Wildhuhn, welches hier lebt, zunächst natürlich den gemeinen oder Edelfasan. Und da nun der letztere doch immer noch mehr Nutzen gewährt als er, zieht man es vor, nur jenen zu pflegen.

Hinsichtlich seiner Bewegungsfähigkeit und Beweglichkeit steht der Silberfasan hinter anderen Verwandten zurück. Man ist versucht, ihn einen faulen Vogel zu nennen. Zum Fliegen entschließt er sich nur im Nothfalle, und wenn er wirklich aufstand, streicht er höchstens eine kurze Strecke weit dahin und fällt dann sofort wieder zum Boden herab: es scheint, als ob seine Schwingen zu klein wären, die Last des Leibes zu tragen. Im Laufen dagegen zeichnet auch er sich aus. Es fehlt ihm zwar die Gewandtheit und Behendigkeit des Goldfasans; er steht in der Schnelligkeit vielleicht hinter dem Edelfasane zurück, übertrifft aber beide, wie mir es scheinen will, durch die Ausdauer dieser Bewegungen. Die Stimme ist nach der Jahreszeit verschieden. Im Frühlinge, während der Paarung, vernimmt man am häufigsten ein lang gedehntes, klangvolles Pfeifen, außerdem meist nur ein dumpfes, gackerndes „Radara Dukdukduk", welchem erst, wenn der Vogel in Aufregung geräth, das Pfeifen angehängt wird. In seiner Bewerbung um die Gunst des Weibchens zeigt sich der Silberfasan noch nachlässiger als seine Verwandten. Er ist allerdings auch sehr aufgeregt und im höchsten Grade kampflustig, läßt seinen Muth unter Anderem auch an Menschen aus, indem er letztere wüthend anfällt und mit Schnabelhieben und Sporenstößen zu vertreiben sucht; dem Weibchen gegenüber aber geberdet er sich keineswegs auffallend. Gewöhnlich hebt er nur die Haube, wenn er seine Liebesgefühle ausdrücken will; zu einem Senken des Kopfes, Breiten der Flügel und Spreizen des Schwanzes kommt es schon seltener.

Die Henne legt zehn bis achtzehn Eier, welche entweder gleichmäßig rothgelb von Farbe, oder auf weißgelblichem Grunde mit kleinen bräunlichen Punkten gezeichnet sind. Wenn man ihr die Eier läßt, brütet sie selbst, und zwar mit großer Hingebung. Nach fünfundzwanzig Tagen schlüpfen die Küchlein aus, kleine, allerliebste Geschöpfe, welche das höchst ansprechend gezeichnete Dunengefieder vortrefflich kleidet. Sie wachsen ziemlich rasch soweit heran, daß sie fliegen oder wenigstens flattern können, erlangen aber erst im zweiten Lebensjahre die volle Größe und die Tracht ihrer

Eltern. In der frühesten Jugend bevorzugen sie, wie die meisten Hühner, Kerbthiernahrung; später halten sie sich hauptsächlich an Grünes der verschiedensten Art; schließlich verzehren sie härtere Fruchtstoffe, namentlich Körner und Getreide. Kohl, Salat, Obst sind Leckerbissen.

Das Wildpret ist ebenso wohlschmeckend wie das eines jeden andern Fasans, erreicht seinen Hochgeschmack aber nur dann, wenn man dem Vogel größere Freiheit gewährt und ihm wenigstens gestattet, sich im Hof und Garten umherzutreiben.

Als Kennzeichen der Edelfasanen (Phasiani) gelten: dachförmiger, langer Schwanz, dessen Mittelfedern die äußersten um das Sechs- oder Achtfache überragen und dessen verlängerte Oberdeckfedern entweder abgerundet oder zerschlissen sind, und, anstatt einer Kopfhaube, verlängerte Ohrfedern, welche, aufgerichtet, zwei kleine Hörnchen bilden. Im übrigen ähneln die hierher zu zählenden Mitglieder der Familie den vorher beschriebenen, insbesondere dem Silberfasan. Das Kleid des Männchens prangt in sehr schönen, oft in prächtigschimmernden Farben, das des Weibchens ist auf düsterfarbigem Grunde dunkler gefleckt, gewellt und gestrichelt.

Der Edel- oder gemeine Fasan (Phasianus colchicus) ist so buntfarben, daß ich verzichten muß, eine genaue Beschreibung seines Kleides zu geben. Die Federn des Kopfes und Oberhalses sind grün, mit prächtig blauem Metallglanze, die des Unterhalses, der Brust, des Bauches und der Seiten röthlich kastanienbraun, purpurfarben schimmernd, alle schwarzglänzend gesäumt, die des Mantels vor dem Saume durch weiße Halbmondflecken geziert, die langen, zerschlissenen Bürzelfedern dunkel kupferroth, purpurfarben glänzend, die Schwingen braun und rostgelb gebändert, die Schwanzfedern auf olivengrauem Grunde schwarz gebändert und kastanienbraun gesäumt. Das Auge ist rostgelb, das nackte Augenfeld roth, der Schnabel hellbräunlich gelb, der Fuß röthlichgrau oder bleifarben. Die Länge beträgt 30 bis 32, die Breite 29 bis 31, die Fittiglänge 9½, die Schwanzlänge 16 Zoll.

Beim kleineren Weibchen ist das ganze Gefieder auf erdgrauem Grunde schwarz und dunkelrostfarben gefleckt und gebändert. Auf dem Rücken tritt die dunkle Färbung besonders hervor.

Abgesehen von den zufälligen Spielarten, kommen zwei Abarten vor, welche ständig zu sein scheinen und Band- und Isabellfasan genannt worden sind. Bei der ersteren ist das Männchen dunkler und nicht so deutlich schwarz gefleckt, wie der Edelfasanhahn, und das Grün des Halses wird durch ein weißes, schmales Band gehoben. Bei letzterer ist die allgemeine Färbung ein lichtes Gelbgrau, jede Feder aber dunkler gesäumt, sodaß eine schmale Zeichnung entsteht, der Bauch hingegen sehr dunkel, zuweilen reinschwarz. Die Weibchen entsprechen den Hähnen hinsichtlich des Grundtons ihrer Färbung.

Der Ringfasan (Phasianus torquatus) ist bunter und schöner gefärbt als seine Verwandten. Die Federn des Kopfes und Oberhalses sind ebenfalls grün, ein Augenbrauenstreifen und ein breiter Halsring weiß, die Federn des Nackens um den Schaft dunkel, fast schwarz, breit gelb gerändert, die des Oberrückens oder Mantels an der Wurzel schwarz, hierauf gelb, sodann schwarz und endlich breit ziegelroth gesäumt, die zerschlissenen Bürzelfedern und die etwas verlängerten und verschmälerten Oberflügeldeckfedern auf grünlich bleigrauem Grunde röthlich gefleckt und marmorirt, die der Unterseite purpurbraun mit schwarzen Keilflecken am Ende des Schaftes, die der Seiten ledergelb mit dunklen, runden und großen Schaftflecken getüpfelt, die Schwingen graubräunlich, graugelb gebändert, die Armschwingen röthlichgrau, die Schwanzfedern grünlich graugelb, schwarz gebändert.

Das Auge ist gilblich, die Wangenlappen roth, der Schnabel lichthornfarben, der Fuß bräunlichgelb. Die Größe ist die des gemeinen Fasans.

Das Weibchen ähnelt im allgemeinen der Henne des letztgenannten, der Grundton seiner Färbung ist aber röthlicher.

Beim Buntfasan (Phasianus versicolor) sind Kopf und Oberhals grün, tiefer unten stahlblau, der Nacken und die ganze Unterseite dunkelgrün, seitlich und auf der Bauchmitte mehr schwarzgrün, die Mantelfedern in der Mitte schwarzgrün, hufeisenförmig schmal rostgelb gebändert, rostroth gesäumt, die Oberflügel- und Oberschwanzdeckfedern bläulichgraugrün, die Schwingen braungrau, lichter gebändert, die Schwanzfedern röthlichbraungrau und schwarz gebändert. Das Auge ist hellbraun, der Schnabel weißgrau, der Fuß lichtbraungrau. Die Länge beträgt 27, die Breite 29, die Fittiglänge 8, die Schwanzlänge 15 Zoll. Das Gefieder des Weibchens unterscheidet sich wesentlich von dem der verwandten Hennen, weil die breiten lichtbraungrau oder lichtgelb geränderten Federn in der Mitte dunkelgrün sind.

Der Kupferfasan (Phasianus Soemmerringii) ist gestreckter gebaut und namentlich langschwänziger als die vorigen, deshalb auch unter dem Namen Graphephasianus getrennt worden, die Färbung seines Gefieders ein schönes, ziemlich gleichmäßiges Kupferroth, fast jede Feder lichter gesäumt. Die Mitte der Oberflügeldeck- und der Brustfedern sind schwarzbraun, die seitlich abgerundeten Bürzelfedern goldgelb gesäumt, die Schwingen erdbraun, lichter gebändert. Das Auge ist gelb, der Schnabel lichthornfarben, der Fuß dunkelbleigrau.

Das Gefieder der Hennen zeigt auf kupferröthlichem Grunde schwarze Wellenlinien und Striche; die einzelnen Federn sind aschgrau, rostgelb und grauröthlich gesäumt, die der Weichen blaßroth und schwarz gebändert, die Schwingen wie beim Männchen, die Schwanzfedern röthlich, schwarz quergestreift und dunkelbraun marmorirt, die der Kehle und des Mittelbauches lichtgrau, die des Unterbauches dunkelgrau.

Der Königsfasan (Phasianus Revesii oder Phasianus veneratus) endlich, durch seinen ungemein langen Schwanz sehr ausgezeichnet und deshalb von Wagler unter dem Namen Syrmaticus zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben, trägt das bunteste Gefieder von allen. Der Scheitel, die Ohrfedern und ein breites Halsband sind reinweiß, die Kopfseiten und ein vorn sich verbreiterndes Brustband schwarz, die Federn des Mantels, Bürzels und der Oberbrust goldgelb, schwarz gesäumt, die der Unterbrust und Seiten auf dem weißgrauen Mittelfelde mit einem herzförmigen, schmalen, schwarzen Bande geziert und außen breit rostroth gesäumt, die des Bauches braunschwarz, die Oberflügeldeckfedern schwarzbraun, lichter gerandet und diese Ränder rothbraun gesäumt, die Schwingen goldgelb und braunschwarz, die Steuerfedern auf silbergrauem Grunde mit rothen, schwarz umsäumten Flecken gebändert und außerdem breit goldgelb gesäumt. Das Auge ist röthlich, der Schnabel wie der Fuß horngelb. An Größe kommt der Königsfasan dem Silberfasan etwa gleich; die mittleren Schwanzfedern erreichen aber eine Länge von ungefähr sechs Fuß, und somit gilt der Vogel mit Recht als das größte Mitglied der Familie im engeren Sinne.

Der gemeine Fasan bewohnte ursprünglich die Küstenländer des kaspischen Meeres und Westasien, wurde aber schon in altersgrauer Zeit in Europa eingebürgert. Am Phasis, im Lande Kolchis, fanden die Griechen, welche den Argonautenzug unternahmen, den prachtvollen Vogel und führten ihn mit sich in ihr Vaterland. Vonhieraus soll er sich über Südeuropa verbreitet haben, oder richtiger, verbreitet und durch die Römer, welche sein köstliches Wildpret zu schätzen wußten, auch nach Südfrankreich und Deutschland gebracht worden sein. Im Süden unsers Vaterlandes, namentlich in Oesterreich und Böhmen, lebt er in einem Zustande vollkommener Wildheit, im Norden Deutschlands unter



Der Königsfasan (Phasianus Reevesii oder Phasianus veneratus). ¼ der nat. Größe.

Obhut des Menschen, in sogenannten wilden oder zahmen Fasanerien. Er ist sehr häufig in Ungarn und Südrußland, seltener schon in Italien, sehr selten in Spanien, geht auch in Griechenland, wo er früher gemein war, seiner Ausrottung entgegen. Der Ringfasan vertritt ihn in Ostasien: seine Heimat dehnt sich von Transbaikalien an bis zum Amur und nach Südchina. Im Flachlande um Schang-hai und auf den bewaldeten Hügeln Chinas ist er sehr gemein, im Burejagebirge, laut Radde, selten und eigentlich ein Strichvogel, welcher nur im Herbste erscheint, häufiger dagegen am mittleren Sungari. Der Buntfasan gehört Japan an und scheint hier an geeigneten Orten ungemein häufig zu sein: Genaueres wissen wir zur Zeit noch nicht über ihn. Dasselbe gilt für den der gleichen Heimat entstammenden Kupferfasan. Der Königsfasan endlich scheint auf das nördliche China beschränkt zu sein; aber auch sein Verbreitungskreis konnte noch nicht festgestellt werden.

Aufenthalt, Betragen, Sitten und Gewohnheiten, Nahrung und Fortpflanzung, kurz, die ganze

Lebensweise aller dieser Fasanen unterscheiden sich, soviel bis jetzt erforscht, kaum wesentlich, sodaß es in jeder Hinsicht zulässig erscheint, das von dem gemeinen Fasan Bekannte auch auf die übrigen Arten zu beziehen. Hierzu sind wir außerdem genöthigt, da uns erst die neueste Zeit mit den fremdländischen Fasanen bekannt gemacht hat und wir sie auch nur in der Gefangenschaft beobachten konnten, über ihr Freileben aber nicht das Geringste wissen.

Die Fasanen meiden geschlossenen Hochwald und bevorzugen dagegen kleine Haine oder Gebüsche, welche von fruchtbaren Feldern und Wiesen umgeben werden und nicht arm an Wasser sind. Je dichter Gebüsch und Gestrüpp den Boden bedeckt, um so angenehmer wird der Wald für unsere Vögel, welche noch ängstlicher als andere Hühner bedacht zu sein scheinen, sich beständig zu verstecken. In Livadien und Rumelien überwuchert, wie von der Mühle berichtet, große Strecken des besten, jetzt aber versumpften Bodens üppiges Gesträuch, namentlich Farrenkraut, zwischen dem sich Brombeeren und andere Schlingpflanzen eingefunden und das Ganze so durchwebt und überrankt haben, daß ein Hund fast gar nicht, ein Mensch nur dann durchkommen kann, wenn er über das Gestrüpp hinwegschreitet. Solche Gegenden sind ein Lieblingsaufenthalt der Fasanen: hier können sie, so recht nach Herzenslust verborgen, sich umhertreiben. Fruchttragende Getreidefelder scheinen zu ihrem Bestehen zwar nicht unumgänglich nothwendig, ihnen aber doch sehr erwünscht zu sein. Dürre Felder oder den Nadelwald meiden sie stets.

Während des ganzen Tages treiben sie sich auf dem Boden umher, schleichen von einem Busche zum andern, durchkriechen nahrungversprechende Dornenhecken, begeben sich auch wohl an die Ränder der Wälder und von diesen aus auf die Felder, um hier, je nach der Jahreszeit, frische Saat oder gereifte Frucht zu äßen, und suchen sich erst mit Einbruch des Abends einen geeigneten Baum zum Schlafen auf. In Strauchwildnissen, wie die beschriebenen Griechenlands, bäumen sie abends nicht einmal, sondern übernachten einfach auf einem niedergetretenen Binsenstrauche oder einem Dornenbusche, weil sie sich hier vollständig sicher fühlen. Unter allen Umständen verbergen sie sich soviel als möglich vor jedem andern Geschöpfe, welches ihnen gefährlich dünkt.

In früheren Zeiten glaubte man einen, den Neigungen des Fasans im ganzen entsprechenden Wald ihm dadurch besonders angenehm machen zu können, daß man von Zeit zu Zeit hier räucherte. „Denn diß ist ein Haupt-Fundament bei der Fasanerey", sagt der alte Döbel, „indem man mit dem Rauche die Fasanen zusammenziehen, auch die verflogenen wieder herbeybringen kann. Es nimmt der Fasan den Rauch so gerne an, als ein Fuchs die Witterung, woraus zu schlüssen, daß er einen trefflich starcken Geruch haben muß. — Dieweil es aber gleichwol ein rechtes Geheimniß und etwas kostbares, auch was sehr sonderbares ist, die Fasanen mit solchem Rauche zu ergötzen, und damit herbeyzubringen; so will ich hierbey noch mehrere Räuche anführen." Sodann werden nun verschiedene „Räuche" beschrieben, und wir ersehen zu unserer Verwunderung, daß die Zusammensetzung der Stoffe, welche angezündet wurden, eine sehr verschiedenartige war; denn während bei der einen Gersten- und Haferstroh, Hanfspreu, Kampher, Anis, Wiederthon, Weidenholz, gedörrtes Malz und Roßkugeln genügend erschienen, mußten bei einem andern Weihrauch, Fenchel, Schwarzkümmel, Ameisenhaufen, Fichtenharz, Stroh von Feldkümmel und Haferstroh, bei einem dritten aber Weihrauch, Myrrhen, wilder Roßmarin, Jungferwachs, weiße Tollita und Hanfspreu angewendet werden. Diese Räucherungen sind erst in der neuesten Zeit abgekommen: Dietrich aus dem Winkell z. B. hält es in der zweiten Ausgabe seines Handbuches für Jäger, welches 1820 erschien, noch für nöthig, ihrer zu gedenken, obgleich er bekennen muß, daß er nie Gelegenheit hatte, hierüber Erfahrungen zu machen und nur anführen kann, daß alte tüchtige Fasanenwärter, welche er hierüber befragte, einmüthig für die Nützlichkeit und Nöthigkeit des Rauches stimmten. Jenen vortrefflichen Fasanenzüchtern genügten übrigens derartige Räucherungen noch gar nicht: sie quälten schon die jungen, erst drei Tage alten Fasanen mit dem ihnen unzweifelhaft höchst lästigen Rauche, indem sie die Küchlein in ein Haarsieb sperrten und dieses solange über einen jener Räuche hielten, bis die Fasanen ihrer Meinung nach genug hatten. Wieviel von den jungen Fasanen in Folge einer so

unsinnigen Behandlung zu Grunde gegangen sein mögen, wissen wir nicht, wohl aber, daß diejenigen Fasanen, welche wir in Thiergärten großzogen, auch ohne jenes „Hauptfundament“ gedeihen. Ich kann die Gedanken nicht los werden, daß die ganze Räucherung mit den Anschauungen der alten Römer zusammenhängt, welche in dem Fasan gewissermaßen auch eine Art Gottheit erblicken wollten.

Die Begabung der Fasanen ist gering. Der Hahn schreitet allerdings stattlich einher und versteht es, seine Schönheit im vortheilhaftesten Lichte zu zeigen, kann sich aber doch mit dem Haushahne nicht messen. Die Henne scheint anspruchslos zu sein; ihre Haltung ist stets eine bescheidene. Hinsichtlich der Bewegung gilt das weiter oben Gesagte gerade für diese Gruppe in vollem Umfange: der Lauf ist vorzüglich und der Flug schlecht. Die Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig entwickelt zu sein; der Verstand aber ist gewiß gering. Alle echten Fasanen sind gleich beschränkt, gleich unfähig, zu rechter Zeit den rechten Entschluß zu fassen. Unter ihren rühmenswerthen Eigenschaften steht die unbegrenzte Freiheitsliebe obenan: sie erklärt in mancher Hinsicht das eigenthümliche Betragen. Der Fasan gewöhnt sich an eine bestimmte Oertlichkeit, falls dieselbe seinen Wünschen entspricht, liebt es aber, beständig umherzuschweifen. Im Bewußtsein seiner Schwäche und im Gefühle der Unfähigkeit, sich gegen stärkere Thiere zu vertheidigen, versteckt er sich soviel als möglich, entzieht sich deshalb auch gern dem Auge seines Pflegers. Es ist also keineswegs Undankbarkeit gegen alle auf seine Erziehung und Unterhaltung verwandte Sorgfalt, wie Winkell meint, welche ihn zu solchem Betragen veranlaßt, sondern einzig und allein Unlust, einen bestimmten Stand zu behaupten, Störrigkeit und Beschränktheit. Der Fasan wird nie eigentlich zahm, weil er seinen Pfleger von einem Anderen nicht unterscheiden lernt und in jedem Menschen einen Feind sieht, den er fürchten muß; er hält keinen festen Stand, weil er nicht fähig ist, in einem gewissen Umkreise die für ihn geeignetste Oertlichkeit auszufinden, und er fürchtet beständig Gefahren, weil er nicht Verstand genug besitzt, sich zu helfen, wenn ihm wirklich Unheil droht. „Schwerlich wird man eine Wildart finden“, sagt Winkell mit vollem Rechte, „welche so leicht wie diese aus der Fassung gebracht werden kann und dadurch unfähig wird, einen Entschluß zu fassen. Ueberrascht die unerwartete Ankunft eines Menschen oder Hundes den Fasan, so scheint er augenblicklich zu vergessen, daß ihm die Natur Flügel verlieh, um vermittels derselben seine Rettung zu versuchen; folglich bleibt er gelassen auf der Stelle, wo er ist, unbeweglich sitzen, drückt sich und verbirgt den Kopf oder läuft ohne Zweck in der Kreuz und Quere herum. — Nichts ist seinem Leben gefährlicher als das Anwachsen eines in der Nähe seines Standes vorbei fließenden Gewässers. Befindet er sich am Rande desselben, so bleibt er unbeweglich stehen, sieht unverwandten Blickes gerade in dasselbe hinein, bis das Gefieder durchnäßt ist und dadurch seine Schwere so vermehrt wird, daß er sich nicht zu heben vermag. Als Opfer seiner Dummheit geht er dann recht eigentlich zu Grunde.“ Ein Fasan, welchen Winkell unter ähnlichen Umständen beobachtete, suchte sich nicht nur nicht zu retten, sondern watete immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten, und er schon fortgetrieben ward, erwartete er in stiller Ergebung mit ausgebreiteten Flügeln sein Schicksal. Vermittels eines abgeschnittenen Hakens zog man ihn ans Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr. Noch unsinniger soll er sich geberden, wenn ihm ein Raubthier, z. B. ein Hund, auf der Ferse ist. Die bekannte Fabel vom Strauß soll bei ihm zur Wahrheit werden: er soll unter solchen Umständen sich geborgen meinen, wenn er den Kopf im Gebüsche versteckt hat. „Seine Furcht“, sagt Naumann, „kennt keine Grenzen. Eine vorbeilaufende Maus erschreckt ihn heftig, sogar eine herankriechende Schnecke scheucht die Fasanenhenne augenblicklich vom Neste, und beim Eintritt einer wirklichen Gefahr bleibt sie wie todt auf demselben liegen.“ Diese Beschränktheit thut der Vermehrung und Verbreitung dieses Geflügels den größten Abbruch.

Gegen andere seiner Art zeigt sich der Fasan keineswegs liebenswürdig. Er ist ungesellig und unverträglich. Zwei Hähne kämpfen, sowie sie zusammenkommen, mit größter Erbitterung, bis die Federn davon fliegen und Blut fließt; ja der eine bringt den andern, wenn er dazu im Stande ist, gewiß um. Deshalb darf man auch nie zwei Hähne in einem und demselben Raume zusammenhalten, muß vielmehr entweder einen oder mindestens drei zusammensperren; denn im letzteren Falle stört der

dritte jeden Zweikampf und trägt dadurch zum allgemeinen Frieden bei. Um die Henne bekümmert sich der Hahn nur während der Paarungszeit, um die Jungen gar nicht. Von der Zuvorkommenheit des Hahnes bemerkt man bei ihm Nichts. Er denkt gar nicht daran, sich um seine Hennen zu sorgen, sondern betrachtet sie einfach als Wesen, welches zur Befriedigung seiner sinnlichen Triebe dienen. Wollen sie sich nicht gutmüthig fügen, so mißhandelt er sie in abscheulicher Weise, und gar nicht selten fällt er ohne alle Ursache über eine Henne her und quält sie bis aufs Blut.

Die Paarungslust, welche Ende März sich regt, verändert auch das Wesen unseres Vogels. Während er sonst sehr schweigsam ist und ungestört höchstens beim Aufbäumen ein lautes, hühnerartig gackendes „Kukkuckuk, kuckukuk" durch den Wald ruft, kräht er jetzt, aber in ganz abscheulicher Weise. Jener Ruf erinnert wohl an das vollklingende „Kickerickih" unseres Haushahnes, ist aber kurz und heiser, gleichsam unvollständig, erregt also gerade, weil wir ihn mit dem Krähen des Hahnes vergleichen, unser Mißfallen. Die Fasanenhennen denken anders; denn sie lassen sich durch diesen Tonumfug herbeilocken. Und auch der Hahn muß ihn sehr schön finden, weil er sich stolz aufrichtet, das Spiel erhebt und während des Lautgebens selbst nach Art unseres Haushahnes mit den Flügeln schlägt. Ist eine Henne in der Nähe, so läßt er sich nach dem Krähen auch wohl herab, ihr den Hof zu machen, indem er beide Flügel breitet, den Hals einzieht und zu Boden drückt, auch wohl einige tanzartige Sprünge versucht, welche ihm jedoch nie gelingen. Dann stürzt er sich plötzlich wie rasend auf die Henne, und wenn dieselbe sich nicht augenblicklich seinen Wünschen fügt, kratzt und hackt er sie, als sehe er in ihr nicht die erkorene Braut, sondern einen Nebenbuhler, welchen er mit den schärfsten Waffen zu bekämpfen hat. Nach der Begattung kräht er wieder, und dann dreht er der Henne den Rücken zu. Diese Liebeswerbung pflegt in den Morgenstunden stattzufinden; doch kommt es auch vor, daß ein Fasanenhahn gegen Abend nochmals balzt: es geschieht Dies namentlich dann, wenn er wenig Hennen um sich hat, so z. B. in den Thiergärten, wo man den einzelnen Hahn höchstens mit drei bis vier Hennen zusammensperrt, nicht aber mit ihrer acht bis zwölf, wie es in den Fasanerien zu geschehen pflegt.

Die befruchtete Henne sucht sich ein stilles Plätzchen unter dichtem Gebüsche, hoch aufgeschossenen Pflanzen, beispielsweise also im Getreide, in Binsen oder im Wiesengrase, kratzt sich hier eine seichte Vertiefung, scharrt in diese etwas Geniſt aus der nächsten Umgebung und legt nun ihre acht bis zwölf Eier ab, regelmäßig in Zwischenräumen von vierzig bis achtundvierzig Stunden. Nimmt man ihr die Eier weg, so legt sie deren mehr, selten jedoch über sechszehn oder achtzehn Stück. Die Eier sind kleiner und rundlicher als die der Haushenne und einfach gelblichgraugrün von Farbe. Sofort, nachdem das letzte Ei gelegt ist, beginnt sie zu brüten und thut Dies mit einem bewunderungswürdigen Eifer. Sie sitzt so fest, daß sie den gefährlichsten Feind sehr nahe kommen läßt, bevor sie sich zum Weggehen entschließt; und auch dann pflegt sie nicht davon zu fliegen, sondern in der Regel davon zu laufen. Muß sie das Nest verlassen, so bedeckt sie es leicht mit den Neststoffen oder einigen Blättern und Grashalmen, welche sie herbeischafft. Nach fünfundzwanzig- bis sechsundzwanzigtägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus. Die Alte hudert sie, bis sie vollständig trocken geworden sind und führt sie sodann vom Neste weg und zur Aeßung. Bei günstiger Witterung erstarken die kleinen, ziemlich behenden Küchlein innerhalb zwölf Tagen soweit, daß sie ein wenig flattern können, und wenn sie erst Wachtelgröße erreicht haben, bäumen sie abends mit der Alten regelmäßig. Letztere sucht sie gegen alle schädlichen Einflüsse möglichst zu schützen, gibt sich auch ihrethalben einer etwaigen Gefahr rücksichtslos preis, erlebt aber doch nur selten die Freude, sie alle groß werden zu sehen, weil junge Fasanen zu den weichlichsten und hinfälligsten Hühnervögeln gehören. Bis spät in den Herbst hinein halten sich die Jungen bei der Mutter und bilden mit dieser ein Gesperre; dann trennen sich zuerst die Hähne und gegen das Frühjahr hin auch die Hennen, welche nunmehr fortpflanzungsfähig geworden sind.

In Mittel- und Norddeutschland überläßt man die wenigsten Fasanen sich selbst, greift vielmehr helfend und oft genug auch hindernd ins Brutgeschäft ein. Mit Beginn des Frühlings werden von

den verständigeren Fasanenwärtern einige von den so zu sagen wildlebenden Fasanen eingefangen und in den zur Zucht bestimmten Zwinger gesperrt, um hier Eier zu erzeugen; außerdem läßt man durch abgerichtete Hunde die im Freien gelegten Eier zusammensuchen, und wenn man eine genügende Anzahl von ihnen hat, setzt man, womöglich an ein und demselben Tage, so viele Truthennen zum Brüten an, als man eben besitzt. Diesen zwar treuen, aber äußerst ungeschickten Pflegemüttern vertraut man später die jungen Fasanen an, läßt eine Masse von ihnen durch sie zertreten und reicht den Küchlein noch außerdem so ungeeignete Nahrung, daß es den Sachverständigen Wunder nimmt, wie noch immer so viele von ihnen großgezogen werden. So geht es gewiß nicht in allen Fasanerien, aber doch in sehr vielen, und die Fasanenwärter, welche zu dem unpassenden Futter auch noch die Quälerei mit dem Räuchern fügen, sind keineswegs schon ausgestorben.

Für den Sachverständigen bietet die Aufzucht der Fasanen kaum Schwierigkeiten. Sie erfordert allerdings Aufmerksamkeit und eine sorgfältige Wahl der Nahrungsstoffe, je nach dem Alter der Küchlein, nicht aber so außerordentliche Vorkehrungen und namentlich so wunderbare Futtermischungen, wie einzelne Züchter glauben machen wollen.

Schwerlich gibt es ein anderes Huhn, welches so vielen Gefahren ausgesetzt ist wie der Fasan. Er unterliegt weit eher als alle Verwandten klimatischen Einflüssen und wird ungleich häufiger als jene vom Raubzeug aller Art gefangen. Sein ärgster Feind ist der Fuchs, welcher sehr bald merkt, mit was für einem einfältigen Geschöpfe er es zu thun hat und dann dessen Jagd ebenso regelrecht betreibt wie der Mensch, aber noch besser als dieser jede Gelegenheit wahrnimmt, das wohlschmeckende Wild zu berücken. Die jungen Fasanen werden von Mardern und Katzen weggenommen, die Eier im Neste von Igeln und Ratten gefressen. Von den gefiederten Räubern treibt es zwar kein einziger so arg wie der Fuchs; aber Habicht und Sperber, Weih und Milane thun auch das Ihrige, und selbst der täppische Bussard oder der Rabe, die Krähen, Elstern und Heher nehmen manches Küchlein weg, überwältigen manchen Alten. So erklärt es sich, daß die Fasanenzucht nirgends günstige Ergebnisse liefert und daß namentlich in Norddeutschland jeder einzelne Fasanenbraten dem Besitzer des Geheges drei- bis viermal mehr kostet, als er werth ist.

Bis zum Jahre 1848 war es in manchen Ländern nur nach erfolgter Genehmigung des Landesherrn gestattet, Fasanerien anzulegen; denn der Fasan gehörte zur hohen Jagd und durfte deshalb auch nur von vornehmen Leuten erlegt werden. Seine Jagd gewährte diesen ein ganz absonderliches Vergnügen, vielleicht auch deshalb mit, weil sie leichter ist als irgend eine andere. Jedermann, welcher einigermaßen sein Gewehr zu handhaben versteht, kann sie betreiben; ein Jäger ist nicht von Nöthen. Ebenso leicht wird der einfältige Vogel in Fallen aller Art berückt. Seine dumme Sorglosigkeit geht soweit, daß man nachts, wenn er gebäumt hat, ihn buchstäblich mit einem Haken vom Baume herabholen kann. Ein solches Wild macht keinem wahren Jäger Freude, und deshalb wird auch der Fasan oder irgend ein anderer seiner nächsten Verwandten kaum noch eine Zukunft haben: die Zeit, in welcher man Tausende ausgab, um alljährlich einige dieser Vögel schießen zu können, ist bereits vorüber.

Cuvier hat zuerst die Meinung ausgesprochen, daß der hochberühmte Wundervogel Phönix wohl der Goldfasan sein möge. Aus den Schilderungen, welche die Alten uns hinterlassen haben, läßt sich Dies nun zwar nicht mit Sicherheit herauslesen; wohl aber passen ältere lateinische Gedichte, welche von dem Phönix handeln, so genau auf den Goldfasan, daß wenigstens ihre Verfasser keinen anderen Vogel im Auge gehabt haben können.

Der Goldfasan zeichnet sich durch seinen schönen Halskragen so wesentlich vor allen übrigen Verwandten aus, daß er mit Recht zum Vertreter einer besondern Sippe erhoben worden ist. Neuer-



Der Goldfasan (Thaumalea picta). 1/4 der nat. Größe.

dings hat man noch eine zweite hierher gehörige Art entdeckt. Die Kragenfasanen, wie wir sie nennen wollen (Thaumalea), kennzeichnen sich durch verhältnißmäßig geringe Größe, schlanken Leibesbau, buschige Kopfhaube und sehr langen Schwanz. Der erwähnte Kragen besteht aus Federn, welche im Nacken wurzeln, nach vorn breiter werden und vom Halse abstehen. Daß dieses Schmuckzeichen nur dem Männchen zukommt, braucht kaum erwähnt zu werden.

„Trotzdem, daß der Goldfasan seit langer Zeit in Europa bekannt ist", sagt mein Freund Bodinus mit vollem Rechte, „wird er von jedem Beschauer mit immer gleichem Entzücken beobachtet. Die Macht der Gewohnheit konnte die Freude an dem prachtvollen Farbenglanze seines Gefieders nicht abstumpfen, und wer ihn zum ersten Male sieht, kann sich kaum von dem herrlichen Anblicke losmachen." In der That, der Goldfasan darf ein Prachtvogel genannt werden; denn seine Färbung ist ebenso schön, wie seine Gestalt ansprechend. Ein reicher, aus hoch- oder goldgelben;

etwas zerschlissenen Federn bestehender Busch deckt den Kopf des Männchens und überschattet den Kragen, dessen einzelne Federn der Hauptsache nach orangenroth gefärbt, aber tiefsammtschwarz gesäumt sind, sodaß eine Reihe gleichlaufender dunkler Streifen entsteht; die von dem Kragen größtentheils bedeckten Federn des Oberrückens sind goldgrün und schwarz gesäumt, also schuppig, die des Unterrückens und der Oberschwanzdeckfedern hochgelb, die des Gesichtes, des Kinns und der Halsseiten weißgelblichweiß, Unterhals und Unterleib hochsaffranroth, die Deckfedern der Flügel kastanienbraunroth, die Schwingen rothgraubraun, rostroth gesäumt, die Schulterfedern dunkelblau, lichter gerändert, die Schwanzfedern auf bräunlichem Grunde schwarz marmorirt oder netzartig gezeichnet und die verlängerten schmalen Oberschwanzdeckfedern dunkelroth. Das Auge ist goldgelb, der Schnabel weißgelb, der Fuß bräunlich. Die Länge beträgt 32, die Breite 25, die Fittiglänge 8, die Schwanzlänge 22 Zoll.

Beim Weibchen bildet ein trübes Rostroth, welches auf der Unterseite in Rostgraugelb übergeht, die Grundfarbe; die Federn des Oberkopfes, Halses und der Seiten sind bräunlichgelb und schwarz, die Oberarm- und mittleren Steuerfedern ähnlich, aber breiter gebändert, die seitlichen Schwanzfedern auf braunem Grunde gelbgrau gewässert, Oberrücken und Brustmitte einfarbig. Die Länge beträgt wegen des kurzen Schwanzes nur 24 Zoll.

Neuerdings wird in den Thiergärten eine Spielart des Goldfasans gezüchtet, welche sich durch dunklere Färbung in allen Kleidern und Altersstufen und außerdem dadurch auszeichnet, daß die Schwanzfedern des Männchens bedeutend kürzer sind. Sie hat man unter dem Namen Thaumalea obscura unterschieden.

Der einzige Sippenverwandte, welchen man bis jetzt kennen lernte, wurde zu Ehren einer englischen Dame, welche ihn zuerst nach Europa brachte, Thaumalea Amherstiae benannt und mag bei uns Schmuckfasan heißen. Er gibt seinem Vetter an Schönheit Nichts nach. Der Federbusch ist auf der Stirn schwarz, im übrigen aber roth; der Halskragen besteht aus silberfarbenen, dunkler gesäumten Federn, das Gefieder des Halses, Oberrückens und der Oberflügeldeckfedern ist hellgoldgrün, wegen der dunklen Vordersäume ebenfalls schuppig, das des Unterrückens goldgelb, dunkel schattirt; die Oberschwanzdeckfedern zeigen auf blaßröthlichem Grunde schwarze Bänder und Flecken, die der Unterseite sind reinweiß, die Schwingen bräunlichgrau, außen lichter gesäumt, die mittleren Steuerfedern weißgrau getüpfelt, schwarz quergebändert und gelb gesäumt, die übrigen mehr mäusegrau, die seitlichen Oberschwanzdeckfedern, wie bei dem Goldfasan lanzettförmig verlängert und korallenroth gefärbt. Das Auge ist goldgelb, das nackte Wangenfeld bläulich, der Schnabel hell-, der Fuß dunkelgelb.

Süd-Taurien und der Osten der Mongolei bis gegen den Amur hin, sowie Mittelchina und insbesondere die Provinzen Kansu und Setschün sind die Heimat des Goldfasans; das Vaterland des Schmuckfasans ist noch unbekannt. Campbell erhielt die ersten Schmuckfasanen von dem König von Ava und schenkte sie der Gräfin Amherst, welche sie lebend nach Großbritannien brachte; außerdem sind wohl einige Bälge, aber kein lebender Vogel dieser Art wieder nach Europa gelangt, und ebensowenig ist ein freilebender Schmuckfasan von einem Kundigen beobachtet worden. Man hat angenommen, daß Mittelchina sein Vaterland sein müsse: eine briefliche Mittheilung aber, welche ich aus Nagasaki erhalten habe, bestimmt mich, zu glauben, daß nicht China, sondern Japan das Vaterland sein möge. Mein Berichterstatter, welcher mir eine treue Abbildung des Vogels zugesendet, versichert mich wenigstens, daß dieser Fasan, welcher ihm mehrmals vor die Augen gekommen sei, von Japan aus gewöhnlich nach China verkauft werde.

Auch über das Freileben des Goldfasans liegt keine ausführliche Mittheilung vor; wir kennen ihn nur als Gefangenen. Ebenso fehlt uns über die Zeit seiner Einführung in Europa jede Kunde; nicht einmal die Sage hat einige Verläßlichkeit für sich. Man nimmt an, daß diese Einbürgerung im funfzehnten Jahrhundert geschehen sei, weil die früheren Schriftsteller des so auffallenden Geschöpfes noch nicht erwähnen.

Von dem Betragen des gefangenen Goldfasans darf man schließen, daß er in der Freiheit im wesentlichen dieselbe Lebensweise führen wird wie andere seiner Verwandtschaft. Seine Vorliebe für dichte Gebüsche, hohes Gras oder überhaupt schützende Pflanzen läßt vermuthen, daß er sich ähnliche Orte wie der gemeine Fasan zu seinem Aufenthalte erwählt und hier ein ziemlich verstecktes Leben führt. Unzweifelhaft aber zeigt er sich gewandter, behender und benimmt sich klüger und verständiger als der tölpelhafte Edelfasan; denn alle diese Eigenschaften bekundet er in der Gefangenschaft. Ich möchte ihn für den behendesten und klügsten unter sämmtlichen Fasanen erklären. Seine Bewegungen sind höchst anmuthig. Der Lauf zeichnet sich durch schnelle und plötzliche Wendungen aus. Er ist im Stande, Sätze auszuführen, welche wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit wahrhaft überraschen; er weiß sich durch die dichtesten Verzweigungen mit einer Behendigkeit hindurchzuwinden, welche in Erstaunen setzt; er erhebt sich fliegend auch mit viel größerer Leichtigkeit als andere Fasanen. Die Stimme, welche man übrigens selten vernimmt, ist ein sonderbares Zischen.

Von Hochgeistigkeit darf man auch beim Goldfasan nicht reden; insbesondere scheint die in seiner Familie übliche Aengstlichkeit ihm in hohem Grade eigen zu sein. Wohl aber kann man behaupten, daß er sich eher als andere in veränderte Verhältnisse fügt und sich leichter als diese zähmen läßt. Jung Aufgezogene gewöhnen sich bald an ihren Pfleger und unterscheiden ihn, was andere Fasanen nicht thun, mit untrüglicher Sicherheit von fremden Leuten. Alle diese Vorzüge des Goldfasans werden Dem, der sich mit ihm genauer beschäftigt, sehr bald klar; gleichwohl ist er bei weitem nicht Das, was er sein könnte. Es scheint fast, als ob die Liebhaber sich einbilden, daß seine Zucht und Pflege besondere Schwierigkeiten habe, während Dies doch durchaus nicht der Fall ist. Aber es hat sich eine falsche Ansicht über den Goldfasan nun einmal geltend gemacht und förmlich eingebürgert. „In dem ziemlich allgemein verbreiteten Glauben", sagt Bodinus, „daß unser Prachtvogel, aus dem warmen Asien stammend, durchaus nicht die Einflüsse der Witterung unter unserm deutschen Himmel ertragen könne, sperren Viele denselben ein, wählen für sein Unterkommen eine Behausung aus, welche den Strählen der Sonne möglichst ausgesetzt ist, vermeiden ängstlich jede Nässe, suchen den Mangel der Sonnenwärme womöglich durch einen heißen Ofen zu ersetzen und reichen, um hinreichende Kraft und Körperfülle zu erzielen, viel und schweres Körnerfutter. Bewegung hat der arme Vogel blos in geringem Maße; denn ein größerer Raum ist nur mit vermehrtem Kostenaufwande abzusperren und in einem kleineren wird es eben möglich, die Strahlen der Sonne recht kräftig auf denselben fallen zu lassen. Beobachtet man den Goldfasan jedoch genauer, so wird man bald finden, daß eine solche Behandlung ihm gewiß nicht zusagen kann, daß der trockene, von der Sonne ausgedörrte, heiße Sand, mit welchem man seinen Zwinger füllt, durchaus keinen geeigneten Boden für ihn abgibt... Es ist also vollkommen verkehrt, wenn man meint, der Vogel könne nur gesund bleiben, wenn er recht warm sitzt und womöglich den größten Theil des Tages von den Strahlen der Sonne getroffen wird; es ist erst recht verkehrt, wenn man meint, unter solchen Verhältnissen denselben mit dem kräftigsten und hitzigsten Körnerfutter pflegen zu müssen. Im allgemeinen liebt der Goldfasan eine gemäßigte Temperatur, er leidet sowohl bei zu großer Hitze, wie bei zu großer Kälte, und ist nach meiner Erfahrung die erstere wegen Veranlassung unausbleiblicher Krankheiten noch mehr zu fürchten als letztere." Gewährt man unserm Vogel einen verhältnißmäßig großen, theilweise mit Rasen belegten und ebenso mit dichtem Gebüsche bepflanzten Raum, und reicht man ihm ein passendes, d. h. möglichst gemischtes, ebensowohl aus thierischen als pflanzlichen Stoffen bestehendes Futter, so wird man ihn ebensoleicht erhalten und zur Fortpflanzung bringen können wie jeden andern Fasan. Dabei hat man festzuhalten, daß er sich im Frühlinge und Sommer vorzugsweise von grünen Pflanzenstoffen und Kerbthieren, im Winter aber hauptsächlich von Körnern ernährt. Das Grünzeug kann feingeschnittener Kohl, Gras, Getreidesaat, Salat und Wasserlinsen sein; die Kerbthiere kann man durch süßen, ausgepreßten Quark oder frischen Käse, feingehacktes, mit aufgeweichtem Weißbrod vermischtes, rohes Fleisch ersetzen. Das Körnerfutter muß soviel als möglich gemischt werden. Beeren und Obst der verschiedensten Art sind sehr zu empfehlen.

Der Goldfasan tritt Ende Aprils auf die Balze. Um diese Zeit läßt er öfter als sonst seine zischende Lockstimme vernehmen, zeigt sich beweglicher als je, auch höchst kampflustig und gefällt sich in anmuthigen Stellungen, indem er den Kopf niederbeugt, den Kragen hoch aufschwellt, die Flügel breitet, das Spiel erhebt und Wendungen und Drehungen aller Art mit großer Zierlichkeit ausführt. Will er die Henne herbeirufen oder seine Liebesgefühle noch anderweitig kundgeben, so läßt er etwa drei= bis viermal nacheinander einen kurz abgebrochenen Ruf ertönen, welcher entfernte Aehnlichkeit mit dem Geräusche des Wetzens einer Sensenklinge hat und mit keiner anderen Vogelstimme verwechselt, aber auch nicht genauer beschrieben werden kann. Da, wo sich die Henne frei bewegen kann, beginnt sie Anfangs Mai zu legen, indem sie sich ein wohl verstecktes Plätzchen aussucht und hier nach anderer Fasanen Art ein liederliches Nest zusammenscharrt. Die acht bis zwölf Eier sind sehr klein und ziemlich gleichmäßig hellrostfarben oder gelbroth. In einem kleineren Gehege brütet die Henne selten, d. h. nur dann, wenn sie sich gänzlich unbeobachtet glaubt; man läßt deshalb ihre Eier von passenden Haushennen ausbrüten und wählt hierzu am liebsten die zwerghaften Bantams. Nach einer Bebrütung von drei= oder vierundzwanzig Tagen entschlüpfen die äußerst niedlichen Küchlein. Sie verlangen in den ersten Tagen ihres Lebens, wie alle Fasanen, große Sorgfalt, namentlich trockne Wärme, können aber bei günstiger Witterung bereits nach zwei bis drei Tagen ins Freie gebracht werden. Nicht immer folgen sie ihrer Pflegemutter, zeigen vielmehr oft die größte Lust, ihr zu entrinnen; doch genügt zuweilen schon ein halber Tag, um sie an die Pflegerin zu gewöhnen. Nach Ablauf der ersten vierzehn Tage beginnen sie zu bäumen, und wenn sie die Größe einer Wachtel erreicht haben, fragen sie sehr wenig mehr nach der Pflegemutter. Nach etwa vier Wochen beanspruchen sie keine besondere Pflege weiter, sondern können ganz wie alte Fasanen gehalten werden.

Man hat wiederholt versucht, dem Goldfasane größere Freiheit zu geben, d. h. ihn wie seine Verwandten in freien Fasanerien zu halten, bis jetzt jedoch noch nicht die günstigen Erfolge erzielt, welche man erwartete, wahrscheinlich aber auch die Sache noch nicht mit dem nöthigen Eifer und entsprechender Ausdehnung betrieben. Ob das Klima Norddeutschlands wirklich zu rauh ist, wie man angenommen, mag dahingestellt bleiben; sehr tüchtige Züchter, wie z. B. Bodinus, bezweifeln die Wahrheit jener Behauptung. In Süddeutschland und noch mehr in Südeuropa würde, meiner Ansicht nach, der Goldfasan im Freien gewiß ebensogut fortkommen, wie jeder andere. Auch bei uns zu Lande könnte man ihn, wenn man sonst wollte, auf dem Hühnerhofe halten; denn diejenigen, welche wir in den Thiergärten pflegen, leben jahraus jahrein in einem Raume, welcher nicht einmal frostfrei ist, und zeigen sich durchaus nicht empfindlich gegen Einwirkungen der Kälte.

Zwei der sonderbarsten aller Fasanen sind neuerdings in einer Sippe vereinigt worden, welcher man den Namen Ohrfasanen (Crossoptilon) gegeben hat, weil sich die seitlichen Kopffedern verlängern und, über die anderen sich erhebend, zwei Büschel bilden, welche einigermaßen an die Federohren der Eulen erinnern. Im übrigen unterscheiden sich die betreffenden Vögel noch durch sehr kräftigen Bau und verhältnißmäßig kurzen Schwanz, dessen mittlere Federn zerschlissen sind und über die anderen herabhängen.

Pallas hat die wissenschaftliche Welt zuerst mit einer Art dieser Sippe, welche China bewohnt, bekannt gemacht, Hodgson neuerdings eine zweite im östlichen Tibet heimische beschrieben. Die erstere, welche wir Ohrfasan nennen wollen (Crossoptilon auritum), trägt ein düsterfarbiges Kleid. Die Kehle, Gurgel, ein schmales Band, welches sich vonhieraus seitlich am Kopfe hinaufzieht und zu Ohrbüscheln verlängert, sind weiß, die etwas gesträubten Kopffedern, die des Hinterhalses, Ober=

rückens und die Brust schwarz, die Mantelfedern lichtbräunlichgrau, die Bürzelfedern gilblichweiß, die der Unterseite lichtgraugelb, die Schwingen und Steuerfedern gelbgrau, auf der Außenfahne dunkel gesäumt, die mittleren überhängenden, wie die Rückendeckfedern des Silberreihers zerschlissen und grauschwarz.

Das Weibchen unterscheidet sich durch etwas geringe Größe und minder entwickelte Schmuckfedern von dem Männchen.

Ueber das Freileben des Ohrfasans wissen wir wenig. Lamprey erhielt ein Stück des seltenen Vogels in Peking und vernahm, daß er im Norden dieser Stadt auf Gebirgen gefunden werde. Der Missionär David fand ihn hier wirklich auf und zwar in einem nördlichen Thale eines sehr hohen



Der Ohrfasan (Crossoptilon auritum). 1/4 der nat. Größe.

Gebirges, welches ungefähr funfzehn Meilen östlich von Peking liegt. Unser Sendbote erfuhr, daß er bei den Chinesen den Namen „Ho-ki" oder „Gho-hy" führt. Einige Stücke, welche gefangen und in einen Gebauer gebracht wurden, zeigten sich sanft und zuthunlich, ließen auch oft ihre sehr wechselreiche, der des Huhnes ähnliche Stimme vernehmen. Im vorigen Jahre gelangten mehrere Stücke in den Akklimatisationsgarten zu Paris. Hier habe ich sie gesehen, nicht aber auch beobachten können, weil ihre Scheu und ihr großer Werth es nöthig gemacht hatte, sie in einem abgelegenen, mit dichtem Buschwerk bepflanzten Gehege unterzubringen, in welchem sie sich den Blicken des Beschauers zu entziehen wußten. Der Vorstand des gedachten Gartens theilte mir mit, daß sie sich in ihrem Wesen kaum von anderen Fasanen unterscheiden.

* * *

Der von altersher bekannte Pfau, welcher wohl mit Recht als ein Verwandter der Fasanen angesehen wird, ist neuerdings zum Vertreter einer Unterfamilie erhoben worden; man hat aber geglaubt, in derselben Abtheilung auch andere Fasanenvögel, welche sich sehr wesentlich von ihm und allen übrigen uns bekannt gewordenen Arten unterscheiden, vereinigen zu können und so eine Gruppe gebildet, zu deren Kennzeichnung man weiter Nichts angeben kann, als daß das Gefieder Augenflecke zeigt. Ich glaube nicht, daß die Verwandtschaft der so vereinigten Vögel eine natürliche genannt werden kann, halte es im Gegentheil für richtiger, die Argusfasanen und Spiegelpfauen von den Pfauen zu trennen. Erstere sehe ich hauptsächlich deshalb als Verwandte an, weil bei ihnen die Oberarmschwingen in auffallender Weise verlängert sind.

Im Jahre 1780 kamen die ersten Bälge eines prachtvollen Vogels, von dessen Dasein man bereits einige Kunde erlangt hatte, nach Europa und erregten hier allgemeine Bewunderung. Wenig später gab Marsden einen kurzen Bericht über die Lebensweise. Seitdem sind viele Bälge des Argusfasans nach Europa geschickt worden, und sie werden noch heutigen Tages ebenso bewundert als früher; aber leider hat es bis jetzt noch keinem Europäer gelingen wollen, das Freileben der Vögel kennen zu lernen, und ebensowenig, Gefangene an ein ihnen so zusagendes Futter zu gewöhnen, daß sie die weite Reise von ihrem Vaterlande bis zu uns ausgehalten hätten. Die stolzen Geschöpfe gehören zu den unbekanntesten, welche es gibt.

„Der Kuan oder berühmte Argusfasan", sagt Marsden (1785), „ist ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit und vielleicht der schönste unter allen. Es ist außerordentlich schwer, ihn, wenn man ihn in den Wäldern gefangen hat, einige Zeit lebendig zu erhalten. Ich habe nie gesehen, daß man ihn längere Zeit als einen Monat hat erhalten können. Er haßt das Licht von Natur. Wenn er sich an einem dunklen Orte befindet, so ist er munter und läßt zuweilen seine Stimme hören, von welcher sein Name eine Nachahmung ist, und welche mehr kläglich als so scharf lautet wie die des Pfaues. Bei hellem Tage sitzt er ganz unbewegt. Sein Fleisch schmeckt völlig wie das Fleisch des gewöhnlichen Fasans." Raffles sagt, daß der Argus, welcher in der malayischen Dichtung eine große Rolle spielt, in den tiefsten Wäldern Sumatras lebt und gewöhnlich paarweise gefunden wird. Die Eingebornen behaupten, daß er „Galangan" spiele, d. h. aufgeblasen umhertanze, nach Art der Pfauen. S. Müller erwähnt, daß er die starke Stimme des Vogels zum ersten Male hörte, als er im südlichen Borneo am Sakumbony, sechszig Metres über dem Meere, übernachtete, und daß der Argus bei den Banjerezen, welche Südborneo bewohnen, „Haruwe", bei den Malayen auf Sumatra aber „Kuwau" genannt werde. Jardine und Selby berichten, daß letzterer in der Zeit der Liebe seine ganze Schönheit zeige. Er trägt dann den Schweif aufrecht, die Flügel gespreizt. Die Jungen erhalten ihr Prachtkleid erst nach mehrmaliger Mauser, wie unser Pfau. Die Eingebornen fangen den Argus in Schlingen; es gelang aber selbst in seiner Heimat noch nicht, Gefangene am Leben zu erhalten: sie dauern nur einige Wochen. Doch muß ich noch bemerken, daß Blyth einen Argus erwähnt, welchen er in einer Sammlung lebender Thiere zu Barakpore sah, und daß mir neuerdings ein kundiger Händler erzählte, der Vogel käme lebend gar nicht so selten nach Indien und halte blos deshalb die Gefangenschaft nicht aus, weil er Kerbthierfresser sei, trotzdem aber von den unkundigen Fängern ganz wie andere Hühner, also hauptsächlich mit Körnern gefüttert werde.

Vorstehendes enthält alle Angaben über die Lebensweise des Wundervogels, welche kundigen Freunden und mir bekannt waren. Da empfing ich zu meiner größten Freude ein Schreiben des bereits wiederholt genannten, trefflichen Forschers von Rosenberg, welcher siebenundzwanzig Jahre seines Lebens auf den ostasiatischen Inseln zugebracht hat, mit folgenden Bemerkungen über den Argusfasan.

„Der Kuan wurde mir zu Padang an der Westküste von Sumatra von den Eingebornen öfters lebend gebracht und gegen Bezahlung von 1½ bis 2 Gulden für das Stück überlassen; er muß also



Argusfasan.

in den Gebirgswaldungen der Insel häufig sein. Nach Versicherung der Eingeborenen lebt er in Vielehigkeit. So lange ihn die Liebe nicht erregt, beträgt er sich in Gang und Haltung ganz wie der Pfau: die schönen Flügel werden dem Leibe eng angeschlossen und der Schwanz wagrecht ausgestreckt. Während der Paarungszeit aber sieht man das Männchen mit ausgebreiteten, bis zum Boden niedergedrückten Flügeln auf den Waldblößen balzend umherstolziren und vernimmt einen eigenthümlich schnurrenden Laut, welcher die Hennen herbeilocken soll und mit dem Rufe „Kuau", von dem sein Name ein Klangbild ist, keine Aehnlichkeit hat. Die Henne soll sieben bis zehn weiße, denen einer Gans an Größe etwas nachstehende Eier in ein kunstloses, im dichtesten Gebüsch verborgenes Nest legen; ich selbst habe sie nie gesehen."

„In der Freiheit nährt sich der Kuau von Kerbthieren, Schnecken, Würmern, Blattknospen und Sämereien. Meine Gefangenen zogen gebrühten Reis jeder anderen Nahrung vor. Das Wildpret ist äußerst schmackhaft."

Der Argusfasan (Argus giganteus) unterscheidet sich von allen bekannten Vögeln dadurch, daß die Federn des Ober- und Vorderarmes außerordentlich verlängert, nach der Spitze zu verbreitert, dabei weichschäftig, aber hartfahnig, die Handschwingen hingegen sehr kurz sind. Der Schnabel ist seitlich zusammengedrückt, ziemlich lang, etwas gewölbt, gegen die Spitze gekrümmt, an der Wurzel nackt, der Fuß lang, schwach und nicht mit Sporen bewehrt, der Schwanz, welcher aus zwölf sehr breiten Federn gebildet wird, ungemein lang und stark abgestuft, weil sich namentlich die beiden mittleren Federn auffallend über die anderen verlängern; die Kopfseiten und der Hals sind unbefiedert oder wenigstens nur mit einzelnen schwarzen Haaren dünn besetzt, die Stirn, der Scheitel und das Hinterhaupt dagegen mit kleinen sammtartigen Federn bekleidet. Das Gefieder zeichnet sich weniger durch Pracht der Farben als durch Zierlichkeit der Zeichnung aus. Die kurzen Scheitelfedern sind sammtschwarz, die haarartigen des Hinterhalses gelb und schwarz gestreift, die Nacken- und Oberrückenfedern auf bisterbraunem Grunde lichtgelb geperlt und gestreift, die des Mittelrückens auf gelbgrauem Grunde mit runden, dunkelbraunen Tüpfeln gezeichnet, die der Unterseite ziemlich gleichmäßig rothbraun, schwarz und lichtgelb gebändert und gewellt. Auf der Außenfahne der Armschwingen stehen längliche, dunkelbraune, von einem lichteren Hofe umgebene Tüpfel in dichter Reihe auf grauröthlichem Grunde; der Wurzeltheil der Innenfahne ist zunächst dem Schafte auf graurothem Grunde fein weiß gepunktet, im übrigen wie die Außenfahne gezeichnet. Auf den langen Oberarmdeckfedern herrscht ein schönes dunkles Rothbraun als Grundfärbung vor; hellgrauröthliche Streifen, welche rothbraune, von einem dunklen Hofe umgebene Punktreihen zwischen sich aufnehmen, gilblichweiße Flecken, Linien und Schmitzen, bräunlichrothe Netzbänder und endlich große schillernde, dunkelbegrenzte, lichtgesäumte Augenflecken bilden die Zeichnung. Diese Augenflecken stehen hart am Schafte auf der Außenfahne und treten auf den Unterarmfedern deutlicher hervor als auf den Schulterfedern, wo sie durch die Außenfahne verdeckt werden. Die längsten Schwanzfedern sind schwarz, die Schäfte innen aschgrau, außen rothbraun, beide Fahnen mit weißen, von einem schwarzen Hofe umgebenen Flecken geziert; die übrigen Steuerfedern ähneln ihnen, nur daß sich die kleineren Flecken mehr in Reihen ordnen und dichter stehen. Beim lebenden Vogel sind, nach Rosenberg, Kopf und Hals, soweit sie nackt, hellaschblau und die Füße roth. Die Länge beträgt 5½ — 6 Fuß, wovon die Mittelschwanzfedern 4 Fuß wegnehmen, die Länge des eigentlichen Fittigs 17 Zoll, die der längsten Unterarmfedern aber 28½ Zoll.

Die Henne ist bedeutend kleiner und viel einfacher gestaltet und gezeichnet. Die Federn des Kopfes sind schwarz und gelb gebändert, die der Oberbrust und des Nackens schön rothbraun und deutlich schwarz gewellt, die der übrigen Oberseite braungelb und schwarz gebändert, die der Unterseite lichtbraun, schwarz und gelb in die Quere gewellt, die Handschwingen auf braunem Grunde schwarz marmorirt, die Unter- und Oberarmfedern auf schwarzem Grunde mit vielfach verschlungenen

und gekrümmten gelben Linien, wie mit Schriftzeichen bedeckt, die Schwanzfedern auf dunkelrothbraunem Grunde in ähnlicher Weise mit lichteren Farbentönen gezeichnet.

In neuerer Zeit hat man noch zwei Arten Argusfasane unterschieden, die eine nach einigen Schmuckfedern, die andere nach Bälgen; es fragt sich jedoch sehr, ob die bemerkten Unterschiede zu einer Arttrennung berechtigen.

Die Spiegelpfauen (Polyplectron) dürfen als Verbindungs- oder Mittelglieder zwischen den Argusfasanen und den Pfauen angesehen werden. Sie sind klein, schlank, ihre Flügel kurz, stark gerundet, unter den Schwingen die fünfte und sechste die längste, die Oberarmfedern noch bedeutend verlängert, die sechszehn Schwanzfedern dachförmig gestellt, lang, an der Spitze verbreitert, nach der Mitte zu schwach gesteigert, die Oberschwanzdeckfedern theilweise verlängert und so gestaltet und gezeichnet, daß sie die eigentlichen Steuerfedern in Form, Färbung und Zeichnung gewissermaßen wiederholen, die langen und dünnen Läufe mit zwei bis sechs Sporen bewehrt, die Zehen kurz, die Nägel klein; der Schnabel ist mittellang, dünn, gerade, seitlich zusammengedrückt, oben gegen die Spitze seicht gebogen, an seiner Wurzel mit Federn bedeckt; das Gefieder des Männchens wird durch die Augenflecken, welche sich namentlich auf dem Schwanze, sonst noch auf dem Mantel und den Flügeldeckfedern zeigen, außerordentlich geziert.

Unter den vier bekannten Arten der Sippe ist, meiner Ansicht nach, der Chinquis (Polyplectron Chinquis) der schönste. Kopf und Oberhals sind graubraun, fein schwarz gewellt und gepunktet, Unterhals, Brust und Bauchmitte braun, deutlicher braunschwarz in die Quere gebändert und reihenartig lichtgelb getüpfelt, die Mantelfedern graugelblich, mit kleinen, grauschwärzlichen Binden und alle Federn mit je einem runden, von Grüngrau in Purpur schillernden Augenflecken geziert, die Rücken-, Bürzel- und die großen Schwanzdeckfedern mattbraun, fein ockergelb gefleckt und gepunktet, die Handschwingen bisterbraun und graugefleckt, die Steuerfedern und die langen Oberschwanzdeckfedern mattbraun, lichtgrau gefleckt und sämmtlich vor ihrer Spitze auf jeder Fahne mit einem großen, ebenfalls grünblauen, purpurschillernden, schwarz eingefaßten Augenflecken geschmückt. Das Auge ist glänzendgelb, der Fuß schwarz. Die Länge beträgt 22 Zoll, wovon 10 Zoll auf den Schwanz kommen. Das Weibchen unterscheidet sich durch kürzeren Schwanz, schwielige Höcker an Stelle der Sporen und minder glänzende Färbung des Gefieders.

Assam, Silhet, Arakan und Tenasserim, bis gegen Mergui hin, sind die Länderstriche, in welchen der Chinquis gefunden wird. Linné nannte ihn den tibetanischen Pfau, weil er vermuthete, daß er aus Tibet stamme; die späteren Forscher gaben China als Vaterland an, und erst neuerdings haben wir erfahren, daß Spiegelpfauen höchstens im äußersten Süden dieses Landes vorkommen.

Ueber das Freileben der prächtigen Vögel sind wir nicht unterrichtet. Alle Spiegelpfauen sollen möglichst versteckt in den tiefen Waldungen leben, sich viel auf dem Boden und hauptsächlich im dichten Gebüsch aufhalten, demgemäß auch selten gesehen werden. In wie weit diese Angaben richtig sind, vermag ich nicht zu bestimmen; wohl aber glaube ich erwähnen zu müssen, daß es nicht besonders schwer halten kann, unsere Scharrvögel zu fangen und an den Käfig, bezüglich an ein passendes Ersatzfutter zu gewöhnen, da man sie nach übereinstimmenden Berichten, welche ich von ihrem Heimatslande erhalten habe, nicht eben selten in Gefangenschaft sieht. Temminck behauptet, daß die Chinesen sie oft in ihren Vogelhäusern halten, und erzählt, daß ein Spiegelpfau lebend nach dem Haag gelangte und hier fünf oder sechs Jahre aushielt.

Gegenwärtig leben mehrere der zierlichen Geschöpfe im Thiergarten zu London, zwei Männchen bereits seit dem 14. Juli 1857. Neuerdings gelang es der zoologischen Gesellschaft, auch ein

Weibchen zu erhalten; doch hat sich das Pärchen bis jetzt noch nicht fortgepflanzt. Ich sah es bei meinem letzten Besuche des Gartens. Beide Vögel hielten sich beständig möglichst versteckt unter dem Gebüsch und traten nur, wenn sie sich ungesehen wähnten, in den freien Raum des Käfigs heraus. Ihr Betragen schien mir viel mehr Aehnlichkeit mit unseren Haushühnern und namentlich mit Hennen als mit Pfauen zu haben; doch sagte mir einer der Angestellten, daß das Männchen im Frühlinge, also während der Paarzeit, seinen Schwanz etwas breite und dann in sehr stolzer Haltung



Der Chinquis (Polyplectron Chinquis).

einhergehe. Die Henne hatte keine Eier gelegt, schien aber vom besten Willen beseelt zu sein, Küchlein zu erziehen; denn sie hatte die einer Haushenne in Pflege genommen und bemutterte die Kleinen mit einer Zärtlichkeit, als ob es ihre eigenen Kinder wären. . Diese Beobachtung bestimmte mich, meinen Berufsgenossen zu bitten, im nächsten Jahre die zu erhoffenden Eier einer so besorgten Mutter gänzlich zu überlassen. Ich zweifle nicht, daß uns dieses Pärchen schon im nächsten Jahre das Brutgeschäft wird kennen lehren.

* * *

Die Pfauen (Pavones) unterscheiden sich von sämmtlichen anderen Hühnern durch die über alles gewohnte Maß entwickelten Oberschwanzdeckfedern, welche demgemäß als ihr wichtigstes Kennzeichen angesehen werden müssen. Sie sind die größten aller Hühner, kräftig gebaut, ziemlich langhälsig, kleinköpfig, kurzflügelig, hochbeinig und langschwänzig. Der Schnabel ist etwas dick, auf der Firste gewölbt, an der Spitze hakig herabgekrümmt, der Fuß beim Männchen gespornt. Das Gefieder bekleidet in reicher Fülle den Leib, ziert den Kopf mit einem aufgerichteten und langen, entweder aus schmalen oder aus nur an der Spitze bebarteten Federn bestehenden Busche, läßt aber die Augengegend frei. Seine Schönheit erreicht es im dritten Jahre des Alters. Hinsichtlich der Färbung unterscheiden sich die Geschlechter zweier Arten sehr wesentlich, während bei der dritten Männchen und Weibchen sich ähneln. Das Vaterland beschränkt sich auf Südasien.

Der Pfau (Pavo cristatus), welchen wir als den Stammvater des schönsten unserer Hofvögel anzusehen haben, ist auf Kopf, Hals und Vorderbrust prachtvoll purpurblau mit goldnem und grünem Schimmer, auf dem Rücken grün, jede Feder kupferfarbig gerändert und muschelartig gezeichnet, auf dem Flügel weiß, schwarz quer gestreift, auf der Rückenmitte aber tiefblau, auf der Unterseite schwarz; die Schwingen und Schwanzfedern sind lichtnußbraun, die Federn, welche die Schleppe bilden, grün durch Augenflecken prächtig geziert; die Federn der Haube, zwanzig bis vierundzwanzig an der Zahl, tragen nur an der Spitze Bärte. Das Auge ist dunkelbraun, der nackte Ring um dasselbe weißlich, der Schnabel und Fuß hornbraun. Die Länge beträgt 3½ bis 4 Fuß, die Fittiglänge 18, die Schwanzlänge 24 Zoll; die Schleppe mißt 4 bis 4½ Fuß.

Beim Weibchen sind Kopf und Oberhals nußbraun, die Federn des Nackens grünlich, weißbraun gesäumt, die des Mantels lichtbraun, fein quer gewellt, die der Gurgel, Brust und des Bauches weiß, die Schwingen braun, die Steuerfedern dunkelbraun mit einem weißen Spitzensaume. Die Länge beträgt 36 bis 38, die Fittiglänge 15, die Schwanzlänge 12 bis 13 Zoll. Der Kopfbusch ist bedeutend kürzer und dunkler gefärbt als beim Männchen.

Neuerdings hat Sclater unter dem Namen Pavo nigripennis eine zweite Art aufgestellt. Das Männchen unterscheidet sich von dem gemeinen Pfau hauptsächlich durch die schwarzblauen oder blaugrünen Oberflügeldeckfedern, das Weibchen durch ein lichtgraues, dunkler gesprenkeltes Gefieder.

Eine dritte, länger bekannte Art ist der Riesenpfau (Pavo muticus oder Pavo spicifer). Er übertrifft seine beiden Verwandten an Schönheit. Seine Gestalt zeichnet sich durch Schlankheit, sein Fuß durch Höhe aus; der Kopfbusch besteht aus Federn, welche breitere Fahnen tragen als die der Krone des gemeinen Pfaues und ährenartig gestaltet sind — daher der eine seiner Namen. Oberhals und Kopf sind smaragdgrün; die Federn des Unterhalses zeigen einen blaugrünen Schuppenflecken und goldgrünen Saum; die Brustfedern schimmern auf einfach metallgrünem Grunde goldig; die Bauchfedern sind bräunlichgrau, die Flügeldeckfedern dunkelgrün, die Schwingen lederbraun, auf der Außenfahne schwarz und grau marmorirt, die Armschwingen schwarz, grünlich glänzend, die verlängerten Schwanzdeckfedern denen des gemeinen Pfaues ähnlich, aber noch prachtvoller. Das Auge ist graubraun, das nackte Augenfeld bläulichgrau, die Wange ockergelb, der Schnabel schwarz, der Fuß grau.

Das Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, entbehrt aber der langen Schleppe.

Der Pfau bewohnt Ostindien und Ceylon und wird in Assam und auf den Sundainseln, namentlich auf Java, durch die letztbeschriebenen Verwandten vertreten; das Vaterland der dritten Art ist noch unbekannt. Alle Arten bewohnen Waldungen und Dschungelndickichte, insbesondere bergiger Gegenden, und diejenigen, welche von offenem Lande umgeben oder von Schluchten durchzogen werden, häufiger als die, welche mit unserm Hochwald zu vergleichen sind. Im Neilgherry und an Gebirgen Südindiens steigt der gemeine Pfau bis in einen Gürtel von sechstausend Fuß über

dem Meere empor, fehlt jedoch im Himalaya; auf Ceylon findet er sich ebenfalls vorzugsweise im Gebirge. Nach Williamson bilden Waldungen mit dichtem Unterwuchse oder hohem Grase seine Lieblingsplätze, vorausgesetzt, daß es ihnen an Wasser nicht fehlt; ebenso gern hält er sich in Pflanzungen auf, welche ihm Deckung gewähren und einzelne hohe, zur Nachtruhe geeignete Bäume haben. In vielen Gegenden Indiens gilt er als ein heiliger und unverletzlicher Vogel, dessen Tödtung in den Augen der Eingebornen als ein Verbrechen angesehen wird und jeden Uebertreter in Lebensgefahr bringt. In der Nähe vieler Hindutempel halten sich große Heerden von halbwilden Pfauen auf, deren Pflege mit zu den Obliegenheiten der Geistlichen gehört; hier werden sie sich des ihnen gewährten Schutzes bald bewußt und zeigen, wenigstens dem Hindu gegenüber, kaum größere Scheu als diejenigen, welche auf dem Hühnerhofe groß wurden.

Alle Beobachter sind einstimmig in der Bewunderung einer größeren Anzahl wildlebender Pfauen. Tennent versichert, daß sich Niemand, welcher den Pfau nicht selbst in seiner einsamen Wildniß sah, eine Vorstellung von seiner Schönheit machen kann. In denjenigen Theilen von Ceylon, welche selten von Europäern besucht werden und wo der Pfau keine Störung erleidet, ist er so außerordentlich häufig, daß man bei Tage Hunderte zu gleicher Zeit sieht und nachts vor dem fortwährenden und lauten Geschrei nicht schlafen kann. Am prachtvollsten nimmt sich der Vogel aus, wenn er gebäumt hat, und die lange Schleppe, bald halb von den Blättern verborgen, bald ausgebreitet, dem Baume selbst zu einem wunderbaren Schmucke wird. Williamson behauptet, daß er in einzelnen Theilen Indiens zu gleicher Zeit zwölf- bis funfzehnhundert Pfauen gesehen, sie aber gewöhnlich in Banden von dreißig bis vierzig Stück gefunden habe. Ueber Tags halten sich diese Gesellschaften meist auf dem Boden auf, und nur in den Vormittags- und Abendstunden kommen sie auf die Blößen oder Felder heraus, um hier sich zu äßen. Verfolgt, sucht sich der Pfau so lange als möglich laufend zu retten und erst, wenn er einen gewissen Vorsprung erreicht hat, entschließt er sich zum Fluge. Dieser ist schwerfällig und rauschend. Der Vogel erhebt sich gewöhnlich nicht über Schußhöhe und fliegt selten weit. Williamson meint, daß man glauben werde, ein im Flügel verwundeter Pfau stürze schwer zum Boden herab, Dem aber sei nicht so: der Geschädigte raffe sich vielmehr in der Regel sehr bald wieder auf und laufe dann so rasch dahin, daß er unter zehn Fällen neunmal dem Jäger entkomme, wenn dieser ihm nicht unmittelbar auf der Ferse folge.

Vor einem Hunde oder überhaupt einem größern vierfüßigen Raubthiere scheut sich der Pfau weit mehr als vor dem Menschen, wahrscheinlich weil er an Wildhunden und an den Tigern böse Erfahrungen gemacht hat. Wird ein Hund auf seine Fährte gebracht, so bäumt er sobald als möglich, und wenn Dies geschehen ist, läßt er sich soleicht nicht vertreiben, nicht einmal durch den sich nahenden Menschen. — In Indien ergraute Jäger schließen da, wo es Tiger gibt, von dem Benehmen der Pfauen mit aller Sicherheit auf das Vorhandensein eines jener Raubthiere.

Als echter Hühnervogel wählt sich der Pfau seine Nahrung ebensowohl aus dem Thier- wie aus dem Pflanzenreiche. Er frißt Alles, was unser Huhn genießt, ist aber vermöge seiner Größe und Stärke im Stande, auch kräftigere Thiere zu bewältigen, so namentlich Schlangen von ziemlicher Länge, welche von ihm theilweise gefressen, mindestens getödtet werden. Wenn das junge Getreide schoßt, findet er sich regelmäßig auf den Feldern ein, um hier sich zu äßen, und wenn die Pipulbeeren reifen, frißt er davon soviel, daß sein Wildpret einen bittern Geschmack annimmt.

Je nach der Oertlichkeit brütet der wilde Pfau früher oder später im Jahre, in Südindien gewöhnlich gegen Ende der Regenzeit, im nördlichen Theile des Landes in den Monaten, welche unserm Frühlinge entsprechen, also vom April an bis zum Oktober. Nach Irby verliert der Hahn in Aud seine Schleppe im September und hat sie erst im März wieder vollständig erhalten, kann also dann erst an die Paarung denken. Er entfaltet jetzt vor dem Weibchen die volle Schönheit seines Spiels und benimmt sich überhaupt in derselben Weise wie seine gezähmten Nachkommen. Das Nest findet man gewöhnlich auf einer erhöhten Stelle, im Walde unter einem größern Busche. Es

besteht aus dünnen Aestchen, trocknen Blättern und dergleichen und ist ebenso unordentlich gebaut wie das anderer Hühnerarten. Das Gelege zählt, laut Jerdon, vier bis acht oder neun, laut Williamson ungefähr ein Dutzend bis funfzehn Eier. Sie werden von der Henne mit großem Eifer bebrütet und nur im äußersten Nothfalle verlassen. „Bei verschiedenen Gelegenheiten", sagt der Erstgenannte, „habe ich wilde Pfauhennen auf ihrem Neste beobachtet. Falls ich sie nicht störte, rührten sie sich nicht, auch wenn sie mich unzweifelhaft gesehen hatten." Das Jugendleben verläuft wie das anderer Hühner.

Obgleich man nicht sagen kann, daß unser Vogel zu dem gesuchten Wilde der indisch-europäischen Jäger gehört, vermag anfänglich doch keiner von ihnen der Versuchung zu widerstehen, einen in der Luft dahinstreichenden Pfauhahn herabzuschießen oder zu demselben Zwecke abends einen der Schlafbäume aufzusuchen. Das Wildpret der Alten ist zwar nur zur Suppe gut genug, das der Halberwachsenen aber ganz ausgezeichnet wegen seiner Weichheit und des vortrefflichen Wildgeschmacks. Die Jagd selbst verursacht bei der Häufigkeit der Vögel keine Schwierigkeit, und auch der Fang gelingt selbst dem Ungeübten. In Gegenden, wo Pfauen häufig und nicht heilig gesprochen sind, werden viele von ihnen in Schlingen, Netzen und anderen Fallen gefangen und lebend auf den Markt gebracht. Sie gewöhnen sich bald an die Gefangenschaft, müssen aber doch schon ein gewisses Alter erreicht haben; denn die Jungen sollen schwer aufzuziehen sein. Im allgemeinen werden die prächtigen Vögel von den Menschen wenig belästigt, um so ärger aber von dem Tiger und verschiedenen Wildhunden heimgesucht. Ihre Furcht vor den größern Vierfüßlern hat gewiß ihre guten Gründe.

Die Zeit, in welcher der Pfau zuerst nach Europa gelangte, ist nicht festgestellt. Alexander der Große kannte ihn als gezähmten Vogel nicht; denn er bewunderte ihn, als er ihn während des Zuges nach Indien zum ersten Male wild sah und brachte, wie die Sage berichtet, Gezähmte mit sich nach Europa. Ob sie die ersten waren, oder ob Salomo's Flotte wirklich Pfauen aus dem Lande Ophir brachte, steht dahin. Zu Perikles' Zeit soll der Pfau noch so selten in Griechenland gewesen sein, daß Leute aus weiter Ferne kamen, um ihn zu sehen; Aelian erwähnt, daß ein Hahn tausend Drachmen oder vierhundert und sechsundsechzig Thaler unsers Geldes werth gewesen sei. Wenn Alexander wirklich Derjenige war, welcher den stolzen Vogel bei uns einbürgerte, muß dieser sich, wie Pöppig bemerkt, in Griechenland sehr schnell vermehrt haben; denn Aristoteles, welcher seinen Schüler nur zwei Jahre überlebte, schildert ihn als überall im Lande gewöhnlich und wohlbekannt. Bei den Gelagen der römischen Kaiser spielte er bereits eine große Rolle: Vitellius und Heliogabalus setzten den Gästen gewaltige Schüsseln vor, welche aus Zungen und Hirn der Pfauen und den theuersten Gewürzen Indiens bestanden. Zu Samos wurde er im Tempel der Juno gehalten und auf den Münzen abgebildet. In Deutschland und England scheint er im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte noch sehr selten gewesen zu sein, weil englische Barone ihren Reichthum dadurch bewiesen, daß sie bei großen Schmäusen einen gebratenen Pfau auftragen ließen, welcher mit den eigenen Federn geschmückt und mit (damals noch sehr seltenen) Pflaumen umgeben war. Der alte Geßner, dessen Naturgeschichte 1557 erschien, kannte ihn sehr genau und gibt bereits eine ausführliche Beschreibung von ihm, erklärt aber das auffallende Betragen in seiner Weise:

„Vnder dem grossen gevögel hat der Pfaw den preiß, an seiner gestalt, am verstand vnd seiner herrlichkeit. Er verwundert sich ob seiner schönen zierde, vnd wenn jhn jemand lobt vnd schön nennet, so streckt er schnell seine geblümbten vnd goldfarbnen Federn auß, vnd erzeigt dieselbigen als einen schönen Blumengarten: schiltet man aber jhn, so verbirgt er seinen Wädel, vnd bezeuget damit, daß er seinen schmeher hasse. So er gelobt, streckt er seinen Schwantz auß: so bald er aber seine vngestaltete Bein ansiehet, wirt er trawrig, vnd läst jhn widerumb nider. So er zu Nacht erwachet, vnd sich selbst in der Finsternus nicht besichtigen mag, schreyet er gantz forchtsam, vnd vermeint er habe sein schöne verlohren. Der Pfaw weiß nicht allein daß er der schönest ist auß allen Vögeln, sonder er weiß auch wo die schöne am meinsten gelegen ist, darumb richtet er seinen Halß auff, vnd wirt

auß seinen Federn, welche jhn dann zieren, sehr stoltz vnd hochmütig, dann damit macht er seine zuseher forchtsam. Vnd zu Sommerszeit hat er seine anerborne, vnd nicht eine frembde decke. Wenn er aber einen erschrecken wil, so streckt er seine Federn erstlich auß, darnach knastelt er mit denen, vnd machet mit seinem hohen vnd stoltzen Haupt als einen dreyfachen Strauß. So er sich erkülen wil, so streckt er allenthalbe die Federn für sich, machet jhm also einen schatten, vnd treibt alle hitz hinweg. Wenn aber jhn hinden ein Wind anbläset, so streckt er allgemach seine Flügel auß, damit jhm die Lufft darein gehe, vnd er also erkület werde. Lobt man jhn so erzeigt er seine Hoffart, als ein schön Kind, oder ein schön Weib, dann also richtet er nach einer ordnung seine Federn auff, daß sie einem schönen Lustgarten, oder einem vielfältigen Gemähl ähnlich werden. Er stellet sich auch für die Mahler so jhn abconterfeyten wöllen gantz still, damit sie jhn gründtlich besichtigen vnd abmahlen können, als Aelianus außweiset. Der Pfaw ist gar ein sauberer Vogel, darumb gehet er ordentlich daher, damit er sich nicht verunreinige, vnd dieweil er noch jung, etwan nassz vnd vnfletig wirdt, stirbt er offt darvon, als der nichts vnreines erleiden mag, sagt Albertus. Man schreibt gemeiniglich, daß der Pfaw nicht allein ein hoffertig, sonder auch ein bößfertig Thier seye, als die Ganß schamhafftig. Die Pfawen sollen jhren eigenen Mist widerumb fressen, darumb, daß sie denselbigen den Menschen vergönnen. Der Pfaw sol seinen Schwantz alle jar maussen zu der zeit wenn das Laub anfahet zu wachsen, vnd so die Bäume anfahen zu blühen, wächst er jhm wider, dennzumal suchet er ein heimlich vnd verborgen Ort, darumb daß er sich schämet, biß daß er jhm widerumb gewachsen. Clearchus schreibt, daß ein Pfaw auff ein zeit ein Jungfrawen also geliebet habe, daß er, als sie gestorben, auch verschieden seye. Die Pfawen vnd die Tauben sind freunde. Die wilden Fasanen sind also grimm, daß sie auch dem Pfawen nicht verschonen, sonder den von stund an zerreissen. Der Pfaw mag fünfundzwanzig jar leben, als Aristoteles außweiset."

„So der Pfaw hoch aufffsteigt, ist es ein zeichen deß Regens, oder so er mehr schreyet dann sein gewohnheit ist, füranß zu Nacht. Mit seinem Geschrei erschreckt er die Schlangen, vnd vertreibt alle gifftige Thier. Wenn die Pfawen vermercken daß man ein Gifft, etwan damit zu schaden zubereitet hat, gehen sie an dasselbig Ort, schreyen vnd strecken jhre Flügel auß, vnd kratzen das Gifft auß dem Geschirr, oder graben es auch auß dem Erdtrich da es dann vergraben ligt. Rasis vnd Auicenna heissen die, so die gifftigen Thier fürchten, Pfawen vnnd Wiselein bei jhnen ernehren."

Auf das Fabelhafte vorstehender Schilderung brauche ich nicht hinzuweisen, bei der Allbekanntschaft dieser Vögel aber auch kaum Etwas hinzuzufügen; denn im wesentlichen sind wir noch heute so ziemlich derselben Ansicht wie der alte Geßner. Der hervorstechendste Zug des Pfaues ist allerdings Stolz und Eitelkeit, und er bekundet diese nicht blos seinem Weibchen, sondern auch dem Menschen gegenüber. Aber er ist außerdem selbstbewußt und herrschsüchtig. Auf dem Hühnerhofe macht er sich oft unleidlich, weil er, ohne erzürnt worden zu sein, schwächere Thiere überfällt und mit hämischer Bosheit mißhandelt oder sogar tödtet. Zuweilen läßt er sich freilich auch verleiten, mit Truthühnern anzubinden, und dann folgt dem frevelhaften Beginnen die Strafe regelmäßig auf dem Fuße nach. Die Pfauen und Truthühner des hamburger Thiergartens, welche frei umherschweifen, liegen in beständigem Streite mit einander. Zuerst kämpfen gewöhnlich zwei Pfauhähne mit großer Erbitterung unter sich, dann pflegt der Geschlagne sich auf einen der umherstolzirenden Truthähne zu stürzen. Dieser aber ruft augenblicklich die Gefährten zu Hilfe, der Streit ist sofort beendet, und alle Puterhähne, ja selbst alle Hennen vereinigen sich in dem Bestreben, den stolzen Asiaten zu züchtigen. Dann muß dieser trotz seines Muthes unter allen Umständen Fersengeld geben und wird manchmal arg zerzaust und zerhackt.

Der Pfau hat sich bei uns vollständig eingebürgert und könnte wahrscheinlich ebensogut oder noch besser als der Fasan sich selbst überlassen werden. Der Winter ficht ihn wenig an: er behält, auch wenn er einen warmen Stall hat, selbst bei der strengsten Kälte die erhabenen Schlafplätze bei, welche er sich im Sommer wählte, und läßt sich bei Schneefall unter Umständen ruhig einschneien; er leidet davon auch keinen Schaden. Wenn er eine größere Freiheit genießt, zeigt er sich hinsichtlich

seiner Nahrung sehr anspruchslos, d. h. nimmt mit gewöhnlichem Hühnerfutter vorlieb, sucht sich aber freilich bei seinen Spaziergängen im Hofe und Garten viele Nahrungsmittel selbst. Grünes der verschiedensten Art scheint ihm unentbehrlich zu sein.

Wer Pfauen züchten will, muß ihnen möglichste Freiheit gewähren; denn die Henne brütet nur dann eifrig, wenn sie sich vollständig ungestört weiß. Sie versteht es meisterhaft, sich einen passenden Platz zum Nisten zu wählen, benutzt hierzu die verschiedensten Oertlichkeiten, verfährt aber stets mit großer Umsicht. Das Nest wird, wie bei den meisten Hühnern, höchst liederlich zusammengearbeitet, gewöhnlich nur aus den umliegenden Stoffen zusammengescharrt; das Gelege zählt selten mehr als sechs Eier, in der Regel nur vier bis fünf. Nach dreißigtägiger Bebrütung schlüpfen die Jungen aus, und wenn die Alte beim Brüten nicht gestört wurde, nimmt sie sich ihrer treulich an, leitet, hudert und vertheidigt sie nach besten Kräften, zeigt sich überhaupt sehr besorgt um sie. Wurde sie aber während des Brütens öfters gestört, so nimmt sie in der Regel mehr auf sich als auf die Küchlein Rücksicht und läßt diese namentlich in der Nacht oft in abscheulicher Weise im Stiche, indem sie, unbekümmert um die Hilflosigkeit der Jungen, ihren gewohnten Schlafplatz einnimmt. Die Kleinen wachsen günstigen Falls ziemlich rasch heran, lassen sich im dritten Monate ihres Lebens bereits nach dem Geschlechte unterscheiden, erhalten aber die volle Pracht ihres Gefieders, ihre Zeugungs- und bezüglich ihre Fortpflanzungsfähigkeit erst im dritten Jahre ihres Lebens.

* * *

Meleager's Schwestern, untröstlich über den Tod ihres Bruders, wurden in Vögel verwandelt, deren Gefieder wie mit Thränentropfen besprengt erscheint. So berichtet die Sage und belehrt uns dadurch, daß die alten Griechen und Römer diese Vögel, welche wir Perlhühner nennen, bereits gekannt haben. Die Schriftsteller des Alterthums, welche über Naturgeschichte und Landwirthschaft geschrieben haben, schildern sie so genau, daß wir wenigstens annähernd die beiden Arten, welche sie kannten, bestimmen können. Varro beschrieb nur eine Art, Columella aber unterschied die mit rothen und mit blauen Lappen auf das genaueste. Nebenbei erfahren wir, daß Perlhühner in Griechenland sehr häufig gehalten wurden, sodaß arme Leute sie als Opfer darbringen konnten. Nach der Römerzeit scheinen unsere Vögel wenig beachtet worden oder gar aus Europa verschwunden zu sein; denn erst im vierzehnten Jahrhundert verlautet wiederum Etwas über sie. Bald nach Entdeckung Amerikas nahmen die Schiffer die gewöhnlichste Art der Familie mit nach der neuen Welt hinüber, und hier fanden unsere Hühner ein ihnen in so hohem Grade zusagendes Klima, daß sie bald verwilderten. Bis in die neueste Zeit aber kannten wir nur eine Art genauer und auch diese blos als Hausgeflügel; über das Freileben wußten wir sogut als Nichts. Gegenwärtig sind wir besser unterrichtet, obgleich wir uns auch heutigen Tages noch keineswegs einer genauen Kunde rühmen dürfen.

Die Perlhühner (Numidae) kennzeichnen sich durch kräftigen Leib, kurze Flügel, mittellangen Schwanz, sehr verlängerte Oberschwanzdeckfedern, überhaupt reiches Gefieder, mittelhohe, gewöhnlich sporenlose, kurzzehige Füße, kräftigen Schnabel, mehr oder weniger nackten, mit Federbusch, Holle, Krause, Helm und Hautlappen verzierten Kopf und Oberhals und sehr übereinstimmende Färbung und Zeichnung, welche aus einer lichten Perlfleckung auf dunklem Grunde besteht und, wie die Kopfzierde, beiden Geschlechtern gemeinsam ist.

Als das edelste Mitglied der Familie im engeren Sinne sehe ich das Geierperlhuhn an. Es vertritt die Sippe der Königsperlhühner (Acryllium), welche sich wesentlich von allen andern unterscheidet. Der Leib ist gestreckt, der Hals lang und dünn, der kleine Kopf nackt, nur

durch eine Krause geschmückt, welche sich von einem Ohre zum andern über den Hinterkopf zieht und aus sehr kurzen sammtartigen Federn besteht, die Halsfedern sind lanzettförmig, die Oberarmschwingen beträchtlich über die Handschwingen, die mittleren Steuerfedern über die seitlichen verlängert; der Schnabel ist kräftig, kurz, sehr stark gebogen und der Oberschnabel mit deutlichem Haken übergekrümmt, der Fuß hochläufig und der Lauf mit einer Sporenwarze versehen.

Das Gefieder des Geierperlhuhnes (Acryllium vulturinum) zeigt in seiner Weise dieselbe Pracht, wie das Federkleid des schönsten Fasans. Die Krause ist dunkelrothbraun, der Hals ultramarinblau, schwarz und silberweiß in die Länge gestreift, da jede einzelne der schmalen und langen Federn auf schwarzem, fein grau getüpfelten Felde einen anderthalb Linien breiten weißen Mittelstreifen und breite ultramarinblaue Säume zeigt; auf den kurzen Mittelbrustfedern verliert sich diese Zeichnung, und es tritt dafür ein reines Sammtschwarz, auf den Seitenbrustfedern aber ein prachtvolles Ultramarinblau auf; die Oberrückenfedern zeigen noch die lichten Mittelstreifen, nicht aber die blauen Säume; es kommt dafür eine höchst zierliche, aus schwarz- und weißgrauen Wellenlinien und Pünktchen bestehende Zeichnung zur Geltung; das übrige Gefieder ist auf dunkel- oder schwarzgrauem Grunde äußerst fein licht marmorirt und geperlt; jeder einzelne Perlfleck wird von einem schwarzen Hofe umschlossen; auf den Federn der Weichengegend und des Bauches nehmen die Perlflecken an Größe zu, auf denen, welche über den reinblauen der Seitenbrust sich finden, wird jeder dunkle Hof noch von lilafarbenen Streifen umgeben, welche sich wie Gitterwerk ausnehmen; auf der Außenfahne der Schulter- und Oberarmfedern fließen die Perlen in schmale, weiße Streifen zusammen; die Außenfahnen der ersten vier oder fünf Oberarmfedern werden aber noch außerdem durch breite lilafarbene Säume, welche vereint ein schmales Spiegelfeld bilden, geschmückt.

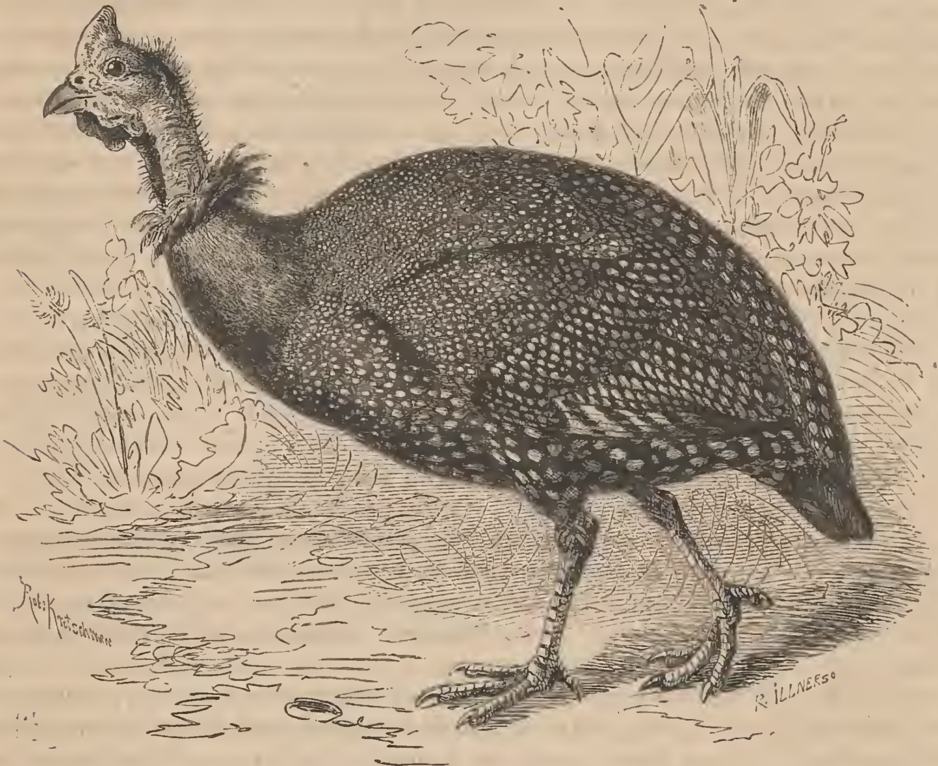
Die Schopfperlhühner, welche als Vertreter einer besonderen Sippe (Guttera) angesehen werden, kennzeichnen sich durch den Kopfschmuck, welcher aus einem vollen Busche besteht: die Kehllappen fehlen ebenfalls; die nackte Halshaut aber bildet unten so tiefe Falten, daß sie hier wie gelappt aussieht. Der Schnabel ist sehr kräftig, der Fuß mittelhoch, der Schwanz kurz und stark nach innen gekrümmt.

Das Gefieder der in Südostafrika lebenden Art dieser Sippe (Guttera Pucheranii) ist oben wie unten schön blauschwarz, viel dunkler als bei anderen Perlhühnern; die Perlzeichnung besteht aus sehr kleinen runden oder eiförmigen Flecken, welche sich gleichmäßig über das ganze Gefieder vertheilen, an der Außenfahne der Oberarmflügeldeckfedern aber zu Bändern verschmelzen; die Handschwingen sind braungrau, fast ungefleckt, die Vorderarmschwingen auf der Außenfahne breit weiß gesäumt, sodaß hier ein deutlicher Spiegel entsteht, die Federn des Kopfbusches mattsammtschwarz, der Oberkopf und der nackte Vorderhals lackroth, der faltige Hinterhals dunkelgrauviolet, das Auge dunkelbraun, der Schnabel horngelb, an der Wurzel bläulich, der Fuß dunkelaschgrau, fast schwarz.

Die Perlhühner (Numida), welche wir als die Urbilder der Familie ansehen, tragen ein mehr oder minder langes Horn auf der Scheitelmitte und zwei Haut- oder Fleischlappen hinten am Unterkiefer.

Unter den hierher zu zählenden Arten muß an erster Stelle das gemeine Perlhuhn (Numida meleagris), der Stammvater unseres Hausthieres, genannt werden. Beim wildlebenden Vogel sind Oberbrust und Nacken ungefleckt lilafarben, Rücken und Bürzel auf grauem Grunde mit kleinen weißen, dunkler umrandeten Perlflecken besetzt, welche auf den Oberflügeldeckfedern größer werden, theilweise auch zusammenfließen und sich auf der Außenfahne der Armschwingen in schmale Querbänder umwandeln, die unteren Theile auf grauschwarzem Grunde ziemlich gleichmäßig mit großen runden Perlflecken geziert, die Schwingen bräunlich, auf der Außenfahne weiß gebändert, auf der

inneren unregelmäßig gebändert und getupft, die dunkelgrauen Steuerfedern schön geperlt und nur die seitlichen theilweise gebändert, weil auch hier die Flecken zusammenfließen, die Lappen breit und ziemlich lang. Das Auge ist dunkelbraun, die Waugengegend bläulichweiß, der Kammlappen roth, der Helm hornfarben, der Schnabel rothgelblich hornfarben, die wachshautartige Wulst am Schnabelgrunde roth, der Fuß schmuzigschiefergrau, oberhalb der Einlenkung der Zehen fleischfarbig.



Das gemeine Perlhuhn (Numida meleagris).

In der Gefangenschaft gezüchtete und von früher gezähmten herstammende Perlhühner unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre bedeutendere Größe. Spielarten sind gewöhnlich: es gibt gepunktete, gescheckte, weißliche, röthliche und andersfarbige Stücke.

In Südafrika wird die ebengenannte Art durch das Helmperlhuhn (Numida mitrata) vertreten. Bei ihm ist der hornige Auswuchs größer, der Kinnlappen jedoch sehr schmal und lang, das Gefieder auf mattschwarzem, unten lichteren Grunde sehr gleichmäßig, aber groß geperlt, auf den Federn des Nackens und der Kehle grauweiß quergebändert; auf der Außenfahne der Armschwingen gehen die Perlflecken theilweise in Bänder über. Das Auge ist graubraun, der obere Theil des Kopfes und der Schnabelwurzel lackroth, ein halbmondförmiger Flecken hinter dem Auge, der Hinterhals und die Kehle grünblau, die Mitte des Vorder- und Hinterhalses dunkelblau, der Kehllappen an der Wurzel violet, an der Spitze korallenroth, das Horn wachsgelb, der Schnabel horngelb, der Fuß schwarzblau. Die Länge beträgt 22, die Fittiglänge 10, die Schwanzlänge 7 Zoll.

Unter den übrigen Arten will ich das Pinselperlhuhn (Numida ptilorhyncha) noch durch eine kurze Beschreibung seines Gefieders auszeichnen, weil Das, was ich aus eigner Anschauung über

das Freileben der Perlhühner sagen kann, sich auf diese Art bezieht. Die steifen Federn, welche die Oberhalskrause bilden, sind sammtschwarz, die Halsfedern auf braungrauem Grunde fein lichtaschgrau gewellt, die der Oberseite auf bräunlichdunkelgrauem Grunde mit kleinen rundlichen Perlflecken besetzt, welche auf den Oberflügeldeckfedern deutlicher werden und auf der Außenfahne der Schulterfedern in länglichrunde Flecken, auf den größten Oberflügeldeckfedern aber in breite, hier und da unterbrochene weiße Streifen übergehen; die Färbung der Unterseite hat einen blaugrauen Schimmer, und die Perlflecken sind auf der Brust, den Seiten und an den Unterschwanzdeckfedern groß und schön gerundet; die braungraue Grundfärbung der Armschwingen zeigt auf der Außenfahne deutliche, auf der Innenfahne verschwommene lichtgraue oder weißliche Binden; auf den Unterarmschwingen wird die Perlfleckung deutlicher, verliert sich aber gegen den lichtblaugrauen, fein dunkel- und hellbraungrau gewässerten Rand der Außenfahnen fast gänzlich, sodaß hier ein blaugrauer Spiegelstreifen entsteht; die Steuerfedern tragen auf beiden Fahnen deutliche, jedoch nicht vollständig runde Perlflecken. Das Auge ist braun, die Wange und der große, breite Wangenlappen lichtblau, die Kehle röthlichfleischfarben, der nackte Oberkopf horngelb, der aus runden Borstenhaaren bestehende Pinsel auf der Wurzel des Oberschnabels lichtgelb, der Schnabel an der Wurzel röthlich, an der Spitze lichthornfarben, der Fuß dunkelgraubraun.

Zwei Perlhühner, welche in Westafrika leben, sind unter dem Namen Agelastus meleagrides und Phasidus niger zu Vertretern besonderer Sippen erhoben worden, beide Arten aber noch so wenig bekannt, daß ich sie hier wohl übergehen darf.

Alle Perlhühner gehören ursprünglich Afrika an; die bekannteste Art von ihnen aber verwilderte, wie bemerkt, in Mittelamerika und, Hartlaub's Meinung nach, auch auf den Sundainseln, da man unter den von dorther kommenden Vögeln gewöhnlich mehrere Perlhühner findet. Der Verbreitungskreis der verschiedenen Arten scheint sich auf gewisse Gegenden zu beschränken. Das Geierperlhuhn bewohnt nur die Küstenländer Südostafrikas und zwar, soviel bis jetzt bekannt, die um den Dschub oder Djuba gelegenen Strecken, deren Küstensaum ungefähr durch die Städte Barawa und Lamu begrenzt werden mag. Das schöne Männchen, welches der hamburger Thiergarten besitzt, stammt aus Barawa oder Brawa unter dem fünften Grade nördlicher Breite; von der Decken sah aber, mündlichen Berichten zufolge, die größte Anzahl der prachtvollen Vögel zwischen dem zweiten und vierten Grade südlicher Breite und zwar vorzugsweise in Niederungen. Als Vaterland des ersten und bis jetzt einzigen Stückes, welches außer dem im hamburger Garten lebenden nach Europa gelangte, wurde zuerst fälschlich Westafrika und später Madagaskar angegeben, weil Layard behauptet hatte, es dort als Hausvogel gesehen zu haben. Die Mittheilung von der Decken's und mehrere Briefe, welche ich von kundigen Europäern auf Sansebar erhielt, stimmen aber so vollkommen überein, daß man die Layard'sche Angabe als irrthümlich bezeichnen und glauben darf, der gute Mann habe irgend ein anderes Perlhuhn, nur nicht das in Rede stehende gesehen. Das oben beschriebene Schopfperlhuhn gehört derselben Gegend an, scheint aber einen größeren Verbreitungskreis zu haben. Auf der Insel Sansebar kommt es nicht vor, auf dem gegenüberliegenden Festlande ist es hier und da gemein. Kirk beobachtete es in großen Gesellschaften im Delta des Zambese bei Djubanga, und im Innern des Landes, etwa vierzig Meilen östlich von den Victoriafällen und zwar mehr im Walde als andere dort heimische Arten der Familie. Das gemeine Perlhuhn scheint auf den Westen Afrikas beschränkt zu sein: es findet sich in großer Anzahl in der Sierra Leona, in Aschanti, Aguapim und auf den Inseln des grünen Vorgebirges, sowie verwildert in Westindien. Ob es wirklich auch in Süd- und Ostafrika vorkommt, wie einzelne Reisende behauptet haben, steht dahin: vielleicht irre ich nicht, wenn ich annehme, daß es hier mit seinem ostafrikanischen Vertreter, dem Helmperlhuhne, verwechselt worden ist. Dieses scheint sich über einen weiten Länderstrich zu verbreiten und tritt, wo es heimisch, äußerst zahlreich auf. Kirk fand es am Zambese während der

trocknen Jahre in sehr starken Heerden; die Jäger der Decken'schen Reisegesellschaft, denen der hamburger Garten mehrere Stücke verdankt, bemerkten, daß es in den von ihnen besuchten Gebieten unter die gemeinsten Vögel zählt. Dasselbe gilt für das Pinselperlhuhn, welches ganz Nordostafrika vom sechzehnten Grade nach Süden hin bewohnt und in allen Gebieten gefunden wird: der Jäger, welcher seinen Fuß an die Küste des rothen Meeres setzt, lernt es bald kennen; denn es belebt hier geeignete Oertlichkeiten in Menge; Derjenige aber, welcher das Innere des Erdtheils besucht, begegnet ihm überall, im Urwalde wie in der Steppe, im Gebirge wie in der Ebene.

Es scheint, daß sich die Lebensweise der verschiedenen Arten, von unwesentlichen Lebensäußerungen abgesehen, vollständig ähnelt. Das Perlhuhn bedarf, meinen Erfahrungen zufolge, Gegenden, welche von einem dichten Niederwalde bedeckt sind, dazwischen aber freie Blößen haben. Die reichbebuschten Thäler der Ebenen, die Waldungen, in denen dichter Unterwuchs den Boden deckt, die Steppen, in welchen grasartige Pflanzen nicht allein zur Herrschaft gekommen sind, die Hochebenen im Gebirge und die sanfteren, mit Felsblöcken übersäten, aber dennoch mit einer üppigen Pflanzendecke überzogenen Gehänge genügen allen Anforderungen, welche es an eine Oertlichkeit stellt. In den zackigen und zerrissenen Bergen der Inseln des grünen Vorgebirges findet es, laut Bolle, ein seiner Natur so vollkommen zusagendes Gebiet, daß es hier massenhaft auftritt: je größer und je wilder die Insel, je tiefer die Einöde ihrer Berggelände, umso häufiger begegnet ihm der Reisende. Es belebt hier alle Höhenzüge in großen Trupps, vorzugsweise die Buschwälder der baumartigen Euphorbien, welche ihm eine sichere und selten betretene Zufluchtsstätte gewähren. Da die Inseln Westindiens ähnliche Oertlichkeiten besitzen, hat es sich bald der Herrschaft der Menschen zu entziehen gewußt und sich im Freien heimisch gemacht. Schon vor hundert und sechzig Jahren war es, wie Falconer berichtet, auf Jamaica häufig; gegenwärtig ist es dort so gemein, daß es unter Umständen zur Landplage wird. Auch auf Cuba findet man es an verschiedenen Orten, besonders im östlichen Theile der Insel, weil hier viele Kaffeepflanzungen von den Eigenthümern in der Absicht verlassen wurden, neue Pflanzungen an besseren Orten anzulegen. Es blieben dort, wie Gundlach meint, zahme Perlhühner zurück, vermehrten sich und verwilderten vollständig.

Die Perlhühner sind Standvögel, wenn auch nicht im strengsten Sinne des Wortes. Ich erinnere mich, sie zu gewissen Zeiten in Waldungen oder Steppengegenden gefunden zu haben, in welchen man sie sonst nicht antrifft, und Kirk sagt mit Bestimmtheit, daß sie in Ostafrika, wenn die Regenzeit beginnt, sich nach dem Innern des Landes zurückziehen, hier zersprengen und nun zur Fortpflanzung schreiten.

Da, wo sie häufig sind, wird man ihrer bald gewahr. Sie verstehen es, sich bemerklich zu machen, und wäre es auch nur, daß sie in den Morgen- und Abendstunden ihre trompetenartige, schwer zu beschreibende, den meisten meiner Leser aber durch unser zahmes Perlhuhn wohl bekannt gewordene Stimme vernehmen lassen. Ich muß jedoch erwähnen, daß nur die behelmten Perlhühner in dieser Weise schreien, daß ich wenigstens weder vom Geier- noch vom Schopfperlhuhne jemals einen ähnlichen Ton vernommen habe. Das Geierperlhuhn des hamburger Thiergartens stößt, wenn es gerade schreilustig ist, einen sonderbaren Ruf aus, welcher aus drei Theilen besteht und am besten mit dem Quitschen eines in Bewegung gesetzten, aber schlecht geschmierten Schleifsteines oder kleinen Rades verglichen werden kann. Dieser Laut läßt sich durch die Silben „Tietitiet“ wiedergeben. Die erste Silbe wird ziemlich lang gezogen, die zweite kurz ausgestoßen, die dritte wiederum etwas verlängert. Alle drei folgen unmittelbar auf einander und scheinen niemals verändert zu werden. Es hält deshalb auch nicht schwer, diese Stimme von der jedes anderen Perlhuhnes zu unterscheiden. Das Haubenperlhuhn schreit wenig; von unserem Gefangenen haben wir nur zuweilen ein leises hochtönendes Gackern vernommen: es mag aber sein, daß wir es mit einem Weibchen zu thun haben.

Perlhühner fliehen unter allen Umständen bei Annäherung eines Menschen. Sie sind weniger vorsichtig als scheu; denn ihre Furchtsamkeit läßt ihnen in jedem größeren Geschöpfe einen Feind erblicken. Selbst eine Kuhheerde scheucht sie weg; ein Hund bringt sie förmlich außer Fassung, ein Mensch

wenigstens in größere Aufregung. Es ist somit nicht ganz leicht, ihr Treiben zu beobachten; man darf bei der Annäherung mindestens gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht aus den Augen lassen. Schleicht man an ein Gesperre, dessen Ruf man vernahm, gedeckt heran, so sieht man das Volk über die Blöße gehen oder sich zwischen den Felsblöcken dahinwinden oder Gebüsche durchschlüpfen. Wie die Indianer auf ihren Kriegspfaden, laufen die Vögel in langen Reihen hinter einander her, und was das eine beginnt, thun die übrigen mit. Einzelne Paare findet man höchst selten, Familien, welche aus funfzehn bis zwanzig Stücken bestehen, schon öfter, gewöhnlich aber große Gesperre, welche unter Umständen aus sechs bis acht Familien zusammengesetzt sein können. Die Familien halten eng zusammen, und auch die Gesperre bleiben stets im innigsten Verbande; denn Geselligkeit ist ein Grundzug des Wesens unserer Hühner. Wird eine Familie, ein Volk oder Gesperre irgendwie erschreckt, so zertheilt es sich in einzelne Trupps und diese unter Umständen wiederum, sodaß streng genommen jedes einzelne seinen Weg sich wählt. Alles rennt, läuft und flüchtet oder fliegt und flattert so eilig als möglich einem Zufluchtsorte zu; aber sofort nach Eintritt einer gewissen Ruhe lassen die Hähne ihre Trompetentöne erschallen und locken das ganze Volk rasch wieder zusammen. Blos dann, wenn die Perlhühner bereits Verfolgungen erfahren haben, versuchen sie sich, sobald sie aufgescheucht wurden, durch Fliegen zu retten; jedoch auch jetzt noch verlassen sie sich, solange es irgend geht, auf ihre behenden Füße. Zuweilen laufen sie mehrere Minuten lang vor dem Jäger her, ehe sie sich erheben; dabei halten sie übrigens immer vorsichtig einen für das Schrotgewehr zu großen Abstand ein, wissen auch jedes Gebüsch, jeden Felsblock vortrefflich zu benutzen. Ein alter Hahn leitet die ganze Gesellschaft. Er ist stets voraus und bestimmt unter allen Umständen die Richtung der Flucht, auch dann noch, wenn diese mit Hilfe der Flügel fortgesetzt wird. Nach einem Schusse stiebt das Volk in verschiedenen Abtheilungen auf, und diese wenden sich anfangs nicht gleich nach ein und derselben Gegend hin, sondern fallen gewöhnlich noch ein paar Mal ein, ehe sie sich anschicken, zum Leithahne zurückzukehren. Der eilt regelmäßig dem geschütztesten Orte zu, sei dieser nun ein undurchdringliches Dickicht oder ein Fels am Gehänge, beginnt sofort nach dem Einfallen laut zu trompeten oder zu schreien und setzt sich dabei auf die höchsten Punkte, auf Felsblöcke z. B., ganz frei, wie er es sonst nie zu thun pflegt, gleichsam in der Absicht, dem zerstreuten Volke sich zu zeigen. Letzteres läuft und fliegt nun sobald als möglich wieder zusammen und treibt es wie zuvor. Anders benehmen sich die Perlhühner, wenn sie einen Hund oder ein anderes vierfüßiges Raubthier verfolgt. Sie wissen, daß sie es jetzt mit einem Feinde zu thun haben, welchem sie laufend ebenso wenig entrinnen können als mit Hilfe ihrer bald ermattenden Flügel. Deshalb bäumen sie so rasch als immer möglich, und dann sind sie kaum wieder zum Auffliegen zu bringen. Es scheint, daß sie über dem einen Feind jeden andern vergessen; denn sie lassen den Menschen, welchen sie sonst furchtsam flohen, mit einer dummen Dreistigkeit dicht an sich herankommen, sehen dem Schützen mit ängstlichen Geberden, aber ohne einen Versuch zum Fortfliegen zu machen, ins Rohr hinein und erheben sich erst, wenn der Knall des Schusses ihr Entsetzen noch steigerte. Aber sie handeln nunmehr ebenso sinnlos als zuvor. Den Hund im Auge, wagen sie keine längere Flucht, sondern fliegen höchstens bis zu den nächsten Bäumen, setzen sich hier wieder und lassen den Jäger zum zweiten Male an sich herankommen. Werden sie von einem harmlosen Reisenden oder beutesatten Jäger aufgescheucht und nicht durch Schüsse aufgeschreckt, so fliehen sie wie sonst, machen aber bald wieder Halt, setzen sich auf einen hohen Punkt, blicken den Verfolger neugierig an, werfen den Kopf in sonderbarer Weise vor- und rückwärts, brechen endlich in ein gellendes Geschrei aus und setzen hierauf die Flucht fort. Dieses sah Bolle vom gemeinen Perlhuhne in Westafrika, und genau Dasselbe habe ich vom Pinselperlhuhne erfahren. Zum Schlafen wählen sich alle Arten erhabene Stellen, welche ihnen die größte Sicherung versprechen; Lieblingsschlafplätze sind hohe Bäume an Flußufern: von ihnen lassen sie sich kaum vertreiben. Ebenso steigen sie, wenn der Abend naht, in Gebirgen an Felswänden empor und suchen sich hier anderen Thieren, wenigstens Raubsäugethieren, unzugängliche Grate und Felsspitzen zum Schlafen aus.

Man darf wohl behaupten, daß die Perlhühner den mit niederem Grase bewachsenen oder ganz verdorrten Blößen einen prächtigen Schmuck verleihen. Die dunkeln Vögel verschwinden zwischen den ihnen ähnlich gefärbten Steinen, heben sich aber scharf ab von den grün oder graugelb erscheinenden Grasflächen. Verkennen wird man sie nie: der wagerecht gehaltene Körper, die locker zusammengetragenen, wie gesträubt erscheinenden Bürzelfedern und der dachförmig abfallende Schwanz sind für ihre Gestalt so bezeichnend, daß nur der Ungeübte sie mit irgend einem anderen Huhne verwechseln könnte. In der Schnelle des Laufes kommen ihnen die Frankoline freilich gleich; ihr Flug aber ist von dem dieser Verwandten verschieden und ausgezeichnet durch die vielen fast schwirrenden Flügelschläge, auf welche ein kurzes, schwebendes Dahingleiten folgt.

Die Nahrung wechselt je nach der Gegend und Oertlichkeit oder auch nach der Jahreszeit. Im Frühlinge, wenn die Regen fallen, werden Kerbthiere wahrscheinlich das Hauptfutter bilden: denn ich fand den Kropf der von mir Erlegten zuweilen vollständig mit Heuschrecken angefüllt; später fressen die Perlhühner Beeren, Blätter, Knospenblätter, Grasspitzen und endlich Körner aller Art. Auf Jamaika machen sie sich sehr verhaßt. Sie kommen in den kühleren Monaten des Jahres in zahlreichen Gesperren aus ihren Wäldern hervor, vertheilen sich über die Felder und richten nun durch Abpflücken der frischen Pflanzen und durch Ausgraben anderer bedeutenden Schaden an. Ein tiefes Loch wird, wie Gosse erzählt, in kürzester Zeit ausgetieft, die Samenwurzel blosgelegt und sofort aufgefressen oder wenigstens zerstört. Zur Pflanzzeit des Jams werden sie noch lästiger, weil sie jetzt die Saatwurzeln ausscharren. „Das Korn“, versichert Cham, „ist kaum gesät, so wird es bereits wieder ausgegraben und aufgepickt.“ Als auffallend hebt Gosse hervor, daß die süßen Kartoffeln von den Perlhühnern hartnäckig verschmäht werden.

Ueber die Fortpflanzung habe ich eigene Beobachtungen nicht angestellt, d. h., soviel ich mich erinnere, niemals ein Nest mit Eiern gefunden, Junge unter Führung ihrer Eltern aber oft gesehen. Gerade diese Beobachtungen, welche ich an Familien machte, bestimmen mich zu glauben, daß das freilebende Perlhuhn in Einehigkeit lebt. Durch andere Reisende erfahren wir, daß die Eier mitten in einem dichten Grasbusche abgelegt werden, und ihre Anzahl ein Dutzend oder mehr beträgt. Gosse sagt, daß ein Dutzend die gewöhnliche Anzahl sei, und daß die Eier in einer Lage über den Boden gelegt, durch Blätter aber geschieden werden. Zuweilen soll man gegen zwanzig in einem Neste finden. Die Jungen werden bald nach dem Ausschlüpfen von den Alten weggeführt, wachsen rasch heran und folgen bereits, wenn sie die halbe Größe der Eltern erreicht haben, diesen auf allen Streifereien, bäumen dann auch schon nachts regelmäßig mit ihnen. Perlhühner lassen sich leichter zähmen als irgend ein anderes Wildhuhn, werden aber nie so zahm wie Haushühner z. B. Nicht einmal in Afrika gelingt es, sie ohne weiteres zur Fortpflanzung zu bringen, und bei uns zu Lande geschieht es sehr selten, daß frisch Eingefangene, von Afrika Eingeführte, sich paaren und Eier legen. Dagegen kann man die Gefangenen bald soweit gewöhnen, daß sie in Haus und Hof umherlaufen, oder selbst an einen Reisewagen derart fesseln, daß sie auf dem jedesmaligen Rastplatze umherlaufen dürfen, weil sie sich am Morgen beim Weiterziehen wieder pünktlich beim Wagen einfinden und sich ohne Umstände von neuem in ihre Käfige sperren lassen. Die Gefangenen bereiten ihrem Eigenthümer viel Aerger, aber auch manche Freude. Sie sind zänkisch, liegen mit Haus- und Truthühnern beständig im Streite, werden so bösartig, daß sie Kinder und erwachsene Hähne angreifen, streifen weit umher, verstecken ihr Nest soviel als möglich, brüten nicht eifrig und können auch starke Kälte nicht vertragen. Andererseits erfreuen sie durch ihre ewige Rastlosigkeit, ihr hübsches Gefieder und die sonderbaren Stellungen und Bewegungen, welche sie beim Laufen annehmen, ihren Gebieter. Das Geierperlhuhn unterscheidet sich, wenn ich von dem von mir beobachteten auf das Betragen anderer schließen darf, sehr zu seinem Vortheile von den übrigen. Es trägt sich zierlicher, erscheint schlanker, weil es den Kopf erhebt, und nimmt niemals die eckige Gestalt an, welche gerade seine Familienverwandten kennzeichnet. Bemerkenswerth scheint mir seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit zu sein. Das in Rede stehende ist, wie mein Bruder bereits berichtet hat, nach kurzer Zeit ungemein zahm geworden und

mit seinem Wärter in ein sehr inniges Verhältniß getreten. Es läßt sich von diesem fangen, ohne sich zu sträuben, hin- und hertragen, an einen bestimmten Ort setzen und hier solange festhalten, als der Wärter eben für gut befindet; es begnügt sich mit einfachem Futter, wird aber erklärlicher Weise sorgfältiger behandelt als andere Hühner und erhält hauptsächlich Drosselfutter und nebenbei sehr viel Grünzeug verschiedener Art vorgesetzt. Die Wärme liebt es, wie es scheint, noch mehr als andere Perlhühner. Es erfror in dem einen kalten Winter, aller Vorsicht ungeachtet, in einem wohlgeheizten Zimmer die Füße, wahrscheinlich weil ihm der Boden noch zu kalt war. Im Sommer sieht man es während der Mittagshitze sich behaglich in den Strahlen der Sonne dehnen und recken, während andere Perlhühner zur selben Zeit unter schattigen Büschen Schutz suchen. Bei heftigem Winde verkriecht es sich fast ängstlich an einer geschützten Stelle, verweilt hier während des ganzen Tages oder begehrt selbst an der Thüre seines Hauses Einlaß. Gerade dieses Perlhuhn würde unseren Hühnerhöfen zur größten Zierde gereichen: aber freilich scheint es, daß es der Züchtung in der Gefangenschaft noch größere Schwierigkeiten in den Weg legen wird als das gemeine Perlhuhn, dessen Eier man bei uns nur ausnahmsweise der rechten Mutter überläßt und gewöhnlich Trut- oder Haushühnern zum Brüten unterlegt. Die Brütezeit währt fünfundzwanzig Tage. Beim Auskriechen sind die Jungen oben auf braunem Grunde gelb gestreift und gepunktet, unten weißlich, Fuß und Schnabel roth, die Federn des ersten Jugend-, d. h. nicht des Dunenkleides, braun, rostfarben und rostgelb gerändert. Hier zu Lande hält man auf mehrere Hennen nur einen einzigen Hahn; es scheint mir deshalb nicht unmöglich, daß viele Mißerfolge der Züchtung auf dieses unnatürliche Verhältniß zurückgeführt werden müssen.

Die Perlhühner haben sehr viele Feinde: Alle Katzen Afrikas, vom Leopard oder Gepard an bis zum Luchse oder der kleinpfotigen Katze herab, alle Schakale und Füchse stellen den Alten und Jungen, die Schleichkatzen namentlich den Eiern und Küchlein nach; alle größeren Raubvögel machen eifrig Jagd auf dieses so leicht zu bewältigende Wild, und selbst die Lurche erlangen es nicht selten: wir fanden im Magen einer acht Fuß langen Boaschlange ein vollständig ausgewachsenes Perlhuhn. Der Mensch jagt diese Scharrvögel überall mit einer gewissen Vorliebe, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich ohne besondere Mühe berücken und erlangen lassen, obwohl sie, wenn sie Verfolgungen verspüren, ebenfalls bald sehr scheu werden. Dazu kommt nun noch, daß ihre reiche Befiederung die meisten Schüsse unwirksam macht, daß sie selbst das beste Gewehr zu verspotten scheinen. Ganz anders ist es, wenn man einen guten Hund zur Verfügung hat und diesen auf ihre Fährte setzt. Ihre Furcht vor dem Vierfüßler verblüfft sie so, daß sie den gefährlicheren Feind gänzlich verkennen, und nicht selten geschieht es, daß sie sich geradezu mit der Hand wegnehmen oder doch, wenn sie gebäumt haben, ohne alle Umstände vom Aste herabschießen lassen. Im Sudahn wendet man einfache Schnellgalgen an, um sie zu fangen, stellt ihnen auch wohl Netze quer durch das niedere Gebüsch und darf in beiden Fällen reichlicher Beute gewiß sein. Die ersteren erinnern an unsere Maulwurfsfallen. Sie bestehen aus einem langen, biegsamen Stocke, welcher auf der einen Seite in die Erde gesteckt, an der anderen durch einen Faden herabgebogen und mittels eines Stäbchens so befestigt wird, daß er bei der leisesten Berührung nach oben schnellt und dabei eine Schlinge, in deren Berührung das betreffende Wild gekommen sein muß, zusammenzieht. Die Steppenbewohner Kordofahns bedienen sich zu ihrer Jagd vorzugsweise ihrer Hunde, jener vortrefflichen, oben geschilderten Windspiele, welche laufende Perlhühner regelmäßig fangen, — sogar nach den bereits aufgestandenen emporspringen und in vielen Fällen eins von ihnen glücklich erschnappen. Auf Jamaika setzt man ihnen Körner vor, welche man mit Rum oder Kassava tränkte; die Hühner fressen davon, berauschen sich, verlieren die Besinnung, taumeln umher, drücken sich endlich an einem Orte nieder, welcher ihnen Schutz zu gewähren scheint und lassen sich nun von dem Jäger aufnehmen, ohne einen weiteren Versuch zur Flucht zu machen. Häufig findet man übrigens einen großen Theil von denen, welche von berauschenden Körnern fraßen, verendet.

* *
*

Es ist üblich, zu den Fasanenvögeln auch die kleine Gruppe der Truthühner zu rechnen, obwohl man ihr unter allen Umständen eine abgesonderte Stellung zugestehen muß, weil die Unterschiede zwischen den zu ihr gehörigen und den altweltlichen Fasanenvögeln doch sehr augenfällige sind. Andererseits kann man die gedachten Hühner in keiner der anderen Hauptgruppen unterbringen, am wenigsten unter den in Amerika heimischen Scharrvögeln; es läßt sich also die Anschauung der Forscher wohl rechtfertigen.

Die Truthühner (Meleagrides) sind große, schlank gebaute, hochbeinige, kurzflügelige und kurzschwänzige Scharrvögel. Der mittelgroße Kopf und der Oberhals sind unbefiedert und mit Warzen bewachsen; von der Oberschnabellade hängt eine zapfenförmige, ausdehnbare Fleischklunker, von der Gurgel eine schlaffe Haut herab; der Schnabel ist kurz, stark, oben gewölbt und gebogen, der Fuß ziemlich hoch und langzehig, der Fittig sehr gerundet, in ihm die dritte Schwinge die längste, der aus achtzehn breiten, aufrichtbaren Federn gebildete Schwanz ein wenig abgerundet, das Gefieder reichlich, aber derb, jede einzelne Feder groß und breit, die Färbung eine sehr glänzende. Als besondere Eigenthümlichkeit muß noch hervorgehoben werden, daß sich einzelne Federn der Vorderbrust in borstenartige Gebilde umwandeln, welche das übrige Gefieder an Länge weit überragen. Die Gruppe oder Unterfamilie verbreitet sich über den Osten und Norden Amerikas, von Kanada an bis zur Landenge von Panama.

Das Truthuhn oder der Puter (Meleagris Gallopavo) ist auf der Oberseite bräunlichgelb, prachtvoll metallisch schimmernd, jede Feder breit sammtschwarz gesäumt, auf dem Unterrücken und den Schwanzdeckfedern tief nußbraun, grün und schwarz gebändert, auf der Brust gelblichbraun, seitlich dunkler, auf Bauch und Schenkel bräunlichgrau, in der Steißgegend schwärzlich, die Säumung der Federn minder deutlich; die Schwingen sind schwarzbraun, die Handschwingen graulichweiß, die Armschwingen bräunlich weiß gebändert, die Steuerfedern auf gleichfarbigem Grunde schwarz gewellt, gebändert und fein gesprenkelt, die nackten Kopf- und Halstheile hellhimmelblau, unterhalb des Auges ultramarinblau, die Warzen lackroth. Das Auge ist gelbblau, der Schnabel weißlich hornfarben, der Fuß blaß violet oder lackroth. Die Länge beträgt 40 bis 44, die Breite 53 bis 60, die Fittiglänge 18, die Schwanzlänge 15 Zoll. Das Gefieder des Weibchens ist minder schön und lebhaft, dem des Hahnes jedoch ähnlich. Die Länge beträgt 35, die Breite 48½, die Fittiglänge 15, die Schwanzlänge 11 Zoll.

In Mejiko wird das Truthuhn durch eine ähnliche Art, auf dem Festlande Mittelamerikas durch das prachtvolle Pfauentruthuhn (Meleagris ocellata) vertreten, einen Vogel, welcher, wie der Name andeutet, die Schönheit des Pfaues mit der Gestalt des Truthuhnes vereinigt und hoffentlich bald unsern Thiergärten zur Zierde gereichen wird.

Ueber das Freileben des nordamerikanischen Truthuhnes liegen viele Berichte vor; keiner von ihnen aber übertrifft die Schilderung, welche wir Audubon verdanken: es genügt also vollkommen, wenn ich mich im wesentlichen an diesen Schriftsteller halte. Die Wälder der Staaten Ohio, Kentucky, Illinois und Indiana, Arkansas, Tennessee und Alabama beherbergen noch heutigen Tages Truthühner in namhafter Anzahl. In Georgia und Karolina sind sie minder häufig, in Virginien, Pennsylvanien schon selten, in den dichtbevölkerten Staaten bereits ausgerottet. Sie leben zeitweilig in großen Gesellschaften und treten unregelmäßige Wanderungen an, indem sie weidend die Waldungen durchwandern, bei Tage auf dem Boden fortlaufend, nachts auf hohen Bäumen rastend. Gegen den Oktober hin, wenn noch wenige von dem Baumsamen zu Boden gefallen sind, reisen sie dem Tieflande des Ohio und Mississippi zu. Die Männchen vereinigen sich in Gesellschaften von zehn bis hundert Stück und suchen ihre Nahrung für sich allein; die Weibchen schlagen sich mit ihren halberwachsenen Jungen in fast ebenso zahlreiche Banden zusammen und ver-

folgen abgesondert denselben Weg. So geht es weiter, immer zu Fuße, solange nicht ein Jagdhund oder ein anderes vierfüßiges Raubthier störend dazwischentritt oder ein breiter Fluß den Weg abschneidet. Gelangt eine Truthahngesellschaft ans Ufer eines solchen, so sammelt sie sich zunächst auf dem höchsten Punkte und verweilt hier manchmal Tage lang, gleichsam berathend, ehe sie sich entschließt, überzusetzen. Die Männchen blähen sich auf und kollern, als ob sie sich selbst Muth einzusprechen hätten, und die Weibchen und Jungen ahmen ihnen nach, so gut sie können, bis schließlich bei ruhigem Wetter das Wagstück unternommen und der Strom überflogen wird. Ein einziges „Gluck“



Das Pfauentruthuhn (Meleagris ocellata). 1/5 der nat. Größe.

des Leithahnes gibt das Zeichen, und die Flugreise beginnt. Den alten Vögeln wird es nicht schwer, überzusetzen, selbst wenn der Fluß eine Meile breit sein sollte; die jüngeren und minder kräftigen aber fallen oft unterwegs auf das Wasser herab und müssen dann versuchen, das Ufer schwimmend zu erreichen. Sie schließen dabei die Flügel fest an den Leib, breiten den Schwanz, strecken den Hals nach vorn und greifen mit ihren Füßen soweit aus als sie können, kurz sie erreichen gewöhnlich das feste Land. Die glückliche Rettung scheint sie aber förmlich zu verwirren; denn sie laufen anfänglich wie betäubt umher und vergessen die ihnen sonst eigene Vorsicht oft so, daß sie dem Jäger leicht zur Beute fallen. Wenn sie in eine Gegend kommen, in welcher sie reichliche Beute finden, pflegen sie sich

in kleinere Gesellschaften zu zertheilen, und nunmehr mischt sich Alt und Jung unter einander. Dies geschieht gewöhnlich um die Mitte des November. Noch etwas später kann es vorkommen, daß sie sich, wahrscheinlich abgemattet von der langen Wanderung, den Bauerhäusern nähern, unter den zahmen Hühnerstand mischen und mit ihm in Hof und Stall eintreten, um hier Nahrung zu suchen. In solcher Weise verbringen sie den Herbst und einen Theil des Winters.

Um die Mitte des Februar regt sich der Fortpflanzungstrieb. Die Weibchen trennen sich von den Männchen, werden von diesen aber eifrig verfolgt. Von nun an schlafen die Geschlechter gesondert, jedoch in nicht großen Entfernungen von einander. Stößt eines der Weibchen seinen Lockton aus, so antworten alle Hähne, welche ihn hören, mit schnell auf einander folgenden rollenden Tönen. Erschallt der Lockruf vom Boden herauf, so fliegen alle sofort hernieder, schlagen in dem Augenblicke des Auffallens, gleichviel, ob ein Weibchen in Sicht ist oder nicht, ein Rad, werfen den Kopf auf die Schulter zurück, schleifen mit den Flügeln und geben die sonderbaren Stellungen, Laute und Geräusche zum Besten, welche wir bei den gezähmten Nachkommen zu sehen gewöhnt sind. Dabei geschieht es nicht selten, daß zwei Männchen mit einander in Streit gerathen und so heftig kämpfen, daß einer unter den Schlägen des andern sein Leben aushauchen muß. Als auffallend hebt Audubon hervor, daß der Sieger seinen getödteten Gegner keineswegs mit Haß betrachtet, sondern sich vor ihm ebenso geberdet, als ob er eine Henne liebkosen wolle. Hat der Hahn eine solche entdeckt und sich ihr genähert, so ahmt sie, wenn sie älter als ein Jahr ist, seine Stellungen in der Regel nach, naht sich dann aber ihrerseits, legt sich auf den Boden und fordert ihn so zur Begattung auf. Jüngeren Hennen gegenüber benimmt sich der verliebte Hahn ganz anders. Er trägt sich weniger pomphaft, bewegt sich mit großer Schnelligkeit, erhebt sich zuweilen vom Boden, fliegt um sie herum, rennt nach dem Auffußen mit aller Macht auf sie zu, verscheucht ihre Furcht durch ein Knurren und erringt sich schließlich auch ihre Willfährigkeit. Es scheint, daß ein Hahn und eine Henne, welche in dieser Weise sich vereinigen, während des Sommers in einer gewissen Verbindung bleiben, wenn schon der erstere freilich seine Aufmerksamkeit keineswegs einem Weibchen allein widmet. Die Hennen ihrerseits folgen dem bevorzugten Hahne, bis sie zu legen beginnen und nunmehr sich vereinzeln und verstecken, in der Absicht, ihre Eier vor dem Hahne zu schützen, dessen stürmische Liebesbewerbung sie gefährden könnte.. Das legende Weibchen vermeidet, mit Ausnahme einer kurzen Zeit während jeden Tages, den Hahn fast ängstlich. Dieser zeigt sich lässig und faul, sobald er seinem Fortpflanzungstriebe genügt hat, unterläßt Kämpfe mit anderen seiner Art, kollert weniger und bekümmert sich kaum noch um die Hennen, welche nun ihrerseits um den unhöflichen Gemahl stöhnen, ihm um den Bart gehen, ihn liebkosen und alle Mittel in Bewegung setzen, die erstorbene Glut seiner Gefühle wieder anzufachen. Schließlich trennen sich die Hähne gänzlich von den Hennen, und dann werden sie so faul, so gleichgültig, daß sie selbst den feindlichen Menschen kaum mehr beachten.

Wenn das Frühjahr trocken ist, sucht sich die Henne um die Mitte des April einen geeigneten Nistplatz aus. Derselbe wird unter allen Umständen so versteckt als möglich angelegt und namentlich vor dem scharfen Auge der Krähe verborgen, weil diese sich jeden Augenblick, den die Mutter fern vom Neste verbringt, zu Nutzen macht, um die Eier zu rauben. Das Nest besteht aus einer seichten, liederlich mit Federn ausgekleideten Vertiefung; das Gelege zählt zehn bis funfzehn, zuweilen auch zwanzig auf dunkelrauchgelbem Grunde rothgepunktete Eier. Dem Neste naht sich die Henne stets mit größter Vorsicht und deckt, wenn sie es verläßt, die Eier sorgfältig mit trockenen Blättern zu, sodaß es schwer ist, das eine und die anderen zu bemerken, auch in der That nur wenige gefunden werden, von denen man nicht die erschreckte Mutter vertrieb. Gewahrt diese, während sie brütet, einen Feind, so drückt sie sich nieder, rührt sich nicht, bis sie merkt, daß sie entdeckt wurde. Audubon erzählt, daß er, wenn er sich durch Pfeifen oder lautes Sprechen den Anschein der Unachtsamkeit gab, einem Neste oft bis auf wenige Schritte nahen konnte, ohne die Henne zu verscheuchen, während sie, wenn er vorsichtig heranschlich, stets in einer Entfernung von wenigstens zwanzig Schritten aufstand und davonlief. Uebrigens verläßt die Alte, welche von einem Menschen gestört wurde, ihr Nest

nicht; wohl aber geschieht Dies, wenn ein Raubthier ihr einige von den Eiern genommen oder ausgetrunken hat. Wird das Gelege zerstört, so brütet die Henne zum zweiten Male. Zuweilen geschieht es, daß mehrere Mütter in ein und dasselbe Nest legen: Audubon fand einmal ihrer drei auf zweiundvierzig Eiern sitzen. In solchem Falle wird das gemeinschaftliche Nest stets von einem der Weibchen bewacht, sodaß keines der schwächeren Raubthiere die Brut gefährden kann. Gegen das Ende der Bebrütung hin verläßt die Henne unter keiner Bedingung ihr Nest, solange sie lebt; sie gestattet wie die Auerhenne, daß man eine Umzäunung anbringt und erträgt also lieber Gefangenschaft als Trennung von ihren Eiern.

Audubon war einst Zeuge von dem Ausschlüpfen einer Brut junger Truthühner, welcher er sich bemächtigen wollte. Wenige Schritte von dem Neste entfernt, lag er beobachtend auf dem Boden. Die Alte erhob sich zu halber Höhe ihrer Füße, schaute ängstlich auf die Eier, gluckste besorgt, entfernte vorsichtig jede Schalenhälfte und liebkoste mit ihrem Schnabel die Küchlein, welche taumelnd versuchten, das Nest zu verlassen. Er sah sie alle die Schale verlassen und wenige Minuten später, schwankend, kollernd und rennend sich vorwärts bewegen. Ehe die Alte das Nest verließ, schüttelte sie sich heftig, ordnete die Federn und nahm nun plötzlich eine ganz andere Haltung an. Sie erhob sich, streckte ihren Hals lang aus und sandte ihre Blicke nach allen Seiten hin, um jeden Feind rechtzeitig zu erspähen, breitete ihre Flügel ein wenig, gluckste zärtlich und bemühte sich, die kleine Herde der Küchlein zusammenzuhalten.

Da das Ausschlüpfen gewöhnlich erst gegen Abend geschieht, kehrt die Familie in der Regel zum Neste zurück und verbringt hier die erste Nacht. Hierauf entfernt sie sich auf eine gewisse Strecke und sucht sich das höchste Land der Gegend aus, weil die Mutter mit Recht Nässe als das ärgste Uebel für ihre zarten Jungen fürchtet. Schon mit dem vierzehnten Tage ihres Lebens sind die Jungen, welche bisher auf dem Boden verharren mußten, fähig, sich zu erheben, und von jetzt an fliegt die Familie gegen Abend stets zu einem niederen Zweige auf und verbringt hier, unter den gewölbten Flügeln der Mutter geschützt und geborgen, die Nacht. Noch etwas später verläßt die Alte mit den Küchlein die Wälder während des Tages, um auf den Blößen oder Wiesen den Reichthum an verschiedenen Beeren sich zu Nutzen zu machen und den wohlthätigen Einfluß der Sonne genießen zu können. Von jetzt an wachsen die Jungen außerordentlich schnell. Schon im August sind sie befähigt, sich vor einem Angriff der vierfüßigen Thiere zu schützen; ja, der junge Hahn fühlt bereits männliche Kraft in sich und übt sich in pomphaftem Einherschreiten und Kollern. Um diese Zeit finden sich Alte und Junge wieder zusammen und beginnen ihre Wanderung.

Es geschieht nicht selten, daß wilde Truthähne sich zu den gezähmten gesellen, mit den Hähnen streiten und um die Liebe der Hennen werben. Von letzteren werden sie mit Freuden empfangen, aber auch von deren Eigenthümern sehr gern gesehen, weil die Küchlein, welche solchen Besuchen ihr Dasein verdanken, sich sehr zu ihrem Vortheile vor den in der Gefangenschaft gezüchteten auszeichnen. Gern legt man auch die im Walde gefundenen Eier zahmen Truthühnern unter und erzielt hierdurch Junge, welche zwar noch Etwas von den Sitten der wildlebenden beibehalten, sich aber doch bald an die Gefangenschaft gewöhnen und unter Umständen sehr zahm werden. Audubon besaß einen Hahn, welcher wie ein Hund nachfolgte und sich im wesentlichen ganz wie ein zahmer betrug, aber niemals mit den andern in den Stall ging, sondern zum Schlafen stets die höchste Firste des Gehöftes wählte. Als er älter wurde, flog er tagtäglich in den Wald hinaus, kehrte jedoch mit Sonnenuntergang regelmäßig zu seinem Herrn zurück.

Man kann nicht behaupten, daß das Truthuhn sich an ein gewisses Futter hält, obgleich man sagen darf, daß es Pekannüsse und die Frucht der Winterrebe bevorzugt, weil es sich da, wo diese Früchte häufig sind, stets in Menge findet. Es frißt Gras und Kräuter der verschiedenen Art, Getreide, Beeren, Früchte und ebenso Kerbthiere, kleine Heuschrecken und dergleichen.

Im Laufen öffnen die Truthühner oft die Flügel ein wenig, als ob ihnen das Gewicht ihres Leibes zu schwer wäre; dann rennen sie auf einige Ellen mit weit geöffneten Schwingen dahin, nach

Art des gehetzten Huhnes, oder springen zwei- oder dreimal hoch in die Luft und setzen hierauf ihren Weg auf dem Boden fort. Beim Futtersuchen tragen sie den Kopf hoch, als ob sie beständig Umschau halten müßten, währenddem kratzen sie mit den Füßen, halten plötzlich ein und nehmen mit dem Schnabel Etwas vom Boden auf, gleichsam als ob sie Das mit den Zehen gefühlt hätten. Während des Sommers begeben sie sich auf die Waldpfade oder Wege, auch wohl auf frischgepflügte Felder, um hier sich zu paddeln. Im Winter nach längerem Schneefall und namentlich, wenn der Frost eine harte Kruste auf die Schneedecke gelegt hat, verweilen sie manchmal drei oder vier Tage nach einander auf ihren Schlafplätzen und fasten; sind aber Ansiedlungen in der Nähe, so kommen sie nahrungsuchend zu den Ställen oder zu den Kornfeimen. Bei Schneewetter durchlaufen sie, aufgescheucht, sehr große Strecken und zwar, so ungeschickt Dies aussieht, mit solcher Schnelligkeit, daß ihnen kein Pferd nachkommen kann; dagegen geschieht es im Frühjahre, wenn sie sich durch ihre Liebestollheit abgemattet haben, auch wiederum, daß ein guter Hund sie im Laufen fängt.

Unter den zahllosen Feinden, welche dem Truthuhne nachstellen, sind nächst dem Menschen die gefährlichsten der Luchs, die Schneeeule und der Uhu. Der Luchs verfolgt Alt und Jung, säuft auch die Eier aus, thut diesem Wilde überhaupt großen Schaden; die Eulen nehmen namentlich nachts viele von den Bäumen weg; gegen sie aber vertheidigen sich die Truthühner oft mit Erfolg. Wird eine lautlos sich nahende Eule entdeckt, so mahnt ein warnendes „Gluck" die ganze Gesellschaft, auf ihrer Hut zu sein. Sofort erheben sich alle Schläfer und achten auf jede Bewegung der Eule, welche schließlich, nachdem sie sich ein Opfer ausersehen, wie ein Pfeil gestrichen kommt, auch den Truthahn unabänderlich ergreifen würde, wüßte dieser nicht auszuweichen. Sowie die Eule heranschießt, beugt er seinen Kopf tief herab und breitet gleichzeitig seinen Schwanz über den Rücken, verwirrt dadurch den Angreifer, welcher günstigen Falls ein Paar Federn erwischt, fällt zu Boden herab und rennt dem ersten, besten Busche zu, um hier sich zu verbergen.

Jagd und Fang des Truthuhnes werden überall in Amerika mit Leidenschaft, nicht immer aber auch mit Schonung betrieben. Man erlegt den Hahn besonders gern während der Balze, welche er zuweilen auf den Bäumen abhält, und beschleicht ihn dann ganz in derselben Weise, wie unseren Auerhahn; man gebraucht Hunde zum Aufstöbern, stellt sich auf den erkundeten Schlafplätzen oder in der Nähe nahrungversprechender Plätze ein u. s. w. Die Jagd erfordert übrigens unter allen Umständen einen ausgelernten Jäger, weil die große Scheu dieses Wildes Sonntagsschützen das Handwerk von vornherein verleidet. Viel leichter ist der Fang, eine Art desselben auch sehr bezeichnend für die Dummheit der Vögel. In den Waldungen schichtet man Stämme von sechs bis zehn Fuß Länge wie die Balken eines Blockhauses auf, bedeckt das Gebäude oben mit Reisig und bringt unten eine Thür an, groß genug, einen starken Hahn durchzulassen. Das Innere der Falle wird reichlich mit Mais geködert und von der Thür aus dieses beliebte Lockfutter auf eine Strecke hin ebenfalls verstreut. Vorübergehende Truthühner finden die erwünschte Speise, folgen ihr bis zur Thüre, sehen im Innern der Falle reichliche Nahrung und kriechen hinein; einer folgt dem andern, und so vereinigt sich zuweilen das ganze Volk in dem geräumigen Innern und frißt die hier verstreuten Körner auf. Anstatt nun aber wieder zur Thür hinauszukriechen, bleiben die albernen Vögel in der Falle, stecken überall zwischen den Balken die Köpfe durch und mühen sich vergeblich ab, hier sich durchzuzwängen. Keiner von ihnen findet den Ausweg, und der Fänger holt sich am nächsten Morgen die ganze Gesellschaft heraus. Audubon versichert, daß man hier sehr oft alle Gefangenen verhungert findet, weil der Fänger, übersättigt von Truthahnwildpret, es nicht mehr der Mühe werth hielt, die Falle zu besichtigen. Noch im Jahre 1834 war der Fang so ergiebig, daß einzelne Jäger das große Dorf New-Harmonie mit diesem Wildpret versehen konnten. Sie ritten, wie der Prinz von Wied erzählt, die Straßen entlang, hatten bis zwanzig Stück an ihren Pferden aufgehängt und verlangten auch nicht über einen Dollar für das Stück. Noch früher waren Truthühner in denselben Gegenden so häufig, daß es zwei guten Schützen nicht besondere Mühe kostete, bis hundert Stück auf einem Jagdzuge zu erlegen.

Das Truthuhn wurde sehr bald nach der Entdeckung Amerikas zu uns herübergebracht. Oviedo ist der erste Schriftsteller, welcher seiner erwähnt. „In Neuspanien", sagt er, „gibt es große und sehr schmackhafte Pfauen, von denen viele nach den Inseln und in die Provinz Castilia del Oro geschafft worden sind und daselbst in den Häusern der Christen ernährt werden. Die Hennen sehen schlecht aus; die Hähne aber sind schön, schlagen auch oft ein Rad, obgleich sie keinen so großen Schweif haben wie die Pfauen in Spanien." Es folgt nun eine getreue Beschreibung des Truthahnes und schließlich die Bemerkung, daß das Fleisch dieser „Pfauen" sehr gut und entschieden besser und zarter sei als das des spanischen. Gyllius beschreibt den Truthahn als Hausvogel der Europäer. Im Jahre 1557 war er aber noch so selten und kostbar, daß der Magistrat von Venedig bestimmte, auf welche Tafel „indische Hühner" kommen dürften. In England soll er im funfzehnten Jahre der Regierung Heinrich des Achten oder 1524, in Deutschland ungefähr ums Jahr 1534, in Frankreich noch etwas später eingeführt worden sein. Gegenwärtig ist er als Hausvogel überall verbreitet. Am häufigsten wohl findet man ihn in Spanien und namentlich in den Gehöften, welche fern von den Dörfern inmitten des dürren Campo errichtet wurden. Hier sah ich Herden von mehreren hundert Stücken unter der Obhut besonderer Hirten, welche sie morgens zur Weide trieben, übertags zusammenhielten und abends wieder nach Hause brachten. Bei uns zu Lande werden sie selten gehalten, obgleich ihre Zucht sich, wenn sie ins Große getrieben werden kann, wohl verlohnt. Manche Hofbesitzer achten sie hoch, die meisten Menschen aber mögen sie ihres polternden, jähzornigen und zanksüchtigen Wesens halber nicht leiden. Ihre Dummheit ist erschreckend, Ungewohntes bringt sie gänzlich außer Fassung. „Ein wahrer Jammer ist es", sagt Lenz, „mit anzusehen, wie sie im Sommer, vorzüglich wenn sie Küchlein führen, oft den ganzen lieben Tag gen Himmel blicken und unaufhörlich ein jammerndes „Jaub, jaub", ausstoßen, als ob sie die Sonne für einen Adler, und die Wolken für einen Geier hielten." Lächerlich ist es, füge ich hinzu, wie sie vor einem kleinen Thurmfalken angsterfüllt die Flucht ergreifen, als säße ihnen der böse Feind im Nacken. Aber sie haben auch ihre sehr guten Seiten, und namentlich die unermüdliche, nie ermattende, unter allen Umständen sich gleichbleibende Mütterlichkeit der Henne ist des vollsten Lobes werth.

* * *

Großfußhühner oder Wallnister (Megapodiinae) nennt man einige Scharrvögel, welche Oceanien und insbesondere Australien bewohnen und sich durch das Brutgeschäft nicht blos von allen ihren Verwandten, sondern von allen Vögeln der Erde unterscheiden. Benehmen und Lebensweise dieser Hühner sind so eigenthümlich, daß die ausführlichste Beschreibung hier nicht allein gerechtfertigt, sondern nothwendig erscheint. Alle Wallnister nämlich bringen ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Erde und Blättern zusammengescharrten Nesthügel unter, in welchem sich durch Gährung der Pflanzenstoffe eine so hohe Wärme erzeugt, daß das Ei zur Entwicklung gelangt. Aus ihm schlüpft das Junge vollständig befiedert und so selbständig, daß es fähig ist, sich ohne Hilfe der Eltern zu erhalten.

In ihrem Baue zeigen sich die Wallnister, welche die vierte Zunft unserer Ordnung bilden, den eigentlichen Hühnern nah verwandt, während sie, wenigstens einige von ihnen, in der Bewegung und namentlich in der Art zu fliegen, den Rallen ähneln. Sie sind mittelgroß und besonders durch die hohen, langzehigen, mit starken Krallennägeln bewehrten, also in jeder Beziehung entwickelten Füße ausgezeichnet, im übrigen aber wenig von den Hühnern unterschieden. Ihr Geripp weicht nur in Einzelheiten von dem anderer Scharrvögel ab; namentlich fällt die Weite des Beckens auf, welche mit der merkwürdigen Größe der Eier in Verbindung zu stehen scheint. Die geringe Größe ihres Gehirns deutet, laut Gould, ebenso, wie die außerordentliche Weise, ihr Brutgeschäft zu betreiben, auf einen niederen Grad der Entwicklung.

Schon im 16. Jahrhundert erhielten wir durch Pigafetta Nachrichten von einem die Philippinen bewohnenden Wallnister, aber erst Anfangs dieses Jahrhunderts einige Stücke der merkwürdigen Vögel. Die Lebensweise wurde durch Gould erforscht.

Ueber die systematische Stellung der Wallnister waren und sind nicht alle Forscher derselben Meinung. Latham hielt die eine Art für einen Geier, Jameson rechnete sie zu den Truthühnern, andere Arten wurden als Rallen erklärt, und die Gesammtgruppe schließlich von den Hühnern getrennt und zu den Tauben gestellt. Ich glaube, daß die Naturforscher, welche die Wallnister als Hühner ansehen, der Wahrheit am nächsten gekommen sind, halte es aber für zulässig, die Gesammtheit in zwei Abtheilungen, welche wir Familien nennen, zu scheiden und will diese mit Reichenbach als Hühner- und Hurbelwallnister unterscheiden.

Die Hühner-Wallnister (Tallegalli) ähneln anderen Hühnern durch ihre Befiederung und Haltung, den starken, auf der Firste gebogenen Schnabel, die verhältnißmäßig noch kurzzehigen Füße, die kurzen, stark gerundeten Schwingen, den dachförmig zusammengehaltenen Schwanz und die nackten Stellen an Kopf, Hals und Brust, sowie insbesondere auch durch ihr Betragen. Wir kennen jetzt mehrere Arten dieser Gruppe sehr genau, da sie während ihres Freilebens und theilweise auch in der Gefangenschaft beobachtet werden konnten.

Mit dem Namen Buschhuhn oder Buschtruthahn bezeichnen die Ansiedler Neuhollands denjenigen Wallnister, welchen sie am besten kennen gelernt haben. Er vertritt die Sippe Catheturus, welche wir Dickschnabelhuhn nennen wollen, und kennzeichnet sich durch kräftigen Bau, mittellangen Hals, großen Kopf, kurzen, gerundeten Flügel, einen mittellangen, aus achtzehn Federn gebildeten Schwanz und reiches, aus großen, breitfahnigen Federn und weichem, wolligpelzigen Flaum bestehendes Gefieder, welches auf Kopf und Hals nur durch wenig haarartige Gebilde vertreten wird, sodaß diese Theile nackt erscheinen. Bezeichnend ist außerdem eine am Vorderhalse lang herabhängende Hautwulst.

Das Gefieder des Buschhuhnes (Catheturus Lathami) ist auf der Oberseite schön chocoladenbraun, auf der Unterseite hellbraun, silbergrau gerändert oder gebändert; das Auge ist hellbraun, die Haut des nackten Kopfes und Halses scharlachroth, die herabhängende Klunker hochgelb, der Schnabel bleigrau, der Fuß hellchocoladenbraun. Die Länge beträgt 2½ Fuß, die Fittiglänge 12, die Schwanzlänge 9½ Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich nicht vom Männchen.

„Wie weit sich der Verbreitungskreis dieses Vogels ausdehnt“, sagt Gould, „ist noch nicht hinlänglich ermittelt. Man kennt ihn aus verschiedenen Theilen Neusüdwales vom Cap Howe bis zur Moretonbay; Macgillivray versicherte mich auch, daß er ihn an der östlichen Küste bis Port Molle hin erlegt habe; die häufigen Jagden in den Wäldern von Illanvarra und Maitland haben ihn aber schon so vermindert, daß er möglicher Weise jetzt bereits hier ausgerottet ist. Am häufigsten, vermuthe ich, hält er sich in den dichten und noch wenig betretenen Buschhölzern des Manning und Clarence auf. Zuerst glaubte ich, daß das Land zwischen dem Gebirge und der Küste seine einzige Wohnung sei und war daher nicht wenig überrascht, ihn in den buschigen Schluchten und an den Seiten der kleinen Hügel zu treffen, welche von dem großen Gebirgszuge des Innern ausgehen.“

„Man hat oft behauptet, daß Australien reich ist an Abweichungen aller Art, und in der That, dieser Vogel beweist die Richtigkeit jener Behauptung. Seine Stellung im System veranlaßte, wie bemerkt, die verschiedensten Ansichten, und deshalb war es sehr erklärlich, daß er während meines Aufenthaltes in Australien meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich zog.“

„Der merkwürdigste Umstand in der Lebensweise des Buschhuhnes besteht darin, daß es seine Eier nicht nach Art anderer Vögel bebrütet. Mit Beginn des Frühlings scharrt sich der Vogel einen außerordentlich großen Haufen aus abgestorbenen Pflanzentheilen zur Unterlage seiner Eier zusammen und überläßt die Entwicklung seiner Jungen der Wärme, welche die Zersetzung jener Pflanzenstoffe hervorbringt. Der zu diesem Zwecke aufgeschichtete Haufen wird mehrere Wochen vor der Legezeit errichtet, ist kugelförmig, schwankt aber in der Größe so, daß er von zwei bis vier Karrenladungen



Das Buschhuhn (Catheturus Lathami). 1/4 der nat. Größe.

enthält; sein Bau ist entweder das Werk eines Paares oder, wie Einige annehmen, die vereinigte Arbeit von mehreren; ein und dasselbe Gebäude scheint aber, falls man von seiner Größe und der vollkommenen Zersetzung der Stoffe des Untertheiles folgern darf, mehrere Jahre nach einander benutzt und nur durch Zuthat neuer Stoffe wieder brauchbar gemacht zu werden. Der Hügel wird aufgehäuft, indem die Vögel eine gewisse Menge Baustoff mit dem Fuße losscharren und hinter sich nach einem Mittelpunkte werfen. Sie reinigen dabei den Boden ringsum so vollständig, daß kaum ein Blatt oder Grashalm liegen bleibt. Wenn nun der Haufen seine genügende Größe erreicht und sich

eine hinlängliche Wärme in ihm entwickelt hat, werden die Eier in ihm gelegt und zwar in einem Kreise in der Mitte desselben, in einer Entfernung von neun bis zwölf Zoll von einander, etwa armstief, aber so, daß sie mit dem breiten Ende nach oben aufrecht stehen, hierauf mit Blättern überdeckt und der Entwicklung überlassen. Ich bin ebensowohl von Eingebornen als von glaubwürdigen Ansiedlern versichert worden, daß man aus ein und demselben Haufen zuweilen einen Scheffel Eier ausnehmen kann, und ich selbst habe eine Frau gesehen, welche halb so viele, die sie in einem benachbarten Dickichte gefunden, nach Hause trug. Einige von den Eingebornen behaupten, daß das Weibchen sich beständig in der Nähe des Haufens aufhält, um die entblößten Eier wieder zu bedecken und den ausgekrochenen Jungen beizustehen, während andere angaben, daß die Eier eben nur abgelegt würden, und die Jungen ihren Weg ohne jegliche Hilfe fänden. Ein Punkt ist vollständig aufgeklärt worden, nämlich, daß die Jungen von dem Augenblicke ihres Ausschlüpfens an mit Federn bekleidet sind, genügend entwickelte Flügel besitzen, welche sie befähigen, auf die Zweige der Bäume zu fliegen, daß sie sich ebenso auf ihre Beine verlassen können, ganz wie ein eben der Puppe entschlüpfter Schmetterling, nachdem derselbe seine Flügel getrocknet hat."

An Gefangenen hat man noch mehr beobachtet. „Das männliche Buschhuhn", sagt Sclater, „beginnt, wenn die Brutzeit herannaht, innerhalb seines Geheges alle vorhandenen Pflanzenstoffe zusammenzuscharren, indem es dieselben nach hinten wirft, immer einen Fuß voll auf einmal. Da es seine Arbeit stets am äußeren Rande des Geheges anfängt, wird die Masse nach innen in den sich umschließenden Kreis geworfen und mehr und mehr zum Haufen aufgethürmt. Sobald dieser eine Höhe von ungefähr vier Fuß erreicht hat, machen sich beide Vögel daran, ihn zu ebenen, und wenn Dies geschehen, höhlen sie im Mittelpunkte eine Vertiefung aus. In letzterer werden zu bestimmten Zeiten die Eier niedergelegt und ungefähr funfzehn Zoll unter dem Gipfel in einem Kreise geordnet. Das Männchen beaufsichtigt den Hergang der Entwicklung und namentlich der Wärme des natürlichen Brütofens sehr sorgfältig. Es bedeckt gewöhnlich die Eier und läßt nur eine runde Oeffnung, durch welche die nöthige Luft nach unten gelangt und durch welche eine übermäßig gesteigerte Wärme Abfluß findet; bei heißem Wetter aber nimmt es zwei- oder dreimal täglich fast die ganze Decke weg."

„Das ausgeschlüpfte Junge verweilt mindestens zwölf Stunden im Innern des Hügels, ohne die geringste Anstrengung zum Herausgehen zu machen und wird während dieser Zeit vom Männchen ebenso tief vergraben wie der Rest der Eier. Am zweiten Tage kommt es hervor und zwar mit wohlentwickelten Federn, welche beim Ausschlüpfen noch in einer bald platzenden Hülle stecken. Es scheint jedoch keine Neigung zu haben, diese Federn zu gebrauchen, sondern bewegt sich ausschließlich mit Hilfe seiner kräftigen Füße. Nachmittags zieht es sich nach dem Bruthaufen zurück und wird von dem besorgten Vater wieder vergraben, obschon in geringerer Tiefe als früher, am dritten Tage ist es zum Fliegen vollständig befähigt: Eines von denen, welche im Garten groß wurden, drängte sich um diese Zeit durch die Maschen des Netzes, welches das Gehege überdeckte." Die Eier sind 3¾ Zoll lang, 2½ Zoll dick und reinweiß von Farbe.

In seinen heimischen Waldungen lebt das Buschhuhn gesellig, gewöhnlich in kleinen Trupps, nach Art anderer Hühnervögel. Solche Gesellschaften pflegen scheu und mißtrauisch zu sein, solange sie auf dem Boden dahinlaufen, während sie die größte Sorglosigkeit bekunden, sobald sie gebäumt haben. Beim Laufen durch die Waldungen lassen sie oft einen laut glucksenden Ton vernehmen; ob dieser vom Weibchen herrührt, konnte Gould nicht feststellen, ist aber geneigt, es zu glauben, weil das Männchen sich mehr durch Ausbreiten seiner Halsklunker als durch Schreien zu brüsten scheint. „Aufgescheucht", fährt Gould fort, „vereitelt das Buschhuhn die Verfolgung durch die Leichtigkeit, mit welcher es durch das verworrene Buschwerk rennt. Wird es hart bedrängt oder von seinem ärgsten Feinde, dem Wildhunde, angefallen, so springt es zum niedersten Zweige eines benachbarten Baumes empor und von Zweig zu Zweig immer höher, bis es den Wipfel erreicht hat, um hier sitzen zu bleiben oder vonhieraus nach einem der anderen Bäume des Waldes zu fliegen. Auch pflegt es im Gezweige Schutz vor der Mittagssonne zu suchen und führt dadurch oft seinen Untergang herbei,

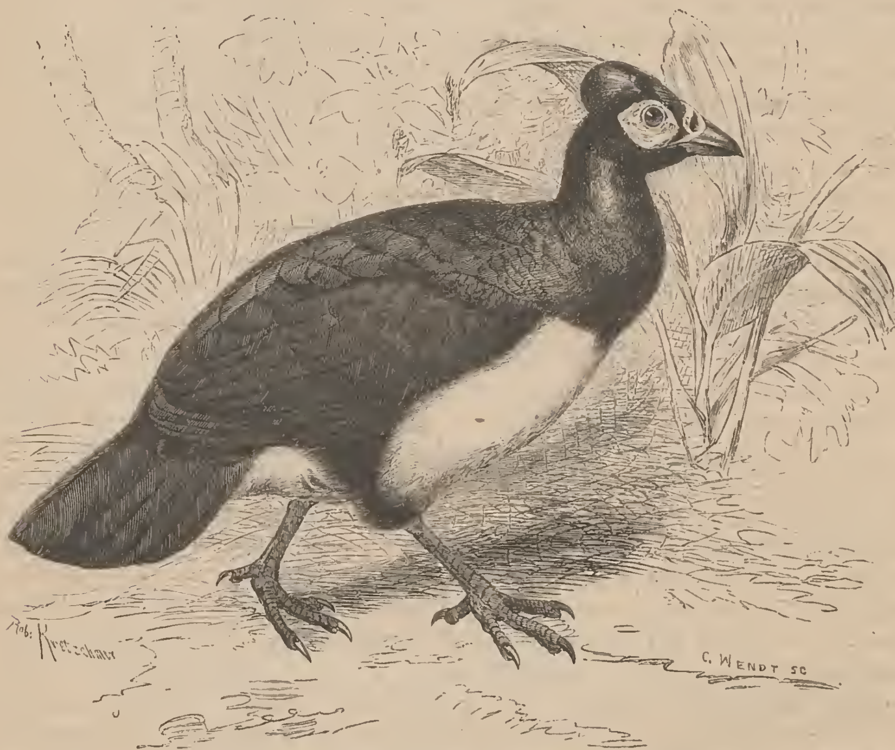
da es sich dann dem Schützen als sicheres Ziel bietet. Ist es in kleinen Gesellschaften vereinigt, so kann der Jäger eines nach dem andern von ihnen herabschießen und die ganze Gesellschaft nach Hause bringen. Ohne besondere Mittel für ihre Erhaltung muß diese Fahrlässigkeit der Vögel ihre Ausrottung zur Folge haben. Dies aber würde sehr zu beklagen sein, da sie nicht nur höchst anziehende Bewohner des Vogelhauses sind, sondern ihr Wildpret auch ein ausgezeichnetes Gericht für die Tafel ist.

Ein zweites Mitglied der Familie, Maleo (Megacephalon Maleo) genannt, kennzeichnet sich besonders durch einen harten, rundlichen Höcker, welcher über den Nasenlöchern beginnt, die ganze Stirn bedeckt und noch über den Hinterkopf hervortritt. Der starke Schnabel ist auf der Firste kantig, an der Schneide des Unterschnabels fast gerade oder mäßig lang, der Flügel muschelförmig, in ihm die dritte Schwinge die längste, der achtzehnfedrige Schwanz abgerundet, der Fuß stark und kräftig, verhältnißmäßig kurzzehig. Das Gefieder der Oberseite und ein ziemlich breites Hals- oder Brustband, die Aftergegend und die Weichen sind schwarzbraun, die Brust und der Bauch blaßrosenroth. Das Auge ist gelb, der Kopf, soweit er nackt, weißlich, der Höcker blau, der Schnabel und Vorderfuß hornfarben. Die Länge beträgt über 24, die Fittiglänge 11, die Schwanzlänge 8 Zoll.

Das Freileben des anziehenden Vogels ist meines Wissens nur von Wallace und Baron Rosenberg beobachtet worden. „Der Maleo", sagt der Erstgenannte, „soviel mir bekannt, auf die nördliche Halbinsel von Celebes und hier auf den Küstentheil beschränkt, scheint besonders häufig zu sein in den Wäldern, welche das Kalabitgebirge umgeben und nährt sich ausschließlich von abgefallenen Früchten." Rosenberg stimmt hinsichtlich der Heimat mit Wallace überein, macht aber genauere Angaben. „Die Aufenthaltsorte des Maleo sind stets sehr beschränkt, zuweilen auf einzelne Küstenstriche und Inselchen. Während er hier in großer Anzahl vorkommt, sucht man ihn anderswo vergebens. Ein Haupterforderniß des Standes scheint zu sein, daß der Boden mit niederem Strauchwerk bewachsen ist; denn auf dem Boden hält der Vogel hauptsächlich sich auf, und auf ihm sucht er sich seine Nahrung, welche in allerlei kleinen Thieren und Früchten besteht: alle Erlegten hatten Ueberbleibsel von Landschnecken, Kerbthieren und Früchten, gemengt mit Schlamm und Steinchen, im Magen." — „In den Monaten August und September, der Zeit, in welcher es hier nicht oder nur wenig regnet", berichtet Wallace weiter, „steigt der Maleo zum Strande hernieder, um seine Eier abzulegen. Zu diesem Endzwecke erwählt er sich gewisse Buchten, welche möglichst fern von den menschlichen Wohnungen liegen. Sind solche günstig, so dienen sie allen Vögeln eines ausgedehnten Landstriches, und man sieht sie hier täglich zu Dutzenden und Hunderten. Ich habe die berühmteste dieser Buchten besucht, aber leider zu spät in der Jahreszeit und deshalb nicht so viel gesehen, als es sonst wohl der Fall gewesen sein möchte; demungeachtet fand ich Gelegenheit, einige wichtige Beobachtungen zu sammeln."

„Der Platz besteht aus einem steilen Küstensaume von ungefähr einer Meile Länge, welcher sehr tief mit losem, groben, vulkanischen Sande oder Kies überdeckt ist und sich kaum begehen läßt. Er wird jederseits von einem kleinen Flüßchen, hinten aber vom Walde begrenzt. Unmittelbar über der Hochwassermarke sieht man eine Anzahl von Höhlen, welche vier oder fünf Fuß im Durchmesser haben, und in ihnen oder rund um sie her findet man in einer Tiefe von ein oder zwei Fuß die Eier der Maleo's, zuweilen nur eins oder ihrer zwei, manchmal auch sieben oder acht in einer Höhle, sie aber stets in einer Entfernung von sechs bis acht Zoll von einander. Jedes Ei soll von einem besondern Vogel gelegt werden. Die Maleo's kommen oft aus einer Entfernung von zehn bis funfzehn Meilen paarweise zum Strande hernieder und wählen sich entweder einen neuen Platz oder eine alte Höhle und scharren abwechselnd bis sie die genügende Sandmenge zusammen haben. Hierauf legt das Weibchen ein Ei, bedeckt es mit Sand, und das Paar kehrt in den Wald zurück. Wie ein

Eingeborner versicherte, kommt das Paar nach dreizehn Tagen wieder an den Strand, um ein zweites Ei zu legen. Diese Behauptung scheint sich auf Beobachtung zu gründen, möglicher Weise auf die eines verwundeten oder sonst ausgezeichneten Vogels, und ich glaube, daß sie so ziemlich der Wahrheit entsprechen wird, da bei allen Weibchen, welche ich schoß, bevor sie ihr Ei gelegt hatten, dieses die Bauchhöhle so vollständig füllte, daß es die Eingeweide außer Thätigkeit zu setzen schien, gleichwohl aber der Eierstock noch acht oder zehn bis zur Größe kleiner Bohnen entwickelte Eierchen enthielt, deren größtes bis zu seiner vollen Entwicklung ungefähr die angegebene Zeit brauchen mochte. Die Färbung der Eier ist ein blasses Braunroth; ihre Länge beträgt $4\frac{1}{4}$, ihre Breite $2\frac{1}{3}$ Zoll. Ganz frisch bilden sie ein außerordentlich geschmackvolles Gericht; die Eingebornen kommen deshalb mehr als funfzig Meilen herbei, um sie zu suchen. Die Eltern bekümmern sich nach dem Legen nicht mehr



Der Maleo (Megacephalon Maleo). $\frac{1}{4}$ der nat. Größe.

um sie, und die Jungen arbeiten sich, wenn sie einmal ausgeschlüpft sind, ohne jegliche Hilfe durch den Sand und laufen dem Walde zu."

Rosenberg fand die Maleo's besonders häufig auf einer kleinen Insel des Boneflusses, welche von den Radjas von Bone als Privatbesitz angesehen, durch besonders angestellte Dienstleute der gedachten Oberhäupter bewacht und zur Brutzeit der Vögel ausgebeutet wird. Denn die höchst schmackhaften Eier werden so gesucht, daß ihretwegen der Name Maleo jedem Einwohner der Insel geläufig ist, wie denn auch jeder Schlecker Gorontalo's das Ei gern mit 12—15 Cents bezahlt. Jagd und Fang der Erzeuger einer so nutzbringenden Waare sind also streng verboten, und der betreffende Wächter hat noch außerdem die Verpflichtung, den großen Warneidechsen ihre Gelüste nach den Eiern zu verleiden. Von einem dieser Wächter erfuhr unser Forscher etwa Folgendes:

Die Henne gräbt, meist an der Wurzel eines Baumes oder Strauches, nicht selten jedoch auch auf nacktem Boden, ein Loch von 2 Fuß Durchmesser und 80 bis 90 Zoll (?) Tiefe in die Erde. Dasselbe läuft mehr oder weniger schief nach unten zu und fällt auf der Seite, auf welcher der Vogel scharrend die Erde hinter sich wirft, allmählich, übrigens aber steil zur Tiefe ab. Ist der Maleo nun in die gehörige Tiefe gekommen — was binnen Kurzem geschehen zu sein pflegt — so lockert er den Boden der Grube noch etwas auf und läßt hierauf das Ei in dieses lose Bett fallen. Das Ei sinkt durch die eigene Schwere in senkrechter Richtung ein und bleibt so stehen; die Henne wirft die Grube in einer Höhe von 50 bis 60 Zoll mit der ausgegrabenen Erde lose zu und bekümmert sich fortan nicht mehr um Nest und Ei. In zwei Brutlöchern, welche Rosenberg öffnete, zeigte der Wärmemesser 112° F., während die Luftwärme nur 82° betrug. — Jedes Brutloch enthält nur ein Ei; die Zeitigung desselben beansprucht 26 bis 28 Tage. Die Jungen kommen vollständig entwickelt aus ihrer Erdmulde zum Vorschein und suchen sich vom ersten Tage ihres Lebens an ihre Nahrung selbst.

„Die Maleo's", schließt Wallace, „nehmen sich, wenn sie auf dem Sande dahin laufen, sehr hübsch aus. Die Farben ihres Gefieders, der behelmte Kopf und der aufgerichtete Schwanz gibt ihnen ein eigenthümliches Ansehen; der langsame, bedächtige Gang macht sie noch bemerkenswerther. Nähert man sich ihnen, so laufen sie sehr schnell davon; überrascht man sie, so fliegen sie bis zu den niederen Zweigen des nächsten Baumes empor. Zwischen den Geschlechtern bemerkt man kaum einen Unterschied; doch ist beim Männchen der Höcker etwas größer und das Rosenroth des Gefieders etwas lebhafter als beim Weibchen. Aber diese Merkmale scheinen keineswegs beständig und auffällig genug zu sein, um Hahn und Henne zu unterscheiden."

Gefangene Maleo's benehmen sich in ähnlicher Weise wie die früher beschriebenen Verwandten, sind aber keineswegs besonders anziehend, haben sich auch in den Thiergärten zu London und Amsterdam, den beiden einzigen, welche sie besitzen, nicht fortgepflanzt.

Ein anderer Wallnister (Leipoa ocellata), welcher auf dem Festlande Neuhollands gefunden wird, ähnelt gewissen Tauben fast ebensoviel wie den Hühnern und ist deshalb zum Vertreter der Sippe der Tauben-Wallnister ernannt worden. Sein Leib ist gestreckt, der Flügel breit und rundlich, in ihm die zweite Schwinge die längste; der Schwanz, welcher aus vierzehn Federn gebildet wird, lang, breit und stark abgerundet, der Fuß kräftig, aber mäßig hoch, der Schnabel verhältnißmäßig klein und gerade.

Das Gefieder ist bräunlichgrau, auf dem Oberkopfe dunkelbraun, oben übrigens aschgrau, auf Schulter und Flügel reihenartig braun gefleckt, unten ledergelb; Kinn und Mittelbrust sind mit schmalen lanzetförmigen schwarzen, weißgeschafteten Federn verziert, die Schwingen braun, auf der Außenfahne mit dunkelbraunen Zickzacklinien gezeichnet, die Steuerfedern schwärzlichbraun, fahlgrau gesäumt. Das Auge ist bräunlich, der Schnabel schwarz, der Fuß dunkelbraun. Die Länge beträgt 24, die Fittiglänge 12, die Schwanzlänge 8½ Zoll.

Gould hat von ihm und mehreren anderen gesammelte Beobachtungen über die Lebensweise des Tauben-Wallnisters übersichtlich zusammengestellt, wie folgt: „Dieser schöne Vogel gehört zu den bemerkenswerthesten Neuigkeiten der noch wenig bekannten Gegenden Australiens, da erst die Erforschung seiner Sitten ihm die rechte Stelle im System anwies. Die nachstehenden Berichte über seine Lebensweise wurden mir durch Gilbert und Grey gegeben; ich bringe sie deshalb mit deren eigenen Worten."

„Diesen Morgen", schrieb Gilbert am 28. September 1842, „hatte ich das große Glück, in das düstere Dickicht einzudringen, in welchem ich schon seit lange nach den Eiern der Tauben-Wallnister gesucht hatte. Ich war noch nicht weit vorwärts gekommen, als der mich begleitende Ein-

geborne mir bemerkte, daß wir in der Nähe der Bruthügel angelangt seien. Eine halbe Stunde später fanden wir einen solchen Hügel zwischen so dichtem Gestrüpp, daß wir es überschreiten mußten. Ich war höchst begierig, die Schätze dieses Hügels zu heben, schob den schwarzen Burschen bei Seite und begann sofort selbst zu graben. Dies aber mißfiel jenem, und er gab mir zu verstehen, daß ich, da ich nie einen solchen Hügel gesehen hatte, durch meine Hast die Eier zerbrechen, also besser thun würde, ihm das Oeffnen zu überlassen. Ich ließ ihn gewähren, und er begann zunächst damit, daß er die Erde sorgfältig aus dem Mittelpunkte wegschaffte und die einem weiten Becken ähnliche Mündung freilegte. Als er zwei Fuß tief gegraben hatte, sah ich mit fast ängstlicher Freude die dicken Enden von zwei Eiern, welche auf die Spitze gestellt waren. Nunmehr wurde die sie umgebende Erde mit größter Vorsicht weggenommen (weil die Schale, wenn sie zuerst mit der Luft in Berührung kommt, außerordentlich zerbrechlich sein soll) und der Eierschatz gehoben. Ungefähr hundert Ellen von diesem ersten Hügel kamen wir zu einem zweiten, größeren und fanden hier drei Eier. Im Verlaufe unserer Untersuchung entdeckten wir noch acht Hügel mehr, aber keine Eier weiter."

„Um Ihnen eine Vorstellung von der Oertlichkeit zu geben, welche der Vogel für sein Brutgeschäft auswählt, will ich versuchen, die Wonganhügel zu beschreiben. Sie liegen etwa 1300 Fuß über dem Seespiegel in nordnordöstlicher Richtung von Drummond's Hause in der Tootbay, werden von einem Gummiwalde eingeschlossen und sind bedeckt mit einem dichten Bestande, welcher mehrere Meilen weit reicht und aus wirren, dickbuschigen, übermannshohen Pflanzen, zumeist aus einem sonderbaren Zwerggummibaume besteht, welcher von den Eingebornen Sperholz genannt wird. Der Boden besteht aus röthlichem Eisensande; aus ihm wird der Wall gebildet. Das Innere desselben enthält feineren Sand mit Pflanzenstoffen gemischt. Drummond, welcher in England Jahre lang Mistbeete unterhalten hatte, meinte, daß die durch Zersetzung entstehende Hitze um die Eier herum 89° Fahrenheit betragen müsse. In beiden Nestern gab es viele weiße Ameisen, welche ihre kleinen bedeckten Erdröhren auch an die Schale der Eier geklebt hatten. Der größte Wall, welchen ich sah, maß fünfundvierzig Fuß im Umfange, bei etwa fünf Fuß Höhe. Ich bemerkte in allen noch nicht zur Aufnahme der Eier fertigen Nestern, daß das Pflanzenlager feucht und kalt war, glaube deshalb auch, daß der Vogel dasselbe jedesmal, bevor er wieder Eier legt, umwendet und mit Erde bedeckt. Alle Wälle, in denen ich Eier fand, waren oben vollkommen glatt, gerundet, sodaß jeder Vorübergehende, welcher die Sitte des Vogels nicht kennt, sie für Ameisenhügel nehmen mußte, während diejenigen, welche keine Eier enthielten, oben nicht rund, sondern in der Mitte so ausgescharrt waren, daß hier eine Höhle gebildet wurde. Die Eier werden bestimmt in die Mitte, alle in gleicher Höhe, etwa drei Zoll weit von einander und so gelegt, daß sie einen Kreis bilden; ihre Größe ist ungeheuer: sie messen 3¾ Zoll in der Länge, 2½ in der Breite und wiegen 8 Unzen; ihre Färbung ändert von Lichtbraun bis zu Helllachsroth."

„Den ganzen Tag über bekamen wir keinen Vogel zu sehen, obgleich wir zahlreiche Spuren und Plätze, welche sie aufgescharrt hatten, bemerkten. Fährten sahen wir auch in ausgetrockneten Sümpfen, zwei Meilen vom Brutplatze, woraus hervorgeht, daß sich der Tauben-Wallnister nicht auf das Dickicht, in welchem er brütet, beschränkt. Die Eingebornen versichern, daß man ihn nur dann erlegen könne, wenn man sich angesichts der Hügel in kleinen Entfernungen anstelle und hier warte, bis er gegen Sonnenuntergang erschiene. Dies versuchte ich, verbrachte halb sitzend, halb hockend, erwartungsvoll mehrere Stunden; aber der Vogel erschien nicht, und der Eingeborne wurde zuletzt so ungeduldig, daß ich aufbrechen mußte. Als wir am Hügel vorüber gingen, erblickten wir den Tauben-Wallnister jetzt wirklich; ich war aber wegen der Dunkelheit nicht mehr im Stande, auf ihn zu schießen."

Grey vervollständigt in einem Briefe vom 12. Dezember desselben Jahres Gilbert's Angaben. „Die Wälle, welche der Vogel aufwirft", sagt er, „halten im Grunde zwölf bis dreizehn Fuß im Umfange und sind zwei bis drei Fuß hoch; Sand und Gras ist oft in einer Entfernung von funfzehn bis sechszehn Fuß vom äußersten Rande zusammengescharrt. Der Bau geht folgendermaßen vor sich: Es wird zunächst eine fast kreisrunde Höhlung von ungefähr achtzehn Zoll Durchmesser und sieben bis

acht Zoll Tiefe in den Boden gescharrt, mit dürren Blättern, Heu und ähnlichen Stoffen gefüllt und eine große Menge mehr ringsum auf den Boden gehäuft. Ueber diese erste Lage kommt Sand mit dürrem Grase und dergl. vermischt. Vor dem Ablegen eines Eies wird der Gipfel geöffnet, d. h. auf seiner Spitze eine zwei bis drei Zoll tiefe Höhlung in das Blätterlager gescharrt, hierauf das Ei in den Sand gelegt, bedeckt und der Wall geordnet. Ein zweites Ei wird genau in derselben Ebene, mit dem ersten aber auf der entgegengesetzten Seite, ein drittes im dritten, ein viertes im vierten Winkel des Vierecks gelegt; die nächsten kommen in die Zwischenräume zu stehen. Das Männchen unterstützt das Weibchen beim Oeffnen und Zudecken des Walles. Die Eingebornen behaupten, daß das Weibchen (d. h. wohl verschiedene) alle Tage ein Ei legen. Acht ist die größte Zahl der Eier, welche man, soviel ich gehört habe, in einem Neste findet."

Der Tauben-Wallnister läuft, nach Angabe desselben Beobachters, ausdauernd und mit reißender Schnelligkeit, fliegt nie, solange er es vermeiden kann und ruht blos nachts auf Bäumen. Seine Nahrung besteht aus Kerbthieren und Samen verschiedener Gewächse. Moore erzählt, daß er bei Verfolgung mit dem Kopfe in einen Busch renne und dann leicht gefaßt werden könne, in seinen Bewegungen und Sitten aber den zahmen Hühnern sehr ähnlich sei. Seine Stimme soll traurig klagend klingen und der mancher Tauben ähneln.

Endlich gibt Gould noch eine Zusammenstellung verschiedener Berichte der Eingebornen, scheint auch an die Wahrhaftigkeit derselben zu glauben, während wir, gestützt auf die an gefangenen Wallnistern gemachten Beobachtungen, annehmen dürfen, daß bei diesen Berichten grobe Täuschungen obgewaltet haben werden. „Zu jedem Neste sollen ein Männchen und ein Weibchen gehören und diese beiden den gewaltigen Bau allein errichten oder einen alten ausbessern, beide Geschlechter sich dem Neste nähern, wenn das Weibchen legen will und gemeinschaftlich das Oeffnen und Zudecken des Walles besorgen. Jedes Weibchen soll alle Tage ein Ei und so deren acht bis zehn nach einander legen. Berauben die Eingebornen das Nest, so legt die Henne doch wieder in dasselbe und so unter Umständen die volle Zahl zweimal in einem Sommer. Es verfließen vier Monate vom Beginne des Baues bis zur Zeit, in welcher das letzte Ei gezeitigt wird. Die Jungen scharren sich selbst heraus, ohne daß die Mutter ihnen beisteht, und gewöhnlich entschlüpfen alle auf einmal, manchmal auch ihrer zwei zu gleicher Zeit, rufen und locken damit die Mutter herbei, welche im Gestrüpp in der Nachbarschaft frißt. Sie nimmt sich dann der Jungen an, wie eine Henne ihrer Küchlein, und zuweilen wird sie von acht bis zehn derselben begleitet." Ich brauche kaum zu betonen, daß ich den Angaben von Sclater, Wallace und Rosenberg mehr Glauben schenke, als vorstehenden Berichten der Schwarzen Neuhollands.

* * *

Die Hurbel-Wallnister oder eigentlichen Großfußhühner (Megapodii) zeigen in ihrem Leibesbau eine gewisse Aehnlichkeit mit den Rallen oder Wasserhühnern. Ihr Leib ist schlank, der Hals mittellang, der Kopf groß, der Flügel breit abgerundet, in ihm die dritte bis fünfte Schwinge gleich lang und die längsten, der Schwanz, welcher aus zehn Federn besteht, kurz und abgerundet, der Lauf sehr stark und noch etwas länger als die lange, kräftige Mittelzehe, welche wie alle andern mit kräftigen, langen, aber wenig gebogenen Nägeln bewehrt wird, der Schnabel meist kürzer als der Kopf, gerade, vor der Spitze gewölbt. Das Gefieder pflegt reichlich zu sein, auf dem Hinterkopfe sich zu verlängern; der Augenkreis, auch wohl ein großer Theil des Kopfes, die Kehle und der Hals aber bleiben regelmäßig nackt.

Ueber diese Vögel berichtet Pigafetta bereits im Jahre 1520 in seinem Werke über die Philippinen. „Man findet hier", sagt er, „schwarze Vögel von der Stärke einer Henne, welche wohlschmeckende Eier von bedeutender Größe legen. Es wurde uns gesagt, daß das Weibchen diese Eier in den Sand lege und daß die Sonnenwärme hinreiche, sie auskriechen zu lassen." Carreri

vervollständigt diesen ersten Bericht noch etwas, sieht aber das von ihm und Pigafetta beobachtete Großfußhuhn als einen Meervogel an. Er erzählt, daß die Eier desselben, welche an Größe Gänseeiern gleich kommen, in sandigen Gegenden in ein von ihm ausgescharrtes Loch gelegt und mit Sand bedeckt werden. Dies geschehe im März, April und Mai, zur Zeit, wenn das Meer am ruhigsten ist, die Wogen das Ufer nicht übersteigen und die Eier nicht ersäufen. Die Matrosen suchen gierig die Nester längs dem Strande des Meeres und wissen, daß da, wo die Erde umgearbeitet ist, Eier verborgen wurden. Es blieb Gould vorbehalten, Genaueres mitzutheilen, da er das Glück hatte, treffliche Berichte von zwei ausgezeichneten Forschern zu erhalten, und diese veröffentlichte.

Das Vorkommen eines Hurbel-Wallnisters in Australien, meint er, konnte nicht überraschen, da Neuguinea und die anliegenden Inseln bekannterweise von diesem merkwürdigen Vogel bewohnt werden. Er hielt aber den australischen Vogel für eine schon früher von Temminck beschriebene Art, und erst genaue Vergleiche der in den Museen von Paris und Leyden aufgestellten Bälge der letzteren überzeugten ihn, daß er es mit einer noch unbeschriebenen Art zu thun habe. Der Großfuß, wie wir den Vogel der Kürze wegen nennen wollen (Megapodius tumulus) ist etwa ebensogroß wie ein weiblicher Fasan. Die Federn des Kopfes sind dunkelrothbraun, die des Rückens und der Flügel zimmtbraun, die Ober- und Unterschwanzdeckfedern dunkelkastanienbraun, die Schwingen- und Schwanzfedern schwärzlichbraun, die des Hinterhalses und der ganzen Unterseite grau. Das Auge ist hellröthlichbraun, der Schnabel ein wenig dunkler, der Fuß hochorangenfarbig.

Gilbert und Macgillivray sind es, welche uns durch Gould die Lebensweise des Vogels kennen gelehrt haben. „Bei meiner Ankunft zu Port Essington zogen viele sehr große Erdhaufen meine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde mir gesagt, daß dieselben Grabhügel der Eingebornen seien; letztere hingegen versicherten mich, daß sie der Großfuß zur Bebrütung seiner Eier erbaut habe. Aber diese Angabe klang so auffallend und schien so sehr im Widerspruche zu stehen mit den Gewohnheiten anderer Vögel, daß Niemand in der Ansiedlung an die Wahrheit derselben glaubte, obwohl auch Niemand soviel Theilnahme zeigte, um die Sache zu prüfen. Dazu kam, daß die Zweifel vermehrt wurden durch die Größe der Eier, welche die Eingebornen brachten und als jenen Vögeln angehörig bezeichneten. Da ich jedoch wußte, daß die Eier des Tauben-Wallnisters in ähnlicher Weise gezeitigt werden, beschloß ich, mein Möglichstes zu thun, um über das Thatsächliche klar zu werden, und nachdem ich mir die Hilfe eines gewitzigten Eingebornen verschafft hatte, begab ich mich am 16. November nach Krocker's Bay, einem wenig bekannten Theile von Port Essington, welcher, wie mir gesagt wurde, von solchen Vögeln bewohnt werde." Gilbert erzählt nun ausführlich, wie er verschiedene Haufen im Dickicht fand, dieselben untersuchte und schließlich zur Ueberzeugung gelangte, daß die Eingebornen der Wahrheit gemäß berichtet hatten. Etwas später beobachtete Macgillivray den Großfuß auf Nogo in der Endavourstraße. Er war während seines längeren Aufenthaltes so glücklich, Männchen und Weibchen zu erlegen und fand auch mehrere Wälle mit Eiern auf.

„Wenige Vögel", sagt er, „sind so scheu und so schwierig zu erlegen als der Großfuß. Er bewohnt das Gestrüpp, welches die Ufer der Buchten und überhaupt den Küstensaum bedeckt; wenigstens fand ich seine Wälle niemals weiter als hundert Ellen vom Meere entfernt. Wenn er aufgescheucht wird, erhebt er sich selten mit einem Male — es sei denn, daß er sich eben an der Grenze des Dickichts befunden habe — rennt vielmehr eine Strecke weit auf dem Boden hin und steht nun erst auf. Der Flug ist schwerfällig, aber nicht von dem Geräusche begleitet, welches die wahren Hühner, wenn sie fliegen, verursachen. Selten fliegt der Hahn weit in einem Zuge dahin, setzt sich vielmehr baldmöglichst auf einen Baum nieder, verweilt hier kauernd mit ausgestrecktem Halse, beobachtet jede Bewegung seines Verfolgers und fliegt weiter, wenn dieser sich naht. Blos die sorgfältigste Berücksichtigung aller Deckungen macht es dem Jäger möglich, bis auf Schußweite heranzukommen. Um zu beweisen, wie scheu er ist, will ich erwähnen, daß eine Jagdgesellschaft von drei Leuten, welche sich in einem kleinen Dickicht auf Nogo zerstreut hatten, in der Absicht, Großfüße zu schießen, nicht einen einzigen zu sehen bekamen, obgleich sie mehrere von ihnen aufstörten. Zu Port Essington erlegte ich

einen in den Manglegebüschen, deren Wurzeln bei Hochwasser von den Wellen bespült werden, und Kapitän Blackwood tödtete einen anderen, während er auf dem Schlamme dahinlief. In beiden Fällen waren die Vögel in der Nähe ihrer Hügel.“ Auch Gilbert bestätigt, daß der Großfuß sich ausschließlich in den verschlungensten Dickichten unmittelbar am Meeresufer aufhält und nicht weit ins Innere geht. Er lebt paarweise oder einzeln und nährt sich am Boden. Sein Fraß besteht in Wurzeln, welche er ohne Mühe mit Hilfe seiner kräftigen Klauen hervorscharrt, auch wohl in Sämereien und Kerbthieren, besonders in großen Käfern. Die Stimme soll wie das Glucksen des Haushuhnes klingen und mit einem Rufe endigen, welcher an den des Pfaues erinnert.

Die Nesthaufen sind sehr verschieden, ebensowohl was Gestalt und Größe, als auch die Bestandtheile anlangt. Die meisten stehen nächst dem Wasserrande und bestehen aus Sand und Muscheln, einige enthalten Schlamm und vermodertes Holz. Gilbert fand einen, welcher funfzehn Fuß hoch und sechzig Fuß im Umfange hielt, einen zweiten, welcher einen Raum von hundertundfunfzig Fuß im Umkreise bedeckte; Macgillivray spricht von eben so großen und hohen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die gewaltigsten dieser Hügel das Werk mehrerer Geschlechter sind und alljährlich benutzt und vergrößert werden. Die eigentliche Nisthöhle beginnt entweder am Innenrande des Gipfels und fällt schief abwärts nach dem Mittelpunkte zu, oder auf den Gipfel selbst und wendet sich dann nach dem äußeren Abhange hin. Die Eier liegen sechs Fuß tief unter der Spitze, zwei bis drei Fuß von der Seite entfernt. Eingeborne erzählten Gilbert, daß die Vögel nur ein einziges Ei in eine Höhle legen und nachdem dasselbe dort untergebracht ist, die Höhle mit Erde ausfüllen, auch die obere Mündung glätten und abrunden. An den frischen Fußtritten auf der Höhe und an den Seiten des Hügels erkennt man leicht, daß ein Großfuß neuerlich eine Höhle ausgegraben hat. Die Erde, welche dieselbe deckt, ist dann so locker, daß man mit einer dünnen Ruthe hineinbohren und so den Verlauf der Höhle erforschen kann: je leichter die Ruthe sich einschieben läßt, umso kürzere Zeit verfloß seit dem Eierlegen. Es erfordert eine gewisse Uebung und namentlich große Ausdauer, um die Eier selbst zu erhalten. Die Eingebornen graben mit der Hand und heben nur soviel Sand aus, als unbedingt nöthig ist, um ihren Körper einschieben und die Stoffe zwischen ihren Beinen durchwerfen zu können. Ihre Geduld wird aber oft auf eine sehr harte Probe gestellt; denn sie graben manchmal sechs bis sieben Fuß tief, ohne Eier zu finden, und werden währenddem von der Hitze und von Millionen Sand- und Stechfliegen fürchterlich gequält. Die Eier stehen immer senkrecht, die dickeren Enden nach oben; sie sind in der Größe ziemlich verschieden, ähneln sich aber in der Gestalt. Ihre Länge beträgt ungefähr $3\frac{1}{2}$, ihre Breite $2\frac{1}{4}$ Zoll. Die Färbung wechselt je nach der Beschaffenheit der Stoffe, welche sie umgeben: diejenigen, welche in schwarzer Erde liegen, sind regelmäßig dunkelröthlichbraun, diejenigen, welche in Sandhügel abgelegt werden, schmuziggelbweiß. Die Farbe hängt aber nur mit einem das Ei dünn bedeckenden Häutchen zusammen. Sprengt man dasselbe, so findet man, daß die Schale eigentlich weiß aussieht. Nach Versicherung der Eingebornen werden die Eier nachts und in Zwischenräumen von mehreren Tagen abgelegt.

Das Ausschlüpfen der Jungen wurde weder von Gilbert noch Macgillivray beobachtet, ersterer fand aber einen jungen Vogel in einer Höhlung von zwei Fuß Tiefe; derselbe lag auf einigen dürren Blättern und schien nur wenige Tage alt zu sein. Gilbert wandte alle Sorgfalt an, um ihn aufzuziehen und setzte ihn in eine mäßig große Kiste, welche er zum Theil mit Sand anfüllte. Er fraß ohne sonderliche Umstände gequetschte Körner, und sein Pfleger gab sich deshalb schon der besten Hoffnung hin. Allein der Vogel war so wild und unbändig, daß er die Gefangenschaft nicht ertragen wollte und frei gelassen werden mußte. Solange er in der Kiste steckte, kratzte er den Sand unaufhörlich auf Haufen, indem er ihn aus der einen Ecke des Kastens in die andere warf. Dies geschah mit einer überraschenden Schnelligkeit und einer unverhältnißmäßig großen Kraft; denn der kleine Gesell hatte eben die Größe einer Wachtel. Zum Scharren im Sande gebrauchte er nur einen Fuß; mit ihm faßte er eine gewisse Menge von Sand und warf sie ohne anscheinende Anstrengung hinter sich. Diese Arbeitslust scheint auf einer angebornen Unruhe begründet zu sein und mehr das Ver-

langen, die kräftigen Beine zu beschäftigen, auszudrücken, als mit der Ernährung im Zusammenhange zu stehen. In der Nacht war der Gefangene so unruhig und gab sich so große Mühe zu entfliehen, daß sein Pfleger vor dem von ihm verursachten Lärm nicht schlafen konnte.

Ich weiß nicht, ob man erwachsene Großfüße jemals in Gefangenschaft hielt und längere Zeit beobachtete, habe auch nirgends gehört oder gelesen, daß einer dieser merkwürdigen Vögel lebend nach Europa gekommen wäre.

* * *

Der Name „Scharrvögel“ wird von allen Mitgliedern der Ordnung, welche bis jetzt Erwähnung fanden, bethätigt, paßt aber nicht für die, welche wir noch zu erwähnen haben. Aber ebensowenig wird man sie „Hühner“ nennen dürfen; denn sie unterscheiden sich von solchen nicht blos in der Gestalt, sondern auch in der Lebensweise sehr wesentlich. Diese Behauptung gilt insbesondere für die Hokkovögel, welche wir unter Berücksichtigung des weiter oben Gesagten als eine Abtheilung oder Zunft der Ordnung ansehen. Man pflegt zu sagen, daß sie in den Waldungen Südamerikas unsere Rauchfußhühner und Fasanen vertreten, verlangt aber schwerlich, daß dieser Ausspruch wörtlich genommen werden müsse, da es Demjenigen, welcher die einen und die anderen kennt und vergleichend betrachtet, recht schwer wird, irgend welche Aehnlichkeit zwischen beiden wahrzunehmen. Reichenbach zählt die Hokkovögel zu den Tauben und unterstützt seine Ansicht, welche von Andern für eine Gewaltthat erklärt wird, mit Gründen, deren Triftigkeit gar nicht unterschätzt werden darf. Es fehlt den Hokkovögeln, meiner Ansicht nach, jedoch ein Merkmal der Tauben: sie sind keine Nesthocker, sondern Nestflüchter; sie kommen nicht blind und fast unbekleidet, sondern in einem Zustande zur Welt, welcher dem junger Hühner ähnlicher ist als dem junger Tauben. Aber im übrigen hat Reichenbach gewiß Recht, wenn er zur Unterscheidung der Hokkos und eigentlichen Hühner hervorhebt, daß ihr Lauf sporenlos, die Hinterzehe ebenso tief wie die übrigen eingelenkt, ihre Erscheinung und Benehmen nicht wie bei den Hühnern, sondern wie bei den Lauftauben ist, daß sie nicht in Vielehigkeit, sondern in Einweibigkeit leben, auf Bäumen nisten und aus dünnen Zweigen ein lockeres Taubennest bauen, nicht aber eine Vertiefung auf der Erde scharren, blos zwei, mindestens sehr wenige, nicht aber viele Eier legen wie die Hühner, daß ihre Jungen wahrscheinlich längere Zeit im Neste bleiben und geätzt werden müssen u. s. w. Die Gestalt der Hokkovögel hat mit der der eigentlichen Hühner streng genommen nicht größere Aehnlichkeit als mit der der Tauben; ihr Gefieder ähnelt dem der letztgenannten Vögel mehr als dem der Hühner; ihr innerer Leibesbau weicht sehr wesentlich von dem der Hühner ab. Aber eigentliche Tauben sind sie freilich ebensowenig. Sie bilden eine jener Gruppen, welche keine wirkliche Verwandtschaft mit andern Vögeln zeigen.

Die Hokkovögel (Cracidae) sind groß oder mittelgroß, gestreckt gebaut, ihre Flügel stark abgerundet, die vier bis fünf vordersten Handschwingen stufig gekürzt, auch wohl abgesetzt langspitzig, ihre Armschwingen lang, den Handtheil des Flügels in der Ruhe überdeckend, ihre zwölf Steuerfedern sehr lang, stark, kräftig, seitlich etwas verkürzt oder ziemlich gleichlang; der Schnabel ist in der Regel länger als bei den meisten Hühnern, aber verhältnißmäßig kürzer als bei den Tauben, an der Spitzenkuppe gewölbt, am Ende breithakig herabgebogen, hinten mit einer Wachshaut überzogen, welche sich über die ganze Nasengrube, gewöhnlich auch über die Zügel der Augengegend erstreckt und den oft sich findenden Höcker auf der Schnabelwurzel überkleidet; der Fuß ist mittelstark und mittelhoch, lang und dünnzehig; alle Zehen laufen von ein und derselben Ebene aus; ihre Krallen sind lang, ziemlich schmal, scharf zugespitzt und sanft gebogen. Das Gefieder ist derb und großfedrig, jedoch nicht dicht; die einzelnen Federn pflegen breit, abgerundet, ihre Schäfte aber bei einer Familie eigenthümlich verdickt zu sein, indem sie von der Wurzel an allseitig aufschwellen und erst gegen die Spitze hin sich verdünnen und verschwächen. Bei einzelnen Arten erscheint diese eigenthümliche Bildung so ausgeprägt, daß der Schaft in der Mitte seiner Verdickung um das Zehn- und Zwanzigfache dicker ist als an der

Spitze, um das Sechs- bis Zehnfache dicker als an seiner Wurzel. Mit dieser Verdickung steht die Bebartung im Einklange: der verstärkte Schaft trägt dunige, die verdünnte Spitze geschlossene Fahnen. Am auffallendsten zeigt sich diese Verdickung im Kleingefieder, zumal an den Bürzelfedern, am wenigsten an den Schwingen und Steuerfedern. Düstere Farben sind vorherrschend, lichtere aber nicht ausgeschlossen. Inwiefern sich die Geschlechter unterscheiden, ist zur Zeit noch nicht festgestellt. Es gibt, soviel mir bekannt, keinen Vogelkundigen, welcher sich rühmen darf, die Hokkovögel zu kennen. Fast alle Naturforscher, welche versuchten, die Gruppe zu kennzeichnen, haben mehr zur Vermehrung der herrschenden Unklarheit als zur Aufklärung beigetragen.

Die Gruppe läßt sich in zwei Abtheilungen zerlegen, denen man den Rang von Familien zusprechen darf. In der einen würden wir dann die Hokkos, in der zweiten die Schakuhühner zu vereinigen haben. Die Hokkos (Craces) sind verhältnißmäßig kräftig, starkschnäblig, hochläufig, kurzflügelig und kurzschwänzig; der Schnabel ist hoch, auf der Firste stark gekrümmt, seitlich zusammengedrückt, ausnahmsweise auch auf der Firste schneidenartig ausgezogen, am Grunde regelmäßig mit einer Wachshaut überkleidet und durch Höcker verziert, welche während der Paarungszeit noch bedeutend aufschwellen, bei einer Art aber sich zu einem harten, sehr großen, birnförmigen Knollen umgestalten und bei einer zweiten Art durch ein mehr auf der Kopfmitte stehendes Horn vertreten werden; der Fuß ist kräftig, mäßig hoch und ziemlich langzehig, der Flügel kurz, in ihm die siebente und achte Schwinge die längsten, der Schwanz ziemlich lang, etwas abgerundet, das Gefieder auf dem Scheitel und Hinterkopfe meist zu einer kammförmigen Haube verlängert, welche aus schmalen, steifen, sanft rückwärts, an ihrer Spitze aber wieder vorwärts gekrümmten Federn besteht, auf der Wange, dem Oberhalse und in der Steißgegend weich, fast dunig, auf dem Unterhalse und Rumpfe hart und derb, der Zügel mit kleinen Pinselfedern besetzt, die Augengegend nackt.

Das Geripp zeigt mit den eigentlichen Hühnervögeln manche Aehnlichkeit. Die Wirbelsäule besteht aus vierzehn Hals-, sieben Rücken- und sechs Schwanzwirbeln; die Platte des Brustbeins ist mäßig ausgerandet, der Kiel sehr hoch; Oberarm und Oberschenkel führen Luft. Ein Kropf ist vorhanden, der Vormagen klein, der Hauptmagen sehr starkmuskelig. Größere Beachtung dürfte die Luftröhre verdienen, weil sie sich nicht blos durch eigenthümliche Gestaltung, sondern auch durch ungewöhnlichen Verlauf auszeichnet, obschon Letzteres bei vielen Mitgliedern der nächstverwandten Familie noch ersichtlicher wird. Die Luftröhre tritt nämlich auf die äußere Seite des Brustkorbes heraus, macht hier eine oder mehrere Windungen und senkt sich nunmehr erst in die Tiefe des Brustkastens ein. Bei einzelnen Arten erweitert sie sich auch wohl zu Taschen oder Buchten ꝛc.

Die ungenügende Kunde, welche wir derzeit über das Leben der Hokkos besitzen, mag es rechtfertigen wenn ich nur wenige der theilnahmswerthen Geschöpfe hier aufführe.

Der Hokko (Crax alector), dessen Name zur Bezeichnung der Gesammtheit gedient hat, ist ein Vogel von der Größe eines schwachen Truthahnes, ungefähr 36 Zoll lang, mit gelbem Fleischhöcker auf dem Schnabelgrunde, bis auf den weißen Bauch, den Steiß und den Endsaum der Schwanzfedern, glänzend blauschwarz, sein Auge braun.

Das Weibchen soll nur am Kopfe, Halse, auf der Brust und auf dem Rücken schwarz, auf dem Bauche rostroth, auf Flügel und Unterschenkel rostrothgelb gewellt sein.

Der Mutung (Crax carunculata) vertritt den Hokko in Brasilien und unterscheidet sich hauptsächlich durch etwas geringere Größe und rothe Wachshaut. Das Männchen ist bis auf den weißen Bauch und Steiß schwarz, das Auge braun, der Schnabel an der Spitze schwarz, seine Wachshaut roth, der Fuß gelbroth. Die Länge beträgt 34, die Breite 47, die Fittiglänge 14, die Schwanzlänge 13½ Zoll.

Beim Weibchen sind Oberhals und Brust weiß gefleckt, Flügel, Oberbauch und Schenkel rostgelb gebändert, Bauch und Steiß rostroth.

Der Zimmthokko (Crax rubra) zeichnet sich durch seine schön kastanienbraune Färbung aus; die Federn des Nackens und Oberhalses sind schwarz und weiß gebändert, die des Schwanzes durch schmale weißlichgelbe, schwarz gesäumte Binden gezeichnet. Das Auge ist rothbraun, der Schnabel hornfarben, die Wachshaut blauschwarz, der Fuß bleigrau.

Eine zweite Sippe ist auf den Helmhokko (Urax Pauxi) begründet worden. Er kennzeichnet sich durch den großen, birnförmigen Knollen, welcher oberhalb des Nasenloches auf der Schnabel-



Der Hokko (Crax alector). (S. 501.) 1/4 der nat. Größe.

wurzel entspringt und sich schief nach hinten wendet, den dicken, auf der Firste seicht gebogenen, von der Wurzel bis zur Spitze gleichmäßig gewölbten Schnabel und den Mangel eines Haubenkammes. Das Gefieder ist schwarzgrünlich und schillernd, die Federn des Bauches und der Schwanzspitzen sind weiß; das Auge ist rothbraun, der Schnabel roth, der Knollen blauschwarz, der Fuß lichtroth.

Alle Arten der Familie bewohnen Süd- und Mittelamerika, einschließlich des Südens von Mejiko. Der Hokko verbreitet sich über das Innere Brasiliens, von Guayana an bis Paraguay und

wird dort in allen Wäldern gefunden; der Mutung bewohnt das Urwaldgebiet der Ostküste des genannten Kaiserreichs von Rio de Janeiro bis Bahia; der Zimmthokko gehört Peru und Mejiko an; der Helmhokko lebt in allen großen Waldungen des östlichen Peru, besonders häufig in der Provinz Maynas, seltener in den Gebirgen Mittelperus und ebenso im Westen Brasiliens.

Inwiefern sich die Lebensweise der einzelnen Arten unterscheidet, vermögen wir zur Zeit nicht mit Bestimmtheit zu sagen, da die Mittheilungen der Reisenden hierüber noch immer sehr dürftig sind. Aus den mir bekannten Berichten der Naturforscher, welche an Ort und Stelle beobachteten, und den Erfahrungen, welche wir an gefangenen Vögeln sammeln konnten, scheint übrigens hervorzugehen, daß sich die verschiedenen Arten im wesentlichen ähneln. Alle sind, wie schon gesagt, Bewohner der Waldungen Süd- und Mittelamerikas und an Bäume gebunden; den eigentlichen Wald verlassen sie höchstens auf kurze Zeit. Man trifft sie zwar oft auch auf dem Boden an und beobachtete, daß sie hier mit großer Schnelligkeit einher rennen, falls der Grund eben; in der Regel aber sieht man sie im Gezweige der Bäume, während der Brutzeit paarweise, außerdem zu drei, vier und mehr Stücken beisammen. Im Gezweige bewegen sie sich langsam, obschon mit verhältnißmäßigem Geschick; der Flug hingegen ist niedrig, geschieht in wagrechter Richtung und hat keine lange Dauer. Sämmtliche Arten fallen auf durch ihre Stimme, welche immer etwas Eigenthümliches hat, aber je nach der Art sehr verschieden ist. Einige brummen, andere pfeifen, andere knurren, andere schreien ein „Hu, hu, hu, hu“ aus tiefer Brust hervor, andere lassen Laute vernehmen, welche durch die Silben „Racka, racka“ wiedergegeben werden mögen. Ihre Stimme vernimmt man am häufigsten während der Paarungszeit und insbesondere in den frühen Morgenstunden, bald nachdem sie aus dem Schlafe erwachten und aus dem Innern der Waldungen nach den Lichtungen an den Stromufern hervorgekommen sind. Die Indianer aber erzählten Schomburgk, daß eine Art unserer Vögel (Urax tomentosa) regelmäßig zu schreien beginne, wenn das Sternbild des südlichen Kreuzes seine größte Höhe erreicht habe, und Schomburgk fand diese auffallende Angabe bestätigt. Er hatte, wie er erzählt, zu dieser Versicherung lange ungläubig gelächelt, weil er beobachtete, daß das südliche Kreuz gerade dann seine größte Höhe erreichte, wenn der Vogel ohnehin seine dumpfe klägliche Stimme erschallen läßt, um vier Uhr des Morgens nämlich. „Am 4. April aber hatte der Anfang des Kreuzes fünfundzwanzig Minuten nach elf Uhr nachts eben den Meridian erreicht, und in demselben Augenblicke schallten die hohlen Töne der Hokkos durch die stille Nacht. Nach Verlauf einer Viertelstunde lag wieder tiefe Ruhe auf unserer Umgebung. Da wir während dieser Zeit die Stimme des Vogels niemals gehört hatten, zeigte sich in diesem Falle die Angabe als so sicher und schlagend, daß alle Zweifel an der merkwürdigen Thatsache bei uns verschwanden.“

Die Nahrung der freilebenden Hokkos besteht vorzugsweise, vielleicht ausschließlich in Früchten. Azara sagt zwar, daß sie sich von denselben Stoffen ernähren, welche die Hühner fressen, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß sie schon Maiskörner nicht verdauen, sondern sie mit ihrem Kothe wieder ausscheiden, und alle übrigen Beobachter stimmen darin überein, daß Früchte ihr natürliches Futter sind. „In ihrem Magen“, sagt der Prinz, „fand ich halb und gänzlich verdaute Früchte und Nüsse, welche zum Theil so stark waren, daß man sie mit einem Messer nicht ritzen konnte.“ Martius behauptet, daß sie mit jeder Art von Futter zufrieden sind, auch Kerbthiere und Würmer fressen, gelegentlich sogar Thon verschlucken. Schomburgk bestätigt die Angabe jener Beobachter und fügt noch außerdem hinzu, daß ihr Fleisch zuweilen einen durchdringenden zwiebelartigen Geruch und gleichzeitig einen erhöhten oder veränderten Geschmack annimmt, unzweifelhaft in Folge einer zeitweilig von ihnen bevorzugten Nährpflanze, in welcher gedachter Forscher ein Schlinggewächs vermuthet. „Als die Indianer“, erzählt er, „mit dem Reinigen eines Platzes zum Aufhängen der Hängematten beschäftigt waren und mit dem Waldmesser das im Wege stehende Gebüsch und die Schlingpflanzen niederhieben, traf meine Geruchsnerven jener schon früher erwähnte Geruch in einem solchen Maße, als wären die Leute in einem Zwiebelfelde beschäftigt. Bei der Untersuchung fand ich, daß dieser Geruch dem Stamme und den Blättern einer Schlingpflanze eigenthümlich war. Ohne Zweifel fressen

die Hokkos zur Zeit, in welcher ihr Fleisch den beschriebenen zwiebelartigen Geruch und Geschmack annimmt, die Früchte, Samen und Blüthen dieser Schlingpflanze." Bates hebt besonders hervor, daß die in den Waldungen am Amazonenstrome lebenden Hokkos niemals von den Wipfeln der hohen Waldbäume zum Boden herabkommen; damit ist also nicht blos gesagt, daß unsere Vögel in den Kronen der Bäume den größten Theil ihres Lebens verbringen, sondern daß sie in ihnen auch ihr Weidegebiet finden. Dafür spricht außerdem eine Erfahrung, welche wir in allen Thiergärten gemacht haben. Im Aufsuchen der Nahrung unterscheiden sich die Hokkos und die Schakuhühner von allen ihren sogenannten Ordnungsverwandten. Sie scharren nämlich nicht, sondern lesen höchstens auf oder pflücken ab wie die Tauben. In den Gehegen, welche Hokkos bewohnen, wird der Rasen wohl zertreten, nicht aber zerkratzt: — ein deutlicher Beweis, daß die Hokkos, welche man ohne weiteres als Hühnervögel hinzustellen beliebt, von diesen sehr wesentlich sich unterscheiden.

Ueber die Fortpflanzung wissen wir leider bis jetzt noch sehr wenig, so viel aber doch, daß die Hokkos nicht auf dem Boden, sondern auf Bäumen brüten. „Sie bauen ihre flachen Nester", sagt Martius, „aus Reißig in die Winkel der Aeste, nicht eben hoch über dem Boden, und das Weibchen legt nach unserm eigenen Befunde und der Versicherung der Indianer, stets nur zwei weiße Eier, welche größer und stärker als unsere Hühnereier sind." Schomburgk bestätigt diese Angabe, und Bates sagt ebenfalls genau Dasselbe. Die Mittheilungen des Prinzen, daß der Mutung vier Eier in sein aus Prügeln und Reisern auf Bäumen erbautes Nest lege, ist damit genügend widerlegt; sie beansprucht aber auch keine Unfehlbarkeit, da der Prinz ausdrücklich bemerkt, daß er selbst niemals ein solches Nest gefunden habe. Ueber das Jugendleben der Hokkos ist mir keine ausführliche Mittheilung glaubwürdiger Reisender bekannt; gerade dieser Punkt aber würde für die Stellung der Vögel von größter Wichtigkeit sein.

Da das Wildpret der Hokkos an Weiße dem Taubenfleisch, an Wohlgeschmack dem des Truthahnes ähnelt, wird ihre Jagd in Südamerika eifrig betrieben, insbesondere zur Zeit der Paarung, während welcher unsere Vögel durch ihre weitschallende Stimme verrathen werden. Im tiefen Walde, fern von den Wohnungen sollen sie kaum Scheu vor den Menschen zeigen. Sonnini erzählt, daß er sich in Guayana oft mitten unter ihnen befunden habe, ohne sie durch seine Erscheinung in die Flucht zu schrecken. Man könne sich ihrer deshalb auch ohne alle Mühe bemächtigen und selbst mehrere nach einander erlegen, ohne daß die andern sich entfernen; denn die Ueberlebenden sähen den Getödteten wohl ängstlich nach, flögen aber nur von einem Baume zum andern. In der Nähe menschlicher Wohnungen hingegen sind die Hokkos sehr scheu und furchtsam, jedes Geräusch macht sie ängstlich, und die Erscheinung eines Menschen bewegt sie zur eiligen Flucht. Außer dem Fleische der erlegten Vögel benutzen wenigstens die Indianer ihre starken Schwingen oder Schwanzfedern zur Herstellung von Fächern. Sie sammeln daher auch solche Federn, welche sie im Walde finden und bewahren sie bis zum Gebrauche in dem röhrenförmigen Scheidentheile eines getrockneten Palmenblattes auf. Hier und da werden auch die kleineren Federn zu allerlei Schmuck verwendet.

Die Gefangenen, welche man fast in allen Niederlassungen der Indianer findet, werden, laut Martius, aus den im Walde ausgenommenen, von Hühnern bebrüteten Eiern erzogen; denn die Fortpflanzung gefangener Hokkos soll nur unter besonders günstigen Verhältnissen gelingen. Die Indianer theilten Schomburgk mit, daß sich die Hokkos niemals in der Gefangenschaft fortpflanzen; Bates scheint Dasselbe erfahren zu haben, weil er bemerkt, daß es schwer zu sagen sei, warum diese prächtigen Vögel nicht schon längst von den Indianern zu Hausthieren gemacht wurden, da sie doch so leicht zahm werden. „Das Hinderniß soll darin liegen, daß sie in der Gefangenschaft nicht brüten. Dies mag wohl mit ihrem Baumleben zusammenhängen. Fortgesetzte Versuche würden möglicherweise ein günstigeres Ergebniß zur Folge haben. Die Indianer besitzen zu solchen Versuchen aber nicht genügende Geduld und auch nicht hinlängliches Verständniß. Gleichgültig gegen solche Vögel kann man sie nicht nennen; denn der gemeine Truthahn, welcher in Südamerika eingeführt wurde, steht bei ihnen in hoher Achtung." Es wird aus dem Folgenden ersichtlich werden, daß diese Annahme

der Reisenden nicht ganz begründet ist; wohl aber dürfte sie dazu beitragen, die Hoffnungen, welche einige Thierzüchter auf die Hokkos gesetzt haben, auf das rechte Maß zurückzuführen.

Ueber die leichte Zähmbarkeit dieser Vögel sind alle Naturbeobachter und ebenso alle Thierzüchter einig. Schon Azara erzählt, daß die Hokkos in den Niederlassungen nicht blos wie Haushühner leben, sondern förmlich zu Stubenthieren werden. Sonnini sah in Guayana Scharen gezähmter Hokkos in den Straßen umherlaufen und sich ohne Furcht vor den Menschen frei bewegen. Sie besuchten die Häuser, in welchen man ihnen Nahrung gegeben hatte, regelmäßig wieder und lernten ihren Pfleger genau kennen. Zum Schlafen erwählten sie sich erhabene Orte, in den Ortschaften also, wie die Pfauen, die Dächer der hohen Häuser. Bates berichtet von einem Gefangenen, welcher sehr vertraut mit seinem Gebieter war, sich selbst als ein Glied der Familie anzusehen schien, bei jeder Mahlzeit sich einfand, rund um den Tisch lief, von dem Einen zum Andern ging, um sich füttern zu lassen und zuweilen den Kopf an Wange oder Schulter seiner Freunde rieb. Nachts erwählte er seinen Schlafplatz neben der Hängematte eines kleinen Mädchens, welchem er ganz besonders zugethan war und dem er bei allen seinen Ausflügen folgte. Solche liebenswürdige Anhänglichkeit sollte, so möchte man glauben, die Hokkos zu allgemeinen Lieblingen machen; gleichwohl werden sie nicht von Jedermann gern in der Gefangenschaft gehalten. Auch sie haben, abgesehen von ihrer Langweiligkeit, Unarten und namentlich die eine, daß sie alles Glänzende, Goldknöpfe u. s. w. verschlucken und in Folge der starken Muskeln ihres Magens verderben.

Ich finde es sehr erklärlich, daß sich die Aufmerksamkeit der europäischen Thierzüchter schon seit Jahren auf die Hokkos richtete, und daß man glaubte, in ihnen sehr werthvolle Hausthiere erwerben zu können. Temminck bemerkt, daß man in Holland zu Ende des vorigen Jahrhunderts Hokkos gezüchtet habe, diese Zucht aber wieder verloren gegangen sei; er erinnerte sich dieser Angelegenheit jedoch nur aus seiner Jugendzeit her und kann sich recht wohl geirrt haben. Für Letzteres sprechen die Erfahrungen, welche wir neuerdings gelegentlich der mit großer Sorgfalt angestellten Versuche gewannen. Die Hokkos eignen sich, soviel wir bis jetzt erfuhren, in keiner Hinsicht zur Vermehrung im gezähmten Zustande. Schon die Haltung hat ihre Schwierigkeiten. Alle gewöhnen sich zwar leicht an ein Ersatzfutter und machen in dieser Hinsicht wenig Ansprüche; aber sie verlangen im Winter einen warmen Stall, weil sie sich sonst mindestens die Zehen erfrieren oder zu Grunde gehen, zeigen sich auch keineswegs so verträglich, wie man behauptet hat, sondern streiten sich sehr heftig mit andern ihrer Art oder mit Hühnern, dürfen also kaum unter gewöhnlichem Hausgeflügel gehalten werden. Zudem sind sie nur, wenn man ihnen einen größern Spielraum gewährt, einigermaßen anziehend, im engern Raume jedoch höchst langweilig. Stundenlang sitzen sie auf ein und derselben Stelle, fast ohne sich zu rühren, obgleich sie, wenn man sie jagt, eine große Beweglichkeit an den Tag legen. Ihre Stimme vernimmt man glücklicherweise nur in der Paarungszeit: wäre Dies nicht der Fall, so würden sie vollends unerträglich sein; denn weder ihr Brummen, noch das gellende Pfeifen, welches sie hören lassen, ist besonders angenehm. Wenn sie pfeifen oder brummen, sitzen sie lange Zeit auf ein und derselben Stelle, pumpen mit scheinbar großer Anstrengung eine Menge Luft in die Lunge, und lassen dieselbe nur stoßweise wieder ausströmen, wobei eben der sonderbare Laut erzeugt wird. Man bleibt im Unklaren, ob man das Brummen als Liebesruf zu deuten habe oder nicht; denn von einer Balze ist bei ihnen keine Rede, und der seinen Gesang hervorwürgende Hahn scheint sich nicht im Geringsten um die Henne und diese sich nicht um ihn zu bekümmern. Die Vögel thun also Nichts, um sich die Zuneigung ihres Pflegers zu erwerben.

Hokkos, welche ich längere Zeit beobachten konnte, haben zwar Wochen lang gebrummt, geknurrt und gepfiffen, niemals aber einen Versuch zur Fortpflanzung gemacht. Es liegen uns hierüber Berichte vor, und ich muß sie wohl oder übel benutzen, obgleich ich einzelne von ihnen keineswegs für verläßlich halte. So ist es für mich unzweifelhaft, daß Barthélemy-Lapommeraye, der Vorstand des naturhistorischen Museums zu Marseille, welcher einen langen Bericht über die Fortpflanzung der Hokkos geliefert hat, die wissenschaftliche Welt einfach belog. Man setzte, wie er erzählt, einige

Hokkos unter die Hühner eines Züchters in der Nähe von Marseille, gestattete ihnen nach einiger Zeit in einem ziemlich großen Hofe umherzugehen und bemerkte, daß sie sich bald an den Aufenthaltsort gewöhnten, herbeigelaufen kamen, wenn die Enten, Trut- und Perlhühner gefüttert wurden, an deren Mahlzeit theilnahmen, den nächsten Nachbarn Schnabelhiebe versetzten und auch wohl von Haushähnen bekämpft wurden, nicht selten über die Mauer des Hofes ins Feld flogen, um hier den Trauben nachzugehen, gegen Abend aber wieder zurückkehrten und sich hier mitten unter den Haushühnern auf die Stangen zum Schlafen aufsetzten. Oft wurde beobachtet, daß das Männchen sein Weibchen aufregte und hartnäckig verfolgte, niemals aber die Begattung gesehen. Eines schönen Tages war das Weibchen verschwunden, und wie man annahm, einem Raubthiere zur Beute gefallen. Nach Verlauf mehrerer Wochen aber erschien es in Begleitung von funfzehn schon ziemlich starken Küchlein, welche herrlich heranwuchsen und von beiden Eltern mit ersichtlichem Stolze geführt wurden. „Wir erhielten in dieser Weise mehrere Jahre hinter einander mehr oder weniger zahlreiche Bruten und entdeckten schließlich auch den verborgenen Nistort, einen ungeheuren Holzstoß, in einem Winkel. Niemals betrug die Stückzahl einer Brüt mehr als funfzehn; wenn sich also aus der Anzahl der ausgeschlüpften Jungen auf die Anzahl der gelegten Eier schließen läßt, so steht zu vermuthen, daß diese funfzehn nicht übersteigt."

Diese Mittheilung ist so gewiß erlogen, als Herr Barthélemy-Lapommeraye der großen Nation angehört. Es geht Dies aus allen übrigen Angaben mit unumstößlicher Gewißheit hervor, hätte derselben aber auch gar nicht bedurft, um den Franzmann der Unwahrheit zu überführen; denn ein Hokko, dessen Gelege in der Heimat nur aus zwei Eiern besteht, wird sich durch die Gefangenschaft wahrlich nicht bestimmen lassen, diese Anzahl zu versiebenfachen.

Beachtungswerther erscheint mir dagegen folgender von dem Franzosen Pomme gegebener Bericht: „Ich besaß sechs weibliche Hokkos und nur vier Männchen. Dieses Mißverhältniß hat mir den Beweis geliefert, daß der Vogel in Einweibigkeit lebt. Die nicht gepaarten Weibchen legen zwar dennoch und suchen die Liebkosungen des ersten, besten Männchens, welches ihnen in den Weg kommt; aber sie gehen in den Geschlechtsverrichtungen nicht weiter, bauen sich keine Nester, sondern legen ihre Eier, wohin sie gerade kommen, meist abends, wenn sie sich schon aufgesetzt haben. Diejenigen dagegen, welche Männchen haben, legen immer in ein Nest und zwar in ein solches, welches von den letzteren errichtet worden ist; denn bei diesen Vögeln baut das Männchen. Ich muß zugleich bemerken, daß die Hokkos, in Frankreich wenigstens, sehr selten brüten; von allen, welche ich bekommen konnte, hat nur ein einziges Neigung hierzu gezeigt. Fünf Stück haben Eier gelegt, das sechste war mehrere Tage lang gepaart und suchte das Männchen auf, aber es hat nie gelegt. Die neuangekommenen Weibchen bleiben während des ersten Jahres ihrer Einführung kalt und gefühllos; im zweiten Jahre paaren sie sich, aber sie legen nicht oder nur schallose Eier; im dritten Jahre ist Schale daran, sie ist jedoch zerbrechlich und unvollkommen, und erst im vierten Jahre verschwindet auch dieser Mangel. Jedes Weibchen legt, wenn es nicht brütet, nur einmal und zwar gegen Ende Aprils oder zu Anfang Mai's. Die Brütezeit dauert einunddreißig bis zweiunddreißig Tage. Bei mir wurden jedes Mal zwei, manchmal, aber selten, drei Eier gelegt. Fast alle Eier, welche ich bekam, waren befruchtet; aber bei fast allen starb das völlig entwickelte Junge in der Schale ab, als ob ihm die Kraft zum Ausschlüpfen gefehlt hätte. Es kommt Dies in unsern Gegenden bei einheimischen Vögeln oft vor, wenn die Mutter während des Legens nicht ganz gesund ist. Dreimal konnten indessen die jungen Hokkos die Schwierigkeiten beim Ausschlüpfen überwinden; aber, obwohl sie ganz kräftig waren, lebten sie doch nur drei bis vier Tage. Sie fraßen Nichts und starben ohne Zweifel Hungers. Gegen die Truthenne, welche sie ausgebrütet hatte, zeigten sie eine große Abneigung und hielten sich immer von ihr entfernt. Diese Beobachtung brachte mich auf die Vermuthung, daß die Mutter eine erste Nahrung im Kropfe bereite wie die Tauben, und solche den jungen Hokkos in den ersten Tagen unumgänglich nothwendig sei. Um mich hiervon zu überzeugen, gab ich einem Hokkohuhne zwei Eier von Schakuhühnern. Sie wurden so gut bebrütet, daß am 29. Tage die Pflegemutter mit ihren zwei

Pfleglingen im Garten umherspazierte. Das Männchen bekümmerte sich nicht um die Jungen; aber das Weibchen zog sie recht gut auf, und jetzt sind sie völlig aufgewachsen. Ich habe dabei gesehen, daß die Hokkohühner als Ammen nichts Besonderes haben und daß die Jungen wie die von anderen Hühnervögeln behandelt werden."

„Um die Aufzucht der Hokkos", schreibt Dr. Bodinus, „bin ich auf eine sehr ärgerliche Weise gekommen. Längere Zeit hatte ich bemerkt, daß das sehr bissige Männchen sein Weibchen heftig verfolgte, und dieses genöthigt war, sich, um sich zu retten, zu verbergen. Das Männchen flog auf die Spitze eines dürren Baumes, stellte sich auf einen der höchsten Aeste; hier ein eigenthümlich schallendes Pfeifen ausstoßend, übersah es seine ganze Umgebung und flog nach einiger Zeit herab, vermuthlich um das Weibchen zu betreten, ein Akt, welchen ich jedoch nicht beobachtete, weil dasselbe das etwas sehr ungestüme Annähern des Gemahls zu unpassender Zeit fürchtete. So wunderte ich mich gar nicht, als ich eines Tages bemerkte, daß das Weibchen in einem für Mandarinenenten bestimmten Häuschen saß und erst, als ich mehrere Tage hinter einander das Thier immer in derselben Stellung, Steiß und Schweif außerhalb besagten Kästchens fand, stieß mir der Gedanke auf, daß der Vogel sich fest gekrochen haben und nicht wieder zurückkommen könne. Es schien mir fast unmöglich und wenigstens unglaublich, daß ein Häuschen, gerade genügend, eine brütende Mandarinenente aufzunehmen, von einem großen Hokko freiwillig zu einem angemessenen Aufenthaltsorte gewählt werden könne. In der bangen Sorge, daß das Thier sich fest gekrochen habe und wohl gar todt sei, stieg ich auf einer Leiter bis zum Häuschen empor, ergriff jenes, um es hervorzuziehen, und als es nicht folgen wollte oder konnte, freute ich mich, daß ich zur rechten Zeit demselben zu Hilfe geeilt sei. Plötzlich bei einer Bewegung desselben hörte ich es krachen und — o Jammer! nun erst nahm ich wahr, daß der Vogel auf einem mächtig großen Ei brütete. Mein Verdruß war groß; allein das Unglück war geschehen, und wenn für diesmal die Aufzucht von Hokkos mißlungen ist, so habe ich doch wichtige Fingerzeige für die Zukunft erhalten, welche ich benutzen werde. Vielleicht hätte ich noch in demselben Sommer ein günstiges Ergebniß erzielt, wäre nicht um die Mitte Juli's entsetzlich kaltes Wetter eingetreten. Bald, nachdem nämlich das Hokkohuhn um sein Ei gekommen, stand der Hahn wieder pfeifend auf der Spitze eines Baumes, und eines schönen Tages nahm ich auch wahr, wie derselbe in eines der an der Wand hängenden Entenhäuschen gekrochen, ein ganz leises, gedehntes Pfeifen hören ließ und dabei sich mit den im Häuschen befindlichen Niststoffen zu schaffen machte, während das Weibchen sein altes daneben hängendes Häuschen wieder aufsuchte, vor meinen Augen in dasselbe kroch und — ich mochte den Augen kaum trauen — mit unglaublicher Gewandtheit sich in demselben umdrehte! Hätte ich früher nicht an dem vorhandenen Ei gesehen, daß das Thier im Häuschen wirklich gelegt haben mußte, ich hätte Dies nicht für möglich gehalten, weil es sich nach meinem Dafürhalten nicht umdrehen konnte; — jetzt war mir Alles klar. Das Thier hatte sich beim Legen mit dem Kopfe nach der Oeffnung gedreht, nothwendig hätte das Ei sonst außerhalb des Häuschens auf die Erde fallen müssen, denn letzteres ist bedeutend kürzer wie der Vogel selbst. Hieraus schließe ich, daß der Mutung nicht frei auf Bäumen, sondern in Höhlen sein Nest anlegt, und weil er die kleinsten benutzt, keine große Anzahl von Eiern legt, wie denn auch unsere Henne nur ein einziges gelegt hat. Zu letzterem Schluß komme ich um so mehr, als das Ei im Verhältniß zur Größe des Thieres unförmlich groß ist, größer als das größte Pfauenei. Von Farbe ist es weiß und der Form nach gleichmäßig rund-oval, nur ganz wenig ist das eine Ende spitzer als das andere."

Mit Pomme's Angaben stimmt ein Bericht von Aquarone ziemlich überein. Dieser Herr bekam im Jahre 1864 von einem Hahne und drei Hennen nach und nach funfzehn Eier, von denen das erste am 12. Juni, das letzte am 30. September gelegt wurde. Zwei Eier zerbrachen, sieben waren unbefruchtet, acht wurden ausgebrütet. Die Hennen legten immer zwei Eier in einem Zeitraume von vier bis fünf Tagen, setzten sodann vierzehn bis achtzehn Tage aus, legten hierauf wieder zwei Eier und ließen wiederum vierzehn Tage auf sich warten. Alle Eier wurden nicht von den wahren Müttern, sondern von Hennen ausgebrütet.

„Die jungen Hokkos“, sagt genannter Züchter, „nehmen in den ersten vierzehn Tagen wenig Nahrung zu sich, und man muß ihnen oft Etwas anbieten, um sie zum Fressen zu reizen. Sie lassen sich auch nicht gern beim Fressen zusehen, da sie sehr mißtrauisch sind, und verstecken sich entweder hinter die Henne oder verwenden keinen Blick von dem Zuschauer. Wenn sie sich zur Ruhe setzen wollen und die Anwesenheit eines Menschen merken, fliegen sie gegen das Gitter und hören nicht auf den Ruf der Henne. Selten verkriecht sich ein junger Hokko unter die Flügel der Alten, bäumt vielmehr von dem ersten Tage seines Lebens an. Ist keine Vorrichtung vorhanden, daß er sich auf einen erhöhten Standpunkt setzen kann, so ist er die ganze Nacht unruhig und stößt sich gegen das Gitter. Man darf deshalb die Jungen höchstens zwei bis drei Tage im Brutkasten halten und setzt sie lieber in einen Käfig von 1 Meter ins Geviert, mit einer, in einer Höhe von 40 bis 50 Centimeter angebrachten Stange, auf welcher sie dann die ganze Nacht und manchmal selbst am Tage zu sitzen pflegen. Sie haben vom ersten Tage ihres Lebens an gern einen großen Raum zur Benutzung, um in ihm zu laufen und zu springen. Ihre Zehen sind sehr zart; läßt man sie einen oder zwei Tage länger in dem Brutkasten, so verkrümmen sie dieselben; gibt man ihnen Stangen, so biegen sie sich zum natürlichen Zustande zurück. Der kleine Käfig, in welchem man sie zuerst hält, muß nach Süden liegen und mit feinem Sande bedeckt sein; denn sie liegen gern nach dem Fressen in der Sonne und baden sich im Sande. Wenn sie acht Tage alt sind, kann man sie füglich mit der Henne ausgehen lassen; sie bleiben bei ihr und fressen Gras aus Nachahmungstrieb. Nur muß man sie vor Hunden und Katzen hüten; denn sie sind so feig und gewöhnen sich so schwer an diese Thiere, daß sie vor Entsetzen leicht ihrer Mutter entrinnen und sie verlieren. Wenn man vergißt, sie in ihren Käfig zu bringen, setzen sie sich, auch wenn sie noch jung sind, möglichst hoch auf einen Baum, jedoch in die Nähe der Henne. Sie gewöhnen sich sehr schwer daran, das Futter aus der Hand zu nehmen, und selbst nach zwei bis drei Monaten geschieht Dies noch mit der größten Vorsicht und mit offenbarem Mißtrauen. Niemals lassen sie sich in die Hand nehmen wie die Küchlein unserer Hühner. Mit letzteren und mit Fasanen leben sie gesellig, und wenn sie einmal eines dieser Thiere verfolgen, so geschieht es aus Spielerei. Ihrer Pflegemutter beweisen sie eine große Anhänglichkeit und fliegen, wenn sie von ihr getrennt sind, über die Mauer, um ihr einen Besuch abzustatten.“

„Die jungen Hokkos sind nicht empfindlich gegen die Kälte, ein wenig gegen starken Wind, sehr gegen die Nässe, am meisten gegen Schnee. Sie laufen den ganzen Tag im Garten herum und suchen selbst gegen Abend keinen Schutz, falls das Wetter kalt und trocken ist, während sie bei feuchtem Wetter oder bei Regen oft den ganzen Tag über im Käfige verweilen, und sich abends bei Zeiten zurückziehen. In solchen Tagen lassen sie auch wohl die Henne, welche sie bei klarem Wetter nicht aus den Augen verlieren, allein ausgehen.“

Sie erhalten dieselbe Nahrung wie junge Fasanen: am ersten Tage harte Eier mit Salat und Brotkrume gemischt, später eine Mischung von Hanf, Reis, Gerste und Rübsen oder Samen. Ameiseneier sind eine Leckerei, welche sie nicht nöthig haben. Nach vier bis fünf Tagen fressen sie alle möglichen kleinen Thiere, wie Heuschrecken, Mücken, Ameisen, Mehlwürmer, Mehlkäfer und mit Vorliebe solche, die hart sind; so ziehen sie die gelben Mehlwürmer den weißen vor, Regenwürmer beachten sie kaum; vierzehn Tage später fressen sie alle Thiere, bis auf die Regenwürmer, diese erst, nachdem sie selbst einen Monat alt geworden und auch dann nur, wenn sie solche selbst gesucht haben; im späteren Alter aber haben sie solche Würmer sehr gern. Brot in Milch getaucht lieben sie auch, falls nur das Brot nicht zu sehr erweicht ist. Ueberreste von Krabben und Krebsen behagen ihnen, und diese Nahrung ist ihnen auch sehr zuträglich. Kleine Schnecken fressen sie, doch erst nachdem sie die Schale derselben zerbrochen, während Fasanen und Enten sie ganz verschlucken.

In den ersten zwei bis drei Monaten wachsen sie nicht sichtlich; aber nach einem Monat entwickeln sie sich sehr rasch. Nach der ersten Mauser verändert sich das Gefieder nicht mehr. Bei den Hennen ist die Haube von Anfang an dichter als bei den Hähnen, und die Federn erscheinen bei den Männchen zuerst auf der Seite, bei den Weibchen in der Mitte. Das Geschlecht kann bei allen Arten nur durch

die Haube unterschieden werden: das Weibchen hat weiße Punkte in derselben. Das Auge beider Geschlechter ist kurz nach der Geburt kastanienbraun; diese Färbung bleibt bei den Weibchen, während sie sich bei den Hähnen dunkler färbt; nach Verlauf eines Monats ist sie braun, nach Verlauf von vier Monaten dunkelbraun und, wenn sie erwachsen sind, fast schwarz.

Als Verbindungsglied der Hokkos und Schakuhühner kann der Berghokko (Oreophasis Derbyanus) angesehen werden. Da dieser Vogel noch wenig bekannt ist, sich aber im hamburger Museum befindet, will ich seine Beschreibung ausführlicher geben. Die Gestalt ist gestreckt, jedoch kräftig, der Leib walzig, der Hals kurz, der Kopf verhältnißmäßig klein, der Flügel kurz, stark gerundet, in ihm die sechste Schwinge die längste, der Schwanz lang, sanft gerundet, seitlich verkürzt; Schwingen und Steuerfedern sind sehr breit, erstere einwärts gebogen, die Oberarm- und Schulterfedern über den Handschwingen verlängert, die kleinen Federn bis zur Mitte dunig, aller Schäfte merklich, die der Bürzelfedern auffallend verdickt, die Federn der Kehle sammtig und weiter unten haarig, die übrigen breitfahnig, hart und deshalb glatt anliegend; der Schnabel ist lang gestreckt, zum größeren Theile seiner Länge aber von der Wurzel aus allseitig mit sammtartigen Federn bekleidet, welche oben eine Bürste bilden, der obere Theil sanfthakig über den unteren herabgekrümmt und an der Spitze gleichzeitig verbreitert, der Fuß kurz, langzehig, mit großen, seicht gebogenen Nägeln bewehrt, die Spannhaut zwischen der äußeren und Mittelzehe sehr deutlich, der Lauf bis unter die Füße befiedert; mitten auf der Stirn erhebt sich ein schlankes, oben stumpfes, vom Grunde an nach hinten, oben aber wieder etwas nach vorn gerichtetes Horn.

Hinsichtlich der Färbung findet zwischen beiden Geschlechtern kein Unterschied statt. Ihre Oberseite, der Flügel und der Bauch sind schwarz, grünlich schimmernd, die Gurgel und die Brust weißgrau, jede Feder hier mit schwarzbraunem Schaftstrich gezeichnet, die Schwanzfedern durch eine anderthalb Zoll breite, grauweiße, durchgehende Binde geschmückt. Das Auge ist weiß, der Schnabel blaßstrohgelb, das Horn scharlach-, der Fuß hochroth. Die Länge beträgt etwa 30, die Fittiglänge 14, die Schwanzlänge 14½ Zoll.

Der erste Berghokko wurde ungefähr ums Jahr 1848 von einem Spanier getödtet, gelangte nach mancherlei Umwegen schließlich in den Besitz des Grafen Derby und somit zur Kenntniß der Vogelkundigen. Bis zum Jahre 1859 waren noch sechs Stück erlegt worden, darunter die beiden, welche das hamburger Museum zieren; in dem gedachten Jahre erhielt Salvin zwei Männchen und ein Weibchen. Andere sind meines Wissens nicht erbeutet worden, obgleich man wegen des hohen Preises der Bälge eifrige Nachforschungen anstellte. Die Seltenheit des Vogels erklärt sich durch sein beschränktes Vorkommen: er findet sich nämlich ausschließlich auf dem „Volcan de Fuego" in Guatemala. Salvin erkundigte sich bei allen Indianern des Gebirges nach den Berghokkos und erfuhr, daß diejenigen, welche den genannten Feuerberg nicht besuchten, auch von dem Vorhandensein der Vögel Nichts wußten, während alle, welche den Gipfel des „Volcan de Fuego" bestiegen hatten, auch von diesem seltenen Bewohner der Höhe zu erzählen hatten. Ein Jagdzug, welchen Salvin eigens zu dem Zwecke antrat, Berghokkos zu erlegen, blieb ohne Ergebniß; doch lernte unser Forscher die Oertlichkeit kennen, in welcher sie vorkommen. Es ist Dies ein Gürtel in einer Höhe von siebentausend Fuß über dem Meere, welcher mit hohen Waldbäumen bedeckt ist und namentlich einen Fruchtbaum enthält, welcher die Lieblingsnahrung bietet. Der Salvin begleitende Jäger erzählte, daß man das gesuchte Wild in den Morgenstunden gewöhnlich in den oberen Zweigen der Waldbäume mit Aufsuchen jener Frucht beschäftigt findet, später am Tage zwischen dem Unterholze und auch wohl auf dem Boden wahrnehmen könne. Dies ist ganz wie die Lebensweise anderer Hokkos und der Schakuhühner auch. Hierauf beschränkt sich zur Zeit die Lebenskunde des seltenen Vogels.

* * *

Die Schakuhühner (Penelopae) unterscheiden sich von den Hokkos durch ihren gestreckten Leib, den verhältnißmäßig langen, stark gerundeten Schwanz und niederen Fuß, ihren schlanken und niedrigen, am Grunde mit einer breiten Wachshaut bekleideten Schnabel, eine nackte Stelle ums Auge, ihre fast nackte, d. h. nur sparsam mit kurzen Pinsel- oder langen Haarfedern besetzte Kehle und die Beschaffenheit des Gefieders, welches sich auf dem Kopfe wohl auch zu einer Holle oder Haube verlängert, niemals aber zu jenem haubenartigen Kamme, welcher die Hokkos schmückt. Die Färbung des Gefieders stimmt insofern überein, als auf der Oberseite ein düsteres, metallisches Grün, Braun u. s. w. vorherrschend wird und auf der Unterseite, zumal auf der Brust, viele Federn hell gesäumt sind.

Das Geripp ähnelt dem der Hokkos. Unter den Weichtheilen ist die Luftröhre, zwar nicht bei allen, aber doch bei vielen Arten und namentlich bei den Männchen, ausgezeichnet. Wenn sie im Halse herabgestiegen ist, wendet sie sich auf die linke Seite des Kropfes, tritt dann auf die äußere Brust heraus, läuft über den Vordertheil des linken Schlüsselbeins, zwischen den beiden Schenkeln des Gabelknochens hindurch über den Kamm des Brustbeins weg, biegt sich um, geht abermals zwischen den Gabelknochen durch, biegt sich über das linke Schlüsselbein und tritt nun erst in die Brusthöhle ein. Auf den Brustmuskeln ist sie mit Zellgeweben befestigt; an den oberen Enden der Biegungen befindet sich ein starker Muskel, welcher mehrere Ringe der Luftröhre umfaßt, gegen den Kamm des Brustbeins ansteigt und an dem obern Ende desselben sich in zwei Schenkel theilt, welche sich mit Zellgeweben an den Brustbeinkamm heften, mit den Brustmuskeln aber sich vereinigen.

Die Familie ist reich an Arten; viele von diesen ähneln sich jedoch in so hohem Grade, daß ihre Kunde heutigen Tages noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Auch die Lebensweise der meisten Arten scheint dieselbe zu sein.

Die Schakupemba (Penelope superciliaris) vertritt mit einigen Verwandten die Sippe der Guanhühner und kennzeichnet sich durch verhältnißmäßig bedeutende Größe, mittellangen Schwanz, an der Spitze stark verschmälerte Vorderschwingen, weiches Gefieder, mittellange Kopfhaube, nackte Stirn, Kopfseiten und Kehle. Das Gefieder ist auf Oberkopf, Nacken, Hals und Brust schieferschwarz, grau überlaufen, jede Feder weißlich gerändert, auf dem Rücken, Flügel und Schwanz erzgrün, weißgrau und rostrothgelb gesäumt, auf Bauch und Steiß rostgelbroth und braun quer gewellt oder braun und rostgelbroth gesäumt; die Schwingen sind fein graugelb gerändert; ein weißlichbrauner Streifen verläuft über das Auge. Dieses ist braun, die nackte Stelle um dasselbe schwarz, die nackte Kehle dunkelfleischroth, der Schnabel horngraubraun, der Fuß graulichfleischbraun. Die Länge beträgt 24, die Fittiglänge 10, die Schwanzlänge 10½ Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich durch minder deutliche Augenstreifen und verwaschene Federsäume, der junge Vogel durch sehr mattgraubräunliche Färbung, rostrothgelben Augenstreifen und eine feinere Wellenzeichnung auf dem Brust-, Steiß- und Schenkelgefieder.

Die Schakutinga (Pipile leucolophos), wegen ihres niedern Laufes, der an der Spitze sichelförmig verschmälerten drei ersten Schwingen, der aus sehr schmalen, drei Zoll langen, feingespitzten, aufrichtbaren Federn bestehenden Haube, der mit schwarzen Borstenfedern dichtbesetzten Wange und der mit zerstreuten Borstenbüschelchen bekleideten Kehle einer anderen Sippe zugezählt, ist auf der Oberseite schieferschwarz, auf den Außenflügeln aber weiß, nur durch schieferfarbene Endflecken der Federn getüpfelt, auf Hinterrücken, Bürzel, Unterbrust, Bauch und Afterdecke rothbraun, auf den Unterhals- und Brustfedern, wegen der weißen Federsäume, geschecht; die Haube besteht aus reinweißen, schwarz geschäfteten Federn; die Schwingen und Steuerfedern sind schwarz, stahlblauglänzend. Das Auge ist dunkelkirschroth, das nackte Gesicht himmelblau, die Kehle hellroth, der Schnabel hornschwarz, an seiner Wurzelhälfte ultramarinblau, der Fuß roth. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, seine Haube kürzer, seine Färbung matter, die weiße Säumung breiter, der junge Vogel sehr kurz-

häubig, grauschwarzbraun, auf Steiß und Bauch fast rostbraun. Die Länge beträgt 29, die Breite 39, die Fittiglänge fast 11, die des Schwanzes 10¾ Zoll.

Der Aracuang (Ortalida Aracuan) und seine Verwandten sind kleiner und langschwänziger, die Läufe so lang als die Mittelzehe, die vordersten Handschwingen nicht abgesetzt zugespitzt, sondern ein wenig gerundet, im Fittig die fünfte bis siebente Schwinge die längsten, die Wangen kahl, die beiden nackten Kehlfelder durch einen schmalen befiederten Mittelstreifen geschieden, die Federn sehr abgerundet und weich. Auf der Oberseite der genannten Art herrscht ein schwer zu beschreibendes Olivenbraungrün vor; der Scheitel erscheint etwas röthlicher, die Brust und der Vorderhals wegen der weißlichen Federränder gefleckt; die drei äußern Steuerfedern haben eine rostrothe Spitze. Das Auge ist dunkelbraun, die nackte Stelle um dasselbe bläulichschwarz, der unbefiederte Theil der Kehle fleischroth, der Schnabel hellbleifarben, der Fuß hellfleischroth. Die Länge beträgt 20½, die Breite 23¼, die Fittiglänge 7, die Schwanzlänge 9 Zoll. Das Weibchen unterscheidet sich wenig, das Junge durch mattere Färbung von dem Männchen.

Mittel- und Südamerika von Südtexas an bis Paraguay und Chile sind die Heimat der Schakuhühner, hochstämmige Waldungen ihr Aufenthalt. Die einzelnen Arten leben gewöhnlich neben, zuweilen aber auch unter einander, diese an der Küste, andere in bergigen Gegenden, einige auch in Hochgebirgen bis zu 7000 Fuß über dem Meere. Die beschriebenen Arten sind sämmtlich in Brasilien zu Hause: die Schakupemba lebt in allen Waldungen der Ostküste, die Schakutinga mehr im Innern der Urwälder, nach Prinz von Wied niemals in der Nähe der Seeküste, der Aracuang im mittleren Brasilien, z. B. bei Bahia, hauptsächlich in den Catingawäldern. Alle größeren Arten halten sich einzeln, die kleineren gewöhnlich in starken Flügen zusammen, welche bis zu hundert und mehr Stück anwachsen können. Solchen Gesellschaften pflegt dann ein Männchen vorzustehen, und ihm der ganze Flug Gehorsam zu leisten: Humboldt sah am Magdalenenflusse einen Schwarm, welcher wenigstens sechzig bis achtzig Stück zählen mochte, „auf einem einzigen dürren Baume zusammen“. Gewöhnlich aber verstecken sich die Schakuhühner sorgfältiger in den dichten Baumkronen, achten auch sehr vorsichtig auf Alles, was um sie her vorgeht und lassen sich deshalb nicht immer ohne Umstände beobachten oder jagen. Der Prinz von Wied und Burmeister stimmen darin überein, daß unsere Hühner in der Regel nicht sehr hoch in die Bäume gehen, sich vielmehr besonders in dem dunklen Gebüsch des Unterholzes aufhalten; andere Beobachter sahen sie auch in den Kronen hoher Bäume. Hier bewegen sie sich mit ziemlichem Geschick, während ihr Flug nur höchst mittelmäßig und ihr Lauf auf der Erde auch keineswegs ausgezeichnet ist. Humboldt erzählt, daß ein Schwarm Parraquashühner, Verwandte des Aracuang, sich in der Nähe seines Nachtlagers zusammengefunden hatte, um an dem nahen Flusse zu trinken. Nachdem sie ihren Durst geletzt, versuchten sie, an dem abschüssigen Ufer emporzukommen; Dies aber wurde ihnen so schwer, daß die Reisenden sie vor sich herjagen konnten wie Schafe. Schomburgk berichtet dagegen, daß die Schakuhühner, wenn sie sich in den Wipfeln der Bäume befinden und hier verfolgt sehen, mit ungemeiner Schnelligkeit von Ast zu Ast eilen und der dicht belaubten Krone eines Baumes zustreben, um hier sich zu verbergen oder von Baum zu Baum weiter zu fliegen. Ueber das Betragen der Mitglieder eines Schwarmes gegen einander finde ich in den mir bekannten Werken der Reisenden keine Angabe; an Gefangenen aber habe ich beobachtet, daß sie unter sich im tiefsten Frieden leben und gar nicht daran denken, sich nach Art der eigentlichen Hühner zu befehden. Dem ausgezeichneten Baue der Luftröhre entspricht die sonderbare Stimme, von welcher alle Reisenden zu erzählen wissen. Die Schakuhühner verkünden, eher als andere Vögel, durch ihr Geschrei den kommenden Tag, lassen sich aber auch später oft genug vernehmen. Das Geschrei klingt unangenehm, kann auch nicht gut mit Silben ausgedrückt werden; doch darf man sagen, daß die Namen „Schaku, Guan, Parraqua, Apeti und Aburri“ nicht übelgewählte Klangbilder der Stimme sind. Owen erzählt, daß einzelne Arten

den Reisenden mit ihrem Lärm fast betäuben. Ein Mitglied des Trupps beginnt mit einigen zirpenden Lauten, die übrigen fallen nach und nach ein, der Lärm wächst immer mehr, bis er endlich eine für das Ohr der Menschen fast unerträgliche Höhe erreicht, hierauf vermindert er sich wieder und verstummt endlich gänzlich, wenn auch nur auf kurze Zeit. Die Stimme der Schakupemba ist kurz und rauh, wird aber oft wiederholt. Gefangene, welche der kölner Thiergarten besitzt, schreien zuweilen ohne Unterbrechung fünf Minuten lang in widerwärtiger, gleichmäßiger Weise, da sie ewig nur die zwei verschiedenen Laute hervorstoßen, welche man ebensowohl durch „Guan“ wie durch „Schaku“ übertragen kann. Beide Laute klingen heiser und tonlos, werden auch nur auf eine kurze Strecke hin vernommen. Der sogenannte Parraquasfasan erfüllt den Wald mit einem einförmigen Geschrei, welches Humboldt durch die Silben „Katakras, katakras“ wiederzugeben versuchte; seine Verwandten lassen ähnliche und gleich unangenehme Laute hören.

Die Nahrung besteht vorzugsweise in Baumfrüchten und Beeren. Der Prinz fand in dem Magen der von ihm Getödteten stets auch Ueberreste von Kerbthieren.

Ueber die Fortpflanzung liegen mehrere Angaben vor; Ausführliches aber wissen wir noch nicht. Alle Schakuhühner bauen ihre Nester im Gezweige der Bäume und wohl ausnahmsweise nur auf dem Boden, erinnern also in dieser Hinsicht entschieden an die Tauben. Das Nest besteht aus Zweigen und ist ziemlich locker gebaut; einige Arten pflegen belaubte Zweige zu wählen. Zwei bis drei, ausnahmsweise wohl auch vier bis sechs große, weiße Eier bilden das Gelege. Ob das Weibchen allein brütet oder vom Männchen unterstützt wird, scheint noch nicht festgestellt zu sein; die Beobachter, und unter ihnen namentlich Bajon, berichten nur, daß die Jungen von der Mutter geführt werden. Sie sollen, sobald sie der Eierschale los sind, auf den Zweigen des Unterholzes umherklettern, eine Zeitlang von der Mutter im Neste geätzt werden, nach und nach zum Boden herabsteigen und hier der Alten folgen, wie Küchlein der Henne. Später führt sie jene in den Morgenstunden auch wohl auf die Waldblößen, wo junges Gras wächst; sobald aber die Sonne kräftiger scheint, kehrt Alles zum Walde zurück und verbirgt sich hier sogut als möglich. Einzelne Arten sollen erst nach zehn bis zwölf Tagen vom Neste herabsteigen. Mit dem Flüggewerden verlassen sie die Alte, und diese brütet sodann vielleicht noch einmal.

Jung aus dem Neste genommene Schakuhühner werden außerordentlich zahm und lassen sich ohne sonderliche Mühe an eine bestimmte Oertlichkeit gewöhnen. Wo sie erzogen worden sind, gehen sie ab und zu, wie Haushühner, und finden sich auch oft nach längerer Zeit wieder ein. Deshalb fehlen sie den Ansiedlungen der Indianer selten; sie gehören überall zu den beliebtesten Hausvögeln, weil sie die wenigste Mühe verursachen. Nur in einer Hinsicht lassen sie sich nicht gern bevormunden. Es hält schwer, sie daran zu gewöhnen, ihre Nachtruhe in einem Stalle oder überhaupt in einem verschließbaren Raume zu nehmen, weil sie lieber auf den Hausdächern oder benachbarten Bäumen nächtigen. Auf dem Hofe gewöhnen sie sich an andere Thiere und namentlich ans Hausgeflügel. Gibt man sich mit ihnen ab, so kann man sie, wie Sonnini berichtet und ich selbst erfahren habe, förmlich zu Schoßthieren machen. Sie lieben es, wenn man ihnen schmeichelt, gestatten es, daß man dicht an sie herantritt, sie auf eine Hand setzt und mit der anderen sanft über das Rückengefieder streicht; ja, sie fordern förmlich zu Liebkosungen heraus und bezeugen ihre Freude, wenn man ihnen gewährte. Ungeachtet dieser liebenswürdigen Eigenschaften dürften sie sich doch kaum zur Einbürgerung eignen, weil sie in der Gefangenschaft nur in seltenen Ausnahmsfällen Eier legen, sich deshalb auch, soviel mir bekannt, im Käfige noch nirgends fortgepflanzt haben. Eine derartige Zurückhaltung aber bei Vögeln, welche Hausthiere werden sollen, ist das größte Hinderniß ihrer Zähmung und Einbürgerung. Hierzu kommt, daß sich die Schakuhühner ebensowenig wie die Hokkos mit unserm Klima befreunden können, vielmehr jede Rauhheit desselben schwer empfinden und auch wirklich schwer büßen müssen.

Das Wildpret vieler Schakuhühner soll vorzüglich sein; die unerbittliche Verfolgung, welche sie in ihren heimischen Wäldern, abseiten des Menschen, zu erleiden haben, wird also erklärlich. Einzelne